<36624717880013

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 1. Sonntag, den 1. Januar. 1865.

Zum neuen Jahr.

Durch jedes arme Menschenleben,
Wie durch das ganze reiche All
Geht angstvoll ein geheimes Leben
Gleich eines Seufzers Wiederhall.
Was auch den Einzelnen beschieden,
Womit die Welt sich prahlend schmückt,
Der Frieden ist es nur, der Frieden,
Der wahrhaft Herz und Welt beglückt.

Ob Jahr auf Jahr mit Stromes Schnelle
Im großen Meere sich verlor,
Noch steigt aus keiner Zeiten Welle
Des Friedens Eiland hold empor;
Drum dringt an jedes Jahres Wende
Zum Herrn empor von nied'rer Flur
Ein banges Flehen ohne Ende:
Den Frieden gieb, gieb Frieden nur!

Des Friedens volle Sonne leuchte
Der weiten Welt, der engen Brust,
Und alles, was die Zwietracht scheuchte,
Entfalte sich in reiner Lust;
Laß mild zur Eintracht sich gewöhnen,
Was in der Welt sich hadernd regt,
Zu stiller Ruhe sich versöhnen,
Was feindlich uns're Brust bewegt.

Doch ward noch nicht genug gestritten
In Herzensnoth und Schlachtendampf,
Genug gekämpft nicht und gelitten,
So gieb uns einen letzten Kampf;
In allen Mühen und Beschwerden
Fließ' unser Blut, rinn' unser Schweiß,
Doch dann laß endlich Frieden werden,
Des letzten Kampfes letzten Preis.

Und wo ein Herz sich zuckend windet,
Verzehrend sich in Angst und Pein,
Und dennoch keinen Frieden findet,
So wollest du ihm gnädig sein;
Steck ihm ein kurzes Ziel hienieden,
Vertilge seiner Leiden Spur,
Gieb ihm den letzten langen Frieden,
Den Frieden gieb, gieb Frieden nur!

A. T.

Leben und Schule.

Novelle von Felix Dahn.

(Aus dem Heimgarten.)

1.

Die Ankunft.

Franken ist ein liebliches deutsches Land! Freundliche Gärten, lachende Felder füllen die Thäler aus, welche von sanften Hügelwellen in anmuthigen Linien umfriedet und von heiteren Wiesbächen durchschlängelt werden, und nur eine Fortsetzung dieser Gärten scheinen die Buchenwälder, welche häufig die Hohenzüge krönen. Da ist kein schäumender Wildbach, der Verheerung drohte, keine düstre Schlucht, kein zackiger Fels mit scharfen, Kampf bedeutenden Formen, die Natur hat hier Friede geschlossen mit dem Menschen: gern gewährt sie seiner mäßigen Mühe das Nützliche und schenkt ihm das Schöne als freundlichen Schmuck obenein; nirgends sind die Saatfelder in so reichem und doch noch unschädlichem Maße von der blauen Kornblume geschmückt zu sehen. Und wie das Land, — so die Menschen: der Grundzug ihres Wesens ist ein heiterer sinniger Friede: weder eine heftige Leidenschaftlichkeit der Sinne, noch eine quälerische Schärfe des Verstandes stört das Gleichmaß der Volksanlagen. In einem solchen fränkischen Thal lag Goldenau, das Landgut der Brüder Ernst und Frank Reichhart. In der Mitte der dazu gehörigen Oeconomiegebäude erhob sich das einstöckige Wohnhaus, nicht zu stattlich gebaut, um des Eindrucks der Ländlichkeit, nicht zu ländlich, um der Stattlichkeit zu entbehren. — In seinem Arbeitszimmer im ersten Stock des Hauses stand Ernst, der ältere der beiden Brüder; die nachgelassenen Papiere des Vaters lagen wohl geordnet auf dem Schreibtisch; die untergehende September-Sonne beleuchtete freundlich das Brustbild des ehrwürdigen Verstorbenen, auf dessen milden Zügen das Auge des Sohnes mit Rührung ruhte; er nahm eines der Papiere auf, welches die Ueberschrift trug:

„Von meinem lieben Sohne Ernst ein Jahr nach meinem Tode zu öffnen."

Er drückte die Schrift mit feuchten Augen an die Lippen.

„Guter, guter Vater! sprach er dann leise, — diese Worte sind der größte Beweis Deiner innigen Liebe: hier redet dein edles Herz seine eigenste Sprache!" Und er las:

„Mein lieber Sohn! Als ich in meinem Testament mein Vermögen und vor Allem unser Goldenau unter Euch, meine guten lieben Söhne, gleich vertheilte und den Wunsch aussprach, daß

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 1. Sonntag, den 1. Januar. 1865.

Zum neuen Jahr.

Durch jedes arme Menschenleben,
Wie durch das ganze reiche All
Geht angstvoll ein geheimes Leben
Gleich eines Seufzers Wiederhall.
Was auch den Einzelnen beschieden,
Womit die Welt sich prahlend schmückt,
Der Frieden ist es nur, der Frieden,
Der wahrhaft Herz und Welt beglückt.

Ob Jahr auf Jahr mit Stromes Schnelle
Im großen Meere sich verlor,
Noch steigt aus keiner Zeiten Welle
Des Friedens Eiland hold empor;
Drum dringt an jedes Jahres Wende
Zum Herrn empor von nied'rer Flur
Ein banges Flehen ohne Ende:
Den Frieden gieb, gieb Frieden nur!

Des Friedens volle Sonne leuchte
Der weiten Welt, der engen Brust,
Und alles, was die Zwietracht scheuchte,
Entfalte sich in reiner Lust;
Laß mild zur Eintracht sich gewöhnen,
Was in der Welt sich hadernd regt,
Zu stiller Ruhe sich versöhnen,
Was feindlich uns're Brust bewegt.

Doch ward noch nicht genug gestritten
In Herzensnoth und Schlachtendampf,
Genug gekämpft nicht und gelitten,
So gieb uns einen letzten Kampf;
In allen Mühen und Beschwerden
Fließ' unser Blut, rinn' unser Schweiß,
Doch dann laß endlich Frieden werden,
Des letzten Kampfes letzten Preis.

Und wo ein Herz sich zuckend windet,
Verzehrend sich in Angst und Pein,
Und dennoch keinen Frieden findet,
So wollest du ihm gnädig sein;
Steck ihm ein kurzes Ziel hienieden,
Vertilge seiner Leiden Spur,
Gieb ihm den letzten langen Frieden,
Den Frieden gieb, gieb Frieden nur!

A. T.

Leben und Schule.

Novelle von Felix Dahn.

(Aus dem Heimgarten.)

1.

Die Ankunft.

Franken ist ein liebliches deutsches Land! Freundliche Gärten, lachende Felder füllen die Thäler aus, welche von sanften Hügelwellen in anmuthigen Linien umfriedet und von heiteren Wiesbächen durchschlängelt werden, und nur eine Fortsetzung dieser Gärten scheinen die Buchenwälder, welche häufig die Hohenzüge krönen. Da ist kein schäumender Wildbach, der Verheerung drohte, keine düstre Schlucht, kein zackiger Fels mit scharfen, Kampf bedeutenden Formen, die Natur hat hier Friede geschlossen mit dem Menschen: gern gewährt sie seiner mäßigen Mühe das Nützliche und schenkt ihm das Schöne als freundlichen Schmuck obenein; nirgends sind die Saatfelder in so reichem und doch noch unschädlichem Maße von der blauen Kornblume geschmückt zu sehen. Und wie das Land, — so die Menschen: der Grundzug ihres Wesens ist ein heiterer sinniger Friede: weder eine heftige Leidenschaftlichkeit der Sinne, noch eine quälerische Schärfe des Verstandes stört das Gleichmaß der Volksanlagen. In einem solchen fränkischen Thal lag Goldenau, das Landgut der Brüder Ernst und Frank Reichhart. In der Mitte der dazu gehörigen Oeconomiegebäude erhob sich das einstöckige Wohnhaus, nicht zu stattlich gebaut, um des Eindrucks der Ländlichkeit, nicht zu ländlich, um der Stattlichkeit zu entbehren. — In seinem Arbeitszimmer im ersten Stock des Hauses stand Ernst, der ältere der beiden Brüder; die nachgelassenen Papiere des Vaters lagen wohl geordnet auf dem Schreibtisch; die untergehende September-Sonne beleuchtete freundlich das Brustbild des ehrwürdigen Verstorbenen, auf dessen milden Zügen das Auge des Sohnes mit Rührung ruhte; er nahm eines der Papiere auf, welches die Ueberschrift trug:

„Von meinem lieben Sohne Ernst ein Jahr nach meinem Tode zu öffnen."

Er drückte die Schrift mit feuchten Augen an die Lippen.

„Guter, guter Vater! sprach er dann leise, — diese Worte sind der größte Beweis Deiner innigen Liebe: hier redet dein edles Herz seine eigenste Sprache!" Und er las:

„Mein lieber Sohn! Als ich in meinem Testament mein Vermögen und vor Allem unser Goldenau unter Euch, meine guten lieben Söhne, gleich vertheilte und den Wunsch aussprach, daß

Frank die Verwaltung fremder Güter nach meinem Tode aufgeben und seinen Beruf in der Verwaltung unseres Eigenthums vollständig erlernen sollte, Du aber auf dem Gute wohnen bleiben und hier Deine Studien fortsetzen mögest, bin ich in dieser eurer Gleichstellung, nur meiner Euch gleichmäßig umfangenden Liebe gefolgt. Ich habe gewünscht, daß ihr zusammenlebet, denn, wie die Schrift sagt, es ist gar fein und lieblich, wo zwei Brüder einträchtiglich beisammen wohnen: und dann schien mir dadurch zugleich am Besten für euer Wohl gesorgt. Möchte auch Frank in der Verwaltung fremder Güter mehr Kenntnisse und vielleicht mehr Vermögen erworben haben, — seine Natur verlangt nicht nach theoretischer Einsicht und ihn wird die völlige Unabhängigkeit am Meisten glücklich machen; zudem wird ja wohl unser Gut immer ausreichen, Euere bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Du aber, mein Ernst, sollst hier auf dem Lande wohnen bleiben: ungern sähe ich Deine innerliche, stille Natur in den verzehrenden Weltkampf hineingezogen, der heutzutage in den Weltstädten ausgefochten wird. Du bist zu bescheiden und zu gewissenhaft, um in diesen Schranken einen Preis zu erringen: Du würdest nur ritterliche Waffen führen wollen, und sie würden Dich mit Keulen erschlagen, mit Dolchen erstechen. Ich selbst bin doch von derberer Art, als Du, und doch, Du weißt es, als ich im Jahre 1848 meinen Lehrstuhl verließ, um an den Ministertisch zu treten, konnte ich nicht ein Jahr mich behaupten. Der Doctrinär wurde gestürzt, und schwer enttäuscht suchte und fand ich den Frieden nur in völliger Zurückgezogenheit hier in Goldenau. Ich fühle es: die Wunden, die meinem Herzen damals geschlagen wurden, waren tödtlich. Dir, mein Ernst, dem Philosophen, würden die Verhältnisse noch widerstrebender sein, als mir, dem Historiker; ich möchte Dir diese sieglosen Kämpfe ersparen. Zudem hat der nagende Gedanke, der das behagliche Gedeihen des Menschen niemals aufkommen läßt, in Dein Gemüth und auf Deine Stirn früh so tiefe Furchen gezeichnet, daß gewiß nur das Leben in der friedlichen und verjüngenden Luft des Landes Dich vor raschem Altern schützen kann. Laß mich mit der Hoffnung scheiden, daß Du Goldenau und Frank nur aus zwingenden Gründen verlassen wirst: er ist zwanzig, Du fast dreißig Jahre alt: Deine Reife kann ihm den Vater ersetzen.

Und nun mein Sohn, empfange den Lohn, den einzigen und höchsten, welchen ich Dir dafür geben kann, daß Du mir nie im Leben eine Stunde des Kummers gemacht, daß Du meine Freude, mein Stolz gewesen bist von Jugend auf, daß Du mich in den sieben Jahren seit meinem Rückzug aus dem öffentlichen Leben geheilt und verjüngt hast durch Dein geistiges Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit mir. Dieser Lohn, — er ist nur ein Wunsch: ich wünsche, daß unsere liebe Anna Dein Weib werde. Ihr Vater, mein armer, frühverstorbener Bruder, hatte sie, eine hilflose Waise, meiner Sorge überlassen: bis in ihr sechszehntes Jahr habe ich die Verlassene hier mit Euch erzogen, wie Eure Schwester; ich habe gefühlt, was Dir vielleicht selbst kaum bewußt war, wie eine stille, tiefe Neigung zu dem lieblichen Kinde in Dir erwachte: ich weiß, daß sie, die zwölf Jahre jünger ist, als Du, mit begeisterter Verehrung an Dir hängt, der ihr als das Muster eines Mannes von Kindheit an gepriesen wurde und sich selbst bewährte: ich werde, fürcht' ich, nicht mehr erleben, daß sich diese Verehrung in dem holden Mädchen zur Liebe entfalten wird: doch wird es geschehen, ich ahne es, und es ist der höchste, letzte Wunsch meines Herzens; Ihr allein seid einander werth, Ihr seid für einander geboren.

Niemals habe ich sie angesehen, ohne Dich als ihren Gatten zu denken: sie war mir darum immer wie eine Tochter und nur darum und unter dieser Voraussetzung habe ich in meinem Testamente ihre Erziehung, ja ihre ganze Lebensversorgung auf unser Vermögen übernommen und zwar ausschließlich Deinem Erbtheil überbürdet. In dem beiliegenden Brief: „an meine liebe Tochter Anna" habe ich ihr die Erfüllung dieses Wunsches als den einzigen Dank ausgesprochen, den ich von ihr fordere. Gib ihr diesen Brief, mein Sohn, sobald Du es für gut hältst, sobald wie möglich, denn das Leben ist kurz und ich möchte Euch recht lange glücklich wissen: vielleicht ist der Tag der beste, an dem sie von der Pension in der Stadt, wo Du sie ein Jahr lang nach meinem Tode lassen sollst, um dort ihre Bildung zu vollenden, auf unser Gut zu Dir zurückkehrt. Ich weiß, Ihr werdet gerne diesen meinen Wunsch erfüllen, denn so erfüllt Ihr Euer eignes Glück: lebe wohl, mein Ernst, und mögest Du in Annas Liebe das Glück finden, das Du verdienst, Du allein aus allen Menschen. Dein Vater."

„So hast Du noch über das Grab hinaus für mein Glück gesorgt, Du lieber Vater! Und hast das Geheimniß in meiner Brust entdeckt, das ich so tief verborgen glaubte! Ja, Dein schöner Wunsch soll erfüllt werden und im Angesicht der sinkenden Sonne, die so friedevoll die Landschaft beleuchtet, verspreche ich Dir, Friede und mildes Glück, soviel meine Seele dessen zu spenden vermag, will ich auf das liebe Haupt Anna's häufen. Ihr Glück war Dein letzter Wunsch: es soll mir heilig sein. Aber diesen Brief an sie, — vergib mir, Vater, daß ich ihn nicht, nicht jetzt schon bestelle. Weiß ich denn, ob sie mich liebt? Und soll ich etwa später immer fürchten müssen, nur der Wunsch ihres Wohlthäters habe ihre Liebe geweckt? Nein, frei von allem, noch so leisen Zwang soll sie ihr Herz walten lassen, und hat sie mir dies Herz freiwillig geschenkt, dann mag sie hinterher erfahren, daß sie damit auch den Lieblingswunsch unseres Vaters erfüllt. Bis dahin schweiget, ihr Freiwerber des Vaters für den Sohn!" — Und er legte die Papiere zusammen, und schloß sie ein. — „Nun aber wird es bald Zeit sein, ihr entgegen zu gehen; wenn sie, wie ich ihr geschrieben, mit dem letzten Zug von der Stadt abgegangen, muß sie bald in der Station Lichtenfeld eintreffen, wo wir sie abholen wollen. Ich will Meister Bernhard sagen, daß er anspannt."

Und er ging gegen die Thüre, welche zur Haustreppe führte.

Doch ehe er sie noch erreicht, vernahm er Schritte und lebhafte helle Stimmen, die ihn riefen: „Ernst, Ernst, wo steckst Du? Im Zimmer! Bei dem herrlichen Abend!" Und die Thüre flog auf und vor ihm standen Hand in Hand ein stattlicher Jüngling und ein holdes Mädchen: es war sein Bruder Frank und Anna.

Frank war, obwohl jünger, doch höher und kräftiger gewachsen als sein Bruder, sein offenes wohlgebildetes Gesicht leuchtete in blühender Jugend, aus seinen großen blauen Augen sprach muthige Lebensfreude. Lieblich lehnte die schlanke Gestalt Anna's an ihrem kräftigen Begleiter: sie hatte den Reisestrohhut abgenommen und anmuthig umschloß das goldblonde Haar in reichen Flechten das ovale Antlitz, indeß die langen Zöpfe frei über ihren Nacken hingen; — das Paar, den Ausdruck der Freude, die immer verschönt, auf dem Antlitz, und vom rothen Abendschimmer, der voll aus dem offenen Fenster auf sie fiel, beleuchtet, war ein überraschend schöner Anblick und Ernst stand eine Weile im Anschauen der Beiden versunken, eh' sein Erstaunen die Worte fand:

„Ja, Anna und Frank, wo kommt Ihr denn her? wie kommt Ihr zusammen?"

„Frank kam mir entgegengeritten! Schon bei der vorletzten Station! Ich sah zum Fenster des Waggon hinaus: schon begann der Zug sich in Bewegung zu setzen, als ein Herr vom Pferde sprang und fast mit Gewalt den Bahnführer zwang, den Wagen, darin ich saß, nochmals zu öffnen, und ehe ich nun wußte, wie mir geschah, hatte mich der Herr aus dem Wagen herausgerissen; ich erkannte Frank gar nicht gleich, er hat ja einen großen Bart und sieht viel stärker aus, als sonst."

„Aber wie kommst Du dazu, Frank, schon so früh, — wir wollten ja später zusammen, —"

„Sei nicht böse, lieber Ernst. Sieh, meine Unruhe war zu groß, ich konnte es nicht erwarten! Ich war hinausgeritten zu unserm Wasserbau an der großen Straße, aber es litt mich dort nicht: ich war den Arbeitsleuten dort ordentlich im Wege mit meiner Ungeduld. Immer dachte ich, am Ende kömmt sie doch mit dem Mittagszug und plötzlich galoppirte ich nach der Station und von da zu der nächsten: ich dachte, besser Ernst fährt allein, als daß Anna früher ankömmt, und Niemand findet, der sie in Empfang nimmt, und sieh, ich habe ganz wohl daran gethan, sonst hätten wir sie wirklich unbewillkommt eintreffen lassen.

— „Ja, weil eben Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit in keinem Frauenzimmerlein steckt," sagte Ernst, auf die Uhr sehend, „es ist jetzt —"

„Du wirst mich doch nicht schelten wollen, daß ich zu früh gekommen, gestrenger Vetter? Ich wurde früher als ich gedacht, mit Packen und Abschiednehmen fertig und wollte keine Stunde länger als nöthig in der Stadt und ferne von Euch bleiben, — o ich habe mich so sehr gefreut, hieher zu Euch zu kommen!"

Und sie streckte Ernst die offene Hand entgegen: wie ehrlich, wie frisch, wie gut sah sie aus!

„Willkommen auf Goldenau!“ sprach Ernst mit leise zitternder Stimme und faßte die gebotene Hand. „Willkommen für immer.“

2.

Winterleben.

Das war nun anmuthig zu sehen für die Brüder, namentlich für den feiner beobachtenden Ernst, wie leicht und geschickt sich Anna in das Wirthschaften und Haushalten zu Goldenau gewöhnte; man fühlte, daß ihre gesunde Natur froh aufathmete, des Zwanges und der Schuläußerlichkeiten, die in dem Pensionat herrschten, entbunden und dem Hause, dem wahren Wirkungskreis einer ächt weiblichen Natur, wiedergegeben zu sein. Bald hatte sie der alten Gertraud, welche bisher die kleine Junggesellenwirthschaft geführt, alle Regeln und Gewohnheiten des Goldenauer Lebens abgelernt und dadurch das Regiment des Hauses spielend in die eigene Hand gewonnen. Es war eine Lust, das blühende Kind mit ihren helltönenden Liedern durch Gänge, Treppen, Keller und Speicher des weitläufig und altmodisch, aber breitbehaglich gebauten Hauses mit klirrendem Schlüsselbund hin und wieder gleiten zu sehen: hell und heiter wurden die ernsthaften dunkelbraunen Wände des alten Hauses, in allen Kammern und Verschlägen, die ihr leichter Fuß betrat, ward es licht, und der frische Mädchenkopf mit seinen reichen, blonden Zöpfen, die frei und muthwillig auf ihrem Rücken spielten, wirkte — wie Sonnenschein, wohin er kam.

Mit stiller Freude empfand Ernst diese Segnungen einer reinen und gesunden Mädchennatur; oft sah er mit inniger, fast väterlicher Rührung der lieblichen Gestalt nach, wenn sie mit jugendlicher Elasticität dahin schwebte und die Anmuth wie ein leuchtender Streif jeder ihrer Bewegungen zu folgen schien.

Uebrigens übte auch Ernst einen bedeutenden nachwirkenden Eindruck auf das empfängliche, junge Mädchen. Da Frank, welcher nur in dieser Jahreszeit, nach Einbringung der Ernte auf längere Zeit von der Oekonomie sich entfernen konnte, den Anfang des Winters und die dadurch gebotene Muße vielfach zu größeren und kleineren Geschäftsreisen in der Umgegend benützte, um Käufe und Verkäufe für den Betrieb der Wirthschaft abzuschließen, so sahen sich Anna und Ernst völlig und ungestört auf einander angewiesen und es erwuchs daraus ein inniges und fruchtreiches Zusammenleben der Beiden, eine geistige Wechselwirkung, wodurch Ernst erfrischt, Anna aber in ihrer Entwickelung mächtig gefördert wurde: mit stillem Staunen nahm sie die Fülle geistigen Stoffes, den Reichthum neuer und wie sie augenblicklich empfand, fruchtbarer Anschauungen in sich auf, welche die hohe Bildung und der schwungvolle Geist des verehrten Freundes ihr unablässig darboten. Die erhabendsten und edelsten Dinge, welche Herz und Geist des Menschen zu erwärmen und zu fesseln vermögen, fesselten und erwärmten auch ihre Gemüther, die ewigen tiefsinnig und nie ausgesonnenen Fragen von Wissen und Glauben, die Gedanken von Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit, von der Vergänglichkeit irdischen Daseins und von der Unsterblichkeit.

Den gewöhnlichen Anknüpfungspunkt für solche Gespräche bildete die gemeinsame Lektüre der besten deutschen und fremden Dichter, und oft geriethen die beiden tiefen und reinen Seelen über den Akt eines shakespearischen Dramas oder über einen Gesang der Odyssee oder der Nibelungen oder über eines jener göthe'schen Lieder, welche den Herzschlägen der Menschheit abgelauscht scheinen, in eine so warme Begeisterung, daß Ernst täglich erwartete, die Liebe, welche er selbst empfand, plötzlich auch aus Anna's Herzen in flammender Lohe aufsteigen zu sehen.

Allein dieß geschah nicht; es geschah nicht, obwohl sie halbe Tage lang ungestört zusammen waren, obwohl Ernst die herzliche Empfindung Anna's für seinen Werth nicht verkennen konnte, obwohl eine gehobene, warme Stimmung, welche sonst ein schlummerndes Gefühl leicht zum Selbstbewußtsein bringt, fast jedes ihrer Gespräche begleitete. Wochen und Monate vergingen, und noch immer ruhte Anna's klarer Blick mit einer Sicherheit und Unbefangenheit auf den edlen Zügen des von ihr so innig verehrten Mannes, wie sie nur der ruhigen Freundschaft eigen ist: vergebens harrte Ernst auf jenen scheuen Funken in ihrem Auge, der die schüchternen Blicke erwachender Liebe begleitete. (Forts. folgt.)

Laß, Kind des Lebens, laß es nicht entflieh'n,
Was Dir die Huld der Gegenwart beschieden!
Nur Augenblicke sind es, wo hienieden
Das Leid sich birgt, und hell die Freuden blüh'n.
Und fassest Du des Lebens reiche Habe,
Verpfände sie der reichen Hoffnung nicht;
Denn täuschend ist der Zukunft dunkle Gabe.
Die Blume, die nicht junge Liebe bricht,
Die sucht der Greis umsonst mit blindem Stabe;
Doch blüht sie wohl — auf seinem Grabe.

Gramberg.

Die schwarze Binde. Aus Berlin schreibt man: „Vor vielen Jahren lebten in Berlin zwei Schwestern, von denen besonders die ältere sich durch Geist, Schönheit und Bildung auszeichnete. Durch einen traurigen Zufall war sie in ihrer Kinderzeit so unglücklich gewesen, das eine Auge zu verlieren, indeß gelang es ihr, oder vielmehr ihrem Arzt, durch ein künstliches Glasauge den Verlust so vollkommen zu ersetzen, daß weder ihre Schönheit darunter litt, noch ihre nächsten Bekannten diesen Mangel ahnten. Unter den Freunden, welche die allgemein geachtete Familie besuchten, befand sich auch ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, für den sich die jüngere Schwester lebhaft interessirte. Seine Werbung um ihre Hand wurde günstig aufgenommen und Beide verlobten sich. Mit verwandschaftlicher Zuneigung näherte sich die ältere Schwester dem Bräutigam, der sie jetzt besser kennen und nach ihrem vollen Werthe erst schätzen lernte. Unmerklich aber verwandelte sich seine anfängliche Freundschaft in die leidenschaftlichste Liebe für seine zukünftige Schwägerin. Vergebens kämpfte er gegen das aufkeimende Gefühl, indem er seine Vernunft zu Hilfe rief. Der tägliche Umgang, die unter den obwaltenden Verhältnissen natürliche Vertraulichkeit trugen nur dazu bei, seine Leidenschaft zu steigern. Dennoch besaß er noch so viel Kraft, um sich zu beherrschen und sein Geheimniß vor aller Welt und auch vor den Augen seiner Verlobten zu verbergen, die am wenigsten eine Ahnung von der Flamme hatte, welche ihn verzehrte. Jedoch war dem schärferen Blick der älteren Schwester nicht entgangen, daß sie von dem jungen Manne mit mehr als verwandtschaftlicher Zärtlichkeit geliebt wurde, da er in unbewachten Augenblicken seine kaum mehr zu überwältigende Leidenschaft unwillkürlich durch Worte und Mienen verrieth, die sie nur zu wohl verstand. Diese Entdeckung erfüllte sie mit Schreck und Bangen, indem sie für das Glück einer geliebten Schwester zittern und unabsehbare Verwirrungen für sich und ihre ganze Familie fürchten mußte. Ihre Lage war um so peinigender, da sie keinem Menschen und am wenigsten ihre Eltern um Rath fragen konnte, und doch mußte sie einen Entschluß fassen, weil sie jeden Tag ein Geständniß von Seiten des jungen Mannes befürchten konnte, der bereits nicht mehr Herr seiner Empfindung war und sich jeden Augenblick zu verrathen drohte. Nach manchem heftigen inneren Kampfe glaubte sie endlich den einzigen Ausweg gefunden zu haben, um den Verlobten ihrer Schwester, dessen Schönheitssinn ihr bekannt war, von seiner Leidenschaft zu heilen. Sie selbst war zu dem größten Opfer bereit, das ein junges Mädchen zu bringen vermag. Eines Abends, wo eine größere Gesellschaft in dem Hause ihrer Eltern versammelt und auch der Bräutigam zugegen war, erschien sie entstellt durch eine schwarze Binde; sie hatte das künstliche Glasauge abgelegt und verhehlte nicht länger ihre bis dahin für alle Welt verborgene Verunstaltung. Alle Anwesenden waren überrascht, am meisten aber der junge Mann, der die Größe ihres Opfers vollkommen zu würdigen wußte und fortan ihr mit brüderlicher Neigung zugethan blieb. Wenige Wochen darauf reichte er der jüngeren Schwester seine Hand, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. Die ältere aber trug seitdem die schwarze Binde bis zu ihrem Tode, ohne sie jemals abzulegen, trotzdem Freunde und Verwandte darauf drangen. Demungeachtet gewann sie später die Liebe eines ausgezeichneten Gelehrten, dessen Gattin sie wurde. Die Heldin dieser kleinen Geschichte war die vor Kurzem in Berlin verstorbene Mutter des bekannten Dichters Paul Heyse, der von München gekommen, um der ausgezeichneten Frau die letzte Ehre zu erweisen.“

Ein altes Kellerrecht. Der derbe Humor unserer Vorfahren äußert sich noch in manchem Spruch und Schwank von den sog. **Kellerrechten**, d. h. den Ordnungen in den großen fürstlichen Kellern. Wo nur immer große und merkwürdige Fässer zu finden sind, wie z. B. die Faßriesen oder Riesenfässer in den Schloßkellern zu Heidelberg, Königstein, Johannisberg, in der Kellerei des alten Jesuiten-Collegiums zu Mainz ꝛc., da haben solche gereimte Kellerrechte existirt. So haben wir auch in Stuttgart in dem königlichen Hofkeller unter dem sogenannten „Prinzenbau" ein großes, viele Fuder enthaltendes Faß von ganz besonders schöner Arbeit, welches wahrscheinlich noch aus dem Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts herrührt. In demselben Keller hängt noch eine alte Holztafel, welche nachstehendes gereimte Kellerrecht enthält, das etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden sein mag:

Geehrter Freund! der hier erscheint,
Die schöne Kellerei zu sehen,
Bleib hier ein wenig stehen,
Und les' was Kellerrechte seynd.
Und was sie dir zur Nachricht sagen,
Du wirst nicht über Unrecht klagen,
Wenn du die Ordnung nimmst in Acht,
Die selbst das Alterthum gebracht.
Fluch nicht, dann hier ist Gottes Segen,
Zank nicht, der Herr ist hier zugegen,
Der nichts als Fried' und Freundschaft liebt,
Und der den Wein zum Frieden giebt.
Bewahr den Mund vor Zottenreißen,
Thu dich der Ehrbarkeit befleißen,
Und pfeif nicht wie ein Bauren-Knecht,
Dieß alles will das Keller-Recht.
Doch darfst Du alles wohl besehen,
Und durch den ganzen Keller gehen,
Doch laß dich Fürwitz nicht verführen,
Die Faß' mit Finger zu berühren,
Zu wissen, ob sie alle voll,
Sonst trifft dich das Bandmesser wohl,
Dem der an diese Regeln denkt,
Wird dann ein Gläsgen eingeschenkt.

Eine höchst pikante Geschichte wird aus London berichtet: Dort stellte sich kürzlich bei einer Herzogin, deren Wappen eines der stolzesten Portale des Westens ziert, ein hervorragendes Organ der geheimen Polizei ein und eröffnete der Dame, daß sich in ihren Diensten einer der gefährlichsten Verbrecher der Hauptstadt verberge, der kürzlich mit unglaublicher Verwegenheit und auf die abenteuerlichste Weise seinen Ketten entsprungen sei. Die Herzogin ließ sofort ihr gesammtes Personal herbeirufen, aber, wie sie auch im Stillen erwartete, das gefürchtete Individuum fand sich darunter nicht vor. „Das ist Ihre vollständige Dienerschaft?" fragte der Beamte. — „Vollzählig." — „Und doch muß ich auf meiner Vermuthung bestehen; ich weiß, daß der, den ich suche, sich in diesem Hause befindet" — „Nun, mein Freund", sagt die Herzogin in scherzendem Tone, aber nicht ohne Zeichen einiger Ungeduld, „Sie werden doch nicht sagen wollen, daß das Kammermädchen, welches bei mir persönlich den Dienst versieht und die Sanftmuth und Ergebenheit selbst ist, Ihr schrecklicher Fra Diavolo wäre?" — „Darf ich bitten, mir das Fräulein vorzuführen?" Die Herzogin murrt unwillig. „Nie und nimmer werde ich meine gute Alice einer so schimpflichen Prüfung unterziehen lassen." — Im Namen der Königin denn, ich verlange Miß Alice auf der Stelle zu sehen. Die Herzogin klingelt, und, eine weibliche Arbeit in der Hand, tritt mit der arglosesten Miene von der Welt Miß Alice in den Salon. Der Mann des Gesetzes faßt das Mädchen fest ins Auge und sagt dann in wohlwollendem Tone: Hätten Sie wohl, Fräulein, den Muth, mir Ihre Hand zu geben? — „Warum nicht?" entgegnete Alice, seinen Wunsch erfüllend. — „Nein, die Linke, wenn ich bitten darf." In diesem Augenblicke verfärbt sich das Mädchen. Mit einer raschen Bewegung ergreift der Mann die linke Hand, entblößt den Arm und zeigt der entsetzten Herzogin die Marke des Sträflings. Seit der Zeit sind die Salons der Dame sehr gelichtet; man wollte wissen, daß die Herzogin nicht vollkommen überrascht gewesen sei.

Andere Zeiten, andere Sitten. Im Jahre 1643 wurde in Moskau ein eigenes Tabakgericht eingesetzt, um das Rauchen auszurotten; es bestrafte Jeden, der zum Erstenmal beim Tabakrauchen betroffen, mit Knute; ließ derselbe sich das Zweitemal dabei ertappen, so wurde er mit dem Tode bestraft. Gleichzeitig wurde auch in Persien Todesstrafe auf das Rauchen gesetzt, aber Viele waren schon so leidenschaftliche Raucher, daß sie lieber in einsame Gebirge flohen, blos um ihre Tabakspfeife behalten zu können. Der türkische Sultan Amurath VI. ließ erwischte Tabakraucher mit einer durch die Nase gestochenen Pfeife durch die Straße peitschen, und das Zweitemal, wenn sie wieder rauchten, enthaupten. Urban VIII. schleuderte 1624 eine Bulle gegen das Tabakschnupfen, die jedoch 1724 von dem selbst schnupfenden Papst Benedikt XIX. wieder aufgehoben wurde. Auch in der Schweiz wurden i. J. 1653 Raucher vor Gericht gestellt und zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt. Zu Geldstrafen verurtheilen sie sich heutzutage nur noch selbst, indem sie ein tolles Geld in die Luft verdampfen, aber enthauptet wird jetzt deswegen Niemand mehr.

Die Tabakspfeife als Zeichen des Ranges. Die Battas (auf Sumatra) sind, wie Oskar von Kessel mittheilt, in Verfertigung von kupfernen Geräthschaften sehr geschickt. Zu diesen Gegenständen gehören Tabakspfeifen, Säbelgefäße, Armringe u. s. w. Man kann bei den Battas in Toba die Verschiedenheit des Ranges und Standes an den Tabakspfeifen erkennen. Die Häuptlinge von Silindong rauchten bei den Versammlungen, welchen von Kessel beiwohnte, aus fünf bis sechs Pfund schweren messingenen Pfeifen von schöner Arbeit und die Größe und Schwere derselben nahmen mit dem Stande des Rauchers mehr oder weniger ab, so daß die dem niedrigsten Stande Angehörigen nur eine Spanne lange und vier bis fünf Loth schwere Pfeife führen. In früheren Zeiten noch mehr als jetzt waren die angesehensten Häuptlinge in Toba bei öffentlichen Gelegenheiten mit vier bis fünf Ellen langen und bis sechs Pfund schweren Kupferketten, um Leib und Schultern gewunden, bekleidet, an deren einem Ende kleine Instrumente, als Tabakräumer, eine Zange zum Bartausraufen, Zahnstocher u. s. w. hingen.

Die berühmte Nibelungenhandschrift, die sich jetzt in Berlin befindet, wurde ursprünglich in dem an altdeutschen Manuskripten sehr reichen Tyroler Vintschgau von Beda Weber aufgefunden, der sie für 200 Gulden ins Ausland verkaufte. Von hier ging das für Deutschland so merkwürdige Schriftstück für 2600 Thlr. nach England und wurde dann von Berlin aus um mehr als das Doppelte dieses Preises wieder zurückerworben.

Kreuz- und Quer-Charade.

1	2
3	4

Ein guter 1. 2. ist oft Geldeswerth,
Doch sorge, daß er nie getrennt Dir widerfährt,
Dann bringt es physisch wie moralisch Schmerzen,
Und findet Mitleid nur bei weichen Herzen.

Bist Du dabei, zu nehmen Dir ein Weib,
Dann wünsch' ich Dir, daß 1. 4. ferne bleib'.
Jedach getrennt, zumal von würd'gem Munde,
Ist er von Wirkung wohl zu solcher Stunde.

3. 2. bewirkt gar Vieles in der Welt,
Beschafft oft Ehre, Rang und Gut und Geld.
Doch möge man ihm nicht zu fest vertrauen,
Denn wer wird gern sein Haus auf Sand erbauen?

Wenn Jemand ein Geschäft und Töchter hat,
Dem ist 3. 4. willkommen, in der That.
Ein milder 3. 4. wird oft Trost da bringen,
Wo Trauernde verzweifelnd Hände ringen.

Auflösung der Charade in Nr. 52 vom vorigen Jahr:
„Winterschlaf".

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 2. Sonntag, den 8. Januar. 1865.

Was wollt' ich klagen?
Was sollt' ich zagen?
Will wagen und tragen in allen Lagen!
Zu neuem Streben
Mich kühn erheben,
Ruh' ist der Tod, die Arbeit Leben.

E. Brauer.

Leben und Schule.

Novelle von Felix Dahn.

(Aus dem Heimgarten.)

2.

Winterleben.

(Fortsetzung.)

Offenbar hatten die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit, welche Ernst durch seinen Einfluß auf Anna's geistige Entwicklung in ihr erweckt hatte, alle andern Empfindungen ihm gegenüber, die etwa keimend in ihr gelegen, in den Hintergrund gedrängt und sein Bild in eine kalte Höhe emporgehoben und mit einer Glorie umgeben, welche für die Förderung der Liebe nicht günstig war. Dazu kam, daß Ernst in übergroßer Gewissenhaftigkeit sich völlig leidend verhielt, und nicht das Mindeste that, ihr seine Liebe zu entdecken oder in ihr selbst eine solche Empfindung zu wecken. Er hielt es für unedel und unrecht, auf solche Weise gleichsam mit Gewalt auf das junge Geschöpf einzudringen, das äußerlich wie innerlich vollständig in seine Macht gegeben war. Kommt das Gefühl in ihr nicht ohne mein Zuthun, so ist es nicht das ächte und soll gar nicht kommen, dachte er. Diese Denk- und Handlungsweise war aber nur bei einem Charakter möglich, in welchem die beschauliche Lust der Beobachtung so vollständig das Uebergewicht hatte über Temperatur und Natur, wie dieß bei unserm Philosophen der Fall war. Der letzte, ihm selbst freilich nicht bewußte Grund seines Zögerns war, daß ihm die ruhige Beobachtung der Entwicklung Anna's eine größere, wenn auch stillere Freude bereitete, als ihm ihre wärmste Liebe gewährt haben würde. Er freute sich viel zu innig darauf, die allmählige Verwandlung ihrer Freundschaft in das wärmere Gefühl zu beobachten, als daß er mit einer raschen Erklärung diese Entscheidung hätte plötzlich herbeiführen und so zwar ihr Herz gewinnen, aber jenes Vergnügen verlieren sollen. Wer da zweifelt, ob bei einer gesunden und ächten Liebe ein junger Mann seinem geliebten Mädchen gegenüber sich wirklich so verhalten könne, der möge bedenken, daß Naturen, welche schon von Anfang mehr zur Betrachtung als zur unwillkürlichen Bewegung sich neigen, durch die unberechenbare Macht gelehrter Erziehung und fortwährender gelehrter Denkgewöhnung zuletzt die Fähigkeit zu einer gesunden und natürlichen Herzensempfindung einbüßen und bei erzwungener Steigerung der idealen Elemente des Menschen die glückliche Naturgrundlage desselben verlieren können.

So wartete und beobachtete Ernst den ganzen Winter hindurch: aber das Einzige, was in Anna ihm gegenüber zunahm, waren die Gefühle der Ehrfurcht und Bewunderung, welche ihn in eine immer höhere, aber auch immer kältere Entfernung von ihrem Herzen erhoben. — Dabei waren sich jedoch die beiden so sehr unentbehrlich, der geistige Austausch war ihnen ein solches Bedürfniß geworden, daß sie beide möglichst rasch ihre andern Geschäfte abzufertigen und die Stunden ihres Zusammenseins möglichst von fremder Störung zu schirmen suchten, so daß sie im Stillen über die oft wochenlange Abwesenheit des jüngern Bruders erfreut waren, auch häufig seine Rückkehr als eine Art Zwang, der ihren Lieblingsgesprächen auferlegt wurde, nur mit halber Freude begrüßten.

Denn Frank in seiner kräftigen und bestimmten Art duldete absolut nicht, daß, wenn er zu Hause war, die beiden Scholastiker, wie er Ernst und Anna spottend nannte, sich in jenen Gesprächen ergingen. „Ihr habt Zeit genug zu Euerer Gelehrsamkeit, während ich meine Ochsen und Schweine verkaufe — wenn ich daheim bin, wird nicht philosophirt. Es kommt doch nichts dabei heraus" — pflegte er zu sagen.

Und wenn sie dann, Anfangs nur mit Unlust ein Gespräch unterbrochen sahen, das sich aus ihrer Lectüre ergeben hatte, so war doch auf die Länge der fröhlichen Treuherzigkeit Frank's nicht zu widerstehen. Oft, wenn er spät am kalten Winterabend vom Ritt oder der Schlittenfahrt von einem Besuch bei den Grundbesitzern der Umgegend heimkehrte, das Haar und den stattlichen Bart mit Eis und Schneeflocken bedeckt, und wenn alle Züge seines männlichen Gesichtes wie seine blitzenden Augen die Freude seines Herzens über das Wiedersehen, über die Heimath ausdrückten, da durchflog es Anna wie ein unwillkürlicher Vorwurf, daß sie den anspruchslosen Freund in Nacht und Kälte sich mühen ließen, indeß sie Beide mit behaglicher Müßigkeit zu Hause im bequemen Zimmer saßen. Dann sprang sie wohl lachenden Mundes ihm entgegen, nahm ihm Pelzkappe und Mantel ab, und ließ es sich nicht nehmen, noch spät Abends ihm aus dem kalten Keller einen Krug Weines von seinem Lieblingsfäßchen zu holen. Da machte er sich's dann bequem, gab kurzen Bescheid auf die Fragen der Beiden nach seiner Fahrt und seinen Geschäften, die, wie er lächelnd sagte, die zwei Scholastiker doch nicht viel kümmerten: dagegen besprach er ausführlich mit Anna deren Hauptfreude und Hauptsorge — das Gedeihen der Blumen, die sie mit seltener Liebe und mit wunderbar glücklichem Erfolge pflegte. Gar ernsthaft wurden da die Krankheiten einer Erica oder das betrübte Aussehen einer Myrthe berathen und überall wußte der geübte Gärtner mit klugem Rath das natürliche Talent Anna's hiefür zu unterstützen. Frank verlängerte diese Gespräche oft mit unschuldiger Arglist, indem er Todesgefahr für irgend eine Lieblingsblume zu fürchten vorgab, während er an ihrer glücklichen Genesung im Innern nicht entfernt mehr zweifelte: es freute ihn, Anna dadurch ihre regelmäßige Abendbeschäftigung vergessen zu machen, welche dem guten Frank ein Gegenstand des Gräuels war. Sie hatte sich nämlich freiwillig dem Ernst als eine Art von Amanuensis oder Diener angeboten, indem sie ihm Auszüge und Stellen aus zahlreichen Büchern, welche er zum Zweck eines größern philosophischen Werkes über die Sittenlehre vereinzelt und zerstreut aufgezeichnet hatte, nach seiner Anweisung in die gehörigen Stellen seiner Hefte zusammen schrieb.

Die Gute hatte bemerkt, wie es Ernst erfreute, sie dergestalt

zur Mitarbeiterin zu haben und ihre zierliche Handschrift in seiner gelehrten Arbeit zu sehen: und weil sie ihm diese Freude nicht nehmen wollte, fuhr sie unermüdlich in der Mühsal fort, zu der er sie nicht ohne Pedanterie anhielt; die Arbeit war ihr zwar insgeheim bald recht herzlich verleidet, da sie den größten Theil dessen, was sie schreiben mußte, nicht verstand, und was sie begriff, nicht selten mit ihren Vorstellungen in einen Widerstreit gerieth, um dessen Lösung sie den Freund nicht immer angehen konnte, um ihn nicht zu häufig in seiner Arbeit aufzuhalten.

Dem guten Frank war nun dieser „Mißbrauch der schönsten blauen Augen“, wie er es nannte, höchst ärgerlich und er suchte ihn nach Kräften zu hintertreiben. Wenn er nun häufig das Mädchen aus ihrer Schreiberei zu einem Abend-Spaziergang durch das Dorf oder zu einem Besuch im Treibhaus abrufen wollte, so erwiderte Ernst nicht ohne Gereiztheit: „Es steht Anna einen jeden Augenblick frei, ein Amt, zu dem sie sich selbst erboten, aufzugeben, allein so lange sie dieß nicht gethan, muß sie es regelmäßig und pünktlich erfüllen.“ Dann wurde die Kleine wohl blutroth und begann mit einem bittenden Blick auf Frank doppelt eifrig ihre zierlichen Buchstaben zu malen, so sauber und regelmäßig, als wäre Schreiben ein Stück von seiner Stickerei, und Frank ging dann, mächtige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife stoßend, unwillig zum Zimmer hinaus.

Neben der Gärtnerei hatten Anna und Frank übrigens noch einen anderen bedeutenden Berührungspunkt in der gemeinsamen Liebe zur Musik, und am leichtesten ließ sich Anna von ihrem Schreibtisch und dem Philosophiren hinweg verlocken, wenn Frank das Clavier aufschlug und sie bat, mit ihm zu singen: in der That klang der glockenhelle Sopran des jungen Mädchens nie lieblicher, als wenn begleitet von dem volltönenden Basse, mit welchem Frank sie wie ein kühner Recke mit starken Armen über die fluthenden Accorde zu tragen schien. Da tönten dann all die alten Volkslieder wieder, welche seit Jahrhunderten die deutschen Herzen erfreut und gerührt haben, und lieblich drangen oft die reinen Töne hinaus in die sternenhelle Winternacht.

Durch fleißige Uebung, erleichtert von der gemeinsamen Geschmacksrichtung, die meistens Beiden dieselben Lieder zu Lieblingen machte, brachten es Anna und Frank bald zu hoher Vollendung im Vortrage dieser Volkslieder, so daß nicht nur die Hausbewohner, die alte Gertrud und Bernhard, ihr Mann, ihre Freude daran hatten, sondern selbst die Leute im Dorfe, wenn sie an dem im Erdgeschoß gelegenen Wohnzimmer vorübergingen und aus den erleuchteten Fenstern die „Zwiegesängeln“ — wie sie's nannten — der jungen Herrschaft vernahmen, stehen blieben und gar andächtig zuhörten.

Ernst blieb diesen Freuden fern: Talent und Lust für Musik waren ihm versagt, wie der Sinn für Blumen, die nicht in seinem Zimmer gedeihen wollten, trotz Anna's glücklicher Hand. Denn Blumen bedürfen der Liebe, Gleichgiltigkeit läßt sie nicht fortkommen und Anna gab es nach einigen Versuchen, die er kaum beachtet hatte, auf, sein Fenster zu schmücken, und die Hyacinthen und Aurikeln richteten vergnügt ihre Köpflein wieder auf, als sie Anna aus der Bücherstube fortirug. Musik aber, sagte Ernst, zerstreue ihn zu sehr und quäle ihn, denn er müsse immer grübeln, was der Gedanke sei, der in diesen Accorden liege, obwohl er wisse, daß es nie zu ergründen sei: worauf Frank ihn einmal lachend fragte, ob ihn ein schönes Mädchen nicht entzücken könne, ehe er die richtige Proportion ihrer Züge berechnet habe.

Eines Abends nun hatten die Beiden wieder längere Zeit gesungen, als Frank mit kräftigem Anschlag die Melodie begann:

„Aennchen von Taran ist's, die mir gefällt.“

Lieblich und innig stimmte Anna ein und mit besonderer Begeisterung sangen die Beiden ihr schönes Lieblingslied zu Ende: da, mit dem letzten Ton erschreckte sie ein klirrendes Geräusch; eine Fensterscheibe fiel, wie vom Sturm oder Wurf zerschmettert, in das Zimmer herein und ein entsetzlicher Blick zeigte Anna den einen Fensterladen aufgerissen und ein häßliches Gesicht, von feuerrothen Haaren umstarrt, durch die Oeffnung hereingrinsen. Frank sprang ohne langes Besinnen darauf zu und war im Begriff, dem Rothkopf einen tüchtigen Faustschlag zu versetzen, als ihn Ernst, der ein Buch auf dem Schooß, am nämlichen Fenster gesessen hatte, abhielt: „Laß sein, Frank: ich habe es kommen sehen, es ist nur der rothe Fritz.“

„Der Narr? Du hast es kommen sehen und nicht verhindert? Warum?“ frug Frank unwillig.

„Wer ist das, der rothe Fritz?“ fiel die erschrockene Anna ein.

„Gleich sollt ihr beides erfahren,“ erwiderte Ernst, und mit einer für die andern Beiden unbegreiflichen Sanftmuth, die fast wohlgefällige Freundlichkeit war, wandte er sich zu dem Eindringling, der noch immer sein Gesicht, das vor Aufregung um Mund und Nasenflügel zuckte, in das zerbrochene Fenster hereinstreckte und den unheimlichstieren Blick auf Anna heftete. „Fritz,“ sagte er freundlich zu dem Blödsinnigen, „was hast Du gedacht, als Du die Musik hörtest und das Fenster zerschlugst?“

„Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein...“ antwortete der Gefragte mit den Worten des Liedes auf Anna blickend!

„Sieh mich an!... Was ging in Dir vor, Fritz? gib Antwort!“ unterbrach ihn Ernst forschend.

„Verzeihung,“ sagte dieser mit einem schmerzlichen Zucken der Lippen, „ich habe es nicht gethan — ich mußte es — Er hat's gethan.“

„Wer?“ frug Ernst rasch.

„Ach, ihr wißt es ja, Herr! Der rothe Wurm, der mir im Kopfe liegt, und mir das Gehirn frißt — ach, das thut so weh!“

„Wißt ihrs denn nicht,“ fuhr er in jämmerlich klagendem Tone fort, als er Anna's Augen mit Scheu und Staunen auf sich ruhen sah — „Sie sagen, ich sei bös und arm und dumm — glaub es nicht, schöne Königstochter! Ich bin nicht dumm, ich verstehe, was das Holz sagt, wenn es im Feuer knistert, ich weiß wohl, was sich die schwarzen Binsen am Mühlbach erzählen — oh, die sind klug, die sprechen schottisch unter einander! Und arm bin ich auch nicht — ich habe sieben Schlösser und zwölf Burgen.“

„Wo liegen sie denn, Fritz?“ fragte Ernst. „In Schottland?“

„— Nein, Herr, drei liegen im Feenland und eins im Mond und fünfzehn liegen im Windland. Denn wisset, ich bin des Königs von Windland Sohn — mein Vater, der hat einmal eine rothe Schlange erschlagen, die im Winter vor dem Erfrieren Schutz suchte an seinem Herdfeuer. Das war schwer Unrecht — aber was kann ich dafür? Ich war noch nicht geboren. Da hat mich der Schlangenkönig verflucht im Mutterleibe, seine Nichte zu rächen, denn die rothe Natter war die Tochter seiner Schwester — und ach, meine arme, arme Mutter, der haben die Schlangen in's Herz gestochen, bis sie starb, und mir hat sich eine um's Hirn gewunden siebenmal, siebenmal, und die nagt und frißt Tag und Nacht mit ihren scharfen Zähnen... das brennt... und ich muß thun sieben Jahre lang, was sie will. Aber eine wunderschöne Königstochter, die kann mich erlösen.“

— „Wer ist die? Was muß sie thun?“ forschte Ernst.

— „Die muß geboren sein zur Hahnenkrähe in der Walburgisnacht und muß ihre Wiege gewesen sein aus Eibenholz vom alten Baum, gewachsen auf der Kirchhofmauer, wohin ein Hänfling den Samen getragen, und den Baum muß der Blitz getroffen haben zu St. Johannis und das Königskind muß haben zwei lange blonde Zöpfe, die reichen zweimal vom Kopf bis zum Knöchel und muß haben die Stimme wie drei Feldlerchen und silberne Augen wie der Morgenstern.“

„Woher kennst Du sie so genau?“

...„Meine Mutter, die todte, hat sie mir dreimal im Schlafe gezeigt: oh sie ist sehr schön.“

„Und was muß sie thun, Dich zu erlösen?“

...„Sie darf noch nie einen Mann geküßt haben und zu Johannis, wenn ein Gewitter und das wilde Heer kommt von Norden, da muß sie mich dreimal küssen auf meinen Mund bei dreier Blitze Strahl und dann werd' ich schön, wie ich sein soll: der Wurm in meinem Hirn stirbt am eignen Gift und mir wachsen zwei wunderschöne feuerrothe Flügel und ich fahre gen Windheim mit meiner Braut und meine Braut ist die Windsbraut...“

„Was hast du aber hier gemacht?“

Ich ging in die Felder und wollte einen Gruß bestellen, den mir mein Vetter, der Nordwind, aufgegeben hat an die alte Heidenciche — er sagt, sie müsse sterben vor der Sonnenwende! Da hört' ich die Stimme, wie von drei Feldlerchen aus dem Hause klingen und ich machte leise den Laden auf und sah die Windsbraut mit den silbernen Augen und der rothe Wurm zuckte und wand sich bei dem Ton ihrer Stimme und konnte mich nicht beißen, so lange sie sang . . .“

„ — Aber warum wurdest du — ich sah es wohl — plötzlich zornig und zerschlugst die Scheibe?"

„Ja, Herr, wie der Wurm meinte, er müsse sterben — da wollte er mich verführen mit Arglist. Er rieth mir, ich solle ins Fenster springen und sie jetzt schon küssen . . . vor der Zeit . . . und da wäre doch alles verloren und ich würde nimmer erlöset . ."

— „Höre", fuhr ihn Frank an, da er fühlte, daß Anna vor Furcht und Grauen bebte, „packe dich nach Hause, du dummer Narr, und lege dich aufs Ohr, und wenn du dich noch einmal am Hause treffen läßt, so bring ich dir die Vernunft mit Stockprügeln bei."

„Ich gehe schon, noch ist's nicht Zeit — noch nicht — Ade, du schöne Königstochter!" So sprechend zog der Blödsinnige, den die feste Kraft des jüngeren Bruders offenbar einschüchterte, den Kopf zurück und war bald im Dunkel verschwunden.

„Schade, daß du ihn verjagt hast!" sprach Ernst bedauernd: „ich hätte ihn gerne weiter gefragt."

„Wozu das?" rief Frank, indem er den Laden sorgfältig verriegelte. „Der Narr hat Schrecken genug erregt. Ich muß dir meinen oft und dringend ausgesprochenen Wunsch jetzt auf's Eindringlichste wiederholen — jetzt mehr denn je: laß den Menschen in sichern Gewahrsam, laß ihn in die Stadt bringen, ehe er sich und andern Schaden thut."

„Was ist's denn mit dem gräßlichen Menschen?" frug Anna noch immer zitternd.

„Seine ganze Geschichte ist seine Geburt" antwortete Frank. „Du hast bisher Nichts davon erfahren, weil unser guter Vater eifrig besorgt war, dieß wirre und unheimliche Bild deiner jugendlichen Phantasie fern zu halten. Seine Mutter war das Kohlenkäthchen, des Kohlenbrenners Hannes im Ostenwalde Tochter. Das schönste Mädchen über alles Land soll sie gewesen sein — sein Vater aber war ein reicher Laird aus Schottland, der einmal ein Jahr hier lebte und dann plötzlich verschwunden war. Als sich Käthchen von ihrem Verführer verlassen sah, verfiel sie in irrsinnige Melancholie und in einem ihrer Anfälle sprang sie mit gellendem Lachen mitten in den flammenden Meiler ihres Vaters. Furchtbar verbrannt zog man sie heraus und sterbend genas sie des Knaben, den der alte Köhler mit aller Liebe des höchsten Schmerzes erzog. Bald wurde indessen offenbar, daß das Seelenleiden und vielleicht das Ende der Mutter auch des Kindes Geist zerstört hatte: er war blödsinnig und blieb es, trotz den Bemühungen unseres guten Vaters, ihn zu entwickeln. So ging er denn nie in die Schule, saß all sein Lebtag draußen im Walde bei den Kohlen und sein Großvater trug noch redlich dazu bei, ihn vollends verrückt zu machen. Der alte Hannes bei seinen Kohlen ist nämlich ein lebendes Sagenbuch gewesen: all die alten Märchen und Geschichten, welche, oft noch aus der Heidenzeit stammend, zahlreich hier im Munde des Volkes leben, kannte und bewahrte der greise Köhler, dessen Alter bis an die hundert Jahre reichte. Der erzählte nun alle diese tolle Weisheit seinem tollen Enkel, welcher hiefür, und hiefür allein, das lebhafteste Interesse hatte: der Junge hat, glaub' ich in seinem Leben viel mehr vom wilden Jäger gehört als vom lieben Gott. Als nun der Alte gestorben war, wurde unser Vater, der eine monatliche Summe für ihn aussetzte, sein Vormund. Nach des Vaters Tod übernahm Ernst die Curatel; man beschäftigte den rothen Fritz als Hüterbuben für die Ziegen der Gemeinde: als er aber einmal ein Zicklein an allen vier Füßen packte und in den Mühlbach schleuderte, — der Mühlnixe zum Geschenk, wie er sagte. und auch sonst zahlreiche Beweise seiner Bosheit oder doch Gefährlichkeit gegeben hatte, mußte man ihm das Amt abnehmen. Der Schulmeister erhält und beaufsichtigt ihn jetzt auf Kosten der Gemeinde; aber wie schlecht er ihn beaufsichtigt, haben wir eben gesehen: er läßt ihn Nachts allein im Dorfe herumstreifen! Es ist unverantwortlich."

„Aber warum verwahrt man den Armen nicht besser?" meinte Anna.

„Daran ist sein Curator, unser gelehrter Herr Bruder schuld! Das ganze Dorf hat schon öfters beantragt, ihn anderswo auf Gemeindekosten sicher unterzubringen. Ernst hat es bisher immer zu verhindern gewußt."

„Warum thust du das, Ernst?"

„Weil ich nicht will, daß man einen unglücklichen, harmlosen Schwärmer in die Qualen und Zwangsjacke eines Irrenhauses steckt. Dieser Mensch ist das Kind des Waldes — er stirbt, wenn ihr ihm die Natur, die Landschaft nehmt! Und er ist ja nur blödsinnig, nicht gefährlich: was man von seiner Bosheit und Gefährlichkeit spricht, ist von der Feigheit ersonnen."

„Das ist eben einfach nicht wahr" — entgegnete Frank. „Du überredest dich, er sei ungefährlich, du redest dich selbst in ein falsches Mitleid hinein und warum? Lediglich, weil es dich interessirt, psychologische Studien und Beobachtungen an dieser armen Seele zu machen."

„Du magst Recht haben", lächelte Ernst. „Ich gestehe, daß ich erst eben mit dem größten Interesse den Eindruck der Musik auf den Blödsinnigen beobachtete: ich sah ihn den Fensterladen öffnen und beobachtete lange das merkwürdige Spiel seiner Züge, das euern Gesang begleitete. Zuletzt bemächtigte sich seiner offenbar ein unwiderstehlicher Antrieb: ich sah aus der Empfindung den Willen werden . . ."

„Und hast ihn das Fenster zerschlagen und Anna erschrecken lassen", sagte Frank ärgerlich.

„Anna hat offenbar einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht" fuhr Ernst nachsinnend fort. „Man müßte ihn öfter mit ihr in Berührung —"

Das junge Mädchen zuckte in unwillkürlichem Abscheu zusammen.

„Nein," fiel Frank ein, „das wäre ein verderbliches, böses Experiment! Vielmehr muß ich jetzt ganz entschieden auf seine Entfernung bringen. Einen gefährlichen Narren kann man nicht frei umher gehen lassen."

„Er ist nicht gefährlich. Fürchtest du dich vor ihm, Frank?"

„Du weißt, Ernst," fuhr dieser auf, „daß ich Niemand fürchte: mit der rothen Wildkatze würde ich auch noch fertig. Daß er aber gefährlich ist, kann ich dir durch einen Vorfall beweisen, den ich bisher verschwiegen, um euch nicht unnöthiger Weise zu beunruhigen. Du weißt, daß voriges Frühjahr unsere Holzhütte auf dem Goldacker plötzlich aufflammte und verbrannte —"

„Ja wohl — nun?"

„Wir konnten uns niemals die Entstehung des Brandes erklären — ich weiß jetzt, daß Fritz das Feuer gelegt hat."

„Woher weißt du das?"

„Als ich neulich spät Abends von der Stadt nach Hause ging, sah ich plötzlich an ungewohnter Stelle ein rothes Licht, das sich flüchtig hin und her bewegte. Leise eilte ich näher und sah den Narren, der mit einem langen, brennenden Kienspahn wie besessen um unsere Aufhütte am Erlenwalde herumtanzte: endlich schleuderte er den Brand auf das Dach, wo er augenblicklich auf der dichten Schneelage erlosch. Ich sprang hinzu und packte ihn beim Arm: er erkannte mich nicht: „Laß los, schrie er, Feuerkönig, laß los; ich kann's nicht helfen, daß es diesmal nicht brennt: hast du nicht genug an dem letzten Opfer?" Da wußte ich genug und führte ihn heim: der Schulmeister, dem ich harte Vorwürfe über seine Nachlässigkeit machte, erklärte, es sei ihm unmöglich, den schlauen Narren zu hüten: ich aber kann nicht länger eine lebendige Brandfackel um unsere Scheunen und Häuser herumstreifen lassen, und ich bitte dich herzlich, gib deine Einwilligung zu seiner Entfernung."

„Ich werde mich hüten", lächelte Ernst. „Ich arbeite gerade jetzt in der Seelenlehre und da ist mir mein Pflegling unentbehrlich: macht ihr keine Musik mehr, so werden uns keine Fenster zerschlagen und laß du alle Abende den Kettenhund los, so wird sich der arme Fritz nicht in die Nähe wagen. Fritz bleibt frei und im Dorfe." Ernst bemerkte den ängstlich-flehenden Blick Anna's nicht.

„Ist es dein letztes Wort?" frug Frank kurz.

„Mein letztes."

„Gut, wenn du es mit deinem Pflichtgefühl vereinen kannst, wenn du es gegenüber Anna verantworten kannst, namentlich aber gegenüber Deinem Pflegling selbst, so soll er bleiben. Du, Anna, versprichst mir aber, nie mehr allein aus dem Hause zu gehen und dir Ernst, sage ich voraus, daß ich bei der nächsten Gefahr für unsere Sicherheit deinen Pflegling zusammenschießen werde wie einen tollen Hund. Dann mag sich der Philosoph wundern und der Vormund beklagen, so viel er will. Gut' Nacht, Anna."

Mit diesen Worten ging Frank zürnend aus dem Zimmer. Ernst sah ihm schweigend nach. „Der Hitzkopf!" sprach er dann ruhig — „aber er meint es gut: sei ihm nicht böse, Anna! gute Nacht." Und er nahm sein Licht und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Behüt Dich Gott.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n.
In Deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Liebe Glück ein Schein:
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu Dir hinan.
In Deinen Armen wollt' ich ganz genesen,
Zum Danke Dir mein junges Leben weihn:
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt;
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treuen denk' ich Dein!
Behüt Dich Gott! es wär zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Victor Scheffel.

(Die fünfundsechziger Jahre der früheren Jahrhunderte.) Es dürfte von Interesse sein, mitzutheilen, was uns von der natürlichen Beschaffenheit der fünfundsechziger Jahre früherer Jahrhunderte bekannt ist. Vom Jahre 1165 wird uns ein harter Winter und eine Seuche, vom Jahr 1265 ein Erdbeben (den 23. März) und eine Sonnenfinsterniß (den 20. Mai) berichtet. Der Winter des Jahres 1365 war sehr kalt und lang, drei Monate war der Rhein fest zugefroren und von den Fußgängern und Reitern zu passiren, Kälte und Hunger tödteten viele Menschen, noch mehr die darauf folgende Seuche. Das Jahr 1465 dagegen war sehr fruchtbar, alles gedieh aufs Beste, schon im Mai hatten die Trauben überall abgeblüht, es gab sehr viel und guten Wein, so daß es an Gefäßen zum Aufbewahren fehlte und man für ein neues eimeriges Faß einen Eimer Wein gab; der Eimer kostete 1 fl. 2—20 kr., der Schäffel Dinkel 15 kr. Das Jahr 1565 zeichnete sich durch seine große und anhaltende Kälte aus, vom 7. Dez. 1564 bis zum 10. Febr. 1565 fiel 23mal Schnee und keiner schmolz, diese gewaltigen Schneemassen hinderten und unterbrachen den Verkehr und führten eine solche Kälte herbei, daß in Süddeutschland alle Flüsse überfroren, als dann endlich im April Thauwetter eintrat, gab es verheerende Ueberschwemmungen. Doch ließ die seit zwei Jahren herrschende Seuche im Winter nach. Die Reben, durch die Kälte stark beschädigt, gaben wenig und sauren Wein, von dem der Eimer 7 bis 8 fl. kostete, der Schäffel Dinkel aber 1 fl. 52 kr., da es noch ziemlich Frucht gab. Von der Beschaffenheit des Jahres 1665 ist uns wenig bekannt. Der Januar war sehr kalt, und es gab zwar viel, aber einen mittelmäßigen Wein, der Eimer kostete 8 bis 10 fl. Im Jahre 1765 herrschte den ganzen Februar durch empfindliche Kälte, am kältesten war es um Fastnacht, so daß der Neckar überfror. Am 12., 13. und 14. April schadeten kalte Nächte und Nordwinde dem Frühobst und den Reben sehr, während der Traubenblüthe regnete es häufig, eine Menge Trauben fiel ab, es gab daher nur wenig und mittelmäßigen Wein, von dem der Eimer 20—28 fl. kostete. Die Ernte dagegen fiel sehr ergiebig aus.

In der „Gartenlaube" giebt Prof. Bock ärztliche Winke für die Wintersaison. Zuerst spricht er vom Echauffement auf einem Balle, das leicht gefährlich werden könne, aber nie daher rühre, daß man, wie man gewöhnlich glaube, in die Hitze getrunken habe. Die Sache verhalte sich so: schnelle Abkühlung der erhitzten Haut erzeugt eine sehr hitzige Erkältungskrankheit, welche theils mit sehr schmerzhaften Gelenkentzündungen (acutem Rheumatismus) theils mit Herz- und Herzbeutellähmung einhergeht. Tödtet eine solche Herzentzündung nicht bald, dann hinterläßt sie in der Regel unheilbare Herzfehler (Verengerung der Mündungen und Schlußunfähigkeit der Klappen des Herzens). Hat sich Jemand auf dem Balle eine dieser Erkältungskrankheiten zugezogen, so trägt stets ein schnelles Abkühlen der heißen Haut, welches außerhalb des Ballsaales, in der Garderobe, in der Nähe einer Thür oder eines Fensters zu Stande kommen kann, die Schuld davon, nicht aber das kalte Getränk, das während dieser Abkühlung getrunken wurde. Bei der ärgsten Erhitzung kann man kalt trinken, nur hüte man sich dabei vor einer Erkältung der Haut. Sollte aber eine solche doch stattgefunden haben, dann suche man so schnell als möglich wieder in Schweiß zu kommen, was durch starke Bewegung (Tanzen) oder reichlichen Genuß r cht heißen Getränkes erreicht wird. — Ebenfalls schädlich und oft Ursache von schweren Lungenkrankheiten, ist der schnelle Wechsel der warmen und kalten Luft, welche man einathmet, ferner das Einathmen von Kohlendunst, das leicht lebensgefährlich wird, wenn bei Verbrennung von Kohlen der Luft nicht gehörig Zutritt gestattet wurde, wie es beim Glimmen von Kohlen in einem Kohlenbecken oder in einem schlechtziehenden Heizapparate, zumal in einem Ofen, dessen Klappe geschlossen, der Fall ist. — Den Brustkranken räth Bock für den Winter die Anwendung eines Respirators an; sie sollen Jagd und Eis meiden und in geräumigen und sonnigen Zimmern mit reiner warmer Luft bleiben. Beim Verlassen des Lokals sollen sie draußen nicht schwatzen, sondern den Mund hübsch ordentlich zuhalten. Im Tabaksqualm stundenlang zu sitzen und zu polemisiren, ist für Lungenleidende ein Verbrechen, was in der Regel mit frühzeitiger tödtlicher Schwindsucht bestraft wird. Rauchen kann der Brustkranke allenfalls, aber den Tabaksqualm einathmen darf er durchaus nicht, am allerwenigsten aber im Schlafe. Nicht minder schädlich ist für ihn der Tanz, weil er ihn leicht dem schnellen Wechsel zwischen kalter und warmer Luft aussetzt und zu Aufregung Veranlassung giebt.

Charade. Dreisilbig.

1.

Ich bin zwar nur klein, doch für mich allein
Ein oft sehr wichtiges Ganzes;
Eilf Brüder sind mein — in engem Verein
Mit mir ein richtiges Ganzes.
(Fragt nur die Soldaten,
Sie werden's errathen!)
Ein silberner Schlüssel auch bin ich,
Der öffnet — Meere und Lande.
Und Städte und Burgen gewinn' ich —
Doch trennende Fäden auch spinn' ich
Und Länder schlag' ich in Bande.

2. 3.

Ich bin im lieben deutschen Reich
Zu finden allerwärts,
Emporgetaucht dem Pilze gleich
Für Hoch und Nieder, Arm und Reich
Asyl im Ernst und Scherz.
Du siehst mich auch in diesen Zeilen hier
Und bist am Ende selbst ein Theil von mir.

1. 2. 3.

Im Ganzen sieh das Zweite wieder,
Der Ersten starken Sohn:
Ein ächter Siegfried riß er nieder
So manche Bäume schon
Die ihm im Wege standen;
Du kennst den wackern Degen —
Mög' er in deutschen Landen
Nur herrschen allerwegen!

(Aus dem Bayr. Tgbl.)

Auflösung der Kreuz- und Quer-Charade in Nr. 1:

1 Ein	2 fall
3 Zu	4 spruch

1. 2. Einfall — getrennt: Ein Fall.
1. 4. Einspruch — getrennt: Ein Spruch.
3. 2. Zufall.
3. 4. Zuspruch.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 3. Sonntag, den 15. Januar. 1865.

Wer zagt und fragt bei jedem Schritt,
Ob nicht sein Fuß daneben tritt
Im Dämmergang durch's Leben,
Der tappt erst recht daneben.

E. B.

Leben und Schule.

Novelle von Felix Dahn.

(Aus dem Heimgarten.)

2.

Winterleben.

(Fortsetzung.)

Anna fühlte sich verstimmt, es war das erste Mal gewesen, daß ihr herzliches Zusammenleben unschön gestört worden war und sie empfand dunkel, daß sie selbst, wenn auch ohne Schuld, mit zur Entstehung dieser Störung beigetragen. Sie wunderte sich, wie Ernst glauben konnte, sie zürne auf Frank, da sie doch diesem im Stillen vollständig Recht gab, und mit warmem Dankgefühl seine treue Sorge für sie erkannte; sie konnte nicht umhin, Ernst einer gewissen Selbstsucht anzuklagen und ging betrübt zu Bette. Bald jedoch war unter den drei guten und liebevollen Menschen die Spannung jenes Abends verschwunden und der ganze Vorfall vergessen. Ernst und Anna trieben ihre Studien eifrig fort, ohne sich jedoch in ihrer Herzensbeziehung näher zu kommen. Frank's treue Seele kannte keinen nachtragenden Aerger und rasch hatte er in seinem mühevollen, kräftigen Leben die Erinnerung an jenen Abend verloren. — Nicht aber hatte die dunkle Seele des Narren den lichten Schimmer vergessen, welcher sie damals gestreift: er umkreiste allnächtig in scheuer und doch unwiderstehlicher Sehnsucht das Haus, welches für den Unseligen eine phantastische, thörichte Hoffnung der Erlösung enthielt; er hatte die Fenster von Anna's Schlafzimmer im ersten Stock erkundet oder errathen und oft saß er in kalter Sturmnacht im Dunkeln unter einem der Bäume an der Gartenmauer oder auf dem Zaun des Feldweges und starrte mit geduldiger Erwartung in die Richtung jener Fenster, bis sie plötzlich auf kurze Zeit erleuchtet wurden, wenn Anna aus der Wohnstube in ihr Schlafzimmer kam; und das reine Kind ahnte nicht, daß, während sie ihre blonden Zöpfe aufflocht und ihr Nachtgebet sprach, zwei brennende Augen mit wahnsinniger Leidenschaft jede Bewegung ihres Schattens an den Vorhängen verfolgte. Wenn dann die Fenster wieder dunkel geworden, sprang der Narr auf, warf eine Kußhand in die Nachtluft und sprach im Heimgehen feierlich: „Schlaft wohl ihr silbernen Augen: leb wohl du Königstöchterlein: wenn die Zeit kommt, wirst du mich erlösen.“ —

3.

Frühlingsfreuden.

Und allmählig kam nun der Frühling in das Land. Schon waren die Felder im Ganzen vom Eise befreit, nur in wenigen von der Sonne entlegenen Stellen lag noch hie und da ein Restchen veralteten Schnees — die Aecker zeigten die braunen Schollen wieder, aus denen feuchter Brodem aufstieg, wenn die Sonne darauf schien: schon waren die Tage merklich gewachsen, und die Dorfkirchglocke läutete wieder zu späterer Stunde zum Abendgebet. Die Primeln und Schlüsselblumen begannen zu blühen, bald schossen die ersten Schwalben zwitschernd über das Dorf, mancher früher Schmetterling, manch eifriges Bienchen flog im Mittagssonnenschein über die grün werdenden Wiesen, jubelnd begrüßt von den Kindern, die nun wieder gar lustig den Weg zur Schule mit frohen Wanderungen belebten und nach der Schule stundenlang vor den Häusern spielten, wo die Leute auf den Bänken saßen in der Dämmerung und ihnen zusahen: vollständig galt aber der Sieg des Frühlings für entschieden, als ein gravitätisches Storchenpaar über das Dorf hingestrichen kam und nach kurzer Auswahl auf dem Wohnhaus der Brüder Reichart sein Nest zu bauen begann, was, wie männiglich weiß, eine Hochzeit im Hause bedeutet.

Die veränderte Jahreszeit führte nothwendig eine Veränderung in der Lebensweise und Zeiteintheilung unserer Freunde herbei. Frank, dessen Freude und Leben nun erst recht begann, war jetzt immer zu Hause, d. h. auf den Feldern in der Nähe des Gutes beschäftigt, und er arbeitete diesmal mit einem Eifer und Geschick, daß es eine Lust war, seiner Thätigkeit zuzuschauen. Diese Lust empfand und genoß Anna in hohem Grade. Frank hatte Recht gehabt, als er Ernst an dem ersten schönen Märzentag, da er Anna die Winterfenster abnehmen half und die warme Frühlingsluft durch alle Zimmer des Hauses streichen ließ, scherzend zurief: „Herr Bruder, — nun ist dein und des Winters Reich zu Ende. Der Frühling und ich regieren jetzt, nun wollen wir die kleine Philosophin vom Geist zur Natur zurückbekehren.“ In der That wurde es so. Anna war nur wenig mehr im Hause und mit Ernst zusammen, der Garten und die Felder waren nun ihre Welt, jubelnd trug sie ihre geliebten Blumen aus dem Treibhause in's Freie und mühte sich stundenlang mit der Umpflanzung in die Beete, wobei ihr der alte Bernhard getreulich half. War das Gartentagwerk bestellt, so eilte sie, Frank aufzusuchen, der irgendwo in den Feldern oder im Walde oder an dem Mühlbach die Arbeiten leitete und rüstig selbst mit Hand anlegte. Ernst konnte diese ihre Freuden und Gänge nicht theilen. Er kränkelte, er hatte sich im Winter übermäßig angestrengt und im Eifer, sein philosophisches Werk rascher zu fördern, seinem Körper zu viel zugemuthet, nur selten konnte er im wärmsten Mittag sein Zimmer auf eine Stunde verlassen.

Lange hielt Anna getreulich bei ihm aus, stickend oder schreibend in der dumpfen Luft seiner Bibliothek, deren Fenster er nicht öffnen ließ. Es war ihr aber ein hartes Opfer und mancher sehnsüchtige Seufzer mußte erstickt werden, wenn sie die helle Sonne draußen auf den Blumen glitzern sah und der fröhliche Fink auf dem Kirschbaum vor dem Fenster seine schmetternden Schläge wirbelte. Dazu kam noch, daß Ernst, durch seine Kränklichkeit verstimmt, ihr nicht mehr wie sonst ein anregender und erfreulicher Gesellschafter war. Oefters fand sie ihn über Gebühr durch Kleinigkeiten gereizt, das machte ihr Beisammensein nicht mehr so rückhaltslos und vertraulich wie früher, und wie gesagt, oft sehnte sie sich mit Seufzern hinaus in's Freie.

Ernst bemerkte dies nicht, wohl aber Frank, und von dem Augenblick an, wo er erkannt hatte, daß das gelehrte Stubenleben mit Ernst

der Kleinen allmählig zur Last geworden, begann er mit feinem Takt, um weder den Bruder noch Anna seine Absicht fühlen zu lassen, die letztere immer mehr und mehr für sich in Anspruch zu nehmen, und ihr Leben in's Freie, in die Natur zu verpflanzen. Er erklärte, daß die alte Gertrud nicht ausreiche, die große Anzahl von Mägden, Dirnen und Taglöhnerinnen, die er wegen der beginnenden Feldarbeiten miethen mußte, zu überwachen und zu versorgen: er richtete eine zweite Küche auf einem zum Gute gehörenden Vorwerk ein und stellte der Kleinen die Nothwendigkeit vor, dort Vormittags mit Hand anzulegen, eine Pflicht, die Anna mit Freuden, Geschick und Lieblichkeit erfüllte. Eifrig wanderte sie nun schon früh Morgens mit einem Korbe voll Küchensachen hinüber nach dem Vorwerk, vertheilte und ordnete die Arbeiten des weiblichen Gesindes, machte die Auszahlungen, hatte für jeden Knecht und jede Magd ein passendes Wort des Wohlwollens, zeigte für jede Verrichtung eine freundliche Theilnahme, und gewann im Kurzen die Liebe der Leute in solchem Grade, daß diese selbst erklärten, unter Anna's Augen noch einmal so leicht zu arbeiten, wie denn Frank behauptete, daß Alles gedeihe, wo sie Hand anlege. Sie mußte ihn daher fast immer begleiten, und Alles, was er vornahm, einweihen, wie er sagte. Wurde ein Feld neu besät, so mußte Anna die erste Scholle wenden und die ersten Körner streuen; wurde eine Scheune gebaut, so mußte Anna die ersten Hammerschläge führen; wurde eine Wiese umgestochen oder ein Damm gegraben, so mußte sie die ersten Spatenstiche thun. Das that sie denn immer mit eben so viel Anmuth als Wohlgefallen. So kamen die Beiden oft den ganzen Tag nicht nach Hause, die Leute waren sehr erfreut, wenn sie das frugale Feldmahl mit ihnen theilten; dann gegen Abend pflegte Anna den Freund auf seinem Rundgang durch alle Arbeitsstätten zu begleiten, wo er überall mit den Leuten kurz und treffend das Nöthige besprach. Mit Freuden entnahm sie aus den Reden und Thaten der Arbeiter, wie hoch sie alle Frank in Ehren hielten als den tüchtigsten Landwirth und den trefflichsten Mann in der Gegend: dankbar wußte sie zu schätzen, mit welch unerschöpflichem Verständniß er alle ihre kleinen Fragen über die tausend Räthsel, die das Naturleben ihrer regen Phantasie aufgab, und die sie dann an ihn richtete, immer belehrend und doch nie pedantisch zu beantworten wußte, und auf diesen einsamen Feldwegen, wenn sie den Sonnenuntergang von einem Hügel aus beobachtet hatten, und nun in der Dämmerung durch die Wiesen nach Hause gingen, lernte sie das reiche Gemüth und die verborgene aber desto tiefere Innigkeit seiner Empfindung, die sich stets nur in kurzen treuen Worten äußerte, immer mehr kennen und verehren. Und dieß Zusammenleben mit Frank und der Natur brachte eine glückliche Stimmung harmloser Heiterkeit über sie: ihre Seele, während des Winters etwas strenge geschult, erging sich wieder in fröhlicher Freiheit. Auch äußerlich war dieß sichtbar: ihre Augen blitzten in Munterkeit, ihre Wangen, die der Winter und das Scheiden gebleicht hatten, überflog ein gesundes Roth, ihre Formen füllten sich: elastischer wurde ihr Gang, kräftiger ihre Stimme und ihr liebliches Lachen tönte häufiger und lauter.

Dieß Aufblühen Anna's war so sichtlich, daß auch Ernst die Veränderung und ihren Grund, ein gesünderes Naturleben, wahrnehmen mußte. Er war darüber so erfreut, daß er gegen die umgewandelte Lebensweise Anna's nichts einwenden mochte und sie stillschweigend ihres Amtes als Abschreiber, das sie ohnehin in letzter Zeit gar kläglich verabsäumt hatte, gänzlich enthob. Nicht ohne einen Seufzer schob er ihren Stuhl von der Stelle an seinem Schreibtisch, die er den Winter über eingenommen, und fuhr fort, da weiter zu schreiben, wo sie mitten im Satz aufgehört hatte, von Frank abgerufen, um die erste Kleesaat zu bestellen.

Uebrigens empfand Ernst nicht, daß eine Entfremdung oder Erkaltung zwischen ihm und Anna stattgehabt hätte. Es fiel ihm nicht ein, eifersüchtig auf Frank zu werden, er selbst hielt Anna mit immer gleichmäßiger ruhiger Neigung, der einzigen und höchsten, deren er fähig war, umschlossen und betrachtete sie, da er stets mit Rührung des Testamentes seines Vaters gedachte, als ihm durch Vermächtniß zugewendet und zugehörig. Und wenn er auch noch immer in Anna's Herzen keine Liebe für sich sah, so beunruhigte ihn dieß nicht im Mindesten, er hatte sich so ganz an den Gedanken gewöhnt, ihre Freundschaft allmählig in Liebe übergehen zu sehen, daß er nie daran dachte, dieser Uebergang könnte ausbleiben — es wurde ihm nicht schwer, seine stille, ideale Neigung ganz in sich zu verschließen und weder Anna noch sein Bruder ahnten deren Bestehen.

So war der erste Mai herangekommen, ein wunderschöner erster Mai! Hell blühten die Rosen, die Anna in den Gartenbeeten gepflanzt, und lieblich drangen die Düfte der blühenden Spalierbäume, lieblich klang der fröhliche Vogelgesang in Ernst's Bibliothekzimmer, dessen Fenster offen standen. Er selbst lehnte, vom Vorhang verborgen, an der Fensterbrüstung, den Phädrus des Platon in der Hand, und blickte sinnend über das Buch hinweg in den blühenden Garten.

Da kam Anna, ein Liedchen trällernd, mit einem großen Rosenstrauß in einer Vase herein, stellte ihr duftiges Geschenk auf Ernst's Schreibtisch, warf das Köpfchen zurück, um zu sehen, wie sich unter all den Folianten die Blumen ausnähmen und wollte, ohne Ernst gesehen zu haben, wieder hinaus, indem sie leise vor sich hinsang:

„Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Da rief sie Ernst beim Namen und trat aus den Vorhängen.

„Schönen Dank, liebe Anna! für deine Blumen.“

„Sie sind von meinen schönsten — du sollst doch auch wissen, daß heute der erste Mai ist, du Einsiedler! Wie siehst du wieder so traurig und bleich aus!“

„Bleich? Das mag sein. Aber nicht traurig, nur ernst. Weißt du, woran ich eben dachte, als du kamst?“

„Nun?“

„Ich dachte, als ich vom Fenster aus die vielen Blumen im Garten sah, wie viele heute, am Ehrentag des Frühlings, schon wieder verwelkt sind, und wie thöricht die Menschen sind, die das liebliche Glück so eifrig suchen, das so bald verwelkt.“

— „Daran hab' ich noch nie gedacht, wenn ich meine Blumen ansah. Was sollen die Menschen sonst suchen, wenn nicht das Glück? Doch nicht blos das Wissen und die Wahrheit?“

„Nein!“ sprach Ernst feierlich, ... „den Frieden!“

„Den Frieden? Was ist Frieden?“

„Jener Standpunkt der Weltanschauung oder richtiger — jene immer gleichmäßige Stimmung der Seele, in welcher dem Menschen zur lebendigen Ueberzeugung geworden ist, daß es auf Freude und Trauer, diese flüchtigen Feuerfunken, nicht ankömmt, sondern auf jene milde und ernste Klarheit, welche, wie die Sterne, ein segensvolles, sanftes niemals verderbliches Licht verbreitet. Es gilt, im Innern die gleichmäßige Ruhe eines glatten Wasserspiegels zu gewinnen, der die Welt rein wiederstrahlt, und nach jedem Steinwurf von Außen bald die zitternde Bewegung verliert und die alte klare Ebenheit wieder gewinnt — das ist Frieden.“

„Das ist das Glück eines Gottes, nicht eines Menschen,“ meinte Anna.

„Doch bleibt uns immer,“ fuhr Ernst fort, indem sein dunkelblaues Auge sinnend auf dem schönen Mädchen vor ihm ruhte — „die Sehnsucht nach jenen ewig gleichen immer leuchtenden Anschauungen, wie mein Platon sagt, und die Seele, welche einmal liebend in das Reich des ewigen Gedankens, in diesen Sternenhimmel hinübergeblickt hat, kann nimmermehr volle ungetrübte Freude finden an den Rosen dieses Erdenglückes, und wären sie auch noch so schön. Ja, man kömmt dazu, diese Rosen als verführende Irrlichter, die vom Pfade des Friedens ablocken, zu betrachten.“

„O ihr armen Rosen!“ lächelte Anna, die heute nicht Lust zu haben schien, zu philosophiren. „Jetzt glaub' ich wohl, daß meine Blumen nicht in deiner Nähe gedeihen konnten — du betrachtest sie mit Argwohn und Verachtung.“

„Nicht meine Schuld — warum welken sie so bald!“ —

„Ach was! Darum *pflückt* man die Rosen, daß sie uns schmücken und erfreuen, und wenn sie dahin sind, pflückt man *neue*. Deine stolzen Sterne kann man doch nicht vom Himmel nehmen — und wenn man die Blumen in's *Wasser* stellt und hübsch sorglich *pflegt*, kann man sie lange, lange erhalten; das thust du aber nicht und darum verdienst du auch gar keine Rosen.“

„Und was hat man davon, wenn man wirklich immer einen Wechsel von freudigen Momenten sich erhält?“

„Dann ist das Leben ein Rosenkranz, und das ist genug für mich.“

Ernst wollte erwidern — da trat Frank eilig in's Zimmer.

„Wo steckst du Anna? Ich suche dich im ganzen Garten! Hier? Bei den Büchern? Ich wollte dir sagen, daß sie drüben in Rosenau das Maifest halten, sie haben einen prächtigen Maibaum aufgerichtet und heute Abend wird getanzt. Unsere Knechte und Mägde fahren

alle hinüber: drei Leiterwagen voll — und da wollt' ich die ehrsame Jungfrau Anna Reichart gebeten haben, auch mit hinüber zu gehen und meine Maikönigin zu werden nach altem fränkischem Brauch" — und er machte einen fröhlichen Kratzfuß und schwenkte seinen grünen Hut.

„Maifest? Tanzen? Ja, da bin ich dabei!" rief Anna. „Gleich will ich mich anziehen."

„Nichts anziehen", sagte Frank, „du bleibst wie du bist — dein Rosasommerkleid steht dir am besten — die Zöpfe kannst du etwas höher binden — derweilen sorge ich dir für einen Blumenkranz in's Haar."

Rasch war Anna zur Thüre hinaus — Frank wollte ihr folgen: an der Schwelle wandte er sich um und frug den Bruder, der mit dem Rücken an den Bücherschrank gelehnt, die Arme verschränkt, zugesehen hatte:

„Kommst du nicht mit, Ernst?"

„Danke! du weißt, ich kann die vielen Menschen und den Lärm nicht vertragen und auch die Nachtluft nicht — denn ihr kommt wohl spät zurück."

„Vor Mitternacht nicht! Nun leb' wohl!" und fort war er.

Jetzt wurde es lebendig auf dem Vorplatz vor dem Hause. Ernst trat an ein anderes Fenster, das auf die Straße ging und sah hinunter: drei Leiterwägen mit Kränzen und Bändern geschmückt fuhren vor; auch die Pferde, die sie zogen, waren mit Blumen geziert. Die Knechte und Mägde, im Sonntagsstaat, sprangen mit Scherzen und Lachen hinauf und stellten und setzten sich in dem leichten Fuhrwerk zurecht. In dem einen Wagen fingen sie an zu singen:

„Heraus aus den Stuben,
Ihr Mädels, ihr Buben,
Juchheisatrara!

Der Schnee ist verschwommen,
Der Frühling ist kommen,
Der Maien ist da!" —

Da trat Anna aus der Hausflur, einen Kranz von Blauglocken und rothen Rosen im Haar. Lieblich sah sie aus mit den vor Freude gerötheten Wangen: als sie Frank mit kräftigen Armen auf den Wagen schwang, dann selbst hinauf sprang und einem Knecht Zügel und Peitsche abnahm, jubelte das Gesinde vor stolzer Freude, daß die junge Herrschaft ihr Fest theilen würde. Noch einmal winkten sie grüßend zu Ernst hinauf; dann knallte die Peitsche und vorwärts flogen die drei Gespanne, Frank und Anna vorauf mit fliegenden Bändern und Kränzen. Ernst sah ihnen nach bis zur Krümmung der Straße: dann schloß er das Fenster und setzte sich zu seinem Platon an den Schreibtisch, nicht ohne einen Seufzer und einen Blick auf die Rosen in der Vase. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeiten ändern sich.

Von E. Geibel.

Die Stätten meiner Jugend seh' ich wieder,
Doch zeigen sie mir fast ein fremd Gesicht;
Rings wuchsen Giebel, sanken Wipfel nieder,
Und selbst das Flußbett ist das alte nicht.
Ja, Freund, den Hauch, der unter'm Schlag der Glocken
Die Welt durchschauert, spür' ich doppelt hier;
Es blies nicht blos das Braun aus unsern Locken,
Verwandelt war die Zeit und wir mit ihr.

Wie lag in gold'nem Märchenduft die Ferne,
Da uns noch eng der Heimath Bann umgab!
Vom ersten Berg schon sah'n wir and're Sterne
Und Zaubergerte schien der Wanderstab.
Sehnsüchtig wuchs das Herz, wenn seine Weisen
Das Posthorn sang im näch'gen Waldrevier —
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Von Ort zu Ort die traute Liebeskunde,
Die Grüße, die der Freund dem Freunde rief;
Wie bang erharrten wir sie Stund' um Stunde,
Und zum Ereigniß ward der späte Brief,
Verhallend selbst, als Echo nur empfingen
Der Weltgeschichte Donnerbotschaft wir —
Jetzt trägt der Blitz das Wort auf Feuerschwingen;
Verwandelt war die Zeit und wir mit ihr.

Vom Zauberduft der blauen Blume trunken,
Des Herzens Räthseln sann der Dichter nach;
Er klagt' um Sonnen, die hinabgesunken,
Und rief der Vorwelt mächt'ge Schatten wach.
Der Freiheit Muse schlich nur auf den Zehen
Bei Nacht zu ihm, als wär's Verbrechen schier —
Heut läßt sie auf dem Markt ihr Banner wehen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Grüß euch ihr Münster mit den hohen Schiffen,
Gebraus der Orgel, dunkles Chorgestühl,
Wo ein Geheimniß ewig unbegriffen
Uns Wahrheit ward durch unser wahr Gefühl!
Auf seinen Flügeln jedes Zweifels Schranke
Hochüberfliegend, kampflos glaubten wir —
Jetzt heischt sein Recht am Glauben der Gedanke,
Verwandelt war die Zeit und wir mit ihr.

Wohl trugen wir das Vaterland im Herzen,
Doch liebten wir wie Knaben stumm und zart;
Zum Freund nur sprach der Freund von seinen Schmerzen
Und von dem Kaiser mit dem Flammenbart.
Das Wort vom Reich, ob niemals ganz verklungen,
Doch scheu nur ward's geflüstert dort und hier —
Heut rauscht es fort im Volk von tausend Zungen,
Verwandelt war die Zeit und wir mit ihr.

Ja, vorwärts geht's, des Webstuhls Spulen sausen,
Die Welt ward weiter, freier Blick und Sinn,
Doch wie des Lebens Ströme schwellend brausen,
Wuchs nach Genuß die Gier und nach Gewinn.
Da singt bei Nacht wohl, eh' die Sterne schwinden,
Vom engen Jugendglück die Sehnsucht mir —
Doch komm' nur Tag! Du sollst mich wacker finden!
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

(Düsseldorfer Künstleralbum.)

H. **Herrieden**, Anfangs Januar. Witterungsverhältnisse Europas im Dezember 1864. Dieser Monat war in seinen meteorologischen Erscheinungen höchst excentrisch, und warf die Reihenfolge der klimatischen Verhältnisse der einzelnen Länder völlig durcheinander. Was soll man sagen, wenn es in Spanien vor Schneemassen nicht zum Fortkommen ist, während es im höchsten Norden fast fortwährend regnete? Oder wenn in Rom eine kältere Mitteltemperatur herrschte, als in Irland? Oder wenn es in unserem fränkischen Hochland kälter war, als im nördlichsten Rußland, bei den Eskimo's, wo die Sonne nur ein paar Stunden täglich am Himmel steht? Wenn die absolut größte Kälte unter dem 47. Breitegrade, in Odessa am schwarzen Meere, zu suchen ist? Ich finde keine andere Erklärung, als daß die vielen Erdbeben, welche in Italien wiederholt, dann in Ungarn, Kärnthen und selbst in unserem Bayern (Partenkirchen und Garmisch) auftraten und welche so große magnetische Störungen hervorbrachten, auch die heterogenen Witterungsverhältnisse zur Folge hatten, sind ja sogar die Erdstöße selbst in Italien in einer der aller früheren gerade entgegengesetzten Richtung erfolgt. Die Morgens 8 Uhr an den Hauptstationen Europa's beobachteten Mitteltemperaturen waren mit ihren Schwankungen der Reihe nach: Sizilien (Palermo) $8_{,6}$ ($7_{,0}$ u. $12_{,0}$), Südspanien (Alikante) $7_{,4}$ ($4_{,0}$ u. $10_{,3}$), Portugal (Lissabon) $6_{,0}$ ($3_{,9}$ u. $8_{,7}$). Nordspanien (Bilbao) $5_{,3}$ (— $4_{,0}$ u. $10_{,4}$), Südfrankreich (Marseille) $4_{,8}$ ($0_{,3}$ u. $9_{,5}$), Irland (Valentia) $4_{,4}$ ($0_{,0}$ u. $8_{,9}$), Süditalien (Rom) $4_{,3}$ ($0_{,3}$ u. $10_{,0}$). Schottland (Nairn) $2_{,8}$ (— $0_{,9}$ u. $8_{,5}$), England (London) $2_{,7}$ (— $1_{,9}$ u. $8_{,9}$), Norditalien (Turin) $2_{,5}$ (— $3_{,6}$ u. $5_{,2}$), Norwegen (Skudesnäs) $2_{,1}$ (— $4_{,0}$ u. $6_{,0}$). Belgien (Brüssel) $1_{,0}$ (— $6_{,6}$ u. $6_{,2}$), Schweden (Stockholm) — $0_{,4}$ (— $7_{,2}$ u. $4_{,8}$), Nord-Frankreich (Paris) — $0_{,6}$ (— $6_{,6}$ u. $5_{,6}$, absolutes Minimum: — $6_{,7}$, Maximum:

8,4), Oesterreich (Wien) — 1,9 (— 11,5 und 7,8), Grenze von Lappland (Haparanda) — 3,8 (— 14,1 und 0,3), Sachsen (Leipzig) — 4,1 (—12,1 und 1,7), Bayern (Herrieden) — 4,3 (— 12,7 und 0,7, absolutes Minimum: — 14,8, Maximum: 2,3), Schweiz (Bern) — 4,4 (— 8,2 und 0,2), Nordrußland (Petersburg) — 5,0 (— 15,1 und 1,6), inneres Rußland (Moskau) — 5,8 (— 19,5 und 11,1) und zuletzt Südrußland (Odessa) — 6,7 (— 13,1 und — 1,9° R.)

Geschichte eines Armsessels.

Ein Armsessel, reich mit Schnitzwerk verziert, schmückte einst das Arbeitszimmer der Kaiserin Maria Theresia; er soll ein Geschenk der Stände des Markgrafenthums Mähren an die geliebte Kaiserin gewesen sein; jedenfalls hielt sie es besonders werth, und die Königin Marie Antoinette erhielt auf ihren ausdrücklichen Wunsch diesen Armstuhl aus dem Nachlaß der Mutter. Derselbe fand seinen Platz in dem bekannten Sternen-Boudoir, welches die Reihe der Zimmer schloß, die Marie Antoinette im Königspalast zu Versailles bewohnte. Der Stuhl begleitete die unglückliche Königin während der Revolution nicht nur nach den Tuilerien, sondern auch nach dem Tempelthurm; er diente bis zuletzt Ludwig XVI., und kam dann in den Besitz des Kammerdieners Fleury, der ihn nach England brachte, und ihn dort an den Herzog von Cumberland (nachmals Ernst August, König von Hannover) verkaufte. Bekanntlich nahm dieser englische Prinz nach seiner Vermählung mit der Prinzeß Friederike von Mecklenburg, Schwester der Königin Louise, seinen Wohnsitz in Berlin, und so kam unser Armsessel in die preußische Hauptstadt. Hier wurde derselbe mit andern Meubles einem Tischler zum Aufpoliren übergeben; dieser fand in dem Polster des Rückenstücks eine Brillantnadel, die Bleistiftskizze eines Knabenportraits, und ein Packet sehr eng beschriebener Papiere. Die Diamantnadel verkaufte der unredliche Finder, das Portrait und die Papiere schenkte er einem seiner Freunde, dem Uhrmacher Nauendorff. Jetzt wissen Sie, warum ich Ihnen die Geschichte des Armsessels erzählt habe; würde dieselbe in allen Punkten beglaubigt, so wüßten wir, wie es jenem deutschen Uhrmacher gelingen konnte, sich für einen französischen Prinzen, für den im Temple gestorbenen Dauphin auszugeben, und durch seine Kenntniß der tiefsten Familiengeheimnisse selbst vorsichtige Diener des königlichen Hauses an seine Aechtheit glauben zu lassen. Die im Sessel gefundenen Papiere enthielten nämlich die genauen Instruktionen Ludwigs XVI. für seinen Sohn, aufgesetzt für den Fall einer Flucht. Es bleibt kühn, daß der Uhrmacher aus Brandenburg es unternahm, die Prinzenrolle zu spielen; als er sie aber einmal übernommen, hatte er wenigstens die ächten Instruktionen eines Königs zur Richtschnur; das erklärt uns den Umstand, daß der Herzog von der Normandie — diesen Titel führte der Abenteurer während seines Lebens — bis zu seinem Tode Gläubige fand. Natürlich konnte er diejenigen nicht täuschen, welche von dem Tode des ächten Dauphins im Temple überzeugt waren. Zu diesen gehörte zu Nauendorffs Unglück die Frau Herzogin von Angoulême, welche darum auch niemals auf die Briefe ihres angeblichen Bruders antwortete und den Betrüger stets abweisend bescheiden ließ. Nauendorff starb 1849 in Holland; sein Sohn, wenn wir nicht irren, der Einzige, der ihn überlebte, wanderte 1853 nach Java aus; derselbe soll fest daran glauben, daß er ein Bourbon sei, begreiflich, da er die Betrügerei seines Vaters nicht kennen wird; auch giebt es noch Leute genug, die ihn für den Sohn des ächten Dauphins halten. Unser Armstuhl aber soll in neuester Zeit wieder zum Vorschein gekommen sein, und zwar in dem Nachlaß einer armen Wittwe; wie er in denselben gekommen, wird nicht gesagt, eben so wenig wie es kam, daß ihn ein durchreisender österreichischer Kavalier erkannte, kaufte und dem Kaiser von Oesterreich zum Geschenk machte. Der Armsessel soll jetzt wieder an seiner alten Stelle in der Wiener Hofburg stehen; vielleicht weiß man in Berlin oder in Wien mehr davon. (Diese Geschichte erzählt die Berliner Kreuzztg.)

Zur Weihnachtszeit in London. Ein spanischer Gesandter am englischen Hofe im 16. Jahrhundert besuchte eines Tages den Londoner Fleischmarkt. Sein Erstaunen war unbegrenzt. Wahrlich, sagte er, London ißt mehr Fleisch in einem Tage, als die ganze spanische Monarchie in einem Jahre! Was würde er von der verschlingenden Capacität der zu 3 Millionen Einwohner angewachsenen Hauptstadt Englands sagen, könnte er ihre Ausstellungen in der Weihnachtszeit beobachten! Alle Eisenbahnhöfe in London haben außerordentliche Anstalten treffen müssen, um die Viktualiensendungen von der Provinz nach London an ihre Bestimmung zu befördern. Große Zellen mit glühenden Oefen wurden errichtet, um die Ballen und Gepäcke provisorisch zu empfangen, ehe man sie definitiv nach den verschiedenen Stadttheilen versenden konnte. Von Norwich allein sind an einem Tage 4000 Ballen, Körbe, Bündel ꝛc. mit Truthähnen und Gänsen angelangt. Der Postdienst mußte unter dem Eßgedränge leiden und die Briefe wurden dem Wildpret, den Fischen, den feisten Ochsenseiten, den Hühnern, Enten und Gänsen geopfert. Auf dem Bahnhof des Nordwestens wurden 200 Extrahandlanger und 300 Pferde gemiethet, um den übermäßigen Erfordernissen des Dienstes zu entsprechen! Und wie die solide, so die flüssige Substanz. Was würde wohl ein Bewohner des mäßigen Südens, wo die Trunkenheit in dem Maße selten ist, als der Wein im Ueberfluß — was würde wohl ein Südländer sagen, der in den Feiertagen zum ersten Mal eine Vorstellung von Engländern in den Straßen von London bekäme? Unter dieser licht- und sonnenlosen, aschgrauen, eisigkalten Himmelsdecke taumelnde, stolpernde, halb oder ganz betrunkene Menschen.

Küchengewächse in England seit 1504.

Wer sollte denken, daß vor $3^1/_2$ Jahrhunderten jenseits des Kanals die Gärtnerei kaum gekannt war. Von 1503 an brachte man die gewöhnlichen Küchengewächse aus Brabant nach England. Kraut und Kohl wurden 1510 aus Holland eingeführt; Rüben kamen 1540 und Karfiol erschien zum erstenmale 1663 aus Cypern, aber nicht in hinreichender Menge gezogen, um auf dem Markte verkauft zu werden, was erst unter der Regierung Karl's II. ungefähr 1670 geschah. Der französische Marschall Tallard brachte 1704 während seiner Gefangenschaft den Sellerie auf die britischen Inseln. Salat war noch in den Tagen Heinrich's VIII. ein seltenes Gericht. Wenn Königin Katharina Salat essen wollte, schickte sie einen Boten nach Holland und Flandern, um Lattich zu holen. Um die nämliche Zeit brachten Hawkins, Drake und Raleigh Kartoffeln und Tabak. Selbst Petersilie kommt von Egypten, Spanien sendet Erbsen, Griechenland Bohnen. Die alltäglichsten Blumen: Rosen, Aurikeln, Lilien, Nelken sproßten erst unter dem Szepter Heinrich's VIII. und der Königin Elisabeth empor.

Der alte Zelter in Berlin, der berühmte Gesanglehrer und Freund Göthe's, hatte seine Eigenheiten; es war ihm z. B. ein Greuel, wenn ein musikalischer Gedanke nicht zu Ende gebracht wurde. Einst ging er hinter einem Schusterjungen her, der fort und fort: „Schöner grüner, schöner grüner Jungfernkranz" sang und diesen Anfang immer wiederholte. Voll Aerger fiel Zelter mit seiner Baßstimme ein: „Veilchenblaue Seide! veilchenblaue Seide!" worauf der Junge sich umdrehte und sagte: „Hör'n Se mal! Wenn Se den Jungfernkranz singen wollen, fangen Se sich'n och an!"

Worträthsel.

Der Fenster beraubt ist mein tragbares Haus.
Doch macht seine Thür' fast die Front' davon aus.
Zwei Brüdern und Nachbarn, die wenig sich gleichen,
Beliebt es oft, sich in dasselbe zu schleichen.
Man sieht sie, befrachtet, es wieder verlassen,
Und dann mit Vertheilung der Fracht sich befassen.
Nie wird eine Dame, der solch ein Haus eigen,
Dasselbe uns vorlauten Männern gern zeigen.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 2:
„Zollverein."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 4. Sonntag, den 22. Januar. 1865.

Ein Mann von Wort — ein Mann von Worten,
Das sind zwei grundverschied'ne Sorten.

Leben und Schule.

Novelle von Felix Dahn.

(Aus dem Heimgarten.)

3.

Frühlingsfreuden.

(Fortsetzung.)

Vom Maifest wollen wir nur Weniges erzählen. In Rosenau angekommen, fanden die Goldenauer schon eine fröhliche Menge versammelt. Die Gutsbesitzer, Pächter, Bauern und das Gesinde der ganzen Gegend hatten sich eingefunden und einstimmig wurde Anna zur Maikönigin, Frank zum Maienritter gewählt. Dann wurde vorerst ein großer Ringeltanz um den stattlich geputzten Maibaum aufgeführt: Frank mußte eine Flasche Weines am Stamm des Maibaums zerschlagen und den Wasen damit besprengen, damit „der gute Maien wachse", wie es in dem alten Liede hieß, das dazu gesungen ward, aber Anna mußte einen Blumenstrauß, eine Schale Milch und eine Hand voll Klee „für den Maien stiften." Dann ging der Zug in den Wirthsgarten, die Musikanten spielten auf und der Tanz ging los! Anna mußte mit Frank den Reigen beginnen: auch den zweiten Tanz gab sie ihm gern und den dritten — als er aber auch den vierten und alle andern begehrte, bedeutete sie ihm mit schelmischer Ernsthaftigkeit, daß sich das nicht schicke, zudem müsse sie doch auch mit den Knechten tanzen, die meinten sonst gar, sie wäre stolz.

Frank sah das denn auch ein und gab nach und er hatte es nicht zu bereuen; denn so oft er ihr Auge suchte, fand er darin eine strahlende Antwort und oft nickte sie ihm gar holdselig zu, wenn sie sich im Tanze begegneten, und als zuletzt ein Mädelstanz gemacht wurde, zu welchem sich die M ä d c h e n ihre Tänzer wählten, kam sie mit strahlendem Angesicht auf ihn zugehüpft, machte einen feierlichen Knix und sagte lächelnd: „Ich muß mich eilen, den Herrn Vetter zu holen, sonst schnappen ihn mir die Andern weg."

Als sie nun aber in raschem Takte dahinbrausten, sagte sie mit innig leiser Stimme zu dem Glücklichen: „Höre, du guter, lieber Frank, wie kann ich dir danken für den heutigen Tag? Du hast mir eine große, große Freude gemacht."

Da konnte sich Frank vor Liebe und Wonne nicht mehr fassen; mitten im Tanz schwang er mit einem lauten Jauchzer das erschrockene Mädchen ein paar Fuß vom Boden in die Höhe, fing sie mit sicheren Armen wieder an seiner Brust auf und tanzte im Takte weiter unter dem Jubel und Gelächter Aller, die es gesehen. Das war aber der Kleinen allzuviel, bestürzt und beschämt sah sie vor sich nieder, und als er sie im Fortgehen vom Tanzboden zu ihrem Wagen fragte: „Hast mich denn lieb?" antwortete sie, ohne ihn anzusehen, nur kurz:

„Das weißt du ja längst, daß ich dich lieb habe"; und als er ihre Hand drückte und dringender frug: „Ja, aber so recht, so besonders lieb?" da antwortete sie gar nicht mehr und sprach mit den Mädchen, die neben ihr standen.

Frank war verdutzt, aber noch im Nachhausefahren merkte er, daß sie ihm nicht böse war; sie ließ sich in den Mantel wickeln, den er für sie mitgebracht und schmiegte vertraulich das müde Köpfchen an seine linke Schulter, indeß er mit sicherer Hand die Pferde lenkte.

Wunderschön war die Maiennacht; ihr Weg ging durch blühende Felder und Gärten; Flieder und Jasmin dufteten berauschend süß und der leise Nachtwind führte ihnen oft ganze Wolken von plötzlichem Wohlgeruch zu. Als sie Goldenau nahe kamen, sang im Hageldorn eine Nachtigall; Frank, der des Mädchens ruhigen, gleichmäßigen Athem an seiner Wange fühlte, dachte, sie habe geschlafen; als er genauer zusah, sie zu wecken, sah er aber zwei liebevolle Augen mit aller Innigkeit auf die seinen gerichtet. Ohne zu sprechen, wies er mit der Peitsche nach der Richtung, wo der holde Vogel sang, und Anna, ohne die Augen von ihm zu wenden, nickte ihm schweigend zu.

Es war das Gesinde mit im Wagen und Frank mußte sich begnügen, unter dem Mantel ihre Hand zu fassen, sie drückte die seine und zog die Hand wieder zurück, aber Frank war nicht böse darüber.

Und nun waren sie in Goldenau und stiegen vom Wagen. Es war lange nach Mitternacht, Frank winkte dem Gesinde, so stille als möglich auszuspannen und auseinander zu gehen, um den schlafenden Ernst nicht zu wecken. Als er sich nach Anna umsah, um ihr gute Nacht zu sagen, war sie schon verschwunden: „Sie wollte den Abschied vermeiden", dachte er, „nun gut, morgen, morgen seh' ich dich ja wieder." —

4.

Ein Gewitter.

Wohl sahen sich die Beiden am andern Morgen wieder, aber umsonst suchte Frank nach dem Blicke, nach dem Tone von gestern. Ein tiefes Mädchenherz ist ein gar seltsam scheues Ding, und so lang es sich seines Gefühls nicht ganz bewußt geworden, fürchtet es sich vor der gewaltigen, fremden Macht, die es dunkel in sich anwachsen sieht. Anna war erschreckt durch den stürmischen Ausbruch, den sie gestern von Frank erfahren, noch war ihre Empfindung nicht alt und gereift genug, um eine gewisse schämige Bangigkeit zu überwinden: sie wußte nichts und wollte nichts davon wissen, daß sie Frank anders als bisher liebte: sie wehrte sich gegen die drohende Umwandlung, die sie ahnte. Sie vermied es daher möglichst, mit ihm allein zu sein oder doch auf den zärtlichen Ton jener Nacht wieder einzugehen: dieß gelang ihr um so leichter, als sie nun wieder längere Zeit bei Ernst zubrachte, dessen Kränklichkeit zugenommen und ihn sogar eine Woche auf das Bett geworfen hatte. Sie pflegte ihn mit liebevollster Sorgfalt und wurde dadurch von Frank fern gehalten, welcher jetzt den ganzen Tag in den Feldern zubrachte. Nach einigen deutlichen Versuchen, an jenen Faden wieder anzuknüpfen, denen Anna mit einer ihm unbegreiflichen Erschrockenheit auswich, vergrub er seine Enttäuschung mit Schmerz und Schweigen in sich. „Gespielt kann sie nicht mit dir haben, dazu ist sie viel zu gut, dachte er, und zu rein. Also hast du dir etwas eingebildet, was nicht wahr ist. Sie hat mir auch im Grunde kein Recht gegeben, was Anderes zu hoffen. Was hat sie denn gethan? Zum Tanze hat sie mich gewählt — nun, ich war ihr einziger Freund in Rosenau — und hat mir für den lustigen Tag gedankt, und daß ich sie in die Höhe schupfte, konnte s i e nicht verhindern und gesagt hat sie nichts auf meine Frage, als daß sie mich lieb hat, wie ich längst wisse. Und was weiß ich denn längst? Nichts als daß sie uns Beide gern leiden mag und mich vielleicht nicht einmal so wie den Bruder, der's freilich auch mehr verdient... Aber

angesehen hat sie mich doch mit einem — ach! was sind Blicke? Ich war eben ein Thor und es geschieht mir Recht, daß ich bestraft werde für meine Einbildung.“ So suchte sich die bescheidene treue Seele zu beschwichtigen — es gelang ihm aber schlecht, und immer fiel ihm die Nachtigall ein, die also umsonst gesungen haben sollte! — Er arbeitete mit doppelter Thätigkeit im Felde, um den Schmerz los zu werden, und es war ihm ganz recht, daß eine große Dammarbeit am Teich, wo der Mü[illegible]bach mündete, gerade jetzt alle seine Kraft und Geschicklichkeit in Anspruch nahm.

Ernst aber, der in seiner Krankheit die schöne Weiblichkeit Anna's wieder von ihrer gewinnendsten Seite kennen gelernt hatte, beschloß, nach seiner Wiederherstellung bei nächster Gelegenheit sich zu erklären und dadurch Anna's unbewußte Neigung, wie er sicher voraussetzte, ihr selbst zum Bewußtsein zu bringen. Mit freudig-bedächtiger Wahl hatte er den Geburtstag Anna's, den ersten Juli, zum Tag seiner Erklärung bestimmt, und nicht ohne Wohlgefallen berechnete er, daß bis dahin der erste Band seines gelehrten Werkes, das Ergebniß jahrelangen Fleißes, die Presse würde verlassen haben. Das gibt, dachte er, einen recht schönen Abschnitt in meinem Leben: die vollendete Arbeit findet gleich ihren Lohn.

Mit solchen Gedanken war es, daß er am Johannistage die Geliebte zu einem Nachmittagsspaziergang um den Teich aufforderte. Es war ein drückend heißer Tag gewesen: lange war kein Regen gefallen und dort am Teiche war die Luft immer am frischesten. Anna sagte gerne zu, warf ihren Strohhut mit dem breiten Bande auf den Rücken, daß sie aussah, wie eine Pilgerin, und sie schritten zum Gartenthor hinaus, durch die Felder auf den Teich zu.

„Es ist furchtbar schwül“, sagte Anna stehenbleibend — „und sieh da über den Hügeln steigt ein Wetter auf.“

„Ich bin den ganzen Tag gesessen und möchte noch ein wenig Luft schöpfen“, erwiderte Ernst, „wenn du aber meinst, das Wetter überrascht uns und dich fürchtest — so gehe ich allein.“

„O meinetwegen!“ lachte Anna. „Du weißt, ich habe die Gewitter lieb. Wenn du nicht das Naßwerden fürchtest, laß uns immer gehen.“ Und so gingen die beiden etwa zehn Minuten, und hatten ein Sommerhäuschen auf einem der Hügel, die den Teich umgaben, erreicht — da sahen sie schon die rothen Blitze häufiger aus dem schwergeballten Gewölbe zucken, das der Wetterwind mit rasender Eile herantrieb, und immer heller und knatternder folgte der Donner in immer kürzeren Zwischenräumen dem Strahl: schon fielen einzelne große Tropfen auf Anna's Stirn, und schon erhob sich zu ihren Füßen jener kreisende Staubwirbel, welcher der unmittelbare Vorbote des angekommenen Gewitters ist.

„Das wird wirklich ein schweres Wetter“, meinte Ernst — „wenn es nur nicht hagelt.“ „Komm“, rief Anna mit lauter Stimme, um sich durch all das Geheul des Sturmes vernehmlich zu machen. „Laß uns unterstehen im Sommerhaus“. —

Und sie liefen rasch in das offene Häuschen, um von dessen Schwelle aus dem prächtigen Gewitter zuzusehen, das nun schon gewaltig über ihre Häupter dahinrollte. In Strömen schoß der Regen hernieder und bald fluthete das lang entbehrte Wasser von allen Seiten den ziemlich steilen Hügel, auf dem sie standen, herunter nach dem Teich, der vom Sturme gepeitscht und vom Wolkenbruch geschwellt schäumende Wellen warf, indessen ihnen gegenüber der düstere Osterwald im Sturme die Wipfel seiner Tannen und Buchen heulend bog: Dunkelheit umhüllte sie, nur von den Blitzen manchmal grell unterbrochen. „Was ist das“? rief Anna plötzlich und wies nach dem Saume des Osterwaldes. Ernst blickte in die Richtung. „Ich sehe nichts“, sagte er ruhig. —

„Ich hab' es deutlich im letzten Blitz gesehen — eine Gestalt, ein Mensch! Ha, siehst du — da ist es wieder — es kommt näher! Es scheint zu fliegen! Um Gotteswillen — es ist der Narr!“ —

„Ja, es ist der rothe Fritz“, sagte Ernst rasch und nicht ohne Unruhe. „Er läuft hieher — fasse dich.“

Es war der Narr. In rasender Eile, mit tollen Sprüngen rannte er von dem Saume des Waldes her über die Hügelplatte auf das Sommerhaus zu; er mußte eingesperrt gewesen sein und sich an dem langen weißen Leintuch herabgelassen haben, das er nun phantastisch um die Schultern geschlungen hatte. es wehte und flatterte wie zwei lange Flügel im Winde. In der Rechten trug er einen zweigabeligen Stock und so, den Kopf vorwärts gebeugt, die beiden Arme emporstreckend und hinter ihm das weiße Tuch im Winde wallend, jagte er immer näher heran.

„Um Gotteswillen!“ rief Anna. „Er kommt — schließ die Thüre.“

Ernst versuchte die beiden Flügelthüren des Häuschens, die mit kleinen Ketten an der Wand befestigt waren, los zu machen; es gelang, er legte die Thüre zu, aber ehe er noch den Riegel vorschieben konnte, fühlte er einen starken Riß von Außen, die Thüre sprang auf und auf der Schwelle stand, grell vom Blitze beleuchtet, der Narr, sein gellendes Lachen übertönte den Donnerschlag, der ihn begleitete. Mit Entsetzen klammerte sich Anna an Ernst und suchte sich zu verbergen.

„Was willst du hier, Fritz? Zurück!“ rief ihm Ernst mit Strenge zu. — „Was ich suche, was ich will?“ schrie der Narr und strich mit beiden Händen das rothe starrende Haar aus den Schläfen. „Meine schöne Königstochter will ich, meine Braut, meine Erlöserin. Heut' ist der Tag und dieß ist die Stunde und ein Wetter ist kommen von Norden. Sie haben mich eingesperrt, daß ich die Stunde vergesse — aber der Donner hat mich gerufen und der Blitz hat mir gewinkt und mein Vater hat mir den treuen Nordwind geschickt und der hat mich hieher getragen auf seinen Flügeln. Oh, ich sehe Dich! — Verbirg dich nicht, schönste Prinzessin mit den goldenen Zöpfen! Der Wurm ist glühend, glühend heiß geworden in meinem Hirn — er brennt und beißt wie nie zuvor; er weiß, heut' muß er sterben. Er thut zuletzt noch sein Aergstes, aber bald bin ich erlöset durch deinen Kuß auf meinen Mund.“

Er streckte den Arm nach ihr aus, Ernst stieß ihn zurück — Anna schauderte. Da rollte ein krachender Donner über sie hin.

„Hörst du, mein Lieb“, jauchzte der Narr, „wie sie jubeln oben in Windheim? Sie rufen uns: die Hochzeitsgäste sind da, alle da. Siehst du sie?“ fuhr er fort, nach den schwarzen Wolken zeigend. „Den wilden Jäger und die Hexe vom Odenwald ... und den Feuerriesen? Und unten am Teich steht mein geflügelter Wolf, auf dem wir einreiten in das Windland — siehst du, wie die Tannen ungeduldig ihre Köpfe schütteln? Geduld, wir kommen — wir kommen auf Flügeln — die Windsbraut kommt.“

Und er stürzte auf Anna. Ernst trat ihm einen Schritt entgegen, aber er war der wüthenden Kraft des Wahnsinnigen nicht gewachsen; Fritz gab ihm einen Stoß auf die Brust, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Anna schrie laut auf — aber schon hatte der Narr ihre beiden Hände in seiner Rechten zusammendrückend gefaßt und mit gellendem Jauchzen rannte er mit ihr, sie halb schleifend, halb zerrend, in schwindelnder Eile den steilen Hügel hinunter, grade gegen den brausenden Teich.

Schon bespülten die ausgetretenen Wellen ihre Knöchel, schon gab sich die halbbewußtlose Anna verloren, als aus der Schiffhütte, an der sie vorbei rannten, ein donnerndes Halt! an ihr Ohr schlug. Der Tolle stutzte und wandte sich, ohne jedoch Anna's Hände fahren zu lassen; im nächsten Augenblick stand Frank, der, bei der Dammarbeit vom Gewitter überrascht, in der Hütte sich geborgen hatte, an ihrer Seite. Es war ein furchtbarer Augenblick — Frank konnte es nicht wagen, den Narren anzugreifen, der Anna noch völlig in der Gewalt hatte. Er trat hart an ihn heran und vorsichtig jeder seiner Bewegungen folgend, herrschte er ihm zu:

Mit unwillkürlicher Regung folgte auch der Narr diesem Gebot. Das hatte Frank gewollt; klar, ruhig und fest sah er jetzt, ohne eine Miene zu verziehen in das unstät-zuckende Auge des Wahnsinnigen, der zu zittern begann. Er fühlte, er habe seinen Meister hier gefunden: er war gebändigt von dem Ausdruck ruhiger Kraft, der in Franks festem Blicke lag. Sein Griff, mit dem er Anna's Handgelenke umspannt hielt, wurde lockerer und er frug mit dem Tone eines ertappten Schulknaben: „Aber Herr, was hab' ich euch denn gethan? seht mich nur nicht so strenge an!“

„Laß das Mädchen los und —“

Da fiel ein greller Blitzstrahl blendend in Franks Augen, er mußte sie einen Moment blinzend schließen, und in diesem Einen Moment gewann der Tolle den thierischen Muth des Wahnsinns wieder.

Mit einem gellenden Schrei ließ er Annas Hände fahren, raffte ein kurzes Handbeil, das die Arbeiter hatten liegen lassen, vom Boden auf, sprang auf Frank ein und schlug diesem eine tiefe Wunde in die linke Schulter gegen den Hals zu. Aber ehe er zum zweiten

Male ausholen konnte, hatte ihm Frank die Waffe aus der Hand gerissen und sie sausend in alle Lüfte geschleudert. „Wart, du rothe Katze, ich will dich lehren!“ rief er und faßte den Tollen mit beiden Armen um den Leib. „Lauf, Anna,“ rief er, „lauf, was du kannst und rufe die Leute.“ Doch Anna lief nicht; furchtbares Entsetzen lähmte ihre Glieder: nur laut aufschreiend rief sie um Hilfe.

Zwischen den Beiden hatte ein furchtbares Ringen begonnen, Frank, obwohl dem rothen Fritz an Kraft überlegen, war durch seine Wunde bedeutend geschwächt und anderseits gab dem Narren die Wuth doppelte Stärke: eine Zeit lang schien Fritz sogar die Oberhand zu behalten. Da gelang es Frank, seine rechte Hand loszuwinden: rasch fuhr er seinem Gegner an die Kehle und preßte diese so furchtbar zusammen, daß Fritz ihn mit beiden Händen losließ und gleich darauf rücklings niederstürzte: Frank warf sich auf ihn, und rief, indem er auf seine Brust kniete, Anna zu: „Jetzt schaff' aber Hülfe — sonst kann ich nicht mehr!“

Und zu rechter Zeit in der That kamen einige Arbeiter — die Anna's Hülferuf herbeigeholt: kaum hatten sie den armen Fritz, der vor ohnmächtiger Wuth schäumte, biß und kratzte, an Händen und Füßen gebunden, als Frank, von dem Blutverlust und Schmerz übermannt, zusammenbrach mit einem letzten Blick auf Anna, der sie gerettet sah.

Dieser Blick traf Anna's tiefste Seele: „Frank, mein Lieber, mein Frank“ schrie sie — „er stirbt — ach, mein Frank!“ Mit diesen Worten fiel sie ohnmächtig über ihn und Ernst, der bleich und verstört nun auch herbei geeilt war, mußte Anna ebenso wie seinen Bruder ohne Bewußtsein nach Hause zurücktragen lassen.

Das Gewitter aber war indessen vorübergebraust: würziger Odem stieg aus der Erde, die Vögel sangen freudig ihr Abendlied und über den lachenden Himmel war ein Regenbogen gespannt.

(Schluß folgt.)

Der Zwetschgebaam.

(In Rothenburger Mundart.)

Oun Milchmarkt schtäet a Zwetschgebaam
Bei's Heller'sch Garte dort; —
Es is mer grod, als wie a Traam,
Denk ih oun selle Zwetschgebaam
Und ou a aanzis Wort.

Doo hob ih als a klaner Bue
Amoel recht g'schüttelt droun, —
Ih häet halt gäere Zwetschge g'hot,
Doo kummt der Lockebüttner*) g'rod,
Sell woer a braver Mou.

Der segt: wos mechst denn, dummer Bue,
Is denn iez Zwetschgezeit?
Siehst nit, daß kahni droube hängt? —
Doo hob ih freili nit drou denkt,
Ih woer halt nit sou g'scheid.

Iez bin ih älter, gräeßer ah,
Und g'scheider, soge d' Leut;
Und hob' doch g'schüttelt, o wie oft,
Oun läere Baame und hob g'hofft,
Hob glaabt, 's wär Zwetschgezeit.

Und heut noch läßt der guete Mou
Mir manichmoel ka Rue
Es is mer oft, wenn ih was thoe,
Als stünd' der Lockebüttner doo
Und soget: Dummer Bue.

Und sou wird's Manche a, wie mir,
Scho gange sei und gähe:
Oft denkt mer: halt, des thuost, des mechst!
Alla, es is grod wie verhert,
Die Zwetschge sin noch gräe.

Und wenn mersch recht beim Licht betracht,
Wer is noe schuldi droun?
Entweder hat mer d' Zeit verpaßt,
Oft ah die Sach verkehrt oug'faßt,
Daß jo nix werde kou.

Wenn's Lockebüttner gebe thäet
Recht viel, des wär halt g'scheid;
Noe findet mer a's rechte Wort,
Und thät sei Sach oun rechte Ort
Und ah zur rechte Zeit.

Iez merkt Euch's, was ih g'sogt hob grod,
Und gäehnt Ihr noechher ham,
Macht Euch ouns Schnupftuech g'schwind an Knoupf,
Meintwege schüttelt mit'n Koupf,
Nur oun kan leere Baam.

(Aus den „Funken“ von Leonh. Wolff.)

*) Büttnermeister Meyer, vulgo Lockenbüttner.

Der Lorenzerthurm und seine Blitzschläge.

Das tiefbetrübende Ereigniß des heurigen Dreikönigstags mag wohl Manchen neugierig machen nach den früheren Schicksalen des Thurms, und es ist wirklich merkwürdig, wie oft er seit seiner gänzlichen Vollendung und Ausschmückung, wie wir in unserem Hauptblatte theilweise schon mittheilten, vom Blitzschlag heimgesucht worden ist. Herr Bürgermeister Hilpert führt in seiner trefflichen Beschreibung der Lorenzkirche eine wahrhaft erschreckende Zahl auf. Im Jahre 1498 war das jetzt zerstörte schöne Spitzdach von dem Werkmeister Georg Stadelmann ausgeführt worden. Zum Vergolden der Ziegel brauchte man um 900 fl. Gold. Während nun der Thurm schon vor dieser Vollendung im Jahre 1363 und 1400 vom Blitz getroffen worden war, schlug in den neuen bereits 1504 wieder das Wetter; doch litt diesesmal der südliche Thurm mehr. In den Jahren 1505, 1535 schlug der Blitz durch den Thurm hinab bis zum Taufstein, den er zertrümmerte; 1582 am 29. April wurde der Knopf und der Hahn heruntergeschlagen; und am 6. Mai desselben Jahres wurde dem blasenden Thürmer die Trompete in der Hand zerkrüppelt, so daß er aus Schrecken nach einigen Tagen starb. Im Jahre 1607, den 11. Februar, eine halbe Stunde vor dem Garaus, entstand plötzlich unter heftigem Kiesel- und Schneefall ein „grausames“ Wetter. Der Blitz schlug in den Thurm, darin der Thürmer wohnt, fuhr zu dem einen Fenster der Wohnung hinein, zum anderen hinaus — die Fenster wurden zerschmettert, Blei und Zinn des Thurmes schmolzen. Im Jahre 1669 schlug der Blitz zwischen beiden Thürmen ein; 1687 traf er Nachts den Thurm. Nachdem dieser 1690 an Knopf und Hahn ausgebessert und die Vergoldung erneuert worden war, zündete der Blitz im Jahre 1712 am Sonntag Invocavit Abends 8 Uhr, doch wurde glücklicherweise das Feuer gelöscht. Der Blitzschlag am Weihnachtsfeste 1717 geschah gerade während der Kommunion, der Chor war lauter Feuer; es war heftiges Schneegestöber und gräßliche Finsterniß. Gottes Hand war über dem Feuer, so daß es durch baldige Hilfe wieder gedämpft wurde. Im Jahr 1720, im Monate Juni, schlug der Blitz abermal in St. Lorenzen ein. Ex Msto. authent. Im Jahre 1772 schlug abermals der Blitz ein, traf aber mehr den südlichen Thurm. Von da an verzeichnet Hilpert keine Blitzschläge, und es scheint also seitdem ein Stillstand gewesen zu sein bis zu dem letzten unheilvollen Schlag. Der südliche Thurm war am 20. Januar 1863 bei einem Blitzschlag unbeschädigt geblieben. — Auffallend ist, daß mehrere Blitzschläge den Thurm im Winter trafen, und wenn namentlich in Betracht gezogen wird, daß das Gewitter des 6. Januars so vielen Thürmen Gefahr brachte, so gibt sich daraus von selbst der Erfahrungssatz, daß im Winter bei Gewittern die Thürme besonders in Gefahr stehen, was auch natürlich ist; denn im Winter ist die Anziehungskraft der Erde und der Gewässer durch das Gefrieren gehemmt, die Wälder als natürliche Blitzableiter sind gewissermaßen erstorben, sonach leitet sich die elektrische Materie mit mehr intensiver Kraft auf die Anziehungspunkte, die Spitzen hoher Thürme u. s. w. Im Allgemeinen dürfte sich sohin für den Winter bei Gewittern bezüglich der Thürme besondere Vorsicht empfehlen. (Aus dem N. Korr.)

Condensirte Milch.

Das in New-York erscheinende technische Journal: „The scienific American," bringt in seiner Nr. 18, vom 29. Okt. l. Js., folgende Mittheilung über die Herstellung von condensirter (verdichteter) Milch.

„Den meisten unserer städtischen Leser ist die condensirte Milch bereits bekannt, wie sie im Kleinverkauf von den Milchkarren an den Hausthüren abgegeben wird. Dieselbe erscheint als eine dicke, rahmähnliche Masse, so dick wie Syrup, welche durch Zusatz von Wasser beliebig verdünnt wird. Die Vortheile des Verdichtens von Milch bestehen darin, daß dieselbe viel länger süß bleibt und völlig unverfälscht ist. Letzteres ist nicht die wenigst wünschenswerthe Eigenschaft; der Konsument selbst setzt so viel oder so wenig Wasser hinzu, als ihm angemessen scheint. Wir verwenden solche Milch in großen Quantitäten in unserer Familie seit Jahren und finden in deren Gebrauch eben so wohl eine Bequemlichkeit als eine Annehmlichkeit. Für Kaffee ist sie der gewöhnlichen Milch weit vorzuziehen und für kleine Kinder, welche an den gewöhnlichen Kinderkrankheiten leiden, ist condensirte Milch, wegen ihrer Reinheit, unschätzbar; gewässerte oder anderweitig verfälschte Milch sollte man einem kränklichen, zahnenden Kinde durchaus nicht geben. — Der New-York-Observer enthält einen Bericht über die Bereitung condensirter Milch in der Goll-Borden-Fabrik, wofür Mr. Borden vor einigen Jahren ein Patent erhalten. — Die Landleute (Farmers) bringen täglich ihre Milch; sie wird in einen ungeheuer großen Kessel (boiler) geschüttet, die überflüssigen wässerigen Theile werden (durch Kochen) verdünstet und die Verdichtung ist in wenigen Stunden erzielt *). Die Einzelnheiten des Verfahrens sind in hohem Grade interessant und der näheren Betrachtung werth. In allen Dingen wird eine solche strupulöse Reinlichkeit beobachtet, daß der Erfolg völlig befriedigt. Sogar die großen Kannen, worin die Landleute ihre Milch bringen, werden durch Dampf gereinigt, ehe man sie zurück gibt. Diese präparirte Milch wird in New-York von Haus zu Haus verkauft, wie irgend eine andere Milch; ihr Hauptmarkt aber ist in der Armee, wo sie höchst willkommen, wie wohl zu glauben ist. — Dasselbe Verfahren wird auch für den Saft von Aepfeln und anderen Früchten und Fleisch angewendet. Kaffee wird in gleicher Weise condensirt. Es kann in der That jedes Nahrungsmittel durch diese einfache Operation verdichtet werden, wobei es unter Verringerung seines Volumens seine nährenden Eigenschaften beibehält und sich für lange Zeit aufbewahren läßt. — Mit der Verfertigung der kleinen Kannen, wovon jede 1 Pfund condensirte Milch faßt, ist eine Flaschnerwerkstätte beständig beschäftigt; die Arbeiter sind ausschließlich Frauenzimmer. Es sind meistens amerikanische Mädchen, 18 — 20 Jahre alt, und da die Arbeitsmaschinen von Wasser- oder Dampfkraft in Betrieb gesetzt werden, so haben sie kein schwieriges Geschäft; dasselbe paßt vielmehr vortrefflich für sie. Sie verdienen mit Leichtigkeit jede per Tag 1 Dollar (2 fl. 30 kr.) und die Werkstätte liefert täglich etwa 3000 Kannen. Eine Schreinerwerkstätte macht die Packkisten und so wird das ganze Geschäft, vom Empfang der Milch bis zu ihrer Versendung, in der Fabrik vollzogen; diese selbst steht unmittelbar an der Eisenbahn, so daß die Versendung höchst erleichtert ist. Es war mir äußerst interessant, dieses Etablissement zu besuchen und ich erinnere mich nicht, je eine Fabrik gesehen zu haben, wo solche Ordnung, Reinlichkeit und Comfort sich in einer so wohlthätigen Produktion vereinigen als diese ist. — Mr. Borden kann täglich 12,000 Quart Milch in dieser Fabrik condensiren und 12,000 in seiner anderen bei Brewster-Station an der Harlem-Eisenbahn; außerdem sind noch 4 oder 5 andere Fabriken in Thätigkeit, eine zu Winsted in Connecticut, eine zu York, Pennsylvanien, eine zu Livermore-Falls in Maine, zwei in Massachusetts. Ohne Zweifel werden dieselben in dem Maße sich vermehren, als die großen Vortheile und die Rentabilität derselben bekannter wird.

*) Es ist anzunehmen, daß die Verdichtung nicht blos durch das einfache Einkochen bewerkstelligt wird, sondern noch eine hier nicht angedeutete Behandlung stattfindet, um die Ausscheidung des Caseins und damit dessen Unlöslichwerden zu verhindern. Ohne Zweifel würde es nicht schwer fallen, über Borden's patentirtes Verfahren ausführliche Mittheilung zu erhalten.

In der Königsberger H.-Ztg. veröffentlicht Herr G. Pohl Folgendes: „Um den vielen sich widersprechenden Gerüchten über eine Postmarken-Wette-Angelegenheit zu begegnen, diene Folgendes zur Nachricht: Einer in London als Klavierlehrerin lebenden Dame, Frl. W., war von einem ihrer Bekannten gegen Ablieferung einer Million abgestempelter Briefmarken ein Konzertflügel im Preise von 100 Pfd. Sterl. versprochen. Eine Freundin jener Dame, in Hamburg wohnhaft, hat hier in Preußen bei Bekannten um Beihilfe von Sammlungen gebeten, und hierdurch bildete sich allmählich eine Reihe der widersprechendsten Erzählungen von Jahrgehalten ꝛc. Der Hauptzweck ist erreicht! die Dame hat gegen Auslieferung der Million Marken ihren Flügel empfangen. Die hier in Ostpreußen stattgehabten Sammlungen, welche zum großen Theil mir zugesendet wurden, haben 250,000 Stück Marken eingebracht, von denen 118,000 zur Vollzähligmachung der Million abgesendet worden sind. Den übrig gebliebenen Rest, welcher durch Zusendungen auf ca. 150,000 Stück gestiegen ist, werde ich in nächster Zeit verwerthen können. Der Erlös dafür soll dem hiesigen Blinden-Institute zu gute kommen, womit hoffentlich Alle zufrieden sein werden, welche zur Sammlung beisteuerten."

Das Unglück verläßt uns niemals, wie es uns gefunden; es stählt das Herz oder bricht es vollends in Stücke.

Räthsel.

Drei Erste und zwei Letzte. (Doppel-Charade.)

Die erste Erste:

Ich bin die Quelle hoher Freuden,
Ich bin der Born oft tiefer Qual.
Wer mich besitzt, ist zu beneiden,
Wer mich nicht hat, ist arm zumal.
Ich helfe dir die Welt erwerben,
Ich schaff' dir eine eig'ne Welt;
Doch Manchem ward ich zum Verderben,
Der mich zu seinem Herrn erwählt.
Ich schlage nicht, ich werd' geschlagen,
Es helfen mich die Letzten tragen.

Die zweite Erste:

Ich bin die Quelle hoher Freuden,
Ich bin der Born oft tiefer Qual.
Wer mich besitzt, ist zu beneiden,
Wer mich nicht hat, ist arm zumal.
Ich helfe dir die Welt erwerben,
Ich schaff' dir eine eig'ne Welt;
Doch Manchem ward ich zum Verderben,
Der mich zu seinem Herrn erwählt.
Ich schlage selbst, werd' nicht geschlagen,
Es helfen mich die Letzten tragen.

Die dritte Erste und die Letzten.

Was eins, was zwei! Brauch keins von beiden,
Ich kenne Kummer nicht und Qual.
Wer lebt wie ich, ist zu beneiden,
Und wär' er noch so arm zumal.
Nicht brauch' ich Welten zu erwerben,
Ich schaff' mir eine eig'ne Welt.
Mich strebt auch Keiner zu verderben,
Weil ich mich selbst zum Herrn erwählt.
Ich trage nicht, werd' nicht getragen,
Doch weiß ich stets mich durchzuschlagen.

Auflösung des Worträthsels in Nr. 3: „Tabakdose."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 5. Sonntag, den 29. Januar. 1865.

Wo die Leidenschaft die Schwelle betritt,
Verabschiedet sich die Vernunft.

Leben und Schule.

Novelle von Felix Dahn.

(Aus dem Heimgarten.)

(Schluß.)

5.

Krisen.

Der eiligst aus der Stadt herbeigeholte Arzt erklärte Frank's Wunde, namentlich bei der großen, durch den langen Blutverlust eingetretenen Schwäche für nicht unbedenklich: „Doch, hoffe ich, wir reißen ihn durch", sagte er zu Anna, „wenn er gute Pflege hat."

„Die wird er haben", sprach Anna ruhig. Sowie sie wieder zu sich gekommen, war ihr Wesen wie verwandelt; alle Aufregung, alles Entsetzen war verbannt, ihr ganzes Leben schien nur von dem einen Gedanken beherrscht — Frank und seine Heilung. Sie war nur auf dieß Ziel gerichtet; für alles Andere schien sie abgestorben, auf Frank's bleichen Zügen allein ruhten ihre Augen mit wunderbarem Ausdruck.

Frank's erste Frage an den Arzt, der ihn bald aus seiner Betäubung gebracht hatte, war: „Wie geht es dem armen Felz? Ist er in guten Händen? Er muß furchtbar leiden, sorgen Sie, daß er das Nöthige hat. Daß ich nicht sterben werde, weiß ich gewiß", setzte er mit eigenthümlichem Ausdruck hinzu, — er hatte den letzten Blick und Ton Anna's, ehe sein Bewußtsein schwand, noch erfaßt und in der langen Betäubung nicht vergessen. „Ich muß und weede jetzt leben, aber sorgen Sie für den armen Tollen." Der Arzt beruhigte ihn über diesen Punkt. Man durfte ihm, um die Anfeegung zu vermeiden, erst nach einigen Tagen mittheilen, daß Fritz vom Augenblick seiner Ueberwältigung an in fürchterliche Krämpfe verfallen und nach einigen Stunden beim Dorfbader, zu dem man ihn gebracht hatte, gestorben wae. Seine letzten Worte waren gewesen: „Nan fahr' ich gen Windheim und bin erlöset." Er hatte Recht gehabt, daß an jenem Tage der rothe Wurm sterben und ihn nicht mehr quälen werde.

Auf Eenst hatte die Katastrophe einen furchtbaren Eindruck gemacht; seine geschwächten Nerven hielten den Stoß nicht ungefährdet aus; er mußte einige Tage das Bett hüten: die alte Gertrud pflegte ihn, denn Anna wich weder Tag noch Nacht von Franks Seite und widerlegte alle Eemahnungen des Arztes und der Freunde, sich zu schonen, mit einem eigenthümlichen Lächeln, wogegen es keine Einrede gab. Sie pflegte ihn mit jener Sorgfalt, die nur ein Weib, ein liebendes Weib kennt, mehr noch als mit ihren hilfreichen Händen durch den Blick ihrer Augen, durch den Ton iheer Stimme, durch ihre Seele. —

Und wenn er oft gar zu dankbar ihre Hand drücken, wenn er sprechen wollte, wenn seine Züge eine gewisse Aufregung zeigten, dann legte sie lächelnd und sanft einen Zeigefinger auf seine Lippen, strich ihm das Haar aus der Stirne und sagte nur das Eine Wort: „Warten!" — Dann kamen ihm wohl heimlich die Thränen in die Augen, er schmiegte sich selig in die Kissen und flüsterte für sich: „Warten!"

Und so gedieh er denn und genaß unter ihren Händen so glücklich und leicht, wie ihre Blumen, und an Anna's Geburtstag schon erklärte ihn der Arzt außer aller Gefahr, Dank der guten Pflege, wie er sagte. Am Tag darauf durfte er aufstehen und sich an's Fenster setzen, wo die helle Nachmittagssonne freundlich durch den grünen Vorhang auf das Gesimse schien. Anna saß ihm gegenüber und las ihm vor: und als er ihr sagte, es sei ihm lieber, sie lese nicht und sehe ihn nur so stille an, da that sie ihm den Willen und sah ihn nur so stille an. —

Ein paar Tage darauf durfte er schon an ihrem Arm durch den Garten gehen im warmen Sonnenschein und bald auch weiter in die Felder, nach den Arbeiten zu sehen, aber immer an ihrem Arm; das — sagte er — habe ihm der Arzt als besonders heilsam verordnet.

Wenn auch, wie natürlich unter diesen feinfühlenden und feingebildeten Menschen die Veranlassung jenes Vorfalls nie besprochen wurde, vielmehr mit dem Leichnam des armen Fritz für immer begraben schien, wenn auch kein Wort des Vorwurfs einerseits, der Entschuldigung andeeseits gewechselt wurde, so blieben doch die Wirkungen des Ereignisses dieselben. Eenst fühlte sich im schweren Unrecht gegen den Verstorbenen wie gegen die Lebenden, das dadurch, daß es ihm Niemand auch nur in Gedanken vorhielt, nicht leichter wurde. Diese nicht ausgesprochene Verzeihungsbedürftigkeit peinigte ihn sehr, mit Schmerzen hatte er Anna's Geburtstag vorüber gehen sehen — wie anders war Alles gewoeden, wie unmöglich sein für jenen Tag bestimmtes Vorhaben! Und nun diese Genesung, diese einsamen Spaziergänge der Beiden, die von jenem Ereigniß her nur mehr die schöne Wirkung innigster Dankbarkeit gegenseitig empfanden! Er fühlte sich durch eine unwillkürliche Scheu von den beiden Glücklichen fern gehalten, und veebrachte seine Tage freudlos über seinen Büchern. Ja, es stieg ihm zu erstenmale die Besorgniß auf, daß ihm Anna doch nicht so sicher und verbrieft sei, wie das Testament des Vaters, er fürchtete die Möglichkeit, Anna zu verlieren, an die glücklichere Natur seines Brudes zu verlieren. Ein bitteres Gefühl der Eifersucht, das einen Augenblick in ihm aufstieg, war zwar eben so rasch von seinem edeln und starken Willen unterdrückt; allein erst jetzt, da er Anna zu verlieren fürchten mußte, erkannte er, wie sehr lieb sie seiner Seele geworden war. Nicht mit glühender Leidenschaft, aber mit all der innigen Idealität, deren er fähig war, hatte er das reine Geschöpf umschlossen gehalten; sie war die weiche poetische Erquickung seines mühevollen Gedankenstrebens, sie war das einzige Band gewesen, das ihn an das rosige Leben, an die menschliche Freude geknüpft hatte — war sie verloren, so stand er allein und todt unter seinen todten Begriffen, unter seiner blutlosen Gelehrsamkeit. Er bereute es nun mit bitteren Qualen, durch seine lange Saumsal ein Glück, das er nur hätte fassen düefen, vielleicht für immer verscherzt zu haben; er dachte an jene schönen Winterabende, da diese junge Seele noch so ganz, so ungetheilt an ihm gehangen hatte, da er vielleicht mit einem Wort zur rechten Zeit sie hätte gewinnen können, und wenn er daran dachte, wurde ihm sehr, sehr wehe! Er beklagte seine theoretische Bedächtigkeit, er beklagte, daß ihm die Gelehrsamkeit jenes natürliche Leben, jene unmittelbaren Antriebe entzogen habe, vermöge deren er sein Loos vielleicht so viel freudiger hätte gestalten können, aber er konnte Niemand anklagen als sich selbst — nicht jene beiden helleren Naturen, die sich unwillkürlich gefunden hatten. „Aber haben sie sich denn gefunden? dachte er weiter. Ist sie mir denn wirklich schon verloren?

Verdiene ich sie nicht so gut, nicht mehr vielleicht als jener fröhliche Junge? War es nicht der Wille des Vaters? Habe ich nicht Verdienste und Rechte an ihrer Seele? Ich will doch noch nichts verloren geben, ehe ich es verloren sehe. Ich will mich erklären, vielleicht ist es noch Zeit und diese Annäherung der Beiden ist nur Dankbarkeit."

Aber selten dachte er so muthig, seine Natur scheute einen harten entscheidenden Entschluß; er liebte es, wenn ihm die Dinge von selbst zuwuchsen, ohne daß er sie handelnd zu zwingen brauchte, und zudem sagte ihm ein schmerzliches Vorgefühl, so oft er Anna betrachtete, deutlich, daß sie für ihn verloren sei; was sollte er sich seinen Verlust selbst fühlbar machen und schmerzlich zur Erfahrung bringen? Und doch besorgte er dann wieder, daß jeder Tag der Zögerung, wenn ihm heute noch Hoffnung bliebe, diese morgen rauben könne. Es war eine qualvolle Zeit für den armen Philosophen! —

Da erhielt er eines Tages einen Brief aus der Residenz von seinem Freund, dem Professor Konrad, dermaligem Rektor der Universität, der ihm in den ehrenvollsten Worten die allgemeine Bewunderung aussprach, welche der erste Band seines Systems der Sittenlehre in der gelehrten Welt sich erwerbe und ihm eröffnete, daß es nur bei ihm stehe, die erledigte Professur der Philosophie an ihrer Hochschule zu gewinnen, doch müsse er sich in drei Tagen erklären, da die Zeit dränge und man auch schon auf einen Ersatzmann für ihn ein Auge geworfen habe.

Auch dieser Brief machte Ernst viel Zweifel und Kummer. Einerseits gedachte er getreu des letzten Wunsches seines Vaters, daß die Brüder beisammen in Goldenau sollten wohnen und Frank insbesondere dem unruhigen Treiben in der Hauptstadt fern bleiben; konnte er diesem geheiligten Willen direkt entgegenhandeln? Aber andererseits war ja dieser Wunsch mit dem andern, den der Vater bezüglich Anna's gehegt, in Zusammenhang gestanden, und niemals würde dieser, wenn er gewußt hätte, wie die Sachen kommen können, ihn verurtheilt haben, der Zuschauer des Liebesglückes dieses Paares zu werden. Dieser Gedankengang führte ihn zu folgendem Ergebniß: „wird Anna mein, so bleibe ich mit ihr nach des Vaters Willen in Goldenau und schlage die Professur aus — wird Anna nicht die Meine, so ist eben diese Professur der ehrenvollste Ausweg aus einer unseligen Stellung. Aber in drei Tagen muß ich mich über die Professur entscheiden — in drei Tagen also muß auch Anna entschieden haben!" Und er beschloß, den nächsten Tag sich dem Mädchen zu erklären.

Als er an diesem Tag erwachte, fiel es ihm schwer auf's Herz, wie ein Vorgefühl seines Unglücks. Er verschob die Entscheidung von Stunde zu Stunde bis in den Abend; er wartete den Jupiter am Himmel ab, der ihm stets ein lieber Stern gewesen war; es ist lange Tag im sonnigen Juli. Endlich wurde der Himmel dunkel, der Jupiter ging auf.

Und Ernst sah zum Himmel hinauf, schritt mit einem bangen Seufzer aus seiner Thür und suchte Anna in ihrem Zimmer. Das Zimmer war leer; leise ging er hinunter, sie im Garten zu suchen. Es war eine laue, warme Sommernacht, das Jahr stand in seiner Fülle, in schweigender Ueppigkeit strotzten alle Pflanzen. Ernst wandte sich nach Anna's Lieblingsplatz im Garten, einer Geißblattlaube unter einem großen, alten Apfelbaum, dessen mächtiger Stamm die eine Wand bildete. Als er näher trat, vernahm er flüsternde Stimmen aus der Laube: es war Frank und Anna's Stimme. Ernst's Herz klopfte laut, er mußte sich an das Geländer des Springbrunnens lehnen — er blieb stehen und lauschte:

„Meine süße, liebe Anna! mein süßes Lieb! Ist es denn wahr? Ist es denn möglich? Ich begreife es noch nicht!"

„Und ich würd' es nicht mehr begreifen, wie es anders sein könnte!" —

„Du liebst mich und bist mein? Ach, wie verdien' ich das? Aber sag' mir nur, wie das kommen ist? Wußtest du denn, wie lieb ich dich habe?" —

„Ja, seit dem Maifest wußt' ich es wohl! Weißt du noch die Nachtigall? Sie hat doch Recht gehabt. O ich habe dich schon viel früher lieb gehabt und hab's nicht gewußt! Und dann hab' ich dich gequält, nicht wahr, und bin dir ausgewichen! Aber sieh, ich konnte nicht anders, mir war so scheu um's Herz und ich schämte mich vor den Leuten. Aber als ich dein Blut fließen sah drüben am Teich, da war es aus mit der Scheu, da konnt' ich mich nicht mehr halten."

„Du liebes Mäble! O wenn du dort im Krankenzimmer so herzig gesagt hast: „Warten", da hab' ich die Stunde im Voraus empfunden, die jetzt gekommen ist. Du bist ein süßes, liebes Ding! Aber was werden die Leut' sagen und der Ernst? Wie wird der es aufnehmen?

Ernst horchte hoch auf.

„Der Ernst? O der Gute, der wird sich freuen."

„So! meinst du nicht, er wird eifersüchtig? Es ist mir doch manchmal vorgekommen als ob —"

„Der? eifersüchtig? Oh, da irrst du dich; der weiß nichts von Lieb' und Liebesschmerzen. Hat er mir doch selber gesagt, daß er nichts hält auf die Rosen des Herzens, — der sucht nur die kalten Sterne des Wissens."

„Horch — was war das?"

„Nichts — nur der Springbrunnen hat gerauscht."

Es war aber Ernst gewesen; der hatte schwer geseufzt und sich die Hand vor die Stirn geschlagen. —

„Ich weiß genug," sprach er leise vor sich hin. „Sie ahnt nichts, auch er nicht und sie sollen auch nichts ahnen — niemals!"

Und leise ging er aus dem Garten hinauf in sein Zimmer und eine dunkle Wolke zog über den Jupiter.

Wir wollen den tiefen Schmerz eines edlen Mannes nicht belauschen — er will nicht belauscht sein. In dieser Nacht rang ein starker Geist gewaltig mit einem reichen Herzen, und der Geist blieb Sieger. Es kam dem ernsten Philosophen nun prächtig zu statten, daß er seine Gedanken gestählt und zu geistigen Ringen geübt hatte; nach manchem unruhigen Gang durch's Zimmer verbrannte er unter Thränen die Nachschrift zum väterlichen Testamente sammt dem Briefe „an meine liebe Tochter Anna", dessen Siegel also nur die Gluthen lösen sollten, welche die Schrift verzehrten. Er blickte zu dem Bilde des Verstorbenen empor, als die Flamme die geliebte Schrift verzehrten: „Du hast es schön gemeint, Vater," sprach er zu dem Bilde hinauf — „aber es sollte nicht sein!"

Und noch ein paar Gänge durch's Zimmer und dann las er sich selbst die schönsten Stellen aus der Schrift des Boëthius: „Ueber die Trostungen der Philosophie" laut vor. Da war es Mitternacht; er hörte die Beiden aus dem Garten in das Haus kommen, er hörte sie scheiden und in ihre Schlafzimmer gehen — auch Ernst warf sich aufs Bett, aber kein Schlaf senkte sich diese Nacht auf alle drei, sie wachten in Wonnen und er in bitteren Schmerzen. — Am andern Morgen ließ Ernst den alten Bernhard anspannen und seinen gepackten Koffer auf den Wagen heben.

Dann trat er in das Wohnzimmer, wo Frank und Anna Hand in Hand saßen, ihn zum Frühstück erwartend — er ging lächelnd auf sie zu und reichte Anna einen Blumenstrauß. Aber er hatte ihn ungeschickt gebunden und sie fielen alle auseinander.

„Verzeiht Jungfrau Braut" ... Anna erröthete und Frank sprang auf — Verzeiht, ich bin ein schlechter Blumenmann, aber ich wünsche euch Beiden herzlich Glück und Freude zu eurer Liebe."

„Bruder", rief Frank — „woher weißt du?"

„Ich suchte euch gestern Abend, weil ich euch etwas mitzutheilen hatte und da hab' ich euer Lauberhüttenfest belauscht. Uebrigens hab' ich's längst gedacht; noch einmal Glück und Segen, ihr Guten!" Seine Stimme zitterte nicht; sein Ton war heiter und da seine Augen Morgens nicht selten geröthet waren, so merkten die Beiden nicht, daß er die Nacht geweint hatte — auch waren sie viel zu sehr mit der eigenen Freude beschäftigt, um fremde Schmerzen zu entdecken.

Und nun theilte er ihnen rasch den Brief des Rektors mit und seinen darauf gefaßten Entschluß, die Professur anzunehmen, widerlegte ihre liebevollen Bitten, die ihn zurückhalten wollten, mit triftigen Gründen der Vernunft und nach kurzem, innigem Abschied rollte sein Wagen davon — er sah Anna's weißes Tuch ihm Lebewohl winken, er warf noch einen Blick auf Haus und Garten, dann legte er sich in die Kissen des Wagens und zerdrückte die letzten bittersten Thränen.

Sein Plan aber war vollständig gelungen: Niemand merkte und erfuhr jemals den Kampf und die Schmerzen, die er bestanden, und lächelnd sagte Anna zu ihrem Geliebten, indem sie die Rosen Ernst's sorgfältig in's Wasser stellte:

„Siehst du, daß ich gestern Recht hatte? Der gute Ernst! Schön, daß mein erstes Brautgeschenk aus seiner Hand kommt!"

„Ja, du hast immer recht und bist so klug, als du schön bist", sagte Frank und küßte sie, und selig gingen die Brautleute hinab, ihr Glück dem Gesinde zu verkünden.

6.

Ausklang.

Zum Schluß geben wir einige Stellen aus einem Brief, den Ernst an seinen Freund und Collegen Konrad in der Stadt zehn Jahre später von Goldenau aus schrieb.

. . . „und so sitze ich denn wieder hier in Goldenau, wo ich alle Ferien zubringe. Es ist mir eben noch immer eine Heimath und mächtig an's Herz gewachsen: rührend ist mir der Rückblick auf die Vergangenheit, aber nicht mehr schmerzlich. Es liegt ein wunderbarer Segen in der Zeit; sie macht nicht nur ruhiger und läßt vergessen, sie macht auch unpartheiischer und läßt uns die Dinge klarer würdigen.

Du weißt es — und du allein, denn nur dir hab' ich mich vertraut — mit welch blutendem Herzen ich damals in der Stadt ankam, du weißt, wie viel ich gelitten! Und doch, wenn ich jetzt Alles erwäge, sehe ich ein, es ist besser so, wie es gekommen ist. Denn wenn ich hier umher schaue, sehe ich eine solche Fülle von Gedeihen und von Glückseligkeit um mich her aus allen Gesichtern, aus allen Zuständen mich anlachen, sehe ich eine so gedeihliche, gesund glückliche Welt, wie ich sie mit Anna nimmermehr so ergiebig und erfreulich zu Wege gebracht hätte: und es wäre Schade, wenn auf dieser traurigen Erde nicht dieses Stück von eitel Glückseligkeit läge, das Frank und Anna auf Goldenau geschaffen.

Frank ist ein gar stattlicher Herr geworden; er hat unser Besitzthum durch Geschick, Fleiß und Glück fast auf das Doppelte gebracht; er ist Landrath, Vorstand unzähliger landwirthschaftlicher Vereine, Inhaber von ein paar Dutzend Preismedaillen für Bodenverbesserung, Wiesencultur und Viehzucht und dabei in allen seinen Würden noch immer der alte, ewig junge, fröhliche Gesell. — —

Hier hat mich der junge Erbprinz von Goldenau unterbrochen, der neunjährige Ernst, mein Pathe. Er muß mit mir zu seinem herzlichen Leidwesen den Cornelius Nepos lesen, denn der arme Junge soll durchaus studiren nach Frau Anna's Wunsch. Zur Belohnung, wenn er ein Kapitel ohne Fehler analysirt hat, — darf er mit seinem Vater ausreiten in die Felder. Meine heimliche Ueberzeugung ist, daß der Junge viel zu gescheidt ist, um ein Gelehrter zu werden. Das bleibt aber uns, Herr Collega!

Mein Liebling aber ist die kleine sechsjährige Anna, die letztgeborene, die mit ihren blonden Zöpfen und blauen Augen, mit Stimme und Bewegung so ganz das Jugendbild ihrer Mutter ist, daß ich mein Herz manchmal auf dem entfernten Versuch ertappe, sich in das Kind zu verlieben. Da sie mit mir nicht Cornelius Nepos lesen muß, sondern ich sie ihrem Vater nach redlichsten Kräften verziehen helfe, so hat sie mich ganz unbeschreiblich lieb. Anna ist als Frau noch schöner, denn sie als Mädchen war. Sie ist gar voll und stattlich geworden und doch liegt die alte Lieblichkeit auf ihren wohlwollenden Zügen; sie sieht aus wie eine jugendliche Ceres, wie sie Apelles gemalt haben soll. Sie Hand in Hand mit ihren Kindern dem Frank durch die Kornfelder entgegenwandeln sehen ist ein erquicklicher Anblick. Kurz — Alles ist hier im Gedeihen und sonnig zu sehen; möge drum Alles so bleiben, wie es nun ist! Ich habe vor, wenn ich die Vorlesungen und die gelehrte Gesellschaft in der Stadt völlig satt habe, was kaum noch mehr als ein paar Jahre anstehen wird, mich wieder ganz hieher zurückzuziehen — denn hic mihi angulus terrarum praeter omnes ridet!*) Die Luft und die Ruhe hier thut mir gar zu wohl.

Nun noch einige Aufträge. Du weißt, daß ich, seit Frau Gertrud gestorben ist, den alten Bernhard zu mir in den Dienst genommen habe. Wir hausen still und gut zusammen; nur ist er mir nicht ordentlich genug, besonders mit den Büchern! Thu mir nun den Gefallen, in meine Wohnung zu gehen und dem Alten einzuschärfen, daß er alle Morgen die Bücher an den Wänden sorgfältig säubere. Wenn die Zimmer auch nicht bewohnt sind, Staub sammelt sich doch immer und mich beunruhigt es hier in der Ferne, wenn ich zu Hause nicht Alles reinlich bestellt weiß. Endlich nimm bei der Gelegenheit gleich die Werke über Sittenlehre aus meiner Bibliothek — sie stehen im kleinen Wandschrank beisammen — und schicke sie mir heraus. Denn ich werde wohl noch einige Monate hier bleiben und und den fünften und letzten Band hier zu Ende schreiben; dabei muß ich nun aber gegen einige Spiritualisten, unter Andern auch gegen Hegel gewaltig zu Felde ziehen. Sie scheinen mir nämlich bisher fast Alle in der Lehre vom Sittlichen zu viel Gewicht auf die theoretische und idealistische Seite gelegt und den unwillkürlichen Impulsen der natürlichen Menschenanlage viel zu wenig Recht eingeräumt zu haben; mir ist klar geworden, daß für ein sittliches und gedeihliches Leben auf die angeborene, gesunde Natur viel mehr ankommt, als wir Herren vom Katheder bisher anerkannt haben. —

Ich muß schließen; die kleine Anna ruft mir zu, die Mutter werde böse, wenn ich die Suppe kalt werden lasse, und da muß ich wohl folgen. . . . Du siehst, man kann unter dem Pantoffel stehen, und dabei nicht einmal das Vergnügen haben, zu empfinden, daß es der Pantoffel der eigenen Frau ist.

So lebe denn wohl!

Dein getreuer Ernst!

*) Dieser Erdenwinkel lacht mir vor Allen!

Frisch und Fromm.

Wirken sollst Du, weil es Tag,
Eh' die Nacht Dich noch umschattet,
Eh' die Kraft der Schwingen brach
Und des Geistes Flug ermattet;
Wache d'rum, daß nicht die Zeit
Flücht'gen Träumen sei geweiht,
Die, wie süßer Hauch der Rosen,
Weich, erschlaffend Dich umkosen.

Laß Dich nicht vom Zauberduft
In des Haines Dämm'rung bannen:
Draußen weht so frisch die Luft,
Draußen rollt die Zeit von dannen!
Draußen fluthet tief und breit,
Fordert laut zum ernsten Streit
In des Tages klarer Helle
Dich des Lebens starke Welle.

Muthig vorwärts! Los den Kahn,
Frisch in die empörten Fluthen,
Muß auf sturmbewegter Bahn
Auch die Hand am Steuer bluten!
So nur hältst Du fern den Harm,
So nur stärkst Du Blick und Arm,
So nur leitet Dich Erfahrung
Durch den Kampf zur Offenbarung.

Gustav Weck.

Schuldisziplin in der „guten alten Zeit". Wie wenig man in früheren Jahrhunderten mit körperlichen Züchtigungen Maß zu halten verstand, das bezeugt unter Anderm Fochter's Geschichte des Schulwesens in Basel, wonach im Jahre 1589 verordnet werden mußte, „sich zu bezwingen, daß sie (die Lehrer) die Knaben nicht auf eine barbarische und henkerische Weise traktiren, ja nicht, wie bisweilen geschehen, Löcher in den Kopf schlagen, das Fleisch der Beeren an den Fingern solcher Maßen zerquetschen, daß das Blut zwischen den Nägeln herausspritzt, oder Büschel Haare ihnen ausreißen, oder sie sogar mit Füßen treten", denn „nicht anders als mit Schrauben, Pochen, Balgen, Schlägen, Zupfen, Rupfen, fahren sie die Schüler an und plagen sie." Nicht besser sah es mit dem Prügelgesetz im siebzehnten Jahrhundert aus. Von einem schwäbischen Schulmanne, Johann Jakob Häberle, ist nachgewiesen worden, daß derselbe über die während einer etwa 50jährigen Amtsführung ausgetheilten Prügel gewissenhaft Buch geführt hat. Er hatte über zwei Millionen Prügel ausgetheilt. Ferner mußten 777 Knaben auf Erbsen, 613 auf einem dreieckigen Holze knien, 50,001 den Esel tragen und 1707 die Ruthe hochhalten. So ähnlich ging es mit der Schuldisziplin fort bis zu Anfang dieses Jahrhunderts. Unsere Schuljugend zum mindesten hat also keinen Grund, die gute alte Zeit zurückzuwünschen.

Guter Rath für fette Leute und solche, die es nicht werden wollen.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

(Aus dem Omnibus.)

Wer Anlage und Neigung dazu hat, fett zu werden, der kann nicht früh genug gegen diesen Ueberfluß auf der Hut sein, denn er hat nicht allein gar mancherlei Beschwerden und Unannehmlichkeiten im Gefolge, sondern bietet auch dem Leben wirkliche Gefahren. Auf den ersten Anblick hat ein nicht zu gewaltiger Fettbauch freilich etwas Stattliches, was wohlhabende Leute und höhere Rangklassen kennzeichnet. Man spricht deshalb von einem Majorsbauch, Bürgermeisterbauch, Bischofsbauch, und wie sie sonst noch heißen mögen, ohne damit einen anderen Nebengedanken zu hegen, als daß die Besitzer ihr gutes Brod haben und es zu genießen wissen. Und das Stattliche oder Würdevolle, das solche Leute bekleidet, und das sie gewissermaßen vor sich hertragen, beruht allerdings auf dem Schmerbauch, der sie zwingt, sehr gerade, oder wohl gar mit hintenübergeneigtem Rücken und kleinen langsamen Schritten einherzugehen, auch den Kopf hübsch aufrecht zu tragen, um vermittelst dieser Körperhaltung den durch den Fettbauch nach vorn vorgerückten Schwerpunkt des Körpers wieder dahin zurückzuverlegen, wo er durch die Säulen der Beine unterstützt wird. Auf ebener Erde und in langsamem Tempo geht der Marsch leidlich gut, ist aber eine Anhöhe oder wohl gar eine Treppe auf oder ab zu steigen, so ist das Gleichgewicht schon schwieriger zu erhalten, und soll es ein wenig rascher gehen, so wächst die Anstrengung über die Kräfte der Muskeln, und der kurze Athem und ausbrechender Schweiß verkehren die Würde in Lächerlichkeit und bedauernswerthe Schwäche. Das verwendete Mitleid ist aber kaum jemals frei von einer Beimischung von Spott und Schadenfreude, weil der Zuschauer dem Armen nachrechnet, was er zu viel genossen haben müsse, um seinen Leib zu solchem Umfange zu bringen.

Wir wollen das Gemälde der kleinen Leiden, die den armen Fettleibigen plagen, nicht weiter ausführen. Nur einen Blick in sein Inneres thun wir noch, um die Gefahren zu ermessen, die das Fett seinem Träger bringt.

Da sind die Muskeln von Fett durchtränkt und haben die Macht verloren, sich kräftig zusammenzuziehen; die Eingeweide sind von Fett umwachsen und belastet, die Verdauungswerkzeuge sind aus ihrer Lage gezerrt und dadurch in ihren Verrichtungen gestört, Unterleibsbrüche und andere gefährliche Folgen sind häufig. Das im Unterleibe angehäufte Fett drängt das Zwerchfell in die Höhe und beeinträchtigt die Ausgiebigkeit der Athmungsbewegungen; da die Lungen sich nicht vollständig ausdehnen können, bringt beim Einathmen weniger Luft in dieselben ein und der Blutlauf durch dieselben ist erschwert; das Herz ist ebenfalls durch Fett, das entweder von außen es umlagert, oder sogar die Fleischfasern verdrängt, in der Kraft seiner Bewegungen beeinträchtigt: Gründe genug, um die Kurzathmigkeit, die Blutaufstauungen, besonders im Kopf, und die Erstickungsanfälle zu erklären, die bei jeder beliebigen Körperanstrengung sich in mehr oder minder hohem Grade einzustellen pflegen. Endlich sind auch die Wände der Adern durch Fetteinlagerung brüchig geworden und zerreißen leicht bei einem stärkeren Blutandrang, namentlich im Gehirn, wo eine Blutung den so gefährlichen Schlagfluß hervorruft.

Unannehmlichkeiten, Leiden und Gefahren genug, um jeden, der an Fettleibigkeit oder an Neigung zu starkem Fettansatz leidet, zur Vorsicht zu mahnen. Die übermäßige Fettbildung kann aber verhindert, selbst das angesetzte Fett kann, wenigstens theilweise, aus dem Körper fortgeschafft werden. Bei jeder schweren Krankheit sehen wir ja rasche Abmagerung eintreten, warum sollte nicht auch auf weniger stürmischem Wege der Fettüberfluß fortgeschafft werden können?

In der That stehen gewisse Badeorte, wie namentlich Carlsbad und Marienbad, längst in dem wohlbegründeten Rufe, fette Leute mager zu machen. Aber dies geschieht auf so gewaltsamem Wege, daß dabei der ganze Körper erheblich geschwächt wird, und sobald die Brunnenwirkung eine Zeitlang vorüber ist, stellt sich auch der Fettbauch wieder ein. Seine Ursachen sind eben nicht gehoben worden, und die alte Lebensweise führt ihn alsbald wieder herbei. Dies braucht keineswegs eine sehr üppige Lebensweise zu sein, manche Fettbeschwerte klagen verzweiflungsvoll, daß sie bei der sparsamsten Diät immer dicker werden. Dies kann auch sehr wohl sein und beweist, daß die befolgte Diät eben nicht die richtige ist.

(Schluß folgt.)

Charade. (Dreisilbig.)

1.

Such' mich, wo Liebe sich begegnet,
Wo ich gekrönt das reinste Glück,
Wo durch des Priesters Wort gesegnet
Sich selig tauschen Blick um Blick,
Wenn ich die ächte wahre Weihe
Dem Erdenleben erst verleihe.

Such' mich umgrenzt von hohen Firnen
Dort in Helvetiens schönem Land
Wo stets mit todesmuth'gen Stirnen
Ein Heer von Kämpen mir erstand,
Der Väter Erbe vor Gefahren
Bereit zu schirmen und zu wahren.

Such' mich in des Propheten Lande,
Des Muselmannes Schmuck und Zier,
Denn als ein Zeichen seiner Schande
Läßt nur gezwungen er von mir. —
Willst Du mein Wesen tief ergründen
Such' in der Bibel mich zu finden.

2.

Unendlich karg mit wen'gen Zeichen
Hat Mutter Sprache mich bedacht,
Nur in der Töne hohen Reichen
Hab' ich zur Geltung es gebracht;
Mich sprach der Schöpfer, als sein „Werde"
Entstehen ließ das Licht der Erde,
Und vieler Mährchen holde Zauberwonnen
Hab' ich erzählend Deinem Kind begonnen.

3.

Früh auf des Morgengrauens Schwingen
Komm ich mit leisem Flügelschlag
Dem Segen — Unheil dem zu bringen
Die erste Schwester folgt mir nach;
Der Kranke auf dem Schmerzenspfühle,
Die Wissenschaft sehnt sich nach mir,
Die Welt im buntesten Gewühle
Des Lebens zieht durch mein Revier; —
Wenn auch bedräuet oft durch Sturm und Wind,
Bleib' ich des Schöpfers schönes erstes Kind.

1. 2. 3.

Als ein Gebild von Menschenhänden
Als großer Körper steh' ich da
Bestimmt mein Dasein nie zu enden
Und doch vielleicht dem Ende nah;
Von Mächtigen einst fest begründet,
Vom Volke längst erschüttert schon,
Hab' wenig Heil ich noch verkündet,
Dien' jetzt der Macht zu Spott und Hohn.
Als Ganzes sollt' ich gelten stark und hehr
Und bin ein Ganzes doch schon längst nicht mehr;
Ich bin ein König ohne Reich,
Charad' — oft Räthsel auch zugleich!

(Aus dem Bayr. Tgbl.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 4:
„Geld-Herz-Wind-Beutel."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 6. Sonntag, den 5. Februar. 1865.

Kein Gut bedarf mehr Güter als die Schönheit,
Um lächerlich, verderblich nicht zu sein!
Sie braucht die Anmuth, die Bescheidenheit,
Sie braucht den Stolz, Gehalt und Werth und Liebe,
Die kaum der Glückliche erst spät erwirbt.
„Schwer kommt der Reiche in das Himmelreich!"
Der Schöne schwerer! Und dann in kein andres,
Als jeder gute, holde Mensch!

Leopold Schefer.

Arzt und Gräfin.

Novelle von A. Volckhausen.

I.

Bei dem Regierungsrath R. in Bonn war großer thé dansant. Die nicht sehr geräumigen, aber überaus elegant eingerichteten Gemächer waren fast zu sehr gefüllt, besonders in dem eigentlichen Tanzsalon schien zwar nicht Kopf an Kopf zu stehen, denn das ist heutzutage, wenigstens was die Damen betrifft, nicht mehr möglich, aber doch Robe an Robe, und es war noch nicht recht abzusehen, wie zwischen diesen wandelnden Pyramiden hindurch Platz zum Tanzen gefunden werden sollte.

Die Musikanten stimmten schon ihre Instrumente, Damen und Herren kritzelten auf ihre Ballkarten und der Hausherr näherte sich einer ältern Dame, welche die Ehre haben sollte, mit ihm die Polonaise zu eröffnen.

Da ging die Thür des Saals weit auf; die Musiker hielten ein mit Klimpern, Herren und Damen mit Schreiben und der Herr des Hauses machte rasch kehrt, um der seltsamen Erscheinung entgegenzutreten, die sich jetzt auf der Schwelle zeigte.

Vielleicht wurde der Blick der Gäste durch die riesige Figur eines Mohren mit seiner mächtigen Schwärze inmitten dieses Meeres von Licht und brillirenden Farben frappirt, dann aber fiel das Auge auf einen hübschen, wunderlieblichen, von blonden Flechten umrahmten Mädchenkopf. „Othello und Desdemona!" sagte der junge Edmund Ritter, der an den Thürpfosten eines Nebenzimmers gelehnt stand, fast laut vor sich hin, und vielleicht sah niemand diese Gruppe zum erstenmal, ohne jener beiden Gestalten des unsterblichen Dichters zu gedenken. Aber gleich wie in einem lebenden Bilde Personen in Beziehungen zueinander gebracht werden, denen sie in Wirklichkeit ewig fremd und fern sind, so auch hier. Othello (behalten wir diesen Namen bei) war der Diener des Grafen Südbergen, der beiden voranschritt, Comtesse Natalie, seine einzige Tochter.

Gleich einer Venus in ihrem Muschelwagen saß das Mädchen in einem zierlichen Rollstuhle, den der Diener vor sich her schob. Auf dem purpurnen Seidenstoff hob sich der Kopf, den grüne Ranken schmückten, herrlich ab; beide Arme hatte die Comtesse auf den Lehnen des Sessels liegen; anmuthig grüßend neigte sie ihr Haupt bald nach dieser, bald nach jener Seite, und Ritter bemerkte, daß die Erscheinung trotz des Aufsehens, welches sie machte, eine in diesem Kreise wohlbekannte war.

Mitten im Saal hielt der Mohr mit dem Sessel still, weil der Wirth die neuen Gäste begrüßte: dann legte der Regierungsrath selbst seine Hand an die Rücklehne des Stuhls und dirigirte ihn in eine Ecke des Saals, gerade dem Orchester gegenüber. Darauf hieß es in Wirklichkeit: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen! Denn kaum hatte der Stuhl seinen Platz gefunden, als Othello den Saal durchschritt und wieder verschwand.

In dem Hauptsaal war endlich mit Mühe Platz gemacht worden; der Tanz begann. Ritter war natürlich zum Tanzen verpflichtet, denn warum hatte man ihn sonst eingeladen? Er war ein junger Berliner, Sohn eines dortigen Medicinal- und Geheimraths, und studirte in Bonn Naturwissenschaften. Bereits am Schluß seiner akademischen Laufbahn stehend, erging es ihm wie den Studenten in der Regel, wenn sie ein paar Jahre das tolle, herkömmliche Treiben mitgemacht haben: er hatte gerade genug davon. Ueberdies war er von Haus aus an den maßvollern Ton des gesellschaftlichen Lebens in Norddeutschland gewöhnt und auch von Natur einer ernstern Richtung zugethan. Daher kam es, daß er in letzter Zeit mehr als anfangs die Gesellschaften der Philister, an die er zahlreiche Empfehlungen mitgebracht hatte, besuchte.

Die Polonaise begann; indeß Ritter rührte sich nicht von seiner Stelle, sondern blickte ziemlich unverwandt nach der gegenüberliegenden Seite des Saals, wo die junge Dame saß. Ein Offizier trat zu ihr heran, sprach erst mit einer Verbeugung ein paar Worte zu dem jungen Mädchen — sie schien gewährend zu antworten — und dann nahm der Offizier zu ihrer Linken Platz. Beide unterhielten sich offenbar angelegentlich, aber nachdem die Polonaise vorbei war, stand der Offizier auf, verbeugte sich, Abschied nehmend, und entfernte sich.

Graf Südbergen näherte sich seiner Tochter und sprach zu ihr mit dem ganzen Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit. Dann kamen junge Mädchen und begrüßten ihre Freundin; einige Herren fanden sich dazu und so bildete sich ein Kreis um das junge Mädchen, der sich wieder auflöste, sowie die Musik begann. Und dann wiederholte sich dasselbe Schauspiel wie während der Polonaise: ein Herr nahm Platz neben der schönen Comtesse und unterhielt sich mit ihr, während die andern sich im Wirbel drehten.

Ritter fand sich so angezogen von dem, was er sah, daß seine Blicke selbst dann immer hinschweiften, wenn er eine Dame zu unterhalten hatte. Nach zwei Tänzen meinte er darum auch genug gethan zu haben, und schaute zu. Er wandelte nur während der Pausen einigemal durch den Saal, um sich dem Platze nähern zu können, wo das Feenbild saß. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, zu fragen, sich zu erkundigen, aber es reizte ihn, erst zu beobachten und aus der Beobachtung seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

Die Schönheit und Lieblichkeit des Mädchens hielt die schärfste Prüfung aus. Unvergleichlich waren diese feinen Züge, das zarte Colorit der Wangen und besonders das echte, tiefe Blau der Augen. Vor allem aber war es der Gesammtausdruck des Gesichts, der fesselte, denn Edmund Ritter überließ sich vollständig dem Zauber, den die junge Gräfin auf ihn ausübte. Es war ihm eine Lust, vorüberschreitend ihr glockenhelle Stimme zu hören, ihr lebhaftes Mienenspiel zu beobachten, oder die Heiterkeit zu bewundern, welche diese Kranke wie ein ungewöhnlicher Nimbus umgab. Denn eine Kranke war sie bei alledem, das war unverkennbar in den feinen Linien ihres Gesichts zu lesen.

Was thut sie hier? Wie kann sie sich zum Balle schmücken? fragte Ritter sich dann. Sie gehört in einen Garten voller Blumen und Vögel oder in ein stilles, einsames Gemach, nicht hieher, in den Taumel künstlichen Genusses. Und eine unangenehme Regung wollte in ihm aufsteigen — aber wenn er dann nach ihr hinblickte und sie so strahlend lächeln und reden sah, dann war es unmöglich, eine wirkliche Disharmonie zwischen dieser Erscheinung und ihrer Umgebung wahrzunehmen; ja es schien fast, als sei alles nur ihretwegen da, um sie froh zu stimmen, ihr zum Schauspiel zu dienen, und nie hätte man den Kranz aus ihrem Haar, die Spangen von ihren Armen entfernt wünschen mögen, oder sie lieber anders sehen als in diesem Kleide von weißem Taffet, das schlicht und faltenreich niederwallte und bis dicht an den Hals ging.

Ist es nicht ein Glück, dachte dann Ritter, daß das arme Kind sein Herz der Freude nicht verschlossen, daß sie nicht klagt und jammert um ihr Loos? Und beweist sie nicht einen großen Charakter, eine großartige Resignation, indem sie es vermag, dem Tanze ihrer Gespielinnen zuzuschauen und offenbar neidlos zuzuschauen?

Mit diesem Gedanken erschien ihm das Mädchen immer mehr in dem Lichte des Ungewöhnlichen, und der Wunsch, sie kennen zu lernen, wurde rege. Er suchte Gelegenheit, mit der Frau des Hauses ein Gespräch anzuknüpfen, er machte sich liebenswürdig, um dann als gewandter Salonbesucher die Rede dahin zu lenken, wohin er sie haben wollte.

„Ach, Sie meinen die Comtesse Natalie?“ sagte die Regierungsräthin, „Natalie von Südbergen? Wenn Sie ihr noch nicht begegnet sind, so muß sie Ihnen freilich auffallen.“

„Südbergen — Südbergen?“ wiederholte Ritter sinnend. „Ist mir's doch, als wenn ich den Namen schon irgendwo gehört hätte!“

„Es könnte leicht sein“, erwiderte die Dame, „denn der Graf hat große Besitzungen in der Mark und sein Name bei der liberalen Partei einen guten Klang.“

„Ich hab's! Ein Graf Südbergen war der Zelt- und Lagergenosse meines Vaters in den Befreiungskriegen. Wie oft hat er davon erzählt!“

„Wahrscheinlich derselbe.“

„Auf die Möglichkeit hin bitte ich Sie, mich dem Fräulein vorzustellen, sobald der Walzer zu Ende ist.“

„Ei, ei, dem Fräulein! Ich dachte dem Waffenbruder Ihres Vaters gälte das Interesse.“

„Freilich, freilich!“ sagte Ritter lachend. „Also seien Sie so gnädig und stellen mich dem Vater vor!“

„Sehr gern! Auch werden Sie durch ihn leicht die Tochter kennen lernen, wohin doch unleugbar Ihr Wunsch geht.“

„Ich leugne es auch nicht“, antwortete Ritter, „denn diese Erscheinung frappirt und interessirt gewiß jedermann. Wer könnte sie theilnahmslos betrachten?“

„Ja, die Arme verdient auch Theilnahme, denn ich fürchte, ihr Leiden ist, wie man sich hinter dem Rücken des Vaters erzählt, hoffnungslos.“

„Hoffnungslos?“ fuhr Ritter auf.

„Ja, es ist ein Rückenmarksleiden, das langsam begonnen und jetzt einen sehr gefährlichen Charakter angenommen hat.“

„So jung und so schön!“

„Ja — und so liebenswürdig, des Vaters Augapfel. Er verlor seine Gemahlin sehr früh. Außer Natalie hat er nur einen Sohn, der in der Nähe von Breslau wohnt. Er lebt hier mit der Tochter ganz allein, nur um ihretwillen, weil sie die Gegend liebt und die Luft ihr wohlthut. Aber kommen Sie“, unterbrach sich die Regierungsräthin, „der Graf redet gerade mit niemand!“

Die Vorstellung fand statt. Auf die Andeutung Ritter's, daß er gehofft habe, in dem Grafen einen Waffengenossen seines Vaters kennen zu lernen, faßte jener erfreut beide Hände des jungen Mannes. „O, wenn Sie dessen Sohn sind“, rief er, „so seien Sie mir tausendmal willkommen! Wie geht's Ihrem Vater? Also er lebt noch? Die Verhältnisse haben uns auseinandergerissen — ich habe so lange, lange nichts von ihm gehört; ja ich wußte nicht einmal bestimmt, daß es der Medicinalrath Ritter war, mit dem ich oft in Einem Zelte gelegen. Er war damals noch Student wie Sie jetzt, aber er hat mich doch geflickt; sehen Sie, hier hat er mir eine Wunde zugenäht — besser kann er es gewiß heute noch nicht!“ Dabei wies er auf einen feinen, aber sehr langen Streif, der über die Wange nach dem Ohr hinlief. „Sie sind wohl auch Mediciner?“ fuhr er darauf fort, und es war, als ob ihm dabei seine Tochter einfiel, denn ein Schatten glitt über sein Gesicht.

„Leider nein!“ sagte Ritter. „Ich bin blos Theoretiker; ich studire Naturwissenschaften.“

„Ei, wie können Sie „leider“ sagen! Naturwissenschaften! das ist ja das herrlichste Studium von allen.“

Ritter umging es, die Frage zu beantworten, denn in diesem Augenblick erst wurde er sich bewußt, was sein „leider“ bedeutete.

„Ich studire eigentlich auch Naturwissenschaft“, sagte lächelnd der Graf. „Collegien höre ich freilich nicht, dazu bin ich zu alt, aber ich habe eine ganze Bibliothek zu Hause und sogar ein kleines chemisches Laboratorium. Sie müssen kommen und sich das einmal ansehen.“

„Mit dem allergrößten Vergnügen werde ich von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch machen“, antwortete Ritter; „vielleicht kann ich Ihnen auch auf die eine oder andere Weise nützlich sein.“

Die Unterhaltung bewegte sich dann noch eine Zeit lang auf wissenschaftlichem Gebiet, endete aber damit, daß Ritter erreichte, was er gewünscht: der Graf stellte ihn seiner Tochter vor.

„Hast du noch einen Tanz frei, liebes Kind“, sprach er, „so hebe ihn für Herrn Ritter auf, er ist der Sohn eines alten Jugendfreundes von mir!“

„Nein, Papa, vor dem Cotillon keinen mehr“, antwortete Natalie; „es thut mir leid.“

„Nach dem Cotillon pflegen wir stets nach Hause zu gehen“, wandte sich der Graf erklärend an Ritter. „Aber nun machen wir heute eine Ausnahme, das heißt, wenn du dich nicht ermüdet fühlst, Natalie?“

„O durchaus nicht!“ sagte sie freundlich.

„Also darf ich um die Galopade bitten?“ fragte Ritter, und dabei kam es ihm fast wie eine unverschämte Ironie vor, daß er das gelähmte Wesen um so etwas bat.

Aber Natalie empfand offenbar nichts dergleichen, denn sie sagte mit anmuthigem Lächeln zu.

Der Cotillon schien Ritter ungebührlich lange zu dauern, ebenso die Pause, in welcher Erfrischungen herumgereicht wurden. Endlich aber wurde das Signal gegeben — einen Augenblick lang rannte alles in scheinbarer Confusion durcheinander; dann hatten die Tänzer sich mit ihren Damen in Reih und Glied geordnet und Ritter den Stuhl zur Linken des Fräuleins eingenommen.

„Ich darf hoffen“, sprach Natalie, „daß es Ihnen kein Opfer ist, dem Tanze von hier aus zuzuschauen; denn so viel ich bemerkt habe, waren Sie nicht unter den Tänzern.“

„Nein, ich liebe den Tanz durchaus nicht“, antwortete Ritter, eigentlich wider die Wahrheit; „und wenn ich immer eine Dame fände, die Walzer und Galopaden mit mir verplaudern wollte, so wäre ich vollkommen zufrieden damit.“

„Nun, das ist mir lieb zu hören; da werden Sie mich auch nicht bedauern, denn ich mag nicht bedauert werden! Ich bin gar nicht deshalb zu bedauern, weil ich nicht tanzen kann.“

„Darum gewiß an sich nicht, gnädiges Fräulein.“

„Sie meinen aber darum, weil Krankheit der Grund ist. Das ist vielleicht wahr, aber, sehen Sie, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie man sich bemüht, mir das Leben schön und angenehm zu machen! Das wäre gewiß so nicht der Fall, wenn ich ganz gesund wäre.“

„Es ist ohne Zweifel ein großes Glück, oder vielleicht sage ich richtiger es ist eine beglückende Philosophie, wenn man es vermag, einer Sache immer die beste Seite abzugewinnen.“

„Nein, nein! Philosophie ist das nicht! Ich habe mein Leiden, das ist wahr, aber wer hat es nicht! Der eine an der Seele, der andere am Leibe. Das weiß ich recht gut. Ich habe viele Freundinnen und da wird mir manches anvertraut, weil ich nicht weiter schwatze. Glauben Sie, manche von denen, die da frisch und kräftig dahinbrausen, möchten mit mir tauschen."

Du armes Wesen! dachte Ritter; offenbar weißt du nichts von dem entsetzlichen „Hoffnungslos". Man hat sich eben zu vollständig bemüht, dir das Leben schön und angenehm zu machen, als daß eine solche Ahnung in dir aufsteigen könnte. Er verlieh diesem Gedanken aber natürlich keine Worte, sondern sprach im Gegentheil die Hoffnung aus, daß das Fräulein noch einmal ebenso dahinbrausen würde.

„Wer weiß!" antwortete sie leichthin. „Ich sorge und gräme mich nicht, sondern genieße, wie ich es nun eben kann."

„Aber lockt Sie nicht der Rhythmus der Musik? Ist es Ihnen nicht peinlich, den Takt des Walzers zu vernehmen?"

„Ach, die Musik!" lachte sie hellauf. „Sehen Sie, wie glücklich ich da auch wieder bin — die höre ich eigentlich gar nicht! Ich bin eine durch und durch unmusikalische Natur. Als ich ein kleines Mädchen war, haben meine Lehrer sich gründlich mit mir abgequält, bis endlich mein Vater sagte: „Es ist genug, das Kind braucht keine Musik zu lernen!" Der Meinung war ich nun schon längst gewesen und so flog ich froh davon, denn — wohlverstanden — damals konnte ich noch fliegen!"

Letzteres sagte sie aber nicht etwa mit wehmüthigem Pathos, es verschleierte keine Thräne dabei ihr Auge, sie schickte dem Satze keinen Seufzer nach, sondern sie sagte es ganz lächelnd, etwa wie man im Herbst vom vergangenen Lenz spricht, dessen Wiederkehr man gewiß ist.

Glaubte auch sie an eine Wiederkehr der schönen Tage blühender Gesundheit?

Es muß so sein, sagte sich Ritter, sonst ist dies Menschenkind ein vollständiges Räthsel.

Aber auch mit dieser Lösung blieb sie ihm unbegreiflich; ja er verstummte fast diesem klaren, ruhig lächelnden Antlitz gegenüber, und erst nachher, als er längst seinen Platz verlassen, besann er sich, daß eigentlich die Comtesse die Unterhaltung geführt, — daß er sich aber dabei ganz ausgezeichnet unterhalten hatte.

Kaum war der letzte Bogenstrich der Galopade verklungen, als Othello erschien und den Platz hinter dem Stuhle der Herrin einnahm. Der Graf schüttelte Ritter nochmals die Hand und forderte ihn nochmals auf, seinen versprochenen Besuch bald abzustatten. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und alles sah ihm wieder nach und alle erwiderten das freundliche Grüßen der Comtesse nach rechts und nach links.

Jetzt erst bemerkte Ritter, daß die Lampen heute ungewöhnlich trübe brannten, daß es erstickend heiß und die Atmosphäre unerträglich sei. Was sollte er länger hier? Tanzen mochte er nicht, sich mit andern unterhalten noch viel weniger; ihn verlangte nur danach, allein zu sein, und so verabschiedete auch er sich.

Nur Ein Bild begleitete ihn, nur Ein Gedanke beschäftigte ihn: Mitleid mit der Armen, die dessen nicht begehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Guter Rath für fette Leute und solche, die es nicht werden wollen.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

(Aus dem Omnibus.)

(Fortsetzung.)

Das im Körper sich ablagernde Fett stammt aus drei verschiedenen Quellen: aus dem in den Speisen enthaltenen Fett, sei es thierischen, sei es pflanzlichen Ursprungs; ferner aus dem Stärkemehl, Gummi und ähnlichen Bestandtheilen der Nahrung, und endlich aus Zucker und zuckerartigen Stoffen, Weingeist u. dgl. m. Alle diese Stoffe zeichnen sich dadurch aus, daß sie keinen Stickstoff enthalten, während Eiweiß (thierisches und pflanzliches), Faser- und Käsestoff, wesentlich Stickstoff enthalten.

Bei der Ernährung dienen die stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe wesentlich zur Erhaltung und Neubildung der lebenswichtigen Organe, während die stickstofffreien nach verschiedenen Umwandlungen, unter welchen die Fettbildung eine bedeutende Zwischenstufe bildet, schließlich in Kohlensäure und Wasser zerfallen. Und zwar erleiden sie auf diesem Wege eine langsame Verbrennung durch den aus der eingeathmeten Luft aufgenommenen Sauerstoff, eine Hauptquelle der thierischen Wärme. Sie werden deshalb auch einfach Respirations- oder Athemmittel genannt, im Gegensatz zu den gewebebildenden oder plastischen Stoffen aus dem Reiche der stickstoffhaltigen Körper. Obgleich diese Unterscheidung ungenau ist, so genügt sie doch zu einer oberflächlichen Betrachtung.

Wenn die in der Nahrung aufgenommenen Athemmittel nicht vollständig verathmet oder verbrannt werden, so bleibt Fett übrig, das zwischen und in den verschiedensten Organen und Geweben des Körpers abgelagert wird, aber auch wieder aufgelöst, in den Blutlauf zurückgeführt und verbrannt werden kann. Die Fettablagerung zeigt uns also deutlich, daß die Einfuhr von Respirationsmitteln nicht im richtigen Verhältniß steht zu der Menge des eingeathmeten Sauerstoffs, vermittelst dessen jene verbrannt werden sollen, d. h. daß verhältnißmäßig zu viel Fettbildner und zu wenig Sauerstoff verzehrt werden. Genügt die Menge jener nicht, um den vorhandenen Sauerstoff zu sättigen, so zehrt der Ueberschuß des letzteren an anderen Körperbestandtheilen und namentlich an dem aufgespeicherten Fett. Es erfolgt also dann Abmagerung.

Soll also die Fettbildung vermindert und überflüssig vorhandenes Fett fortgeschafft werden, so ist die gesammte Lebensweise nach diesen zwei Gesichtspunkten einzurichten: der Genuß solcher Nahrungsmittel, welche den Fettansatz begünstigen oder die Verbrennung vermindern, muß nach Möglichkeit vermindert oder gemieden, das Athmen dagegen, und in Folge davon die Verbrennung und Ausscheidung, nach Möglichkeit gefördert werden.

Alle fetten Speisen müssen also möglichst vermieden werden; dahin gehören Butter, Schmalz, Gänse- und Schweinefett, Oel; fettes Schweine-, Enten- und Gänsefleisch; Aal, Krebse u. dgl. m.; Mandeln, Nüsse, Chocolade u. s. w. Ferner ist der Genuß aller mehlhaltigen und aus Mehl bereiteten Speisen einzuschränken, namentlich wenn sie obenein, wie die verschiedenen Kuchen, süßen Speisen und Backwerk, noch fett und zuckerreich sind. Zucker, Honig und andere Süßigkeiten sind natürlich ebenfalls einzuschränken. Unter den gebräuchlichen Getränken haben Thee und Kaffee die Eigenschaft, den Stoffwechsel zu verzögern und die Verbrennung zu vermindern, da nach ihrem Genuß weniger Kohlensäure ausgeathmet wird; Wein, Bier und besonders alle stärkeren geistigen Getränke besitzen dieselbe Eigenschaft in noch höherem Maße. Mit allen diesen Genußmitteln ist also große Vorsicht und Sparsamkeit anzurathen. Die Chocolade ist vielleicht am allerbedenklichsten, weil sie außer viel Fett, Stärkemehl und Zucker noch einen eigenthümlichen Bestandtheil enthält, welcher den Stoffwechsel verzögert. Wasser reichlich getrunken, befördert dagegen den Stoffwechsel und die Ausscheidung der Erzeugnisse der Verbrennung.

Will man nun seine Speiseordnung nach diesen Rücksichten einrichten, so ist keineswegs eine Enthaltungscur nöthig. Manche fette Leute schwächen sich durch Hungercuren verschiedener Art, ohne damit ihr Fett los zu werden: denn sie vermeiden das kräftige Fleisch, welches Kräfte, aber kein Fett giebt, und halten sich statt dessen an Weißbrot, Mehlspeisen u. dgl. m., was die Fettbildung befördert, ohne Kräfte zu bringen. Folgende Speiseordnung entspricht allen Bedürfnissen:

Zum Frühstück, nachdem man ein Glas kaltes Wasser getrunken, nehme man Milch, oder wer die Erregung nicht gut entbehren kann, etwas Thee oder Kaffee mit wenig Zucker und Rahm. Will man etwas dazu essen, so empfiehlt sich etwas Zwieback, geröstetes Brot, ein wenig Semmel (ohne Butter). Ist kräftigere Speise nothwendig, so kann ein Ei, etwas magerer Schinken oder dergleichen hinzugefügt werden. Wer spät zu Mittag ißt, wird ein zweites Frühstück einschieben müssen, zu welchem ein Paar Eier, Schinken, kaltes Fleisch, magerer Käse mit Brot und wenig Butter genommen werden. Zum Getränk dienen alsdann Wasser oder allenfalls ein Glas leichten Weines.

Das Mittagsmahl bestehe aus Fleischbrühe und gekochtem oder gebratenem Fleisch. Wer weniger schwere Arbeit hat, wird sich bei

Hühnern oder Tauben, Kalb- und Hammelfleisch besser befinden; wer mehr arbeitet, bedarf eher der kräftigeren Fleischsorten, als Ochsenfleisch (Rinderbraten) und Wild. Fische, mit Ausnahme von Aal oder fettgebratener Fische, sind ebenfalls erlaubt. Als Zuspeise dienen Kartoffeln oder Brot in mäßiger Menge, Salat, grüne Gemüse, Compot. Rüben, weiße sowohl als rothe oder gelbe, sind zu vermeiden. Obst ist dagegen immer und in jeder Gestalt gestattet. Zum Getränk diene wiederum Wasser, ein leichter Wein oder Wein mit Wasser, auch Apfelwein.

Nachmittags kann man ohne Bedenken ein Täßchen Kaffee nehmen. Zum Vesperbrot, wenn es überhaupt nöthig ist, was indessen selten der Fall sein dürfte, ist Obst und Brot am zuträglichsten.

Das Abendessen bestehe endlich aus einer leichten Suppe, etwa einer dünnen Milchsuppe, oder aus etwas Thee mit Brod und kaltem Fleisch oder Eiern. Butter ist nicht gänzlich verboten, werde aber immer sparsam genossen. Salat und Obst sind dagegen auch hier zweckmäßig.

(Schluß folgt.)

Begeisterung.

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Strahlen,
Die gottentflammte Abkunft zu bewähren,
Begeist'rung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet. —

v. Zedlitz.

Rom. Ueber die Auffahrt des Papstes beim König Ludwig schreibt der Correspondent der Times d. d. 24. Jan.: Gestern genossen wir ein in unsern Tagen seltenes Schauspiel, welches an den Pomp des Mittelalters erinnerte. Die Villa Malta beherrscht eine der schönsten Aussichten in Rom, über den Quirinal hinweg auf die lateinischen Berge*) in der Ferne, mit einem lieblichen Garten in der Front, ausgezeichnet durch zwei schöne Cypressen, eine eben fruchttragende Palme, und Orangenbäume, für welche der Schatz ihrer goldenen Aepfel fast zu schwer ist. Der heilige Vater kam über den Pincio — mons hortulorum — gefolgt von Dragonern und unter Vorauseritt der Guardia Nobile, in seinem von sechs prächtigen Rappen gezogenen vergoldeten Staatswagen, dem ein leerer Etiquette-Wagen nachfuhr. Die von dem bayerischen Fürsten eingeladene Gesellschaft stand auf einer Terrasse, von welcher man unmittelbar auf den vor dem Treppenhaus gelegten Fußteppich herabsah. Das Wetter war so angenehm wie an einem Junitag in England, und bei der Annäherung Sr. Heiligkeit kam das ganze Gefolge des Königs die Treppe herab, und ließ sich auf die Knie nieder. König Ludwig, in hellblauer bayerischer Uniform mit breitem rothen Band darüber und den Federhut in der Hand, stand zwei Schritte vor dem Wagen und verneigte sich vor dem Pontifex. Beim Aussteigen breitete der hl. Vater, der einen kurzen rothen Sammetmantel und auf dem Haupt ein enganschließendes weißes Käppchen trug, zur Begrüßung des Königs väterlich seine Arme aus, und sagte mit seinem bekannten Lächeln um den freundlichen Mund: „Ecco il buon tempo!“ Die ganze hohe Gesellschaft verschwand hierauf in die Villa. Der Vorhof aber bot eine bunte Gruppe dar: die Schweizergarde in ihrer mittelalterlichen Tracht, gelb-roth-schwarz, mit langen Hellebarden, während die Edelgarde rechts aufgezogen war. Aus der päpstlichen Staatskarosse wurden zwei rothe Ledertaschen herausgenommen, welche die Bittschriften enthielten, die das Volk der Quiriten während der Auffahrt vom Vatican über die Tiber herüber in den Haupttheil der Stadt Sr. Heiligkeit zugeworfen hatte. Das Ceremoniell bei der Rückfahrt war das nämliche, der König stand entblößten Hauptes, sich sehr würdevoll vor dem Papst verneigend, der ihm und den übrigen Anwesenden mit ausgestreckten Fingern den Segen ertheilte.

*) Ueber die sieben Hügel dahin,
Dort wo die Lüfte sind reiner;
Noch immer steht dahin mein Sinn,
Zum Gebirge der Lateiner.

Rückert.

Von dem Schusterdichter Hans Sachs hat Jederman gehört, und daß es Schneiderdichter gibt, ist ebenso bekannt. So erhielt letzter Tage ein saumseliger Zahler, ein gewisser junger Herr, von einem gewissen Schneider folgende poetische Mahnung:

„Vergiß mein nicht! Du Jüngling, den ich meine,
Zu dem dies Liedchen spricht;
Die Kleider, die Du trägst, nennst Du zwar deine,
Doch zahlst Du heute nicht, nenn' ich sie meine,
Bevor der Tag anbricht;
Darum vergiß mein nicht!“

„Vergiß mein nicht! dem ich kreditiret
Blos auf sein schön' Gesicht,
Den ich so prompt, so herrlich ausstaffiret,
Und der zum Lohne jetzt so schändlich führet
Den Schneider hinter's Licht:
Vergiß, vergiß mein nicht!“

„Vergiß mein nicht! hiemit zum letzten Male
Der Schneider zu Dir spricht;
Gedenke mein beim Billard, Speisesaale,
Im Café und Theater — kurz, bezahle!
Sonst mahnt Dich Schuldentriebgericht —
Vergiß, vergiß mein nicht!“

Ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. — Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Manne ziemt und Erhalten ist die Tugend des Weibes.

Homonyme.

Hoch auf der Berge fels'gen Höh'n
Wo riesig die mächtigen Gletscher steh'n
Da kann der forschende Blick mich erspäh'n,
Da bin ich in Fülle der Schönheit zu seh'n.

Wenn herrlich ein Fürst seinen Einzug hält,
Wenn bei Hofe sich zeigt die Elite der Welt
Und Wagen an Wagen sich stattlich gesellt,
Da zeig ich mich prächtig und hoch gestellt.

Ein Jedes von mir, ob Weib oder Mann
Gar viel erzählen und reden wohl kann,
Was einstens ich Böses ihm gethan;
Doch meist war Leichtsinn nur Schuld daran.

Zuletzt noch zum Vierten, was mag es wohl sein?
Gar Mancher schlürft es begierig hinein;
Doch ziemt es nicht Damen, gebildet und fein,
Gehöret für Männer nur ganz allein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:
„Bundestag.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe der Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 7. Sonntag, den 12. Februar. 1865.

Die Narrheiten der Menschen wechseln wie ihre Moden;
Aber die Gesetze der Natur sind unveränderlich.

Arzt und Gräfin.

Novelle von A. Volckhausen.

I.

(Fortsetzung.)

Zwei, drei Tage glaubte Ritter Anstands halber müssen verstreichen zu lassen, bevor er seinen Besuch bei dem Grafen Südbergen abstattete. Dann verstimmte es ihn sehe, jenen nicht zu Hause zu treffen; nach dem Fräulein zu fragen, fühlte er sich nicht berechtigt, und so gab er mismuthig seine Karte ab. Eine Einladung zum Thee auf den andern Abend war die fast umgehende Antwort. Es versteht sich von selbst, daß Ritter dieselbe annahm, und mit Ungeduld erwartete er die schickliche Stunde.

Er wurde in einen nicht großen, aber mit allem Comfort und dem feinsten Geschmack ausgestatteten Salon geführt, der durch eine Gaskrone überaus brillant erleuchtet war. Doch war die Helle nicht blendend, denn zarte rosafarbene Lampenschleier milderten den grellen Schein und brachten die günstigste Beleuchtung hervor. Die Wände des Zimmers waren auch hell gehalten und durch dunkle Ränder in Felder eingetheilt. Dicht neben dem Theetisch befand sich der Rollsessel mit seiner schönen Insassin, die heute ohne Kranz und ohne Balltoilette, abrr nicht minder schön war in dem einfachen Kleide von perlgrauer Seide. Ihre Füße ruhten auf einem Schemel und der Oberkörper war in die rothen Polster des hohen Sessels zurückgelehnt.

Als Ritter eintrat, richtete sie sich zur Begrüßung ein wenig nach vorn, nahm dann aber gleich wieder die frühere Stellung ein, und trotz der rosigen Beleuchtung war es Ritter mit einem Blicke klar, daß sie heute mehr leidend sei als an jenem Ballabend.

Der Graf begrüßte ihn herzlich und wies ihm den Platz neben Natalie an. Eine heitere und lebendige Conversation war bald im Gange, es kamen einige andere Gäste, aber der Ton blieb frei und ungezwungen, und Fräulein Natalie machte, soweit es ihre sitzende Stellung erlaubte, die Honneurs mit unnachahmlicher Grazie. Sie überwachte die Bedienung mit dem scharfen Auge einer Hausfrau und Othello schien jeden Wink von ihr zu verstehen; sie hatte ein freundliches Wort für jeden Eintretenden, irgend eine Frage, die ein Interesse an seinen Privatangelegenheiten bewies; sie wußte das Gespräch, dessen Seele sie war, stets lebendig zu erhalten und mehr als einmal erregten ihre glücklichen Einfälle allgemeine Heiterkeit.

Dem Grafen fühlte, sah man es an, wie stolz er auf seine Tochter war; aber wer ihn scharf beobachtete, konnte auch wahrnehmen, wie zuweilen sein Auge besorgnißvoll auf ihr ruhte, und dann trat er zu ihr hin und frug leise: „Wie geht es mein Kind?“ was sie aber stets mit einem lächelnden Aufblick zu ihm zufriedenstellend beantwortete.

Ritter kehrte mit der Ueberzeugung heim, daß die Comtesse nicht nur bezaubernd sei durch die Schönheit ihrer äußern Erscheinung, sondern auch und mehr noch durch ihre geistige Anmuth, durch die Frische und Lebendigkeit ihres Wesens und durch eine Bildung, welche die Sorgfalt verrieth, die der Vater auf die Erziehung seiner einzigen Tochter verwendet hatte.

Er ward von diesem Tage an ein häufiger und schließlich ein fast täglicher Gast in dem gräflichen Hause. Südbergen war ein leidenschaftlicher Freund der Naturwissenschaften und besonders hatte er eine wahre Passion, chemische Experimente zu machen. Leider aber war er darin ebenso ungeschickt wie leidenschaftlich. Wenn mit dem größtmöglichen Aufwand der Mühe, Zeit und Geld ein Experiment vorbereitet war, so trat ganz sicher irgendein unglückseliger Zufall ein, den der Graf durchaus nicht hatte vorhersehen können, um das Gelingen total zu vereiteln. Und besonders war das der Fall, seit ihm Natalie nicht mehe als Famulus zur Seite stand, wie sie früher gethan, als sie noch weniger leidend war. Jetzt aber, wo sie an den Stuhl gebannt war, konnte sie ihm einestheils nicht mehr zur Hand gehen und anderntheils wollte der Graf es nicht erlauben, daß sie in dem kühlen und etwas feuchten Parterreraum, wo sein Laboratorium sich befand, sich dauernd aufhalte.

So hatte es also Ritter in seiner Hand, sich nicht nur angenehm und nützlich, sondern fast unentbehrlich zu machen, und binnen kurzer Zeit hatte er das gethan. An und für sich machten ihm diese Beschäftigungen freilich auch Freude, aber der Preis, um den es sich handelte, war doch die Gesellschaft Nataliens. Fast jeden Abend nahm er den Thee aus ihrer Hand, denn sie liebte es, ihn selbst zu bereiten, wenn keine Gesellschaft weiter zugegen war, und Ritter liebte es, ihn im gräflichen Salon zu trinken, wenn keine Gesellschaft weiter zugegen war.

In Nataliens Befinden war keine Veränderung zu bemerken. Wenn die Krankheit fortschritt, so schritt sie sehr langsam fort, und was den Grafen betrifft, so schien er keineswegs der Meinung zu sein, daß der Zustand seiner Tochter hoffnungslos wäre; im Gegentheil, er baute nach Art sanguinischer Menschen die zuversichtlichsten Plane auf den nächsten Sommer und lebte der festesten Ueberzeugung, daß die Heilquellen von Oeynhausen Natalien gänzlich wiederherstellen würden.

Nachdem er erfahren, daß Ritter beim Beginn seiner akademischen Laufbahn ein Jünger Aesculap's gewesen und praktischer Arzt hatte werden wollen wie sein Vater, hatte ihm der Graf erzählt, wie die Krankheit seiner Tochter vor zwei Jahren mit ganz leisen Symptomen begonnen und wie sie dann nach und nach sich weiter entwickelt habe. An den Rollstuhl war Natalie erst seit Beginn des Winters gebannt; der Uebergang dazu war ein ganz allmählicher gewesen. Die Stütze eines Sonnenschirms hatte anfangs genügt, dann war ein Stock, dann eine Krücke und Einer Krücke deren zwei gefolgt.

„Aber das war ein ein entsetzlich trauriger Anblick“, sagte der Graf. „Das Kind an Krücken sich einherschleppen sehen konnte ich fast nicht ertragen. Denken Sie sich diese Unmöglichkeit jeder harmonischen Bewegung, dieses ruckweise Vorankommen, die unnatürlich in die Höhe gedrängten Schultern! Und wenn Sie dann mein Kind gekannt hätten, leichtfüßig wie ein Reh und anmuthig wie eine Elfe — Sie würden begreifen, daß ich die Anwendung des Rollstuhls beschleunigte! Ich sehe ihr Leiden nun nicht so vor Augen und mich

dünkt, sie empfindet es selbst auch weniger, weil die Anstrengung des Gehens sie nicht stets an ihre Ohnmacht erinnert."

„Fräulein Natalie erträgt ihre Krankheit mit bewunderswürdiger Fassung", sagte Ritter mit unterdrückter Bewegung.

„Ja, das thut sie, das gute Kind! Sie versichert freilich, daß sie nur selten und wenige Schmerzen habe, aber ich weiß nicht, ob ich ihr so ganz trauen kann, denn sie will mich nicht beunruhigen."

„Aber ich glaube wirklich, sie beunruhigt sich auch selbst nicht gerade, sie ist zu heiter dazu."

„So ist es auch. Sie hat das beneidenswertheste Temperament von der Welt, und wo jede andere wenigstens zuweilen launisch und mißmuthig wäre, da ist sie sich ewig gleich."

Und so war es.

Freilich fand Ritter Natalie zuweilen etwas ernster, zuweilen erschien sie ihm ein wenig leidender als gewöhnlich, aber es bedurfte nur einer Viertelstunde, und in der Unterhaltung, mit der sie gleichsam sich selbst elektrisirte, war jede Erinnerung daran, jede Spur davon verschwunden; wer es nicht wußte, ahnte nicht, daß sie hilflos und ohnmächtig an die Polster ihres Sessels gebannt war.

II.

So sehr Natalie auch im Stande war, sich mit sich selbst zu beschäftigen, weil eine wirklich selten reiche Bildung sie befähigte, die Stunden der Muße auszufüllen, so war sie doch eine durchaus gesellige Natur und liebte den Verkehr mit Menschen wie alle diejenigen, die große gesellschaftliche Talente besitzen. Ihre Einfälle, ihre treffenden Antworten, ihre ausgezeichnete Gabe, zu erzählen, ihre Liebenswürdigkeit überhaupt machte sie offenbar viel mehr zum Mittelpunkt eines jeden Kreises als ihr Rang, den sie niemals auch nur im mindesten geltend machte. Ihre Leiden schienen durchaus nicht ihren jugendfrischen Humor gedämpft zu haben und offenbar besaß sie ganz und gar keine Hinneigung zu einem beschaulichen Leben oder klösterlichen Sinnen, auf das sie viel mehr schien hingewiesen zu sein als auf die Freuden der Gesellschaft.

Ritter's Interesse an der schönen Kranken erwuchs zu einer Macht, die ihn selbst erschreckte. „Liebst du sie?" fragte er sich unzähligemal. „Thor, der du bist! Dies elende, beklagenswerthe Wesen und lieben!" Nein, nein, die Flamme der Leidenschaft war es nicht, aber es war eine Tiefe und Innigkeit in seinem Gefühl für Natalie, die nimmer der Liebe zu einem andern Weibe neben sich hätte Raum gegeben.

Einmal abends war er auch bei dem Grafen zu Gaste. Der Winter nahte sich bereits seinem Ende und eine milde Märzluft hatte Natalie heute mit ihrem Rollstuhl hinaus in den Garten gelockt. Sie war eine Stunde lang da auf- und niedergefahren und hatte hinübergeschaut nach dem Strom, an den der Garten grenzte, nach den nahen Bergen hin. Mochte es sein, daß die Luft sie angegriffen hatte oder daß trübe Gedanken über ihre verkümmerte Jugend sie heute beschlichen; sie sah bleicher aus als gewöhnlich, und auf Ritter's Frage nach ihrem Befinden antwortete sie in nicht ganz gelungenem scherzendem Tone: „Ei, ich bin ja ein armer Krüppel, wie kann mir's da jemals gut gehen?"

„O mein Kind, sprich nicht so!" warf der Graf ein. „Nun wird es warm und wir können bald reisen, und dann, Natalie, wirst du sehen, wird alles gut werden!"

Sie schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und sagte: „Aber wenn es nun *nicht* gut wird?"

„Warum diese finstern Gedanken?" nahm Ritter das Wort; „es sieht Ihnen gar nicht ähnlich, Comtesse, sich mit solchen Bedenken zu quälen."

„Ei so! Meinen Sie?"

„Man ist gewohnt, Sie immer so heiter zu sehen, daß man es fast vergessen könnte, daß Sie eine Kranke sind."

„Ach, ich selbst vergesse es aber nicht! Sie halten mich vielleicht für leichtsinniger, als ich bin."

„Nein, das nicht, aber — vielleicht hielt ich Sie für glücklicher, als Sie sind."

„Glücklich? Man soll niemand glücklich preisen vor seinem Ende, wissen Sie. Davon wird uns schon als Kind ein lehrreiches Histörchen erzählt, und mein Ende — —"

„Gott, Kind", warf der Graf geängstigt ein, „wer redet von so etwas! Du mit deinen achtzehn Jahren! Du hast absonderliche Gedanken heute; das kommt von deiner einsamen Spazierfahrt. Ich werde dich in Zukunft begleiten."

„O, Papa, immer neben dem Sessel die Terrasse auf- und abzulaufen, das wäre doch gar zu langweilig! Ich kann ja lesen — ein Buch habe ich auch heute gehabt."

„Und was sind denn das für Nachgedanken gewesen?" fragte der Vater.

„O, Nachtgedanken gar nicht", antwortete Natalie; „ich las Grimm's „Märchen". Und dabei schaute sie die beiden Herren mit einem feinen Lächeln an und ergötzte sich an ihrer Verwunderung.

„Grimm's „Märchen?"" riefen beide, und Ritter setzte in Gedanken hinzu: Mich befremdet's eigentlich gar nicht, daß sie Geschmack an dieser Kinder- und Volkslektüre findet; ist sie doch selbst wie ein Märchenbild und verbindet in Geist und Wesen die Frische und Naivetät eines Kindes mit der Reife und Bildung eines Weibes.

„Grimm's „Märchen" hast du gelesen?" sagte der Graf. „Solche romantische Gelüste kenne ich ja gar nicht an dir! Aber die Märchen können dich doch nicht traurig stimmen!"

„Aber zum Nachdenken bringen."

„Nun, wie das? Laß hören!"

„In den Märchen liegt ein wahrer Schatz von Poesie", sagte Ritter, „und dem Literarhistoriker — —"

„Nein, nein", unterbrach ihn Natalie, „so gelehrt habe ich die Sache nicht aufgefaßt! Mir fiel nur ein Märchen ein und das suchte ich auf und das habe ich gelesen."

„Und darf man fragen, welches?"

„Ei ja", antwortete Natalie. „Es war die Geschichte von der kranken Königstochter, die alle Aerzte in der Welt nicht curiren konnten. Da ließ der König bekannt machen, daß er seine Tochter dem zur Frau geben wollte, der sie gesund machen würde, und — nun, die Herren werden ja wohl selbst sich erinnern, wer den Preis davontrug."

„Ein Schneiderlein", sagte der Graf lachend.

„Ja, und es steht da geschrieben: Die Hochzeit wurde gefeiert mit vieler Pracht und wenig Freude."

„Daß sie sich darob nicht freute, kann ich der armen Prinzessin nicht verdenken", meinte der Graf, „trotzdem, daß sie wieder gesund wurde."

„Und diese Geschichte war es also, die Ihnen zu denken gab, gnädiges Fräulein?" fragte Ritter.

„Ja", antwortete Natalie, und der Schelm spielte um ihren Mund. „Ich dachte, Papa, du könntest am Ende auch einen solchen Aufruf ergehen lassen, und dann wehe mir Armen!"

„Nun, bei Gott! den Aufruf möchte ich schon ergehen lassen", entgegnete der Vater, „und daß just ein Schneider käme und das Heilkraut brächte, das steht heutzutage nicht mehr zu befürchten. Aber ein braver Arzt! Gott, Kind, ich wollte ihm auf den Knien danken und nichts fragen nach Titel und Reichthum!"

„Aber, Papa, wenn er nun schon Frau und Kinder hätte?"

„Ha! Ha! Ha! Ja, dann müßte er freilich den Lohn ausschlagen!"

„Und ich stände mich um so besser dabei."

„So aristokratisch, mein Fräulein?" fragte Ritter.

„Nicht das, nein! Ich würde einen Mann nicht darum ausschlagen, weil er Arzt ist — aber eine solche *Pflicht* der Dankbarkeit wäre entsetzlich! Ich kann nicht wissen, ob mir der Dienst des Preises werth wäre."

„Nun, nun", sprach der Graf, „nicht so ernsthaft! Es ist ja ein Scherz; ich meine nur, ich könnte Rang und Vorurtheile und alles hingeben, wenn ich ich dich nur wieder gesund sähe!"

Die Geschichte von der kranken Königstochter wollte Ritter nicht wieder aus dem Sinn, und wie kleine Umstände, unbedeutende Veranlassungen oft einen Entschluß zur Reife bringen, so hier.

Mit jenem „Leider!" welches er dem Grafen auf dem Balle, wo er Natalie zuerst erblickte, geantwortet hatte, war das Bedauern, dem ärztlichen Beruf abtrünnig geworden zu sein, in Ritter wach geworden. Der Wunsch, dem Fräulein helfen zu können, war erst ein Wunsch gewesen wie hundert andere, die wir sprechen und auf deren Erfüllung wir gar nicht rechnen, die Möglichkeit nicht in Betracht ziehen. Ritter war nun eben kein Arzt, wie konnte er also hier retten? Erst dann, als der Gedanke an Nataliens Tod anfing, Gift in seine Seele zu träufeln, ihn wie ein Alp bei Tag und bei Nacht

zu verfolgen; als er sich's klar gemacht, daß die erste Bedingung zu einem ruhigen und glücklichen Leben für ihn selbst Nataliens Gesundheit sei, erst dann errang er die Möglichkeit, nochmals umzusatteln, um wer weiß — sie retten zu können.

Ob er sie für sich rettete, das wagte er nicht einmal sich zu fragen. Der Graf war vorurtheilslos und frei gesinnt, das war richtig; aber seine einzige Tochter und ein Arzt, ein gewöhnlicher Arzt ohne Rang und Titel, das war eine Probe der liberalen Gesinnung eines Adelichen, die er wohl nimmer bestanden hätte.

Indeß Ritter glaubte sich stark genug, den Lohn der That in dieser selbst finden zu können. Er wollte, er durfte nicht darüber hinausdenken; er fühlte nur: Ich muß sie retten, ich muß wenigstens den Versuch machen und — „es wird mir gelingen", flüsterte ihm dann eine leidenschaftliche Hoffnung zu.

Heute nun, als Natalie das Märchen erzählte, da glaubte er den glühendsten Wunsch der Wiedergenesung aus ihren halb scherzenden Worten heraus zu vernehmen, und er begriff, daß die Gedanken ihrer stillen Stunden doch oft eine ganz andere Färbung trugen, als wenn sie in Gegenwart anderer einen Vorhang vor ihr Innerstes zog oder abgelenkt und angeregt wurde und nur die heitere Stirn zeigte. Hätte Ritter bisher noch nicht zu einem ganz festen Entschluß kommen können, so gab es von diesem Moment an kein Schwanken mehr für ihn, und wie ein Stern, der ihm den Weg wies, fixirte sich der Gedanke in ihm: Ich werde sie retten.

Zu Ostern reiste er nach Berlin zurück und von dort aus erst setzte er den Grafen brieflich davon in Kenntniß, daß er nicht wiederkehren werde, ohne ihm jedoch gleich den Grund mitzutheilen, daß er unter der Leitung seines Vaters das Studium der praktischen Medicin wieder aufnehmen wolle. Stolz und Zartgefühl ließen ihn gleich sehr fürchten, daß man den Grund errathen könne; er wolle nicht, daß man im voraus sich ihm verpflichtet fühlen sollte, wollte nicht seine eigene Situation sich dadurch erschweren, daß er der Unbefangenheit von Vater und Tochter Abbruch that.

Erst im Laufe des Sommers, als Südbergen mit seiner Tochter in Oynhausen war, erhielt er einen Brief, worin Ritter ihm seinen Entschluß mittheilte. „Mein Vater wird alt", schrieb er. „Was ist natürlicher, als daß er dringend wünscht, mich als Assistenten an seiner Seite zu haben und mir damit zugleich eine gute Carrière zu eröffnen. Zwar hat er meinen Entschlüssen stets die volle Freiheit gelassen, aber jetzt, da ich mich entschieden habe, sehe ich, wie glücklich ich ihn mache. Meine naturwissenschaftlichen Studien sind durchaus keine verlorenen, sie kommen ja dem Arzte zugute und waren eigentlich nur eine etwas stark ausgedehnte Vorschule für die Medicin.

„Und nun habe ich mir auch noch neben dem allgemeinen ein besonderes Problem gestellt: Ihre Fräulein Tochter zu heilen. Sie wissen, ich bin kein Neuling als Mediciner, und so hoffe ich, übers Jahr zurückzukommen und unterdeß ein Wunderkraut gefunden zu haben. Ich habe mit meinem Vater bereits vielfach die Sache besprochen und berathen; sein Eifer, hier zu helfen, kommt dem meinigen gleich. Hoffen wir also, daß unsern beiderseitigen Studien und Bemühungen gelingen möge, was allein vollführen zu wollen von dem erst angehenden Arzte vermessen klänge."

Dann folgten einige ärztliche Verordnungen im Namen des Medicinalraths, und damit schloß der Brief.

Konnte der Graf oder konnte Fräulein Natalie daraus die Wahrheit entnehmen? Unmöglich. Vielleicht, daß eine leise Stimme dem jungen Mädchen sagte, das Interesse für sie sei mitwirkend bei diesem Entschluß; aber es war nichts, nichts, was sie zu einer fernern Annahme berechtigte. Nein, gar nichts, und sonderbar, bei Natalie tauchte die Erinnerung an das Märchen von der kranken Prinzessin nicht einmal wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Libation

den Manen des Herrn Friedrich Prager, weiland kgl. Revierförster und I. Vorstand der Casinogesellschaft zu Triesdorf,

dargebracht beim Festmahle derselben, den 8. Februar 1865.

Wenn ich im Walde mich ergeh',
Wo schlanke Tannen rauschen,
Mein ich: ich müßt' ein tiefes Weh'
Aus ihrem Mund erlauschen!

Ich seh' sie traurig um mich stehn
Die großen und die kleinen,
Als ob, weil ihnen Leid's gescheh'n,
Sie satt sich möchten weinen!

Wohl! sprech' ich bei mir, — harte Zeit:
Wenn Frost und Stürme walten,
Und die Natur rings weit und breit
Scheint leblos zu erkalten!

Heilt denn der Lenz nicht solchen Schmerz?! —
Klagt's aus den Wipfeln nieder; —
Doch brach ein edles Menschenherz, —
Das bringt kein Frühling wieder!

Da hab' beschämt ich selbst geweint,
Mich faßt ein düstres Ahnen,
Es wollte mich — als ihren Freund —
An meinen eignen mahnen!

Ein Biederherz war's — jeder Zoll
Ein Mann von deutschem Schrote,
So fand ihn selbst, ergebungsvoll,
Des Todes eis'ger Bote!

Und dieser Mann gehörte an
Einst diesem Männerkreise!
Hab' ich ein Unrecht d'rum gethan,
Berührt' ich diese Weise?

Gewiß nicht! — wollt' er selbst den Kranz
Der Freude Euch ja binden,
So soll des heut'gen Festes Glanz
Auch sein Gedächtniß finden!

Auf Freunde auf! — So soll es sein,
Dieweil die Gläser klingen,
So laßt uns auch den Opferwein
Dem edlen Todten bringen!

(Libation durch Erhebung der Versammlung von den Sitzen, Anklingen der Gläser und Ausguß einiger Tropfen Wein aus jedem Glase.)

Und nun Dir Freund Dein Recht gescheh'n,
Flieh' Trauer! — walte Freude! —
Wie Er uns wollt' versammelt seh'n,
So laßt's uns halten heute!

Fort Groll und Grillen! — Wie ein Guß
Laßt uns zusammenhalten
Und wer nicht wollte, — nun der — muß
Heut glätten seine Falten!

So ehren wir den Todten noch
Im muntern Freudenreigen,
Drauf laßt zum Schluß ein fröhlich Hoch
Hinauf zum Himmel steigen!

Fr. C. Metzger.

Guter Rath für fette Leute und solche, die es nicht werden wollen.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

(Aus dem Omnibus.)

(Schluß.)

Soll der Stoffwechsel stärker angeregt werden, so ist reichlicheres Trinken von kaltem Wasser, besonders aber von Soda- oder Selterswasser und ähnlichen alkalischen kohlensauren Wassern zu empfehlen. Im Bier ist, wenn es nicht ganz gemieden werden kann, immer sehr vorsichtig Maß zu halten, und verdienen die leichteren Biersorten unbedingt den Vorzug. Branntwein, Rum, Grog u. dgl. m. sind unbedingt zu vermeiden.

Nicht geringere Aufmerksamkeit als die Nahrung verdient die übrige Lebensweise, welche so eingerichtet werden muß, daß der Stoffwechsel möglichst befördert wird. Obenan steht kurzer Schlaf, weil im Schlafe weniger kräftig geathmet und weniger Kohlensäure gebildet und ausgeschieden wird, als im Wachen. Sodann regelmäßige, kräftige Körperbewegung, die im höchsten Maße eine Verstärkung des

Athmens, vermehrte Bildung und Ausscheidung von Kohlensäure, Beschleunigung des gesammten Stoffwechsels, und namentlich Verbrauch des aufgespeicherten Fettes zur Folge hat. Wo die Körperbeschaffenheit es irgend erlaubt, wo also die Korpulenz noch nicht gar zu groß ist, verdient das deutsche Turnen, wie es in unseren Turnvereinen getrieben wird, unbedingt den Vorzug. Wenn aber diese Uebungen nicht mehr möglich sind, — was jedoch so leicht der Fall nicht ist, als manche korpulente Leute zu ihrer eigenen Bequemlichkeit sich einreden, da vielmehr die allmälig fortschreitende Entwickelung der Kräfte durch gute geleitete Uebungen sehr große Wirkungen ausübt, — da tritt die schwedische Heilgymnastik in ihr Recht. Wer weder zum deutschen, noch zum schwedischen Turnen Gelegenheit hat, dem bleiben noch verschiedene Aushilfen, die bei gewissenhafter, regelmäßiger Ausübung ebenfalls Bedeutendes zu leisten vermögen. Da kommt zuerst das Zimmerturnen, wie es von Schreber in seiner kleinen, vielverbreiteten Schrift: „Die ärztliche Zimmergymnastik", von Kloß im „Hantelbüchlein" und manchen Anderen gelehrt wird. Kann man sich zu diesen Uebungen Gesellschaft verschaffen, um so besser, denn allein turnt es sich immer weniger gut. Auch das Fechten, namentlich das Stoßfechten, ist eine ganz vortreffliche Uebung.

Tüchtige Spaziergänge sind ebenfalls nicht gering anzuschlagen, besonders wo es ordentlich bergauf und bergab geht, auch Fußreisen in Gebirgsgegenden sind sehr zu empfehlen. Aber die körperliche Arbeit wird dabei selten groß genug sein, um bedeutende Resultate zu erzielen, — und man hüte sich besonders, dem gesteigerten Hunger und Durst zu bereitwillig Folge zu geben, weil sonst leicht ein dem gewünschten entgegengesetztes Ergebniß dabei herauskommen könnte. Namentlich beachte man stets die in Betreff der Speisen und Getränke gegebenen Regeln.

Vortreffliche Körperübungen sind auch noch das Reiten und Schwimmen, namentlich letzteres, welches die Brust ganz vorzüglich entwickelt und zu kräftigen Athembewegungen zwingt. Das Baden in kaltem Wasser regt überhaupt den Stoffwechsel mächtig an und sollte regelmäßig betrieben werden. Während der kalten Jahreszeit wird es durch kalte Waschungen des ganzen Körpers oder durch Abreibungen mit dem nassen Laken nothdürftig ersetzt.

Zum Schlusse möchte ich noch allen denjenigen, welche sich durch ihre Lebensweise von der Korpulenz befreien wollen, den Rath geben, die Erfolge nicht gar zu rasch zu erwarten, und sie durch die Waage zu controlliren, bei allen stürmischen Erscheinungen aber, oder wenn die Erfolge ausbleiben, weil vielleicht der Stoffwechsel eines kräftigeren Anstoßes bedarf, oder wo irgend welche Krankheit vermuthet werden kann, welche bei der Cur der Fettsucht Beachtung verdient, sich stets an einen Arzt zu wenden, der das für den einzelnen Fall Erforderliche beurtheilen und abwägen kann.

Herrieden, Anfangs Februar. **Witterungsverhältnisse Europas im Monat Januar 1865.** Im Allgemeinen zeigte dieser Monat durchgehends einen sehr geringen Luftdruck, und herrschte mit Ausnahme der pyrenäischen Halbinsel und Italiens fast überall gelinde Witterung. In Spanien und Portugal war es vom 1. bis 6., dann vom 14. bis 20. ungewöhnlich kalt, im letzten Drittel des Monats trat sehr warmes Frühlingswetter ein, welches nur in Madrid am 28. durch Sinken des Thermometers unter den Gefrierpunkt unterbrochen wurde. In Frankreich und Belgien war der ganze Monat sehr gelind, und wurden nur in Nordfrankreich an einigen Tagen Kältegrade beobachtet. In Großbritannien herrschte an den ersten Tagen ziemlich kalte Witterung, vom 5. bis zum 20. war es wieder wärmer, bei obligatem dichtem Nebel in London, von da bis Ende des Monats war es wieder sehr kalt, besonders in Schottland. In Deutschland wird seit 1. Januar d. Js. nur mehr von Wien nach Paris telegraphirt, die Station Leipzig ist leider eingegangen. Bei uns waren die ersten 4 Tage des Monats sehr kalt, von da trat Aequatorialströmung ein, welche uns mildere Tage brachte, aber auch unfreundlicheres Wetter, nur vom 17. bis zum 24. und am 30. war es wieder etwas kälter, namentlich in den östlichen Gegenden. Italien hatte bis zum Eintritt des Sirocco im letzten Drittel des Monats sehr kalt, von da an warmes Frühlingswetter, mit Ausnahme des nordwestlichen Theiles, welcher von obenerwähnter warmer Luftströmung nicht berührt, eine tiefere Mitteltemperatur als selbst Schottland hatte. Auch in der Schweiz war es sehr kalt und zeigte nur an 4 Tagen das Thermometer Morg. 8 Uhr Wärmegrade. Von vorzüglicher Milde war der Januar in Norwegen, wo namentlich vom 2. bis zum 19. förmliches Frühlingswetter herrschte und das Thermometer nicht unter den Gefrierpunkt herabfiel. Schweden hatte schon kälter, und nahm nur vom 10. bis zum 17. an der warmen Witterung Norwegens Theil. In Rußland war sowohl im Süden als im Norden der Januar gemäßigt, und sind es im Süden besonders die Tage vom 12. bis 26., und im Norden vom 15. bis zum 20. gewesen, an welchen das Thermometer über dem Gefrierpunkt stand. Sogar an der nördlichsten Station, an der Grenze von Lappland, in Haparanda erhob sich am 16. und 17. das Thermometer über den Gefrierpunkt.

Die Morgens 8 Uhr an den Hauptstationen Europas beobachteten Mitteltemperaturen nebst Extremen waren folgende: Sizilien (Palermo) 8,8 (5,1 und 13,9), Südspanien (Alikante) 7,5 (4,0 und 12,5), Portugal (Lissabon) 6,0 (0,1 u. 12,4), Nordspanien (Bilbao) 5,9 (— 7,5 u. 13,1), Südfrankreich (Marseille) 5,1 (1,0 u. 12,6) Süditalien (Rom) 4,7 (0,0 u. 10,0), Irland (Valentia) 3,4 (— 4,0 u. 7,5), Mittelspanien (Madrid) 3,3 (— 1,1 u. 7,5), Belgien (Brüssel) 3,1 (— 2,7 u. 8,4), England (London) 2,3 (— 3,3 u. 7,7), Nord-Frankreich (Paris) 2,0 (— 3,0 u. 8,6), Schottland (Nairn) 1,4 (— 7,1 u. 6,7), Nord-Italien (Turin) 0,6 (— 4,4 u. 6,0), Norwegen (Skudesnäs) 0,4 (— 4,4 u. 4,7), Oesterreich (Wien) 0,1 (— 5,4 u. 5,0), Südrußland (Odessa) 0,0 (— 7,1 und 7,3), Bayern (Herrieden) — 1,3 (— 11,0 u. 3,5, absolutes Minimum — 14,4 u. Maximum 6,5), Schweiz (Bern) — 2,0 (— 7,3 und 4,4), Schweden (Stockholm) — 2,9 (— 12,6 u. 3,3) inneres Rußland (Moskau) — 4,3 (— 14,4 und 5,9), Nordrußland (Petersburg) — 5,2 (— 12,3 und 1,5), Grenze von Lapland (Haparanda) — 10,8 (— 26,6 u. 0,5° R.)

Haarfrisuren. Neben den umfangreichen und komplizirten Haarfrisuren im Style der Zeit Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. taucht jetzt eine neue Art des Haar-Arrangements auf, welche unendlich einfacher und geschmackvoller ist, aber eben dadurch vielleicht die anderen zu verdrängen im Stande sein wird — wenigstens hat sie vieles Aufsehen gemacht. Es ist dieß die sogenannte Niobe-Coiffure, welche schon durch ihren Namen anzeigt, daß sie dem klassischen Alterthum entlehnt ist. Sie besteht aus glatt anliegenden Scheiteln, einer Krone von Haarzöpfen über der Stirn und leichten Locken, die auf den Nacken und Hals herabfallen. Diese Frisur ist außerordentlich kleidsam und wird schon dadurch große Verbreitung finden.

Die gepriesene Tugend der Menschen ist oft nichts als eine glückliche Constellation der Verhältnisse, die nicht in der eigenen Hand lagen.

Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben, aber nicht vom Wahrheit sagen.

Logogryph.

Sagt Rechenmeister mir bestimmt,
Wie man das Ganze schreibt:
Wenn man ein Siebentel mir nimmt,
Daß nur ein Achtel bleibt.

Auflösung der Homonyme in Nr. 6:

„Bock."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 8. Sonntag, den 19. Februar. 1865.

Es spielt das Glück mit allen unsern Sorgen,
Der Lust folgt Traurigkeit.
Ein Weiser trauet nie dem ungewissen **morgen**,
Und braucht das Kurze **heut**.

v. Cronegk.

Arzt und Gräfin.

Novelle von A. Botzhausen.

I.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war vergangen. Die Familie Südbergen befand sich wieder in Bonn in derselben Wohnung wie früher. Natalie hatte sich mit ihrem Sessel auf den Balkon schieben lassen, um die laue Frühlingsluft einzuathmen. Neben ihr auf einem kleinen Tischchen stand ein Veilchenbouquet, daneben eine silberne Schelle, deren Klang das Zeichen war für ihr Mädchen, das immer in der Nähe sein mußte; denn Natalie war noch ein klein wenig hinfälliger und hülfloser geworden, und allein aufstehen vom Sessel, um, wenn auch mit Krücken, zu gehen, das konnte sie jetzt gar nicht mehr. Ihr feines Antlitz war noch bleicher als sonst, etwas tiefer der Zug des Leidens um den schönen Mund und auch für das Auge des Laien l.sbar. Ein Buch lag in ihrem Schoße, aber sie las nicht, sie war in Gedanken vertieft.

Ob sie noch so glücklich war wie im vergangenen Jahre? Wohl kaum. Es kommt ein Moment, wo das Gleichgewicht auch der gelassensten Seele aufhört, — Resignation mag an die Stelle treten, aber Resignation wird erkauft, — sie hat ein Opfer gekostet.

Zur Resignation war Natalie noch nicht gelangt, aber eingeschlichen hatte sich bei ihr die Ahnung, daß sie es sein müsse. Es gab Stunden, in denen sie daran gar nicht zweifelte, aber das Leben war ihr so lieb, die Welt so schön, der Genüsse gab es so viele, daß es ihr einstweilen unmöglich war, dem Tode mit Fassung in's Auge zu blicken. Und welche Leiden mochten noch vorhergehen? Drei Jahre war sie schon eine Kranke und nun vielleicht noch einmal drei und noch mehr? Wie dann, wenn sie einmal an's Lager gefesselt sein sollte, ins Krankenzimmer gebannt? Jetzt immer noch war sie angekleidet in ihrem Sessel, sie war zu Anfang des Winters noch in Gesellschaften erschienen wie im Jahre vorher; im eigenen Salon empfing sie immer noch Gäste, denn es war ihr eine Wohlthat und ein Bedürfniß, Menschen zu sehen und zu sprechen, und die Aerzte bestanden auch darauf, ihr jede irgendmögliche Zerstreuung zu verschaffen. Aber sie sagte sich, daß es nicht so bleiben könne: entweder schlimmer müßte die Sache werden oder endlich besser, und bisher war sie nur schlimmer geworden

So viele Aerzte hatte sie schon gebraucht, sie gaben alle Hoffnungen, sie verhießen alle Genesung, aber durfte sie ihnen ferner noch glauben? Sie lösten ja ihr Wort nicht und keiner heilte sie.

Gerade wenn sie recht muthlos war, dann dachte sie an Ritter, der nun bald kommen mußte. Sie dachte an ihn, einestheils wie an einen Freund und Bruder, denn so liebte sie ihn, und anderntheils stieg auch die Hoffnung in ihr auf, daß die seinige vielleicht sich erfüllen möge; denn in jedem Briefe schrieb er über sie und ihre Krankheit und sprach es aus, daß das Studium solcher Leiden sein specielles Augenmerk sei. Sie dachte also an ihn, sie wünschte ihn herbei auch in diesem Augenblick, und in diesem Augenblick gerade war es, daß Othello eintrat und ihr eine Karte überreichte. „Doktor Edmund Richter" stand darauf.

Ein leiser Freudenschrei entfuhr ihr, ein Roth der Ueberraschung überflog ihr Antlitz, und so verschönt fand sie Ritter, der dem Diener in ungeduldigem Verlangen auf dem Fuße gefolgt war. Sie reichte ihm strahlenden Blickes die Hand hin, und es war ihr im Augenblick unbewußt, daß sie sich erhob und auf ihren Füßen stand. Dann freilich sank sie wieder in den Sessel zurück.

„Sehen Sie, Sie Wunderdoktor!" rief sie ganz exaltirt, „was Ihr bloßes Erscheinen vermag! Ich stand ja, haben sie es nicht gesehen?"

„Ja, ich sah es!" antwortete Ritter, der seiner Bewegung kaum Herr werden konnte. „Möchte es ein Omen sein, ich habe keinen größern Wunsch als diesen!"

Es mochte mehr Nachdruck in seinen Worten liegen, als Ritter hineinzulegen beabsichtigt hatte; denn eine leise Verlegenheit schien Nataliens Züge zu überfliegen, und sie klingelte, indem sie sagte: „Wie wird sich der Vater freuen! Er hat von ihnen gesprochen alle und alle Tage, und ich kann wohl auch sagen, wir haben Sie in der letzten Zeit täglich erwartet."

Dem eintretenden Mädchen reichte sie die Karte Ritter's mit dem Bedeuten, sie dem Grafen zu überbringen, und dann wandte sie sich wieder zu dem Gaste hin und sprach ganz in ihrer alten Weise so ungezwungen und unbefangen, wie man zu einem langjährigen Freunde redet.

Der Graf erschien sogleich. Er in seiner Herzensfreude umarmte den jungen Mann, den er wirklich lieb gewonnen, den er entbehrt und auf dessen Wiederkehr er mit Ungeduld gehofft hatte.

„Also", sprach er, „hier wollen Sie bleiben, hier Ihre Praxis beginnen?"

Ritter verbeugte sich bejahend.

„Wie mich das freut! Uns alle beide, nicht wahr, Natalie? Wir haben Sie den Winter nicht wenig vermißt; es fehlte uns beim Theetisch immer jemand und mir auch noch anderswo — Wissen Sie, mit meinem Experimentiren wollte es gar nicht recht gehen, seit Sie fort waren."

Ritter lachte. „Nun, sehen wir morgen einmal zu! Ich fürchte, meine Praxis nimmt mich im Anfang nicht sehr in Anspruch; vielleicht kann ich indeß auf andere Weise das Goldmachen lernen."

„Nun, hier haben Sie ja gleich einen Patienten: meine Tochter. Machen Sie mir meine Tochter wieder gesund, Doctor, und ich will Ihnen lohnen — ach! ich weiß nicht womit!"

Des Doctors und Nataliens Blicke trafen sich. Vielleicht fiel ihnen jetzt beiden das Märchen von der kranken Königstochter ein, denn sie errötheten beide.

„Ich hoffe", sagte Ritter mit Nachdruck; „und wissen Sie", setzte er lachend hinzu, „wenn es mir nicht gelingt, so sollen Sie es machen wie die Chinesen."

„Und wie machen's denn die Zopfkerle?"

„Nur wenn ein Arzt curirt, zahlen sie ihm seinen Lohn; wo nicht — bekommt er nichts."

„Ha, Ha, Ha! Das ist schlau! Ja, wenn wir auch so weit in unsern Rechtsbegriffen wären, da hätte ich viel, viel Geld gespart! Aber Scherz beiseite! Sie sind unser Haus- und Leibarzt von heute an und morgen machen Sie Ihren ersten ärztlichen Besuch. Ist's recht so?"

„Ihr Vertrauen macht mich überglücklich."

„Ja, ja, ich vertraue Ihnen! Und Sie haben die Sache vielfach mit Ihrem Vater durchgesprochen?"

„Auf das allergenaueste, und ich habe ihm die ausführlichsten Berichte über die Krankheit der Comtesse zugesagt."

„Das ist gut! Da wird Ihnen seine reiche Erfahrung zu Nutze kommen. Aber lassen wir das jetzt! Heute müssen Sie bei uns bleiben den ganzen Tag! Es ist Sonntag, da ruhen Sie sich aus von der Reise, beobachten auch meine Tochter ein wenig, und nachher besuchen wir einmal mein Laboratorium!"

Ritter war nur zu wohl mit diesem Vorschlag zufrieden. Er hatte ja auf diesen Tag gehofft das ganze Jahr hindurch, und bei ihr zu sein, zu ihr zu reden, ihre Stimme zu vernehmen, das allein war ihm schon ein Glück. Wie innig, wie zärtlich er sie liebt, das meinte er nie so empfunden zu haben wie in dieser Stunde; er hätte sein Herzblut hingegeben, wenn es ihr wäre zum Heil gewesen. Er war vorbereitet auf den Fortschritt, den die Krankheit gemacht, aber dennoch ergriff ihn nun dessen Wahrnehmung, und seltsam mischte sich in seinem Innern dieses schmerzliche Gefühl mit dem des Glücks, ihr so nahe zu sein.

Und sie war so froh gestimmt! Vergessen war, was vorhin sie niedergeschlagen gemacht hatte; sie genoß aus vollem Herzen jede Freude, die an ihrem Wege stand, und heute war ihr eine so große widerfahren. Ihre tiefblauen Augen strahlten, ihre beweglichen Gesichtszüge spiegelten in raschem Wechsel wider, was in ihrem Innern vorging, und wenn sie vielleicht an Humor und Laune im allgemeinen eingebüßt hatte durch die nimmer enden wollende Geduld, die sie ausüben mußte: heute sprudelte sie davon über und war in der Unterhaltung unerschöpflich. Bei Tische machte sie die Wirthin in der anmuthigsten und liebenswürdigsten Weise und wollte dann sogar auf ihre Siesta verzichten. Aber das duldeten beide Herren nicht und Ritter machte bereits sein Recht als Arzt geltend. Er und der Graf begaben sich unterdeß ins Laboratorium und blieben dort gewissenhaft bis zur Theestunde, denn ohne eine längere Ruhezeit schien es Ritter unmöglich, daß selbst eine solche geistige Elasticität, wie sie Natalie besaß, nicht von einer verhältnißmäßigen Erschlaffung gefolgt sein sollte.

Es erschienen den Abend keine Gäste weiter — ein glücklicher Zufall für Ritter, und wenn er geneigt war, sich Illusionen hinzugeben, so mochte er träumen, es sei ein kleiner Familienkreis, der hier nach langer Trennung wieder vereinigt wäre und keines fremden Elements bedürfte.

Er ging fast glücklich nach Hause. Nicht, daß er die Herzlichkeit des Grafen mißdeutet hätte, nicht, daß er die trauliche Art, mit der Natalie ihm begegnet war, für einen Ausdruck wärmerer Gefühle gehalten hätte — nein, das nicht; aber seine eigenen Gefühle der Kranken gegenüber hatten nichts Stürmisches, sie hatten es wenigstens in diesem Augenblick nicht. Sie waren unwandelbar, aber Mitleiden herrschte so sehr in ihnen vor, daß die Hoffnung, ihr zu helfen, es war, die ihn mit beseligender Zuversicht erfüllte, nicht die Hoffnung des Liebenden.

Zwei Monate später wurde im Hause des Grafen Südbergen gepackt und gerüstet. Othello schleppte sich mit Koffern und Nachtsäcken, und Betty, das Mädchen des Fräuleins, wühlte Kommoden und Kleiderschränke um, — denn morgen schon sollte eine Badereise angetreten werden. Und auch in Ritter's Wohnung lag alles darunter und darüber; auch er packte, denn er sollte den Grafen begleiten.

„Ich kann den Arzt meiner Tochter nicht missen", hatte er gesagt; „und wollen Sie nun Ihr eigenes Werk stören, indem Sie eigensinnig sind und mir altem Mann die Freude verkümmern?"

„Nein, gewiß", war Ritter's Antwort gewesen, „ich bin nicht eigensinnig, aber wollen Sie mich eigensinnig machen? Denken Sie, meine neue Praxis, meine Patienten!"

„Nun, ich meine, die alte Mamsell ist wieder besser?"

„Das ist sie auch!"

„Ist bei dem Schuster, der Ihnen seine Kundschaft zugesagt hat, denn schon jemand krank geworden?"

„Nein!"

„Haben Sie vielleicht sonst noch Patienten?"

Ritter lachte und brachte etwas vor von einem Posten, den man nicht verlassen dürfe, u. s. w.

„Larifari!" sagte der Graf. „Sie schildern einstweilen vor einem leeren Lazareth. Meine Tochter aber ist Ihre Patientin, die kann Sie keinen Tag entbehren, und wenn Sie die im Stich lassen, dann geben Sie Ihren Posten auf! Und ich nehme nun einmal keine Einwendungen an. Sie gehen mit — gelt?"

Und er reichte Ritter seine Hand hin, in welche dieser wohl oder übel einschlagen mußte. Er that es nur zu gern. Er hatte sich ja nur zum Schein gesträubt, denn wer war glücklicher als er, Natalien nicht verlassen zu dürfen, sie überwachen zu können mit liebendster Sorgfalt wie bisher, und zu sehen, wie seine glühendsten Hoffnungen sich zu erfüllen begannen. Denn mit Nataliens Befinden besserte sich's entschieden. Zwar waren solche Momente auch schon früher während der langen Krankheit eingetreten, aber einen Rückschlag fürchtete Ritter nicht, denn seine Zuversicht war hundertfach gewachsen, seit der Beginn seiner Cur von so augenscheinlichem Erfolge gekrönt worden war.

III.

Ritter begleitete die Familie Südbergen nach X., von dessen Heilquellen und südlich warmer Luft sich der Doctor alles versprach. Besonders hatte er verordnet, daß Natalie den ganzen Tag womöglich im Freien zubringen müsse, und so war man darauf bedacht, eine Wohnung mit einem Garten zu finden; denn so sehr auch Natalie es liebte, Menschen zu sehen, so wenig liebte sie es doch, an einem fremden Ort, wo kein bekanntes Gesicht ihr freundlich und wohlwollend zunickte, ein Gegenstand der Neugier und Verwunderung zu sein.

Aber ganz konnte ihr das doch nicht erspart werden, denn sie mußte des Morgens zeitig nach dem Brunnen hin und auf der Promenade bleiben, bis sie eine bestimmte Quantität des heilkräftigen Wassers getrunken hatte. In frühern ähnlichen Fällen hatte dann der Graf sie immer begleitet, wenigstens so lange, bis die Gaffer sich an den Anblick gewöhnt, was in einem Badeort, wo das Neue immer bald von Neuerem verdrängt wird, schnell der Fall zu sein pflegt.

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, daß ich dies Amt übernehme", sagte Ritter, „denn ich weiß, Sie lieben es nicht, früh aufzustehen!"

„Nun, wenn ich mich recht erinnere, so sind auch Sie kein Freund davon", sagte Natalie neckisch.

„Das gerade nicht", entgegnete Ritter schnell gefaßt, obwohl er eben hatte behaupten wollen, es sei seine Leidenschaft, früh aufzustehen und spazieren zu gehen, „aber ich — ich — ich will auch von dem Brunnen trinken."

„Sie? Sie?" riefen beide zugleich.

„Ja", antwortete Ritter, froh über den Einfall. „Apropos, da ich nun einmal hier bin, will ich von der Gelegenheit profitiren."

„Um des Himmels willen, Doctor, ich habe Sie doch nicht etwa angesteckt?" sagte Natalie lachend.

„Oder wo steckt denn ihr Uebel, junger Freund?" fragte der Graf.

„Nein, angesteckt nicht, — und mein Uebel, nun, so ein eigentliches Uebel habe ich nicht. Ich will nur die Wirkung des Wassers auf den gesunden Körper erproben."

„Ho! Ho! Ho! Das ist ja aber heller Unsinn, lieber Doctor! Die gesunden Leute lassen sich doch nicht von Ihnen hierherschicken! Aus bloßer Neugierde wollen Sie Schwefelwasser trinken?"

Und der Graf schüttelte sich vor Lachen, in das Ritter zwar mit einstimmte, aber doch behauptete, er müsse auf seinem Vorsatz beharren.

„So laß ihn, Papa!“ sagte Natalie. „Chacun a son goût!“

„Gewiß, mein Kind, mir ist das sehr angenehm und du hast noch einen Vortheil dabei.“

„Ich? Wie so?“

„Nun, wenn der Herr Doctor eine Cur gebrauchen will, so muß er längere Zeit bei dir ausharren, während du mich nach einigen Tagen immer durchaus nicht mehr zum Begleiter haben wolltest.“

Das war es auch, was Ritter schnell berechnet hatte. Begleitete er die Comtesse nur aus Gefälligkeit, so war er zweifelsohne nach einigen Morgen entlassen; trank er aber mit von der Quelle, so stand es bei ihm, wenn er die Cur beendet sein lassen wollte, und dann würde es ohne Zweifel sehr lange dauern, bis er die Wirkung des Wassers genügend erprobt.

So erschien denn auf der Promenade von X. das schöne Mädchen im Rollsessel mit dem Mohren dahinter. Aber sie schien nichts von dem Aufsehen zu gewahren, das ihre Erscheinung anfänglich unter den Curgästen hervorbrachte; schien nicht peinlich berührt zu werden von dem Angaffen der Neugierigen, denn neben ihr, nach ihr hin gewandt, schritt ein junger Mann, auf das eifrigste bemüht, sie durch seine Unterhaltung ganz für sich in Anspruch zu nehmen, um sie nicht bemerken zu lassen, was um sie her vorging.

In der Nähe des Brunnens wurde halt gemacht; Othello ging, um die Gläser füllen zu lassen, worauf er zuerst seiner Herrin präsentirte und dann dem Doktor, der auch heroisch den einmal gefaßten Entschluß ausführte und das „verwünschte Zeug“ trank. Othello vollführte diesen Act seines Dienstes immer mit außerordentlicher Grandezza und war stolz darauf, daß man ihm am Brunnen Platz machte, daß ihm aller Blicke folgten, und es fiel ihm gar nicht ein, daß das Interesse des Publikums, wenn er mit seiner Herrin erschien, ein getheiltes sei oder gar ihr vorzugsweise gelte.

(Fortsetzung folgt.)

Gleichheit.

Sage nicht, Du seist vor Allen
Jedem Sturm des Unglücks bloß,
Wie die Würfel auch gefallen,
Allen ward ein gleiches Loos.

Wer sich Nachts gar süß erfreuet,
Fühlt den Schmerz am schwülen Tag,
Wer sich Tags der Lust geweihet,
In der Nacht nur weinen mag.

Dort der Held verlieret Schlachten,
Hier das Weib verliert ein Herz,
Einem Bergmann stürzen Schachten
Und verschütten ihm sein Erz.

Auf dem Flaumbett ächzt der Reiche,
Bettler weinen an dem Weg,
Kinder an der Mutter Leiche,
Wand'rer am zerriss'nen Steg.

Und so weit nur pochen Herzen,
Ist das Maß für alle gleich,
Gleich die Lust und gleich die Schmerzen,
Und an beiden sind sie reich.

Zähl' auf Erden alle Thränen,
Alle fließen nicht der Qual,
Halb der Lust und süßem Sehnen,
Und dem Schmerz die halbe Zahl.

Sage drum nicht, Du vor Allen
Seist des Unglücks Stürmen bloß,
Wie die Würfel auch gefallen,
Allen ward ein gleiches Loos.

Ebert.

Das Lagerbier in New-York.

Daß das deutsche Element in den Vereinigten Staaten in socialer wie in politischer Beziehung von Tag zu Tag immer mehr Geltung gewinnt, ist eine unleugbare Thatsache. In New-York und dessen Zubehörungen, Brooklyn, Hoboken und Jersey City leben 150,000 Deutsche, welche zum großen Theil die aus dem Mutterlande herübergebrachten Sitten und Lebensweise beibehalten haben. Charakteristisch ist es, daß der Deutsche sein Nationalgetränk, das Lagerbier, in die neue Heimath verpflanzt und den Yankees die Vorliebe für den Gerstensaft beigebracht hat. In New-York trinkt vom alten Graubart bis zum Lehrjungen herab jeder sein Seidel, und eines der einträglichsten Gewerbe ist das des Bierbrauers. Ueber Brauen und Trinken des Lagerbiers in New-York läßt sich ein „Native“ (Amerikaner von Geburt) recht bezeichnend aus. Er sagt in ganz naiver Weise: „Das Lagerbier wird jetzt bei uns zum allgemeinen Bedürfniß; während der Sommermonate wird fast nur Lagerbier getrunken und alle andern kühlenden Getränke werden bei Seite geschoben.“ Der Berichterstatter gibt noch ferner eine kurze Beschreibung der Ingredienzien, aus welchen das Lagerbier zusammengesetzt ist: Malz, Hopfen und Wasser. Gleichzeitig bemerkt er, daß die Güte des Bieres von der Beschaffenheit des dazu verwendeten Wassers abhängt. „Unser New-Yorker Lagerbier ist leichter als das englische Bier und hat einen aromatisch bittern Beigeschmack, welcher Zunge und Gaumen angenehm berührt. Während der warmen Jahreszeit schmeckt das Lagerbier ein wenig harzig; dies rührt von einigen beigegebenen Ingredienzien her, welche nothwendig sind, um das Bier bei der großen Hitze gesund und genießbar zu erhalten. Außer dem gewöhnlichen Lagerbier lieben die Zecher noch das starke Bockbier, welches in Gärten und Restaurationen verschänkt wird. Der Bock ist um ein Drittheil stärker und malzreicher, als gewöhnliches Lagerbier, hat eine dunklere Farbe und einen süßlich angenehmen Geschmack, welcher ihm durch einen Absud von Koriandersamen und anderen Gewürzen verliehen wird. Den Namen Bok soll dieses Getränk davon erhalten haben, daß Diejenigen, welche einige Gläser mehr trinken, als der Durst erfordert, sehr aufgeräumt werden und Bocksprünge machen (der Amerikaner scheint von der Geschichte des deutschen Bieres, und von derjenigen des Bocks keine Kenntniß zu haben). An den Orten, an welchen Bockbier verschänkt wird, ist dieses Thier zugleich das bezeichnende Sinnbild an den Lokalen und in den Zeitungsinseraten. In der Regel wird in New-York das Lagerbier aus kleinen gläsernen Krügen, ähnlich den zinnernen Kannen in den englischen Alehäusern, getrunken. Der gewöhnliche Preis für ein Glas Lagerbier war früher 4 Cents ($1^3/_4$ Sgr.), aber während der Kriegszeit, wo alle Produkte eine Preiserhöhung erlitten, variiet er von 6 bis 10 Cents. Ein anderes bei den Deutschen in Amerika und besonders bei den Preußen beliebtes Bier ist das Weißbier, ein leichtes, schäumendes, von einem Theile Gersten- und fünf Theilen Waizenmalz gebrautes Getränk. Gleich allen Waizenbieren wird es bald sauer und muß frisch hinweggetrunken werden. Der Geschmack ist matt und weichlich und wegen des starken Schaumes, welcher sich beim Einschänken bildet, wird es nur aus hohen, Lampencylindern gleichenden Gläsern getrunken. Der Preis ist ziemlich derselbe, wie der des Lagerbieres. In dem eigentlichen New-York giebt es kaum wohl eine Straße, ein Gäßchen oder einen Durchgang, welche nicht einen Lagerbiersalon hätten. Vorzugsweise besucht der Teutone im Sommer die Gartenwirthschaften, wo er sich unter dem Schatten der Bäume niederläßt und behaglich sein Glas Gerstensaft genießt. Einige dieser Gartenwirthschaften im östlichen Theile der Stadt sind von riesiger Ausdehnung. Zwei oder drei derselben können zum mindesten tausend Gäste aufnehmen. In der Mitte des Gartens ist ein kleines Bassin mit einer Fontaine angebracht und in dem plätschernden Wasser schwimmen Schildkröten herum. Zur weitern Unterhaltung darf in diesen Localen die Musik nicht fehlen und vom Nachmittag bis spät in die Nacht legen die Tonkünstler ihr Instrument nur hier und da einen Augenblick bei Seite, um die durstende Kehle mit einem erfrischenden Schluck zu laben. Wird hier und da eine größere Pause gemacht, so wird sie dazu benutzt, die Pfeife oder die Cigarre anzuzünden und die Noten des zunächst spielenden Stückes zu überblicken. In einigen dieser Restaurationen befindet sich im Hintergrunde eine kleine Bühne, auf welcher eine heisere Sängerin in phantastischem Costüm ihre Vorträge mit der Begleitung einer verstimmten Guitarre zum Besten gibt. Die Gesellschaft besteht im Allgemeinen aus Arbeitern und kleinen Ge-

schäftsleuten, welche ihre Weiber und Kinder mitbringen. Durch die dichtgedrängten Massen winden sich Kellner, vier bis fünf gefüllte Gläser in den Händen tragend, flink hindurch, während kleine Mädchen an den Tischen Zuckerzeug feil bieten. In den Seitengängen unterhalten sich die Gäste mit Spielen verschiedener Art und der unermüdliche Schießstand, auf welchem nach buntbemalten komischen Figuren geschossen wird, wird nicht leer. Die Wände in manchem dieser Locale sind mit den Zeichnungen von Schlachtscenen bedeckt und Sigel, der Anführer der deutsch-amerikanischen Truppen, spielt auf diesen eine stehende Figur, wie er hoch zu Roß über das mit Leichen der Conföderirten bedeckte Schlachtfeld dahin sprengt. Gleichwie in Bayern haben die meisten großen Brauereien einen Biergarten, in welchem das Bier frisch aus den Kellern verzapft wird. Ungefähr fünf englische Meilen von New-York, am rechten Ufer des Hudson, steht ein schlankes weißes thurmähnliches Gebäude mit einem rothen Dache; es ist dies die Guttenbergbrauerei an den die „Palissaden" genannten Felsen, in deren Tiefen die ungeheuren Lagerräume ausgehauen sind. Im obern Stockwerk dieses Gebäudes, in gleicher Linie mit der Heerstraße, befindet sich eine weite Halle mit mehreren Billards, einem Piano, einem Schänktisch und Rheinansichten.

Eine originelle Testamentsklausel wurde kürzlich in Brooklyn aufgestellt und auf eine noch originellere Weise umgangen. Es starb daselbst nämlich ein altes Fräulein und ließ ihren einzigen Bruder als Erben einer Rente von 10,000 Pf. St. zurück. Dieser Bruder ist eins der geizigsten Geschöpfe, welches die Welt seit der Entdeckung der sieben Erbsünden noch hervorgebracht; aber er betete seine Schwester an und seine Schwester ihn. Die Testamentsklausel war nun folgende: „Da ich meinen Bruder zum Heil seiner Seele zwingen will, endlich die Wonne der Wohlthätigkeit kennen zu lernen, vermache ich ihm u. s. w. — unter der Bedingung, jeden Tag dem ersten Armen, den er auf seinem Wege treffen wird, einen Dollar zu geben." Die ersten Tage überwand der Geizhals seinen instinktiven Widerwillen und gab den Dollar, um der theuren Todten zu gehorchen, aber mit so viel innerer Pein, daß „die Wonne der Wohlthätigkeit" für ihn ein mehr und mehr unlösbares und geheimnißvolles Räthsel wurde. „Ich erfülle den letzten Willen meiner Schwester nicht", sagte er sich, „denn ich empfinde Das nicht, was sie gewollt, daß ich dadurch empfinden lernen sollte!" Und dieser Gedanke raubte ihm den Schlaf. Was sollte er thun? Endlich verfiel er auf folgendes Auskunftsmittel: Jeden Abend übergibt er seiner Haushälterin einen Dollar mit dem Auftrage, ihn dem ersten Armen zu geben, dem sie begegnen würde: dann erwartete er sie, in Lumpen gehüllt, auf ihrem Wege, hält ihr die Hand entgegen, murmelt mit weinerlicher Stimme: „Ein Almosen!" und der Dollar fällt wieder in seine Tasche. „Jetzt", sagte er sich selbst, „habe ich deinen letzten Willen erfüllt, theure Schwester; ja, ich fühle es tief im Herzen, jetzt kenne ich die Wonne der Wohlthätigkeit!"

Die Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in Europa ist besonders für Frankreich ganz eigenthümlich. Zu dem Apotheker Parmentier, der das Hauptverdienst hat, meinte Ludwig XVI.: „Sie haben das Brod der Armen erfunden. Frankreich wird es ihnen einst danken!" Der König wie die Königin, und bald der ganze Hof, trugen die Kartoffelblüthe damals — es ist fast 100 Jahre her — im Knopfloch, die Damen als Bouquet. — Wie aber hatte Parmentier es angefangen, dem Volke dieses neue Brod zuzuführen? Es galt nämlich auch hier, wie in andern Ländern, das Vorurtheil gegen ein Neues zu beseitigen, das man mit mißtrauischen Blicken ansah. Es gelang ihm durch folgende List, berechnet auf die Eigenthümlichkeit des menschlichen Wesens, grade das Verbotene am süßesten zu finden. Parmentier ließ ganze Felder mit Kartoffeln bestellen und Tafeln dabei errichten, auf denen schwere Strafe Demjenigen angedroht wurde, der von der kostbaren Frucht stehlen würde. Da fingen denn die Bauern richtig zu stehlen an — man drückte die Augen zu, und bald begann der Anbau, erst heimlich im Kleinen, bald aber in immer größerer Ausdehnung. — Der landwirthschaftliche Verein in Würtemberg soll dann dieselbe List angewandt haben, und gleichfalls mit Erfolg.

Der Schlittschuhläuferklub in St. Petersburg veranstaltete am 25. Januar ein Fest auf dem Eise der Newa, das als sehr glänzend geschildert wird und an welchem der Kaiser und mehrere Mitglieder der kaiserlichen Familie, sowie viele Repräsentanten der höchsten Petersburger Gesellschaftskreise Theil nahmen. Das Fest begann um 8½ Uhr und endigte gegen Mitternacht. Die reizende Illumination, welche in glänzenden Festons den Platz umgab, und die Künste der Schlittschuhläufer, unter welchen sich viele Damen befanden, lockten eine große Zuschauermenge herbei. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machten die Schlittschuhläufer, welche meist mit Fackeln in der Hand wie Irrlichter umherglitten. Auch die schlittschuhlaufenden Damen führten größtentheils Laternen auf der Mütze und am Gürtel. Dem Eingange in das hölzerne Gebäude gegenüber war ein Orchester aufgestellt, und auf der Mitte des Platzes befand sich ein Denkmal aus Eisblöcken, dessen kunstvoll behauene Facette wie Diamanten in hundert verschiedenen Farben erglänzten.

Paris. Als die Kaiserin Eugenie von Frankreich dieser Tage in der italienischen Oper der Aufführung „Linda di Chamounix" beiwohnte, erschien in einer der kaiserlichen Loge nahegelegenen Loge eine sehr elegante Dame, welche als eine fremde, halb orientalische Erscheinung, besonders ihrer eigenthümlich geformten, wie Milliarden Sternen glänzenden Diamantohrringe wegen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. In einem Zwischenakte verließ sie ihr Gatte; kurz nachher ertönte ein leises Klopfen an ihrer Logenthür, und es trat ein distinguirt aussehender Herr mit dem Ersuchen an sie ein, sie möge ihm einen Ohrring geben, da die Kaiserin selben auf einen Moment besehen möchte, in deren hohem Auftrag er eben erscheine. Die Dame, hierüber angenehm überrascht, willfahrte dieser Bitte, theilte aber diesen Vorfall ihrem bald darauf rückkehrenden Gatten mit. Derselbe jedoch mißtrauischer als seine Gattin, erkundigte sich bei einem Herrn aus der Suite des Hofes, ob die Sache sich so verhalte, und erfuhr, daß seiner Frau ein Gaunerstreich gespielt worden war. Des andern Tages verfügte er sich zur Polizeibehörde, um die Anzeige hierüber zu machen — während dessen Abwesenheit von dem Hotel, in welchem er wohnte, erschien ein als Beamter der Sicherheitsbehörde sich legitimirender Herr bei seiner Gattin, und überreichte ihr ein Schreiben des Polizeipräfekten, worin sie aufgefordert wurde, den andern Ohrring ihm zur Erleichterung der Nachforschung nach dem abhanden gekommenen zu übergeben; die Dame nahm keinen Anstand, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und der Dieb — gestern Gentleman, heute Policemann — besaß nun ein Paar der seltensten Ohrringe, bis — er allenfalls erkannt wird.

Charade.

Die Erste, eine kleine Welt,
Was nur belehrt und unterhält,
In ihr kannst du es finden;
Der Menschheit höchstes Heiligthum,
Gesetz, Verheißung, Trost und Ruhm
Wirst du in mir ergründen.

Die Letzten sind ein Riesenarm,
Er faßt unzähl'ger Dinge Schwarm,
Streut sie in Näh' und Ferne,
Er treibet Wagen, Pfiff und Schiff,
Er scheut nicht Räuber, Sturm noch Riff,
Er holt und bringt so gerne.

Das Ganz' ist nur ein Fingerlein
Von jenem Arm, doch bringt es ein
In aller Länder Reiche,
Es trägt des Geistes ganze Kraft,
Die unaufhörlich treibt und schafft,
Daß Dunkelheit entweiche.

Auflösung des Logogryph in Nr. 7.
„Wachtel".
Und jenes im Briefkasten in Nr. 42: „Schachtel".

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe der Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 9. Sonntag, den 26. Februar. 1865.

Wir machen keine neuen Erfahrungen; aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen.

Rahel.

Arzt und Gräfin.

Novelle von A. Volckhausen.

III.

(Fortsetzung.)

Wochen vergingen. Ritter versah getreulich sein Amt; er war der Comtesse Begleiter am Morgen, er war es am Abend, wenn sie einmal Lust bezeigte, dem Gewühl des Redoutensaals zuzuschauen. Er war ihr Arzt nicht nur, er war ihr Lehrer und Freund. Sie lasen zusammen, sie disputirten miteinander oder Natalie fragte und Ritter erklärte, sodaß sich allmählich trotz seiner Ergebenheit, ja gänzlichen Hingebung, ein Verhältniß von Superiorität seinerseits gebildet hatte, welches auch der Graf stillschweigend anzuerkennen schien.

Dieser war natürlich meist in Gesellschaft der beiden, aber es kam auch wohl vor, daß sie allein waren, da es niemand einfiel, darin etwas Ungehöriges zu finden. Natalien am allerwenigsten, denn sie war sich stets gleich, immer dieselbe. Ach immer dieselbe, so ewig sich gleich! nie schien sie überrascht, wenn Ritter eintrat; nie schien sie ungeduldig, wenn er später erschien; nie war der Ton ihrer Stimme, der Blick ihres Auges, wenn sie eine Stunde lang miteinander waren, ausdrucksvoller als gewöhnlich.

Ritter that sich übermenschliche Gewalt an, um immer kühl und besonnen zu bleiben; es war ihm offenbar: die Comtesse dachte nicht daran, daß ihr der Arzt ein Bewerber sei; und der Arzt wollte nicht die Leitersprossen der Liebeswerbung betreten, sein ganzer Stolz bäumte sich dagegen auf. Doch konnte er seiner Liebe nicht Herr werden; er sog im Gegentheil das süße Gift immer tiefer ein in diesem täglichen, unausgesetzten Verkehr mit ihr. Es war nun nicht mehr eine Hinsiechende, Gebrechliche, die er liebte, sondern eine Genesende; denn Natalie vermochte es jetzt wieder, an Krücken zu gehen, und Ritter war gewiß, daß die Zeit nicht mehr fern lag, wo sie, auf seinen und des Vaters Arm gestützt, werde einhergehen können.

Dann war sein Werk gethan, dann — was dann? Dann mußte er gehen, das sah er ein. Denn wenn die Pflichten des Arztes aufhören, war für ihn dieses Verhältniß nicht mehr zu ertragen. An des Grafen wirklicher Dankbarkeit war nicht zu zweifeln, Ritter kannte ihn zu gut dafür; ob sie aber eine grenzenlose war, ob sie erfüllen könnte, was Ritter in seinen ihn verfolgenden Phantasien träumte, darauf wagte er in Wirklichkeit nicht zu rechnen.

Zuweilen sprach er schon jetzt vom Abreisen, aber davon wollte niemand etwas hören, bis ein unerwartetes Ereigniß eintrat, das plötzlich seinen Entschluß reifte.

An der hintern Seite des Erdgeschosses, welches der Graf und seine Tochter bewohnten, befand sich nach dem Garten zu eine Veranda, und dort war die kleine Gesellschaft besonders Abends gern versammelt, wenn die Düfte des Gartens, der in Terassen abwärts ging, emporstiegen und das Laubgewinde der Veranda sich im Mond- und Sternenlicht der hellen Nächte wiegte.

So saß man auch einmal hier im heitern Gespräch beisammen, als Othello wie gewöhnlich eintrat und auf silbernem Präsentirteller eben angekommene Briefe und Zeitungen überreichte. Eine Weile legte der Graf sie unbeachtet beiseite, dann bestellte er Licht, und nachdem Othello die Vasenlampe gebracht und den rosafarbenen Schleier übergeworfen, um die blendende Helle zu mildern, nahm der Graf die Papiere. Natalie blickte ebenfalls hin und plötzlich griff sie nach einem Briefe, warf einen Blick auf die Adresse und rief: „Der ist von Oskar!“ Dabei überflog eine Purpurglut ihr Antlitz und eine unruhige Erwartung war in ihrem ganzen Wesen ausgeprägt.

Der Graf nahm hastig den Brief, brach ihn auf und las ihn flüchtig. „Der Junge kommt!“ rief er dann freudig. „Da lies mein Kind!“ Und damit schob er Natalien den Brief zu.

„Er kommt!“ rief diese, und abermals überströmte glühendes Roth ihr Antlitz. Das alles sah Ritter, sah es nur zu wohl, kein Lampenschleier vermochte das zu verhüllen.

Die Frage: Wer ist Oskar? schwebte ihm auf der Zunge aber er that sie nicht, er vermochte sie nicht zu thun.

Der Graf kam seinem Wunsch entgegen: „Oskar, müssen Sie wissen, ist mein Neffe, das heißt der Sohn meiner Schwester, — sein Besuch ist uns eine große Freude; schon lange erwartet“, setzte er mit einem Lächeln hinzu, das Ritter bedeutungsvoll erschien.

Was dieser erwiderte, war nicht recht verständlich; er blickte nach der Comtesse hin, die den offenen Brief neben sich liegen hatte und ganz zerstreut schien.

Ich störe, dachte Ritter zum ersten male, seit er ein Gast dieser Familie war. Es litt ihn nicht auf seinem Platz, er stand auf und ging.

Seine Wohnung war in demselben Hause, nur zwei Treppen höher. Rastlos schritt er im Zimmer auf und ab und Zorn, Schmerz und Bitterkeit wühlten in seiner Brust. „Das ist das alte Lied!“ rief er höhnisch, „Familienverbindungen — Seelenverkauf! Abrundung der Güter — Heirathen in der Wiege geschlossen! Wohlklingende Namen, wie sie zusammen gehören, und nach besser klingendes Geld! Narr, der ich war, mich nur einen Augenblick lang bethören zu lassen!“

Er schlug sich vor die Stirn und starrte hinaus in die sternenhelle Nacht.

„Aber wer hat mich bethört? Wer?“ rief er nach einer Weile wieder zornig, „wer anders als ich selbst? Ich vermag jenen keine Schuld zu geben. Was wußten sie von meiner Liebe, was von meinen Illusionen? Aber warum wußten, warum ahnten sie nichts von meiner Leidenschaft? Weil sie dennoch hochmüthiges Volk sind! Weil es ihnen nicht einfiel, daß der junge Mediziner nach der Hand der gnädigen Comtesse streben könne!“

„Ach, bürgerlich Blut und adelich Blut! Möcht' wissen, ob der Graf von der Chemie erwartet, daß sie eines Tags die beiden Tropfen, die sich so verdammt ähnlich sehen, in ihre verschiedenartige Elemente zerlegt! Ein Narr bin ich und abermals ein Narr! Mit Entsagung

begann ich und mit Entsagung wollte ich's hinausführen! Als ob es eine Liebe gäbe, die entsagt, bevor sie muß, durchaus muß! Es gibt keine solche! Und ich liebe dies Weib, ich kann sie nicht aus meinem Herzen reißen, schön, wie sie ist, schön und gut! Getäuscht habe ich mich, betrogen! Vermeinte ich doch, solche Gefühle, wie ich sie für mich wünschte, seien noch gar nicht in ihr wach geworden, und nun! Und nun! Ihr Erröthen hat mir's zu klar verrathen: sie liebt dennoch, liebt einen andern! Einem andern habe ich sie gerettet, einem andern soll sie gehören! Und wer ist dieser andere? Ein Gardelieutenant, eine Zierpuppe ohne Zweifel! Aber dann kann Natalie ihn nicht lieben! Warum habe ich nie von ihm gehört? O, es ist bedeutungsvoll, daß man nicht von ihm gesprochen, — und ich will ihn auch nicht sehen! Fort von hier! Fort, fort! Es duldet mich hier nicht länger! Anzusehen, wie er um sie wirbt, wie sie ihm zulächelt und am Ende sogar meinen „ehrerbietigsten, herzlichsten Glückwunsch" darbringen zu müssen — das halte der Teufel aus, ich nicht! Ich gehe, und damit abgemacht."

Und wie ein Mensch, der einen festen Entschluß gefaßt, machte er sofort Miene, Anstalten zum Einpacken zu treffen. Aber die Sache war keineswegs in seinem Innern so schnell abgemacht. „Vielleicht ist's dennoch nicht so!" flüsterte zuweilen eine leise Hoffnung, „vielleicht! So warte doch, bleib' und sieh'! Ist es denn möglich, daß du ihr so gar nichts bist? Ueberzeuge dich, welch eine Art von Nebenbuhler du hast, und dann geh'!" So stritten sich die Meinungen in seiner Brust hin und wieder, aber als der frühe Morgen heraufdämmerte, da war es in der That eine abgemachte Sache, und sein Entschluß, abzureisen, stand fest.

Er wußte ja, daß er als Arzt nicht mehr nöthig war, und ruhigeres und vernünftigeres Ueberlegen, als es ihm im ersten Moment möglich war, sagte ihm, daß er einem muthmaßlichen Nebenbuhler gegenüber zum mindesten eine sehr widerwärtige Rolle spiele. War jener ein Glücklicher, so bereitete Ritter sich durch Abwarten die unsäglichste Pein; war jener nicht glücklich, so sah er Natalie im Herbst frei und ungebunden daheim wieder. Auf alle Fälle aber wollte er nicht in offene Concurrenz mit dem adelichen Cousin treten, das ließ sein Stolz nicht zu.

Er nahm sich vor, die Eröffnung seines definitiven Entschlusses in Gegenwart von Vater und Tochter zu machen, weil es ihm leichter schien, alsdann die gehörige Haltung zu behaupten, und so begleitete er denn Natalie am andern Morgen scheinbar unbefangen auf der Promenade. Aber er war zerstreuter als sonst, und die Comtesse war es nicht minder, so daß jeder den Grund der größern Schweigsamkeit des andern in sich selbst zu suchen geneigt war.

Am Abend als man wieder auf der Veranda vereinigt war, wollte auch das Gespräch nicht recht fort; nur der Graf schien aufgeweckt und bei Laune und füllte alle entstehenden Pausen aus. Aber nachgerade fiel ihm die Schweigsamkeit Ritter's auf; er klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und fragte in scherzendem Tone:

„Was ist's, junger Freund? Sie scheinen mir so in Gedanken!"

„Ja, das bin ich auch!" entgegnete dieser, ebenfalls heitern Tones; „ich denke an meine Praxis in Bonn."

„An die alte Mamsell?"

„Nun, an sehr viele andere auch, die noch krank werden sollen und mich sehr vermissen könnten. Ich — ich bin wirklich entschlossen, abzureisen."

„Ei warum nicht gar!"

„Ich bin fest entschlossen! Fräulein Natalie — kann ich getrost verlassen; ich hoffe sie bedeutend besser, fast hergestellt in einigen Monaten in Bonn wiederzusehen. Für mich ist es wirklich des Müßiggangs zu viel — gestehen sie selber, daß er nicht taugt für einen Mann in meinem Alter, der die Aufgabe hat, sich eine Carrière im Leben zu schaffen."

Der Graf machte Einwendungen, Vorstellungen; ja, er bat sogar, aber Ritter ließ sich diesmal nicht bereden. Natalie schwieg; nur bei seiner ersten Mittheilung hatte sie fast erschrockenen Tones gefragt: „Abreisen?" In ihrem Gesicht konnte Ritter nichts von dem empfangenen Eindrucke lesen, denn seiner selbst willen hatte er die Dämmerung abgewartet, um zu reden. Nun war es geschehen; er hatte gesprochen und sein Entlassungsgesuch war bei so fest ausgesprochenem Willen schließlich angenommen worden. Er konnte nicht mehr zurück, wenn er es auch gewollt hätte.

Am zweiten Morgen darauf sah man Othello mit seiner schönen Herrin allein auf der Promenade, während sich Ritter auf den Flügeln des Dampfes immer weiter und weiter von ihr entfernte und Zeit hatte, darüber nachzudenken, ob er klug gethan, so ohne weiteres das Feld zu räumen. — —

Es war richtig, daß in Natalie die Gefühle einer leidenschaftlichen Liebe überhaupt noch nicht wach geworden waren; in dieser Beziehung war sie noch ein Kind, sowie sie auch ein Kind war in Arglosigkeit und harmlosem Vertrauen. Nichts wäre leichter gewesen, als sie zu hintergehen, denn sie setzte immer das Gute voraus, und wo sie damit nicht ausreichte, da fehlte ihr leicht der Schlüssel, um Menschen und Verhältnisse zu beurtheilen.

Jetzt gab ihr des Cousins Anmeldung viel zu denken; es war ihr, als ob sie sich eigentlich freuen müsse und doch that sie es nicht von Herzen. Oskar war als Knabe häufig auf Bergum, dem Gute des Vaters, wo Natalie selbst nebst ihrem Bruder Richard aufwuchs, wochenlang zu Gaste gewesen, einmal sogar einen ganzen Sommer hindurch. Sie hatte damals mit dem Knaben gespielt, sich von Oskar im Sommer im Nachen, im Winter im Schlitten fahren lassen und war ganz vergnügt auf die gleichsam traditionelle Redeweise eingegangen, daß sie beide ein Brautpaar seien und daß sie einst mit Oskar in Berlin wohnen würde, in der großen, prächtigen Stadt, wenn der Cousin erst die Lieutenantsuniform und Epauletten auf der Schulter trage.

Nun hatte sie diesen Verlobten ihrer Kindertage seit Jahren nicht gesehen. Natalie hatte mit ihrem Vater Bergum verlassen, Oskar lebte in der Residenz; die Distanz zwischen ihnen war größer geworden als ehemals, — das war freilich wahr — aber warum war er in all der Zeit nicht ein einziges mal auf Urlaub gekommen?

Natalie war krank gewesen — hatte er keine Theilnahme für sie, kein Interesse? Und warum kam er gerade jetzt, wo der entzückte Vater es in der ganzen Familie verkündet hatte, daß seine Tochter ihm wiedergeschenkt sei, daß sie genesen würde? Der Kranken hatte Oskar nicht geachtet, kam er nun, um die Genesende an ein kindisches Versprechen zu mahnen? Natalie fühlte sich unangenehm berührt, aber sie schämte sich ihrer hin und wieder aufsteigenden bösen Gedanken und wußte sich über ihre unbehagliche Stimmung keine Rechenschaft zu geben. Wenn nur wenigstens Ritter noch hier wäre dachte sie. Gewiß glaubte er sich entbehrlich und doch wäre er mir nie nöthiger gewesen, als gerade jetzt.

Auch der Graf war jetzt eigentlich nicht sonderlich günstig für seinen Neffen gestimmt; denn auch ihn hatte es verletzt, daß derselbe seit so langer Zeit durchaus keine Notiz von den ihm immer so wohlgesinnten Anverwandten genommen hatte.

IV.

In dieser für ihn nicht allzu günstigen Stimmung erwarteten Vater und Tochter ihren jungen Verwandten.

„Ob Oskar nun wohl noch genauer seine Ankunft melden wird?" fragte Natalie einmal.

„Das glaub' ich nicht," antwortete der Graf. „Er kann mit jedem Bahnzuge kommen."

„Ist bereits gekommen!" rief eine frische, jugendliche Stimme. „Da bin ich, theuerster Onkel! Wie geht es? Wie geht es? Und Natalie! Ei, ei! Wer sagt es, daß du krank wärest? Ich fordere ihn auf sechs Schritt! Merkwürdig! Mädchen, du siehst aus, als ob du erst vierzehn Jahre alt wärest, nur ein bischen madonnenartiger!"

„Madonna della Sedia," sagte Natalie lachend.

„Aber die junge!" nahm der Graf, strahlend vor Freude, das Wort, als er das Kind seiner so sehr geliebten Schwester sah. „Laß mal schauen — du bist ja noch gewachsen!"

„Keine Beleidigung, Onkel, wenn ich bitten darf! Lieutenants wachsen nicht mehr!"

„Nicht? Nun, da müssen mich meine alten Augen wohl täuschen und gewiß auch darin, daß es mir im ersten Augenblick so vorkam, als seiest du hübscher und stattlicher geworden!"

„Nun, mein Onkel! Da bin ich vollkommen einverstanden und sag' mir alle Morgen vor dem Spiegel genau dasselbe."

„So, so!" sagte lachend der Graf. „Aber nun erzähl' uns einmal etwas von dir! Wie lebst du? Was treibst du? Wie —"

„Aber, lieber Papa," unterbrach ihn Natalie, „wollen wir

dem Vetter denn nicht etwas Speise und Trank anbieten? Wenn man solche weite Reise gemacht hat, so pflegt man hungrig und durstig zu sein."

„Du hast recht, liebes Kind —"

„Ja, ja, sie hat recht!" rief der Lieutenant. „Mich hungert und dürstet nach — nach — nun, wonach anders als nach Rheinwein? Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben!" schloß er singend, während der Graf dem Diener schellte.

„Deine gute Laune hast du nicht verloren," sagte Natalie lächelnd.

„Gottlob, nein, schöne Cousine!"

„Und dein gutes Mundwerk auch nicht, wie es scheint," ergänzte der Graf.

„Im Gegentheil, lieber Onkel, ich befleißige mich, es immer mehr auszubilden und bin dem Himmel dankbar für diese gute Gabe. Sie erfreut uns und andere."

„Andere auch? Bist du dessen so gewiß?"

„Meine Philosophie ist, immer das Angenehmste vorauszusetzen, also auch hier."

So reihte sich Scherz an Scherz. Oskar war als alter intimster Bekannter, als ein Familienglied aufgetreten, man konnte nicht anders als auf seinen herzlichen Ton eingehen, auch wenn man es nicht gern gewollt hätte; jede Entfremdung war verschwunden, beim Vater sowohl wie bei der Tochter. Man muß ihm gut sein, sagte der Graf zu sich selbst und Aehnliches gestand sich Natalie.

Seit Oskar der dritte in dem kleinen Kreise, war der Ton desselben ein wesentlich anderer geworden, als er bisher gewesen; denn obschon Ritter dem Scherz und heitern Wort keineswegs abgeneigt war, so herrschte bei ihm doch eine ernstere Stimmung vor, wogegen Oskar's joviales Gesicht keinen ernsten Gedanken aufkommen ließ.

Natalie stand mit ihm auf dem besten Fuße. Sie lachte herzlich über seine glücklichen Einfälle und überbot sich nicht selten mit ihm in Witz und Neckereien. Aber trotzdem war sie dessen oft müde. Mochte sie sich auch angenehm berührt fühlen von dieser äußern Liebenswürdigkeit des Cousins, so war sie doch keineswegs befriedigt von der Oberflächlichkeit seiner Bildung oder eigentlich von dem Mangel an jeder Bildung. Und der Cousin war sich dieses Mangels so wenig bewußt, daß er nicht einmal den Versuch machte, ihn zu bemänteln. Solche Versuche fallen oft sehr kläglich aus, aber sie sind dennoch Beweise von Selbsterkenntniß, sind gleichsam eine Reverenz vor dem Wissen anderer.

Konnte es nun aus all diesen Gründen Natalie nicht einfallen, mit Oskar irgend ein ernsteres Gespräch anzuknüpfen, so hatte sie auch noch ihre besondern Ursachen, jede derartige Wendung zu vermeiden.

Warum war Oskar gekommen? frug sich das junge Mädchen immer wieder. Warum gerade jetzt gekommen, wo sie selbst fühlte, daß sie dem Leben, der Gesundheit wieder gegeben sei? Es war ja klar: Er glaubte Rechte zu haben und wollte, gestützt auf den Familienbund, um seine schöne, reiche Cousine werben — und seine Cousine wollte ihn nicht, das stand fest bei ihr.

Machte nun Oskar nur im mindesten ein ernstes Gesicht, oder lenkte er gar das Gespräch auf jene Zeit hin, wo die beiden Kinder „Mann und Frau" gespielt hatten, dann argwohnte Natalie jedesmal, daß irgend eine Erklärung kommen sollte, und in ihrer Herzensangst warf sie den ersten besten dummen oder guten Witz dazwischen, zufrieden, wenn sie nur erreichte, Oskar auf andere Gedanken zu bringen.

Der junge Mann jedoch schien dieses Spiel, dieses Ausweichen zu bemerken, und mochte er es nun für mädchenhafte Schüchternheit oder Koketterie halten oder mochte er es auch so ungünstig für sich auslegen, wie es wirklich gemeint war, auf alle Fälle wollte er Gewißheit haben; denn es war unverkennbar, daß er seit einigen Tagen beständig auf der Lauer lag, um den entscheidenden kritischen Moment zu erhaschen.

Natalie merkte das, sah auch ein, daß eine Erklärung unausbleiblich nothwendig war, daß sie ihr nicht entrinnen, daß der Cousin nicht abreisen könne und würde, ohne das Ja oder Nein vernommen zu haben, und es war Natalie unmöglich, sich dessen zu erwehren.

„Wenn dein „Ritter" fehlt, so leiste ich dir die Lehnspflicht, liebe Cousine und damit Basta!" sagte Oskar.

„Aber ich will es nicht, ich werde gar nicht mit dir reden!"

„Dann rede ich mit dir! Hören mußt du mich auf jeden Fall!"

So mußte also Natalie wohl oder übel das „Opfer" annehmen und im Grunde konnte sie auch eines Begleiters nicht gut entbehren, denn sie sollte jetzt wenigstens einige Minuten an jedem Morgen gehen, mit der einen Hand auf einen Stock, mit der andern auf den Arm eines Begleiters gestützt. Zuerst war sie, von dem Arm des Vaters und des Doctors gehalten, im Zimmer auf- und abgegangen und nun war sie schon so weit, daß sie in erwähnter Weise, ohne sich übermäßig anzustrengen, gehen konnte.

Zu dieser Uebung wählte sie natürlich gern die abgelegenen Partien der Promenade, wohin diejenigen nicht kamen, die in gewissen Pausen immer an den Brunnen zurückkehren mußten, oder sie ließ sich auch wohl seitwärts ganz aus den Anlagen hinausfahren und verließ dann ihren Sessel.

(Forsetzung folgt.)

Bierbrauers Trost.

Wer heutzutag will Brauer sein,
Darf nicht die Ruh' verlieren,
Zumal die Gäste grob und fein,
Das Bier stets kritisiren,
Daß man oft möcht' hinaus zum Loch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Dem Einen ist das Bier zu braun,
Dem Andern ist's zu helle,
Und jeder muß es erst beschau'n,
Eh' kaum er sitzt zur Stelle.
Sie tadeln fort die ganze Woch' —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Bald soll es haben einen Stich,
Bald wieder ist's zu bitter;
Dem einen ist's zu wässerig,
„Zu dick!" schreit gar ein Dritter,
Und And're tadeln And'res noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Wenn's Bier recht kräftig ist und stark,
Daß man könnt' sein zufrieden,
Dann machen sie es erst recht arg,
Es wird das Haus gemieden:
„Es ist 'was d'rin, man kriegt gleich hoch,"
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Sie rechnen Einem her in Eil',
Was mich das Bier wohl koste,
Der Hopfen sei gar billig feil
Von Saaz bis nach Aloste!
Die Gerste auch sei wohlfeil noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Tagtäglich sagen sie, man soll
Den Preis vom Bier abschlagen;
Man könnte werden taub und toll,
Was sie da alles klagen;
Ein Jeder will es bill'ger noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Der Eine möcht' die Maas um acht,
Der And're gar um sieben; —
Ihr Gäste nur ein wenig sacht',
Das wird uns nie belieben;
Da hätt' ja der Profit ein Loch —
D'rum graupet nur, ihr trinket's doch!

D'rum meinem Herzen geht's nicht nah,
Wenn sie auch immer wandern;
Mein Trost ist dies: sie machen's ja
Dem Einen wie dem Andern.
Und darum bleibt der Bierpreis hoch —
Was kümmert's mich, sie trinkens doch!

Beitrag zur Biographie des Dichters
J. F. Frhr. v. Cronegk,

mitgetheilt im „N. Korr." durch Hrn. Pedrazzi, k. Bezirksgerichts-Registrator zu Nürnberg.

Ueber die Geburt und Taufe des Dichters Johann Friedrich Freiherrn v. Cronegk findet sich in den Militär-Matrikeln für die Jahre 1720 bis 1744, welche sich bei dem kgl. Stadtpfarramte St. Johannis zu Ansbach befinden, wörtlich folgender Eintrag: „Am 8. Sonntag den 2. September 1731 früh nach 2 Uhr ist auf dieser Welt geboren worden Johann Friedrich des Reichsfrey hochwohlgebornen Herrn Friedrich Carls von Cronegk hochbetrauten Kammerjunkers, wie auch hochbestallten Commandant und Obristwachtmeisters über das hochfürstliche Grenadier-Leibbataillon und der Reichsfreien Hochwolgebornen Frauen Sophien Christianen gebornen von Crailsheim herzliebstes Söhnlein, welches noch eben diesen Tag mittelst vorhergegangenen Sermon zur heiligen Taufe gebracht und bei solchem actu von Ihro Gnaden Gnaden: a) Herrn Obristjägermeister von Schlammersdorf; b) Herrn General und Obervogt von Reeden, c) Herrn Geheimdenrath v. Bremer in Stockholm, d) Herrn Obrist v. Frendenberg in Darmstadt, e) Herrn v. Erffa in Hannover, f) Herrn v. Farck, g) Herrn v. Jocha dem jüngern, h) Frau Oberhofmeisterin v. Rohwedel, i) Frauen v. Schenk zu Syburg der ältern, k) Fräulein v. Benlwitz, Hofdame in Kopenhagen, l) Frauen v. Nostiz ist nach hergebrachter Gewohnheit versprochen worden." Als v. Cronegk's Geburtshaus bezeichnete mir der k. Appellationsgerichts-Präsident Karl Ernst Frhr. Schenk v. Geyern, gestorben zu Ansbach 1844 im 76. Lebensjahre, das Wohnhaus des ehemaligen Kaufmanns Lödel, nun Pfarrhaus der St. Ludwigs-Stadtpfarrei, alte Nr. 941 in der neuen Anlage oder Kleinjägergasse, nun D. 412 in der Karolinenstraße. Sein Vater, General Cronegk, welcher sich als fränkischer Kreisgesandter an der Nürnberger Republik aufhielt und daselbst eine eigene Miethe hatte, kaufte das Geburtshaus seines Sohnes laut Vertrag vom 8. Juli 1761 um 3000 fl. von dem damals räthlichen Burger und Kupferschmied Johann Christoph Rau. Aus v. Cronegk's Leben machte mir derselbe noch folgende Mittheilungen: v. Cronegk verfaßte seine Gedichte, sowie auch seinen „Codrus" meistens in der Erkerwohnung seines Geburtshauses. Bei seinen Lieblingsausflügen durch die Feuchtlach nach der Silbermühle erschien derselbe mit entblößtem Haupt und langen fliegenden Haaren, dabei seine Verse laut daher memorirend. Da die armen Holzsammler ihn nicht kannten, ja oft für einen Rasenden hielten und so in ihrem Schrecken zu Störungen Veranlassung gaben, ertheilte Markgraf Karl, als er hievon Kenntniß erhielt, den Wildmeistern und Bettelvögten den Befehl, bei strenger Strafe bei Ansichtigwerden des Dichters sofort alles Gesindel aus dem Weg zu räumen, damit derselbe in seinen schönen Schöpfungen nicht ferner mehr gestört werde. Diese Mittheilungen des Frhrn. Schenck v. Geyern erscheinen um so glaubwürdiger, als derselbe schon im zweiten Dezennium nach Cronegk's Tod das Ansbacher Gymnasium besuchte und sowohl von seinen Eltern als von Cronegk's ehemaligen Studiengenossen, sowie auch aus dem Munde seines Klaßlehrers, des nachherigen Landgerichts-Präsidenten Peter Uz, welcher v. Cronegk noch persönlich kannte und denselben in seinen Oden besang, dieselben öfter vortragen hörte. v. Cronegk, welcher ausgezeichnete Fortschritte in den altklassischen Sprachen aufzuweisen hatte, bezog 1749 die Universität Halle und ging 1750 nach Leipzig, wo Gellert sein Freund und Lehrer ward. Nachdem er noch im jugendlichen Alter stehend, von dem Markgrafen zum Kammerjunker, dann Hof-, Regierungs- und Justizrath ernannt worden war, unternahm er seine wissenschaftlichen Reisen durch Italien und Frankreich, wo er neben den vielen Kunstschätzen auch die hervorragendsten Persönlichkeiten, insbesondere den Dichter Goldoni, kennen lernte. In Rom wurde er, dem der Ruf eines Dichters voranging, von der Gesellschaft der Arkadier zum Mitgliede gewählt. Seine Lieblingsmuse blieb von dieser Zeit an die dramatische. 1754 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, nahm er seinen Platz im Hofrathskollegium ein, ohne daß er aber über den Festen des fürstlichen Hofes, sowie über seiner bureaukratischen Dienstleistung den Kultus des Schönen aus den Augen ließ. Die Trauer über das am 5. März 1757 erfolgte Ableben seiner innigst geliebten Mutter, gab ihm die Dichtung „Einsamkeiten" ein, die der bekannte Geßner in Zürich im Druck erscheinen ließ. Gegen Ende des Jahres 1758 besuchte er seinen Vater zu Nürnberg: es sollte dieß seine letzte Reise sein, indem er von den Poken befallen, in der Neujahrsnacht von 1758 auf 1759 an dieser Krankheit, in den Armen seines Vaters starb. Die Nachricht von dem ihm durch die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften für sein Trauerspiel „Codrus" zuerkannten Preis erlebte er nicht mehr. General v. Cronegk, des Dichters Vater, bewohnte als fränkischer Gesandter im Kleeweinshof, nun genannt Kleeweishof, S. 591 in der Tetzelgasse die Lokalitäten, welche gegenwärtig die königliche Gendarmerie inne hat, und hier starb auch sein Sohn. Weitere Einzelnheiten bezüglich seines Todes konnten aller Nachforschungen ohngeachtet weder im königlichen Archiv, wo gerade das Todtenbuch von Cronegk's Sterbjahr abhanden gekommen ist, noch bei der städtischen Bibliothek und bei den Pfarrämtern St. Lorenzen und St. Sebald, und zwar bei den letztern um so weniger ermittelt werden, da für Cronegk's Leiche, als in Nürnberg nicht beigesetzt, keine Gebühren an das Losungsamt bezahlt wurden und deßhalb auch kein Eintrag von solchem geschah. Dagegen findet sich über von Cronegk's Leichenfeier in dem Civil-Matrikel-Todtenregister für die Jahre 1741 bis 1773 bei dem Stadtpfarramte St. Johannis zu Ansbach und zwar von der Hand des einst so berühmten Chronalogen und Talmudisten, Stadtpfarrers Rabe, folgender Eintrag: „ad. Nro. 20. Montag, den 6. Januar Anno 1758 wurde begraben Herr v. Cronegk, Johann Friedrich, Hochfürstlicher Hof- und Regierungsrath, auch Kammerjunker, starb an Blattern, 26 Jahre 7 Monate alt, am 1. Januar 1758 in Nürnberg, wurde hieher geführt und mit einer Nachtprozession im Stift (St. Gumbert) begraben. Die Predigt that der Stadtkaplan Herr Rabe." Die Särge der Adeligen mit ihren Epitaphien ꝛc. wurden in der untern Gruft der Stifts- (St. Gumberts-) Kirche beigesetzt, wozu der Eingang nächst dem Hochaltar war; nachdem aber dieselbe 1819 theilweise den Einsturz drohte, wurde diese Gruft bei der vorgenommenen Reparatur auf immer geschlossen. In den letzten Dezennien soll von Cronegk's Epitaphium daselbst noch gesehen worden sein. Auf einem Original-Oelporträt, in dessen Besitz Verfasser ist, ist Cronegk als Jüngling dargestellt in einem reich mit Silber gestickten Leibchen, einem kornblauen Kamisol mit silbernen runden Hohlknöpfen, einer weißen Halsbinde und gepufft gefälteten Handmanschetten. Trotz aller zur Zeit herrschenden Monumentenwuth wird das Andenken an unsern Dichter weder an seinem Geburts- und Sterbhaus, noch in der Kirche, in welcher seine Gebeine ruh'n, durch eine Gedenktafel geehrt.

Die alte Frau Rothschild, Mutter des Capitalisten, war krank; sie ließ den Doktor kommen und sagte: „Machen Sie doch, daß mir ordentlich geholfen wird!" „Ja," erwiderte der Arzt, „ich kann Sie doch nicht jünger machen!" „Das sollen Sie auch nicht," antwortete die Dame, „machen Sie, daß ich älter werde!"

Räthsel.

Trüb, voll Schlamm's ist meine Quelle:
Dennoch fließt die dunkle Welle
Oft erwünscht dem düstern Sinn,
Lieblicher als Silberbäche,
Durch die blüthenhelle Fläche
Bis zum Abhang schlängelnd hin.
Herrn und Damen um die Wette
Lagern sich an meinem Bette,
Lauschend meinem stillen Lauf;
Jenen lindert er den Kummer,
Diesen weckt aus trägem Schlummer
Er zu neuem Leben auf;
Andern kommt auf meinen Wogen
Fremder Reichthum zugeflogen,
Und den Freund von Schwärmerei'n
Wieg' in süße Träum' ich ein —
Freud' im Glücke, Trost in Sorgen
Liegt in diesem Fluß verborgen.

Auflösung der Charade in Nr. 8:
„Buchhandel."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 10. Sonntag, den 5. März. 1865.

Wer in der Pflicht nur gelebt, sieht ruhig entgegen dem Tode;
Dennoch ist er nicht stolz und bereut der Versäumnisse jedes,
Sieht, was Niemand sieht, — sieht zahllose Mängel — und bittet
Um Erlassung der Schuld und hofft auf die Huld des Erbarmers.

Lavater.

Arzt und Gräfin.

Novelle von A. Volckhausen.

IV.

(Fortsetzung.)

So schlug man heute diese Richtung ein, und ohne daß Natalie es merkte, hatte Othello ein gutes Stück weiter geschoben, als er sonst zu thun pflegte — auf einen Winke Oskar's. Es war da ein reizend gelegener Weiher, auf der einen Seite von anmuthigen Hügeln umgeben, auf der andern von Wiesen und Feldern umgränzt. Von dem Hügel herab blickte man in das sich abdachende Land, und da Natalie noch nie dort oben gewesen war, so bestand Oskar darauf, daß Othello sie mit seiner Hülfe hinaufschiebe. Er behauptete, es sei dort oben der reizendste Fleck auf Gottes Erdboden, obschon er in Wahrheit noch nie dort gewesen war.

Und es war auch schön und anmuthig da; Natalie gestand das gern ein, als sie mit ihrem Sessel sich in dem dichten Schatten einer Lindengruppe befand, die hier oben ein verwittertes Muttergottesbild überwölbte.

Zwei Kinder knieten hier und verrichteten auf dem Schulweg ihr Morgengebet; aber als sie die schöne fremde Dame und nun gar den Mohren sahen, da sprangen sie wie von einer Feder geschnellt empor, starrten das wunderliche Schauspiel eine Secunde lang an und liefen dann, was sie laufen konnten.

Nun war es ganz, ganz einsam hier, nur in der Ferne sah man Leute mit der Ernte beschäftigt. Oskar stand einige Schritte von Natalie und blickte in die Ferne, anscheinend ganz versunken in das sonnige Bild. Natalien war es ein wenig träumerisch zu Muthe, und sie wäre in Wahrheit gern hier allein gewesen oder vielleicht mit einem andern als Oskar, und es war ihr lieb, daß dieser schwieg.

Plötzlich drehte er sich um.

„Nein, Cousine," rief er aus, „länger bezwinge ich mich nicht! Ich bin so entsetzlich hungerig, daß mir flau werden könnte!"

Natalie lachte natürlich, denn Mitleid empfinden wir nur, wenn ein Armer zu uns spricht: „Mich hungert!"

„Willst du einige Chocoladebonbons haben, Cousin? Die habe ich bei mir."

„Nein, nein, das thut's nicht! Ich bin unergründlich hungerig!"

„So kehren wir schleunigst nach Hause zurück."

„Dauert mir auch zu lange," meinte Oskar.

„Ja, so weiß ich keinen Rath," entgegnete Natalie, „als geh' und raufe von den Aehren des Feldes aus und nasche einige Kulen dazu!"

Oskar schnitt ein komisch betrübtes Gesicht. „Danke! Dieses weniger! Aber, guter Freund," wandte er sich an Othello, „möchtet Ihr nicht einmal in das nächste Haus dort drüben laufen und mir für ein paar Groschen Brot holen?" Und dabei drückte er dem dienstbereiten Schwarzen zwei Thaler in die Hand.

„Hört!" rief er, ihm nacheilend, und fügte dann leiser hinzu: „Wenn Ihr just eine halbe Stunde braucht, so reicht das aus, länger nicht; der Graf könnte sich beunruhigen!"

Mit einem bedeutsamen Lächeln verschwand Othello und hatte in fünf Minuten das bezeichnete Haus erreicht.

Oskar kehrte wieder zu seiner Cousine zurück, mit der Uhr in der Hand.

„Nein, diese Ungeduld!" lachte Natalie. „Du zählst wohl die Minuten bis zu seiner Wiederkehr?"

„Ja'" antwortete Oskar auffallend ernst.

„Himmel, Cousin, am Ende ist es gefährlich, mit dir allein zu sein bei deinem Heißhunger — und ich kann dir nicht einmal davonlaufen!"

Oskar antwortete nicht, sondern setzte sich neben sie auf die Erde nieder. Er wollte reden, und in einer halben Stunde mußte die Sache erledigt sein — diese Schranke hatte er sich selbst gesetzt. Mit einem Mal begriff Natalie das ganze Manöver; unbewußt blickte sie sich um nach einem störenden Dritten, aber weit und breit war Niemand zu sehen.

„Durch also!" sprach sie zu sich selbst, „ich kann dir nicht helfen, armer Schelm, aber wir gehören nicht zu einander!"

„Natalie!" hub der Lieutenant an.

„Oskar!" antwortete sie.

„Natalie — ich — weiß Gott, vor den Kanonenkugeln wäre mir besser zu Muthe als in diesem Augenblick! Aber heraus muß es! Hörst Du mich, Natalie?"

„Freilich höre ich, aber noch sprichst du lauter Unsinn."

„Bei Gott! mir ist furchtbar ernst zu Muthe, denn es handelt sich um meine ganze Lebensruhe!"

„Lieber Oskar, willst du nicht ein andermal, ich bin heute so angegriffen — auch kann mein Vater —"

„Nichts mit deinem Vater! Mit dir habe ich zu reden und hier kannst du mir nicht entschlüpfen! Denn gemerkt hast du's längst, daß mir etwas auf dem Herzen lag, du wolltest nur nie Stand halten!"

Natalie schwieg in unsäglich peinlicher Verlegenheit, und auch Oskar machte eine Pause, trotz der knapp zugemessenen Zeit. Er benutzte sie, um sich eine Schwenkung mehr nach vorn zu geben und konnte so seiner Cousine besser in's Gesicht sehen, indem er recht eigentlich ihr zu Füßen lag.

„Weißt du noch, Natalie. — Aber was frag' ich? Gewiß erinnerst du dich so gut wie ich, daß wir nicht ein Mal, nein hundertmal — ja, daß wir Braut und Bräutigam gespielt haben. Erinnerst du dich?"

„Ja freilich!" sagte Natalie in verunglückt scherzhaftem Tone.

„Ich habe dich immer so lieb gehabt, das weißt du! Ich habe auch jene Zeit nie vergessen — wie könnte ich das! Es war ja eine

so glückliche Zeit! Und ich habe dich auch noch lieb, Natalie, gewiß, sehr, sehr lieb!"

Nun kommt es! dachte diese, und Todtenblässe überzog ihr feines Antlitz.

„Wenn du mir das glauben wolltest, so würdest du mir auch ganz gewiß verzeihen —"

Der Lieutenant stockte und Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Der Schluß des Satzes — „daß ich um dich zu werben wage" — wurde ihm offenbar unsäglich schwer, und Natalie hatte trotz ihrer eigenen peinlichen Lage Mitleid mit ihm und wollte ihm zu Hülfe kommen.

„Ich glaub' es ja, lieber Oskar! Auch — auch sind wir ja Verwandte!"

„Freilich, aber — aber Mann und Frau müssen sich ganz anders lieb haben als nur Verwandte! Findest du das nicht auch, Cousine?"

„O gewiß!"

„Die Frau, die mein Weib werden soll," fuhr Oskar fort, „muß ich lieben mehr als mein Leben, mehr als Geld und Gut, mehr als Rang und Stellung — mehr als alles in der Welt!" Und dabei blitzte es leidenschaftlich in seinen Augen, er erhob sich auf die Knie und fragte: „Habe ich recht, Natalie?"

„Vollkommen!" hauchte diese.

„Natalie — gib mir deine Hand, sieh' mich an! Du bist ein schönes Mädchen, ein reiches Mädchen, du besitzest Rang und Reichthum. — Meine Liebe aber — — Ich will mich schießen mit deinem Bruder, wenn es sein muß!"

Dabei sprang er auf, rannte eine Minute lang auf und nieder, faßte dann hastig Nataliens beide Hände und fragte: „Mädchen, sag' mir, vertrau' mir, liebst du mich?" Und dabei blickte er ihr mit angstvoller Spannung in's Gesicht, daß Natalie die Versuchung, Ja zu sagen, nicht leicht fand. Aber sie hob ihr von Thränen umflortes Auge langsam auf, blickte ihn eine Sekunde lang an und sagte dann leise, aber fest: „Nein!"

„Nein!" rief Oskar, ließ ihre Hände los und fuhr ein paar Schritte zurück. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn; „Narr, der ich war! Ich Esel! Ich Einfaltspinsel! bilde mir ein, du bist sterblich in mich verliebt und nun ist alles, alles gut! — Ach — ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!" und dabei tanzte er förmlich auf dem kleinen Plateau des Hügels herum, gerade als ob er in götzendienerischer Weise der verwitterten Madonna huldigen wolle. —

Mit sehr begreiflichem Staunen sah ihn Natalie an. Eine solche Wirkung ihrer Worte hatte sie natürlich nicht erwartet, und es regte sich fast etwas wie Empfindlichkeit in ihr.

Aber Oskar stürzte sich ihr zu Füßen und küßte abermals ihre Hände ungestüm. „O, nun will ich dich erst recht lieb haben!" rief er, „meine beste, theuerste Natalie! Aber meine Frau konntest du nicht werden, denn siehst du — ich habe schon eine."

„Was! Du hast schon eine Frau?"

„Und was für eine!"

„Gott bewahre!"

Das erschien Natalien plötzlich so komisch, daß sie in ein helles Gelächter ausbrach, in welches der Lieutenant jubelnd einstimmte. Natalie besonders konnte sich gar nicht erholen, und Othello, der nach reichlich verflossener halber Stunde wiederkam und die beiden in so glücklicher Stimmung, den Lieutenant zu Füßen des Fräuleins liegend, fand, dachte natürlich das Seinige dabei, besonders als das Brod, das er dem hungerigen jungen Herrn hatte holen müssen, unbeachtet liegen blieb, vielleicht für die Schulkinder, wenn sie des Wegs wieder zurückkämen.

Sobald sie im Laufe des Tags wieder allein waren, erklärte Oskar seiner Cousine, was sie zu wissen, natürlich sehr begierig war. Schon vor Jahr und Tag hatte er in Berlin ein schönes junges Mädchen kennen gelernt, einen „Engel," in den er sich nothwendig sterblich verlieben mußte. Er hatte aber bis dahin auch gemeint, er würde seine Cousine heirathen, war mit dem Gedanken vollkommen zufrieden gewesen und hatte an Natalie gar nichts auszusetzen. Nun aber fing er an, die Sache aus einem andern Gesichtspunkt zu betrachten, und ganz gewiß würde er schon eher sie in's Klare gebracht haben, wenn in der That nicht Natalien's Kränklichkeit ihn der Nothwendigkeit zu überheben geschienen hätte, weitere Erörterungen über eine Angelegenheit zu machen, die auf alle Fälle höchst peinlicher Art war.

Wie man hinter dem Rücken des Vaters den Zustand der Tochter als „hoffnungslos" bezeichnete, so war es auch ihm geschildert worden, und obschon er weit entfernt von der Rohheit war, dies mit Freuden zu vernehmen, so fühlte er sich doch eben dadurch von einer Art von Fessel frei erlöst, fühlte sich frei. Und dann erst in der That wagte er auch eine entschiedene Annäherung bei seiner Laura, ohne daß er es für nöthig gefunden hätte, sich mit der Familie Südbergen vorher zu verständigen.

Natalie gestand ihm dagegen, daß sie sich ganz und gar nicht mit dem Heirathsprojekt beschäftigt habe; es sei ihr eigentlich erst wieder eingefallen, als der Cousin gekommen; es sei ihr mit Schrecken eingefallen. Wie hätte sie überhaupt auch an Heirathen denken können! Sie wollte überhaupt nichts davon wissen und den Vater gar nicht verlassen.

„Ich will mich lieber mein Leben lang auch nicht verlieben," schloß sie. „Mir kommen verliebte Leute immer so verwunderlich vor und ich kann sie gar nicht begreifen. Sag' mir, Oskar, wie war dir z. B., als du deine Frau zum ersten Mal sahst?"

„Das nachher — aber, theuerste Cousine, erst muß ich dir doch sagen, daß ich so eigentlich eine Frau noch nicht habe — —"

„Was!" fuhr Natalie nun wirklich entrüstet auf.

„Versteh' mich recht, ich habe eine Braut, eine, die meine Frau werden soll und will; ich weiß selbst nicht, wie mir das heute Morgen so in den Mund kam; es war heraus, eh' ich es bedachte!"

„So, wohl des Effekts wegen?" warf Natalie ein.

„Es bleibt sich aber im Grunde auch ganz gleich! Mein Wort ist verpfändet und mein Herz ist verloren so wie so. Aber Hochzeit gemacht, Cousine, das hätte ich nicht gethan, ohne euch vorher zu benachrichtigen, und jetzt will ich auch den Onkel davon in Kenntniß setzen!"

„Soll ich es nicht lieber thun?" fragte Natalie, der rasch einfiel, der Vater könne vielleicht ohne ihr Wissen auf den Neffen als Schwiegersohn gerechnet haben, und dann fand sie es für beide Theile weniger peinlich, wenn sie die Mittheilung übernahm.

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen, Natalie!" sagte der Lieutenant. „Denn siehst du, dein Papa könnte — könnte finden —"

„Daß du noch lange nicht reif genug wärst für einen Ehemann —"

„Ganz richtig, daß ich noch zu jung wäre."

„Und dann soll ich ihn des Gegentheils versichern!"

„Ja, ja, das wirst du thun! Sage, ich sei so überaus gesetzt, meinen Jahren weit voraus —"

„Und sterblich verliebt."

„O — ja, es ist wahr! Jetzt verschwinde ich, denn ich höre den Onkel kommen."

„Für den Grafen war es nun allerdings eine kleine Täuschung, zu hören, daß der Neffe seine Tochter und diese jenen verschmähte; denn der leise Groll gegen Oskar war längst vergessen und aus dem trefflichen Einvernehmen der jungen Leute hatte er seine Schlüsse gezogen, die bei Nataliens sichtlich zunehmender Gesundheit nicht so thöricht waren, als es noch vor einigen Monaten der Fall gewesen wäre. —

Natalie aber wußte ihm mit so glänzendem Humor die bei dem Muttergottesbilde stattgefundene Nichtliebeserklärung beiderseits zu schildern, daß gar keine üble Laune bei ihm aufkommen und er sie sich jedenfalls nicht merken lassen konnte. Auch war er viel zu sehr daran gewöhnt, nur das zu wünschen und zu wollen, was Natalie wollte, um nicht in Wirklichkeit bald zu vergessen, was er etwa anderes gehofft hatte.

So gratulirte er also dem Neffen von Herzen und lud ihn ein, mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise nach Bonn zu kommen, wohin er nun bald wieder zurückfahren würde. Die Einladung zur Hochzeit aber schlug er aus, denn ohne Natalie würde er nicht reisen und mit ihr, das ginge nicht an, weil er sie der Strapaze nicht aussetzen möge.

Länger zu bleiben hatte Oskar nun keine Ruhe mehr; der Zweck seiner Reise war ohnedies viel später erreicht, als er gedacht hatte, und nun zog es ihn zu seiner Laura zurück. Auch behauptete

er, sein Urlaub könne ganz und gar nicht mehr verlängert werden und darauf blieb dem Onkel nichts zu erwidern.

Nachdem Oskar abgereist, war es für Vater und Tochter sehr einsam in X. Sie hatten nicht viel Bekanntschaften gesucht, und wo sie deren hin und wieder angeknüpft, da hatte der wechselnde Strom der Saison sie auch wieder entführt. Wenn sie nun auch die Lücke, die durch Ritter's Abreise entstanden war, bisher nicht sehr fühlten, weil es beinahe von jener Stunde an nicht an einem Dritten in ihrer Gesellschaft gefehlt hatte, so fand jetzt der Graf dagegen Anlaß genug, täglich zu schelten, daß der Arzt sie im Stich gelassen habe, und Natalie wurde in der Ruhe und Stille zunächst gewahr, daß eine wirklich innige Sympathie sie mit Ritter verband.

Während sie den lustigen Cousin bald so ziemlich vergessen hatte, ging es ihr mit jenem gerade umgekehrt; je länger Ritter fort war, um so mehr beschäftigten sich ihre Gedanken mit ihm. Er gehörte zu ihrem häuslichen Leben, und mit der Sehnsucht nach diesem verhüllte sie sich selbst die zum ersten Male in ihr wach werdende Sehnsucht nach einem Manne, der nicht ihr Vater und nicht ihr Bruder war. Es lag nichts Beunruhigendes und Aufregendes in diesem Gefühl — vielleicht nur darum nicht, weil sie sich nicht klar über dessen Natur war und es ihr gar nicht einfiel, sich die Frage vorzulegen, ob Ritter diese Ungeduld theile.

Sehr froh und glücklich war sie also, als endlich die Cur für beendet erklärt, als abermals gepackt wurde und sie dem geliebten Bonn wieder zueilte. Gleich am Morgen nach der Ankunft drängte sie den Vater:

„Nun schreib' an Ritter! Ich kann es vor Ungeduld gar nicht erwarten, mich ihm zu zeigen! Wie wird er sich über meine Besserung verwundern!“

Und der Papa that natürlich sogleich, wie das Töchterlein und ohnedies er selbst wünschte, und Othello wurde mit dem Billet abgesandt.

Ritter sprang auf, als er den Mohren erblickte; denn nun wußte er ja genug, er brauchte das Billet kaum zu lesen. Er schüttelte dem Boten, mit dem er immer besonders gut Freund gewesen war, die schwarze Hand, und frug angelegentlich nach dem Befinden seiner Herrschaft.

„O, der gnädigen Comtesse geht es ausgezeichnet! Seit der Herr Doktor abgereist sind, hat sie sehr groß Glück gehabt.“

„Ei, ei, wie denn das?“ fragte Ritter so unbefangen, wie es ihm nur irgend möglich war.

„Nun, der Herr Doktor wissen ja,“ entgegnete zutraulich der Mohr, „der junge gnädige Herr!“

„So, so! Sie meinen den Cousin?“

„I freilich!“

„Nun, was ist's mit dem?“

„Was mit ihm ist? Offizier ist er in Berlin! O, ein sehr schöner Offizier!“

„Aber die Comtesse — Fräulein Natalie?“

„Nun, mit dem „Fräulein“ wird's bald ein Ende haben, dann wird sie „Gnädige Frau“ von — von Oskar und wir gehen nach Berlin,“ sagte Othello mit einer Art von Triumph, denn er sah sich im Geiste schon bewundert in der Hauptstadt.

Ritter hatte genug gehört; er veranlaßte den Mohren nicht zu weiterm Reden; aber da man diesem Geschwätzigkeit eben nicht zum Vorwurf machen konnte, so fiel ihm auch nicht ein, an der Wahrheit dessen, was er gesagt, zu zweifeln; und daß Othello dafür seine sehr triftigen Gründe zu haben glaubte, das wissen wir.

So war es denn nun für Ritter ganz, ganz aus mit all' seinen Illusionen, und obgleich er Zeit genug gehabt hatte, sich darauf vorzubereiten, obgleich er sich hundert- und hundertmal vorgesagt hatte: sie ist ein adeliches Fräulein und sie liebt dich nicht, so war doch sein Gefühl zu innig und wahr, als daß er nicht dennoch gerade so oft sich die Kehrseite vorgestellt hätte, die Möglichkeit, einstens Natalie zu besitzen.

(Schluß folgt.)

Gedicht von Karl Zettel.

Kaiser Josephs Gebet.

Aus dem Glanze Deiner Welten
Gottesauge sieh' herab!
Fürst und Bettler läßt Du gelten,
Beiden wink'st Du gleich in's Grab.
Dessen Regen mild befeuchtet
Unser christlich Ackerland,
Dessen Friedensbogen leuchtet
Fern am Mississippistrand:
Höre, Gott, mein armes Flehen,
Hör' es an mit reicher Huld!
Schwert und Krone sind Dein Lehen,
Liebe gib mir und Geduld!
Nicht das Schwert soll Glauben lehren,
Vater, nein, das willst Du nicht;
Keine Folter soll bekehren
Vor dem heil'gen Angesicht.
Darum fleh'n im Staub wir Alle,
Gib uns Deiner Liebe Glut,
Daß sie durch die Völker walle
Eine gottgenährte Flut.
Allen will Dein Auge winken,
Weil Du ewig Alle liebst;
Doch die Weisheit mögen trinken,
Denen Du die Schale gibst.
Jagen durch die dunkeln Räume
Will der arme Geist so gern;
Gießt ja Licht in seine Träume
Jeder neugefund'ne Stern.
Darum allerhöchster Meister,
Segne Kunst und Wissenschaft!
Segne hohe Menschengeister,
Segne jede hohe Kraft!
Lasse, Herr, im Reich des Osten
Meine Völker glücklich sein!
Deinen Frieden laß' sie kosten,
Ahnen Deines Himmels Schein!
Flutet an die letzte Welle,
O verlaß' mich Vater, nicht!
Nachtet sich des Lebens Helle,
Glänze mir Dein Himmelslicht! —

Der Plan des Neubaues der Kirche des hl. Grabes.

Wo der Quell auf den Bergen lebendig sprudelnd der Erde entspringt, da ist sein Wasser durchsichtig, rein und klar. Es strömt hinab. Es dient den Werken der Menschen. Sie trüben die klare Fluth, bald vorübergehend, bald auch bleibend.

So gibt es auf Erden eine Stelle, an welcher einst der Quell des höheren Lebens für alle Völker entsprungen ist, voll göttlicher Kraft, lauter und rein. Und ob auch dieses höhere Leben sich in verschiedene Formen gekleidet, bald bleibend, bald auch wandelbar: ihnen allen ist derselbe Urquell gemeinsam, ihnen allen ist er heilig. Sie alle richten dahin ihren Blick, nicht bloß geistig, sondern in der Symbolik ihres Cultus auch leiblich. Die Kirchen, die Gräber aller christlichen Confessionen sind gerichtet nach Osten; denn wie dem irdischen Leben von dort her erleuchtend und erwärmend die Sonne aufgeht: so dem geistigen Leben von dort her mit gleicher Kraft die Botschaft des Evangeliums. Es ist nur eine Kirche der Erde, deren Altar nicht mehr nach Osten schaut: derjenige der Kirche des heiligen Grabes. Denn dort ist die Stelle, wo die Symbolik endet.

Dort ist die einzige Stelle der Erde, wo die Mitglieder aller christlichen Confessionen sich berühren können und berühren müssen. Draußen trennen sie sich, ein Jeder nach seiner Ueberzeugung und nach seiner Art. Da drinnen ist kein Zwiespalt, sondern gemeinsame Anerkennung des einen Fundamentes, welches alle christlichen Kirchen trägt.

Die Kaiserin von Frankreich hat den edlen und großen Gedanken gehabt, dieser Idee der christlichen Gemeinsamkeit in dem Wesen und Grunde des Christenthumes Ausdruck zu geben durch einen gemeinsamen Bau an der heiligen Stätte.

Denn auch der Zustand der jetzigen Kirche des heiligen Grabes erfordert dringend eine Abhülfe. Die frühere Kirche war ein Gebäude der lateinischen Christen, dem entsprechend mit Inschriften und Emblemen geziert. Sie brannte ab im Jahre 1808. Die Zeitumstände waren den griechischen Christen günstig. Sie errichteten einen Neubau, mit Ausschluß der Lateiner. Dieser Neubau ist verfallen. Jene beiden christlichen Confessionen sind dort vertreten. Bereits vor Jahren haben die Lateiner einen Neubau gefordert wie vor 1808, die Griechen dagegen in der Art, daß ihr Besitzrecht gewahrt werde.

Die beiden Mächte Frankreich und Rußland suchten dem Hader ein Ende zu machen. Sie verständigten sich erst unter einander, dann mit der Pforte. Am 5. September 1862 wurde von den 3 Mächten zu Konstantinopel ein Vertrag unterzeichnet. Allein, als derselbe zur Ausführung kommen sollte, gaben einige nicht völlig klar gefaßte Punkte den Anlaß zu neuem Streite der örtlichen Rivalitäten. Die Sache blieb liegen. Unterdessen verfällt das Gebäude mehr und mehr. Es droht den Einsturz, und die Pilger an heiliger Stätte selbst sind in Gefahr.

Der Bericht solcher Dinge hat in der Kaiserin von Frankreich die Erinnerung an die heilige Helene wach gerufen, die Mutter Konstantin's, welche zuerst an der ehrwürdigsten und heiligsten Stelle der Erde eine Kirche erbauete. Warum sollten nicht auch heute, also hat die Kaiserin sich gefragt, die Fürstinnen der Christenheit dasselbe vermögen und vollbringen, was einst die Kaiserin Helena? Sie würden dabei nicht ein politisches Interesse irgend welcher Art haben. Sie würden die Politik ausschließen von ihrem Werke. Sie würden zeigen, daß sie das, was die Diplomatie durch ihre Mittel nicht zu erreichen vermag, ausführen können im Namen der Frömmigkeit und der christlichen Liebe, die in diesem ihren Grundquell eine und dieselbe ist bei allen Confessionen. Allein zu solchem Zwecke genügt nicht eine Herstellung, ein Wiederbau des noch Vorhandenen, sondern es ist ein völliger Neubau erforderlich, nach neuem Plane, in den größten Verhältnissen, damit das neue Gebäude, der Majestät seiner Stelle entsprechend, Raum biete für alle kirchlichen Gemeinschaften.

An der einen Seite etwa wäre ein Chor mit Schiff für griechische Christen, an der andern eins für lateinische Christen zu bestimmen, das Mittelschiff dagegen für Alle.

Zu diesem Zwecke wäre ein Concurs zu eröffnen für alle Architekten und Künstler, und eine internationale Jury würde beurtheilen, welcher Plan, rein künstlerisch betrachtet, des großen Gedankens würdig sei.

Aber die Mittel?

Wie der große Gedanke aus der Seele einer fürstlichen Frau entsprungen, so hat sie sich mit demselben an die fürstlichen Frauen Europa's gewendet. Sie hat darauf gerechnet, daß es nur des Wortes bedürfe, um die gleich gestimmten Saiten in gleichem Klange ertönen zu lassen. Und diese ihre Hoffnung hat sie nicht getäuscht. Sicherem Vernehmen nach hat unsere Königin den Gedanken, der dem Wunsche ihrer eigenen Seele entsprach, begrüßt wie den eigenen.

Wir zweifeln nicht, daß auch die anderen Fürstinnen, evangelische wie katholische und katholische wie evangelische, in gleicher Weise dem schönen Gedanken beitreten werden, der, indem er entrückt ist hinaus über das tägliche Treiben irdischer Interessen, Denjenigen, welcher von ihm sich erwärmen läßt, in dem Erfassen dieses Gedankens jenem Treiben selber mit entrückt. Denn es handelt sich hier ja nicht um eine Vermischung, um ein trübes Durcheinander der Confessionen, sondern es handelt sich um eine thatkräftige Bewahrheitung der Anerkennung des einen Urquells, ohne welchen kein Christenthum, kleide es sich in eine Form, in welche es wolle. Es handelt sich um die Würdigung der Stätte, von welcher aus der Menschheit das Heil aufgegangen, nicht blos Diesem oder Jenem, sondern Allen.

Die „Auswanderung nach Amerika“ hatte ohne Zweifel ihre Berechtigung zu einer Zeit, wo auf dem neueröffneten fruchtbaren Gebiete noch für Tausende von Menschen auf der Quadratmeile Platz war; es war zu natürlich, wenn der Ueberfluß der Bevölkerung in den alten Kulturländern zu jener Zeit dorthin abfloß. Es ist aber etwas Anderes, wenn heut zu Tage in Amerika für neue Einwanderungen Raum geschafft wird durch den Krieg, durch das Vernichten von vielen Menschenleben, durch eine unnatürliche Entwicklung der Dinge; da liegt denn doch die Einsicht zu nahe, daß der Tausch, den Auswanderer nach Amerika machen, kein vortheilhafter ist; da werden die Menschen hinübergezogen, zunächst um wieder Kanonenfutter zu werden, und nicht blos etwa aus freiem Antriebe, sondern gezwungen durch das Gesetz oder die Noth, ja die Noth. Bei dem Stocken der Geschäfte, welches bei jedem Krieg, mit Ausnahme derjenigen Geschäfte, welche auf den Krieg Bezug haben, eintritt, fehlt vielen Einwanderern bald jede andere Ernährungsquelle als der Kriegsdienst. Ferner darf sich Niemand täuschen lassen durch die verlockende Höhe der Löhne, welche in Amerika bezahlt werden sollen. In Texas z. B. erhält ein Neger 6 Dollars Taglohn; dafür wird in San Antonio auch ein Dutzend Eier mit 2 Dollars, ein Pfund Butter mit 7 Dollars, eine Elle Kattun mit 6 Dollars bezahlt. Der Preis der Lebensbedürfnisse steht also durchaus im Verhältniß zur Höhe der Löhne. Dazu kommt, daß das gemünzte Geld selten ist, und daß sich ein Papierdollar in Amerika nicht besser verwerthen läßt, als ein Papiergulden in Oesterreich sich zur Zeit des italienischen Krieges verwerthen ließ. Die Höhe der Löhne braucht also Niemanden, wenigstens in der jetzigen Lage der Vereinigten Staaten, dorthin zu ziehen; die Höhe der Löhne ist auch in unseren großen volksreichen Städten groß, bei viel gesicherterer Lage. In unseren Mauern ist der Lohn eines einfachen Dienstmädchens von 40—70 fl. oder 24—40 Thaler und einer Köchin von 70—100 fl. oder 40—60 Thlr. etwas sehr Gewöhnliches, wozu noch kommt, daß die Arbeit des betreffenden Hilfspersonals durch die bequeme Einrichtung der Wohnhäuser eine sehr leichte ist. Entsprechend verhalten sich die Löhne der männlichen Dienstboten und das Einkommen der nichthäuslichen Arbeiter und Handwerker. Wenn sie wollen, finden unsere aus den ländlichen Bezirken auswandernden Landsleute in den großen Städten ein ebenso reichliches und sicheres Auskommen als dermalen in Amerika. Ein Punkt nur bietet noch eine Differenz: die Verheirathung scheint mit der Auswanderung nach Amerika leichter, als bei uns; aber sie scheint es auch nur. Wenn unsere Frauen hier ebenso selbstständig arbeiten wollten, wie sie in Amerika müssen, so könnten sie auch hier heirathen. Wenn aber immerhin die eheliche Verbindung durch die Auswanderung leichter gemacht ist, so wirkt sie doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht vortheilhafter, als die Nichtverehelichung hier. Was hat eine Frau von ihrem Mann in Amerika, wenn er in den Krieg muß? Die Auswanderung dahin wird erst dann wieder von Vortheil werden, wenn die Bürger der Vereinigten Staaten dafür gesorgt haben werden, daß der Krieg nicht in eine nicht enden wollende Schlächterei ausartet.

Die Verehrung des Alters hat die Eigenheit, daß sie dem der sie erweiset, noch rühmlicher ist, als für den, dem sie erwiesen wird.

Homonyme.

Probe der Schönheit und Zier, der Schmuck eines prächtigen Vogels,
Dann was zu treffen sich stets der Schütze bemüht,
Endlich der zierlichste Theil des Wogen durchschneidenden Seeschiffs—
Alles das deutet sich dir an durch ein einziges Wort.
Willst du es wissen, so sprich: „Was ist der nöthigste Hausrath?“
Was deine Frau dabei denkt, wenn auch nicht äußert — das ist's.

Auflösung des Räthsels in Nr. 10:

„Tinte.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 11. Sonntag, den 12. März. 1865.

Am 10. März.

Lenzesboten heimlich grüßen
Rings in Wald und Fluren schon,
In den Lüften klingt der süßen
Frühlingsahnung milder Ton.
Da zur Tiefe des Gemüthes
Dringt's wie warmer Sonnenstrahl
Und im Herzen keimt und blüht es
Veilchen gleich im stillen Thal

Alles Liebe, was wir haben
Wird von neuer Glut genährt —
Alles Leid, das wir begraben
Hebt sich leuchtend und verklärt.
In die Seele steiget nieder
Alles Schöne rein und mild —
Und auch du erscheinst mir wieder
Meines todten Königs Bild!

Wie ein Traum liegt's auf dem Herzen,
Ob ein Jahr auch d'rüber schwand,
Als der zehnte Tag des Merzen
Uns in heißen Thränen fand.
Doch nicht bitter kann ich klagen,
Wie's der erste Schmerz gethan —
Wie ein Klang aus schönen Tagen
Schwebt es hold zu mir heran!

Mild, gerecht und voll der Treue,
Wie Dein Königswandel war,
Steht Dein guter Geist auf's Neue
Mir vor Augen hell und klar,
Wie ein Frühling, gnädig spendend
Tausend Blüthen guter That,
Lieb' und Güte rings verschwendend
Edler Werke Friedenssaat.

Aus des Schmerzes scharfem Dorne
Licht die Rose bald ersteht,
Und zum ew'gen Liebesborne
Dringt dieß brünstige Gebet:
„Möge Gottes Gnade walten,
Daß die Saat gedeiht zur Frucht,
Daß sich herrlich mag gestalten,
Was Dein Königsherz gesucht.

Möge wie des Frühlings Gnade,
Die uns wird mit jedem Jahr,
Ueber jedem uns'rer Pfade
Steh'n Dein Bild so mild und klar,
Daß Dein starker Königssegen
Auf Dein treues Volk sich senkt
Und dem hohen Ziel entgegen
Durch der Zeiten Sturm es lenkt."

F. B.

Arzt und Gräfin.

Novelle von A. Volckhausen.

IV.

(Schluß.)

Was Rang und Stand betraf — war es zum ersten male, daß ein adeliges Fräulein einen Bürgerlichen heirathete? Und war nicht dieses Standesvorurtheil in den Augen aller wahrhaft Gebildeten längst beseitigt? Nichts, nichts trennte ihn im Grunde von Natalie als das Wappenschild; denn war nicht der Name seines Vaters in Wirklichkeit gewichtiger, bekannter und angesehener als das „Von" des Grafen Südbergen?

Freilich das, was den Namen eines Bürgerlichen aus dem Gewirr anderer Namen hervorhebt und ihm seine besondere, höhere Art von Adel verleiht — das vererbt sich nicht auf die Kinder; dieser Adel ist ein persönlicher Adel, den kein Regent der Welt zu verleihen im Stande ist. Ritter wußte sehr wohl, daß zwischen ihm, dem angehenden Mediciner, und dem alten Medicinalrath Ritter, den sein Ruhm geadelt, ein sehr bedeutender Unterschied existire; daß er mehr zu thun habe, als junkerhaft seines Vaters Namen zu erben. Er war nicht der Mann danach, sich in dem väterlichen Glanze zu sonnen: er war sich dessen bewußt, daß „Sohn eines berühmten Mannes" sogar ein Prädicat sei, welches dem eigenen Emporkommen hinderlich, welches den Schwachen und Muthlosen erdrücken könne. Er aber besaß Muth und Thatkraft und wollte seinem Vater eines Tages ebenbürtig werden. Er liebte seine Kunst und seine Wissenschaft, und es war ihm kein Zweifel, daß er, wenn er sich nach Berlin wandte und zunächst als Assistenzarzt seines Vaters fungirte, auch die Tüchtigkeit erlangen würde, später seinen Posten selbstständig zu bekleiden.

Und war denn diese Stellung, die er zu bieten hatte, einer Comtesse wirklich so unwürdig? War Natalie ein so hochmüthiges, dünkelhaftes Wesen, daß sie es für ganz unmöglich finden sollte, sich darin glücklich zu fühlen? O, ganz gewiß nicht! Er hätte sie ja sonst nicht geliebt.

Wenn sie ihn nur liebte oder lieben lernen könnte! Das war es, was zu erwägen Ritter nicht müde hatte werden können und was er immer noch im Hintergrunde unruhig zu hoffen gewagt hatte, trotzdem, daß dieser verwünschte Cousin zu so ganz ungelegener Zeit erschienen war.

Als nun seine Hoffnungen jetzt mit einemmal zertrümmert waren, da wäre er am liebsten in selbiger Stunde aufgebrochen, ohne Vater und Tochter wiederzusehen, aber das ging nicht an.

Der sogenannte Anstand und die im Fleische eines jeden Kindes der Zeit steckende Heuchelei der guten Lebensart haben schon über manche peinliche, über manche schmerzliche Situation hinweggeholfen, und als Ritter sich erst einmal in dem Sammtfauteuil des gräflichen Salons befand, da ging auch alles ganz gut und äußerlich glatt und eben ab; wie sehr sein Inneres schmerzlich bewegt war, das merkte ihm niemand an.

Der Graf war, wie immer, voller Güte und Wohlwollen gegen ihn. Ritter konnte dem guten Manne nicht zürnen, was wußte der von seinen Gefühlen! Und wie schön war Natalie! Schöner und frischer als je. Sie kam herein, von des Vaters Arm geführt, und Ritter war kaum im Stande, seine Fassung zu behaupten, als

sie mit einem so unbeschreiblich glücklichen Ausdruck im Gesicht ihn begrüßte.

Und doch, war es nicht gut, daß Othello geplaudert? Machte er sich nun doch keine Illusionen mehr, die früher oder später ohnehin zusammenstürzen mußten. Darum hatte er sich auch vorgenommen, gleich bei diesem ersten Besuch von seiner Abreise nach Berlin zu reden; denn das stand fest: je eher je lieber wollte er nun fort von hier. Und sah er dort später Natalie wieder, so war sie das Weib eines andern. Bis dahin hoffte er überwunden zu haben, denn ein Jahr mußte vergehen bis der Arzt gestatten durfte, daß Natalie heirathe. Am Ende gar fragte man ihn darum. Er lachte höhnisch laut auf bei dem Gedanken und erschrak dann über sein eigenes Lachen. Aber nein! Er wollte nicht derjenige sein! Er wollte fort, fort von hier, und zwar womöglich in vierzehn Tagen, spätestens drei Wochen.

Und doch, als er nun in den Sammtfauteuil saß und Natalie wieder wie ehemals in ihrem bequemen Rollsessel, da fand er es nicht so leicht, das Wort zu sprechen, das er dann halten mußte, das ihn von ihr getrennt hätte. „Ich brauche ja just heute noch nichts zu sagen", redete er sich ein, und er befand sich wirklich wieder auf der Straße, ohne daß er etwas von seiner Absicht hätte verlauten lassen.

Nun war er unzufrieden mit sich und doch ging er noch zwei-, drei- und mehrmal hin, und von dem alten, süßen Zauber umstrickt, der ihn umfangen, seit er zum erstenmal dies liebreizende Frauenbild gesehen, vermochte er es nicht über sich, ein Wort von abermaliger Trennung zu reden.

Es kam ihm vor, als ob das Glück und die Liebe Nataliens Schönheit erst vollständig entwickelt hätten, ja als ob sie noch gewachsen wäre. Vielleicht war letzteres nicht der Fall, aber er hatte ja kaum früher ihre Gestalt aufrecht gesehen, und nun empfahl er ihr, täglich langsamen Schrittes eine gewisse Strecke zu gehen, nur vom Vater geführt und mit der andern Hand höchstens auf einen Sonnenschirm gestützt.

Wie glücklich Natalie war, davon vermag sich nur der vollständig einen Begriff machen, dem jahrelanges Siechthum den Glauben aufgenöthigt hatte, daß es nothwendig sei, sich mit der Welt abzufinden, und der dann dennoch dem Leben, der Gesundheit wiedergegeben wurde.

Heiter und lebhaft war Natalie immer gewesen, selbst in den bedenklichsten Zeiten, aber fast konnte man jetzt auf die Vermuthung kommen, als sei etwas Krankhaftes in ihrer Lebendigkeit gewesen; denn so glücklich, so wahrhaft strahlend auch ihr Antlitz aussah, so war sie doch nachdenklicher als sonst, wenn auch keineswegs vorherrschend schweigsam und abgeschlossen.

Früher hatte sie das Nachdenken über sich selbst aus begreiflichen Gründen nicht geliebt, jetzt begegnete es ihr wohl, daß sie in glücklichem Sinnen sich mit der Zukunft beschäftigte und eben dieser Zukunft Fragen vorlegte, die ihr früher niemals eingefallen waren.

Durch Oskars Ankunft damals in X. und durch seine freilich nur gemuthmaßte Absicht waren ihr zunächst solche Fragen aufgenöthigt worden, aber, einmal wach geworden, ruhten sie nicht, bis alles klar beantwortet, bis Natalie zu vollen Selbsterkenntniß gelangt war. Und seitdem erschien ihr die Zukunft schön, unbeschreiblich schön, und seltsamerweise kam kein Bangen des Zweifels in ihre Brust. Immer, immer war ihr alles nach Wunsch geschehen, warum sollte es anders sein in diesem Fall, wo sie so innig wünschte und, wenn sie nachsann, auch hundert Garantien für die Erfüllung dieses Wunsches hatte?

Der Winter stand nun schon in Aussicht und wie reizend dachte sie sich all die vielen langen Abende, wenn Ritter sie bei ihnen zubrächte, und natürlich würde er das thun. Das Gesellschaftstreiben anzusehen und mitzumachen, wie sie das früher geliebt, machte ihr weniger Freude mehr. Sie hatte das mit wirklich kindlichem Sinn betrachtet und genossen, jetzt pflegte sie zu sagen: „Ich bin zu alt dafür!" weil ihr Geschmack ein veredelter geworden.

Ritter hatte sich seit zwei Tagen nicht bei der gräflichen Familie sehen lassen und Natalie fand das so befremdend und beunruhigend, daß sie fest überzeugt war, der Doktor sei krank, und ihren Vater bewog, selbst nach dessen Wohnung hinzugehen, um sich zu erkundigen. Der Graf konnte aber kaum um die nächste Straßenecke gebogen sein, als Ritter, von einer andern Seite herkommend, am Hause schellte und von dem Diener hörte, das gnädige Fräulein sei allein zu Hause. Das befestigte den Entschluß, mit dem er hergekommen, und hastig eilte er die Stufen hinauf, wo er Natalie zu finden wußte. Sie erkannte auch seinen Schritt auf den Corridor, seine Art des Anklopfens und rief froh: „Herein!"

„Nun, mein Papa kommt an die verschlossene Thür!" rief sie und erzählte Ritter, zu welchem Zweck der Graf ausgegangen sei.

„Es ist mir lieb, gnädiges Fräulein, Sie allein zu treffen!" antwortete er. „Ich kann Ihnen besser mittheilen, was ich zu sagen habe, wenn der Herr Papa nicht dabei ist, zu protestiren."

„Nun, das wäre?" fragte Natalie ahnungsvoll, nur etwas betroffen.

„Ich habe beschlossen, nach Berlin überzusiedeln."

„Nach — nach Berlin?" wiederholte Natalie fragend, und es konnte Ritter dabei nicht entgehen, daß sie erbleichte. Aber sie mochte sich schnell überlegen, daß das mit ihren Hoffnungen im allgemeinen durchaus nicht im Widerspruch zu stehen brauche; so faßte sie sich rasch und fragte freundlich: „Aber wann denn?"

„Ich komme, um Abschied zu nehmen", antwortete er und wagte nicht, die Augen zu erheben, aus Furcht, sich zu verrathen.

„O — oh!"

„Mein Vater wünscht so dringend meine Assistenz, ich kann mich nicht mehr weigern! Sie, Fräulein, sind besser, fast ganz hergestellt; die Pflicht hält mich bei Ihnen nicht mehr zurück; so habe ich denn vorher alles geordnet, die Brücke gleichsam hinter mir abgebrochen, um mir den Abschied zu erleichtern."

Natalie schwieg. Was hätte sie sagen können in diesem Augenblick? Ritter sah, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Antlitz entwichen war — kein Wunder, diese leicht erregbaren Nerven! Und große Stücke hielt sie auf ihn, das wußte er ja wohl.

Dennoch blitzte noch einmal ein leidenschaftliches Hoffen in Ritter auf, — aber der Cousin! Es war ja alles umsonst und Natalie sagte auch kein einziges Wort! Der Gedanke an den Nebenbuhler gab ihm seine Fassung wieder, aber er fühlte, daß er sie unmöglich lange behaupten könne; und so stand er ganz plötzlich auf, reichte dem Fräulein die Hand und sagte nur das eine Wort: „Leben Sie wohl!"

Erschrocken fuhr Natalie auf. „Aber der Vater!" stammelte sie. „Wollen Sie den Vater nicht abwarten?"

„Ich werde ihm schreiben — alles schreiben — — Leben Sie wohl!"

Jetzt nahm Natalie die dargebotene Hand; und hätte Ritter nicht eine unzeitige Thräne in seinem Auge gefühlt, er hätte es sehen müssen was in dem Mädchen vorging.

So aber wandte er sich plötzlich — und ging.

Natalie fiel von ihrem Sessel auf die Knie nieder und ein wohlthuender Thränenstrom löste die Starrheit, die sie befangen gehalten. Der erste, wahrhaft furchtbare Schmerz in ihrem Leben war über sie gekommen, und vielleicht auch wußte sie in diesem Moment erst, was Leidenschaft heißt. Zugleich fühlte sie sich verletzt, denn ihr fehlte der Schlüssel zu Ritter's seltsamer Art, und doch hätte sie ans Fenster eilen, ihn zurückrufen mögen, ihn bitten, zu bleiben.

Ritter war hinuntergestürzt, wie verfolgt von Furien. Er war bereits auf der Straße, da bemerkte er, trotz seiner verzweifelten Stimmung, daß er seinen Hut vergessen, ihn oben hatte liegen lassen. Wie ein Toller wollte er nicht über die Straße rennen, den Leuten kein Schauspiel geben; er kehrte um, die Hausthür hatte er offen stehen lassen und so eilte er ganz verstört hinauf — sie noch einmal zu sehen, noch einmal grüßen, aber das letzte Wort ist gesprochen, dachte er.

Natalie sprang auf, als sie plötzlich den hastigen Schritt auf dem Teppich vernahm. Ritter stand ganz dicht bei ihr.

Ein brennendes Roth übergoß ihr holdes Antlitz, als sie ihm so unerwartet ins Auge sah. Sie wußte in diesem Augenblick, daß sie errathen war, und fast schien es, als ob ihr Auge zornig aufblitzen wollte. Aber nein, es war nicht Zorn, es war der Heroismus des Weibes, das, stolz auf seine Liebe, um ihretwillen die Lüge verschmäht.

„Natalie!" rief Ritter, und das ganze Universum schien vor seinen irren Blicken zu tanzen.

„Warum sind Sie nicht gegangen?"

„Ich kann nicht!"

„Gehen Sie!" rief sie, stolz sich aufrichtend. Es fuhr ihr blitzschnell durch die Seele, daß Mitleid ihn halten könne.

„Nein, nein!“ rief er. „Nun kann ich nicht gehen, bis Sie mir gesagt — —“

„Gehen Sie, Doktor!“ rief Natalie abermals. „Wir sind quitt!“ Und dabei schlug sie die Hände vors Antlitz und sank in den Sessel zurück. Mit ihrer Fassung war's aus.

Ritter blieb stehen. Er wagte nicht, dies Benehmen, diese Worte sich zu deuten, und doch wieder wollte sein Herz jubelnd aufwallen.

„Ja, ich will gehen!“ sprach er leidenschaftlich. „Ich will gehen, weil Sie es befehlen! Aber nun sollen Sie erst hören, warum ich gehe! Ich gehe, weil ich sie liebe! Ich gehe, weil ich Ihren Anblick nicht ertragen kann! Ich gehe, weil ich weiß, daß Sie nicht mein sein können — daß Sie einem andern angehören!“

Langsam waren die Hände von Nataliens Gesicht geglitten und mit entzücktem Ausdruck schauten ihre großen blauen, noch von Thränen feuchten Augen zu Ritter empor.

„Aber das ist ja alles, alles nicht wahr!“ rief sie nun. „Wem sollte ich denn anders angehören?„

Eine Secunde starrte Ritter sie an, als könne er dies unerwartete Glück nicht fassen; dann aber riß er die Geliebte jubelnd empor an seine Brust und — der Bund der Herzen war geschlossen

„Aber bist du denn auch wirklich nicht die Braut Oskar's?“ fragte Ritter nach einer Weile, und unter Lachen und Scherzen erzählte ihm Natalie die Scene bei dem Muttergottesbilde, und nun begriffen beide auch, woher Othello seine irrigen Voraussetzungen habe.

„Von Oskar erwartete ich eine Liebeserklärung“, sagte sie, „aber er wollte mich nicht; und auch von dir erwartete ich eine und beinahe hättest du mich ebenfalls sitzen lassen.“

„O, mein Hut hat mir noch zu meinem Glück verholfen! Ohne ihn wären wir vielleicht in ew'gem Mißverständniß geblieben!“

„Heben wir ihn auf zum Andenken!“ antwortete Natalie lachend. „Er soll unser neues Wappen sein, das Symbol der Freiheit!“

Durch diese Worte wurde Ritter plötzlich wieder an die ursprüngliche Differenz zwischen ihm und der „Comtesse“ gemahnt. Er gab seinen Bedenken Worte. Aber Natalie, in der That keineswegs in aristokratischen Vorurtheilen auferzogen, unterschätzte vielleicht die, welche bei ihrem Vater noch im Hintergrund schlummern mochten, und suchte Ritter vollständig über diesen Punkt zu beruhigen. „Er hat noch nie Nein gesagt, wo ich Ja gesagt“, schloß sie, „er wird, er kann es auch diesmal nicht!“

Dennoch fanden beide es gerathener, wenn Ritter schriftlich bei dem Vater würbe; „denn dann wird der Vater mich rufen lassen“, meinte Natalie, „und dann rede ich zuerst mit ihm über die Sache und sage ihm, ich wollte sterben, wenn ich nicht dein sein sollte.“

Ritter küßte sie mit inniger Zärtlichkeit und legte im Stillen das Gelübde ab, das vertrauensvolle Wesen in seinen Armen nie und nimmer bereuen zu lassen.

Dann riß er sich los, weil der Graf jeden Augenblick kommen konnte, und gelangte diesmal glücklich mit seinem Hut auf die Straße.

Graf Südbergen hatte keinen so kleinen Kampf mit Vorurtheilen, die er theoretisch bereits überwunden hatte, zu kämpfen, als er nun seine Tochter einem Bürgerlichen geben sollte. Die Einwilligung wurde ihm schwer — aber er gab sie. Er hatte seine Tochter ja viel zu lieb, um ihr nicht alles zu opfern, und Ritter war ihr Lebensretter, das stand bei dem Grafen fest. Natalie erinnerte ihn an das Märchen von der kranken Königstochter und was er damals gesagt — „und nun solltest du den Preis zu hoch finden, Vater?“

„Nein, Kind, ich weiß es, im Grunde ist kein Preis zu hoch! Und wenn ich damals gesagt, ich wollte nicht fragen nach Titel und Reichthum, so sei es auch heute gesagt, das „Hochwohlgeboren“ macht, bei Gott! nicht allein glücklich!“

Und so ward denn nach Verlauf eines Jahres die Hochzeit gefeiert, nicht, wie im Märchen steht, mit viel Pracht und wenig Freude, sondern sie war gefeiert, wie das viel besser klingt, mit wenig Pracht und vieler Freude.

—z— Ein Sänger- und Narrentag auf dem platten Lande.

(Wir entsprechen durch die Annahme dieser Mittheilung einem ganz besonderen Verlangen. D. R.)

Weidenbach. Eine Feier, wie sie der heutige 28. Februar brachte, verdient nicht allein in die leicht vergilbten Blätter der Ortschronik verzeichnet zu werden, die Kunde davon soll auch in weitere Kreise gelangen, damit sich Freunde gleichen Strebens des Fortschrittes und der sittlichen Fortbildung erfreuen können, welche das Sängerbanner durch Stadt und Dorf, durch Flecken und Flur, reich sich entfaltend, trägt.

Versuchen wir eine kurze Schilderung dieser für einen Ort, wie der hiesige, gewiß seltenen Feier. —

Die Laune des Zufalls hatte heuer das Stiftungsfest, sagen wir den Geburtstag, des hiesigen, vor 16 Jahren begründeten Gesangvereins mit dem allgemeinen Narrentage, der Fastnacht, zusammengewürfelt und die wackere Zunft der Sänger hat deshalb, auf erhaltene Anregung, beschlossen, beide Veranlassungen in sinniger Weise für ihr Gesangfest zu verwerthen.

Eine Faschingsfeier war in unserem Flecken sammt seinen romantischen Anhängsel, dem weitbekannten Triesdorf, seit undenklichen Jahren nicht mehr veranstaltet worden; darum auf, ihr Sänger! hinaus mit dem Eintritte der Dämmerung nach dem Gasthofe „zum schwarzen Adler“, wo euch dessen von kundiger Hand wahrhaft zauberreich geschmückten Räume einen eurer Feste würdigen Empfang bieten, denen bereits die geladenen Gäste aus allen Richtungen der Umgegend in munteren Schaaren zuströmen.

Mit Schlag 7 Uhr nimmt die zwiefache Feier ihren Anfang.

Die erste Abtheilung des Programms gewährt uns blos einen Einblick in die sich mehr und mehr hebenden Leistungen des Sängervereins selbst, die uns in spannender Abwechslung gelungene Gesang-Piecen, Chöre und Quartette, musikalische und deklamatorische Vorträge ernsteren Inhalts bieten, welche durch einen Prolog, verfaßt und in meisterwürdiger Weise gesprochen von dem I. Vereinsvorstande Herrn Gehweyer jun. eingeleitet werden, der mit einem von einem anderen Vereinsmitgliede verfaßten Gedichte abschließt, das hier ein Plätzchen finden mag:

Mahnung an die Sänger.

Lieder sind ein Blumenbeet
Dran sich jedes Herz erlabet,
Drüber Gottes Odem weht! —
Sänger sind von ihm begabet!

Festgenossen, pflegt das Lied!
Segen sprießt aus jedem Laute,
Der aus uns'rer Brust entflieht,
Drin es seine Wohnung baute. —

Lieder sind das zarte Grün
In dem dunkeln Dichterhaine!
Erst wenn ihre Knospen blüh'n
Strahlet er im mag'schen Scheine!

Faßt zusammen all' die Kraft,
Die den Stimmen ist gegeben!
Was Ihr da zu Tage schafft,
Ist Gewinn für's ganze Leben!

Nun folgt die zweite Abtheilung.

Ergo bibamus tönt's in schallender Weise durch den Saal und **ergo bibamus** findet im endlosen Anklingen der Gläser seinen Abschluß. Draußen donnert's, und ein scheinbar vom Wetter vertriebener vermummter Gast tritt in die heitere Versammlung der Zech- und Sängergenossen und begrüßt sie, denn:

Weit scholl Euer Sang hinaus in die Nacht,
Und lud mich, den Wand'rer, mit magischer Macht!
Nun möcht' ich hier halten die letzte Rast,
Erschein' ich Euch ein willkommener Gast. —

Allein die Menge ringsum — bleibt stumm. Er vermeint, sich auf dem Wege verirrt zu haben, da sieht er auf dem Banner der Sänger „Weidenbach“, erkennt die deutschen und bayerischen Farben und meint

Die Farben kenn' ich, 's hat keine Sach' —
Bin im bay'rischen Deutschland zu Weidenbach!

Dann·

Der Ort hat sich mir nicht neu verschrieben
Ist von Markgraf's Zeiten übrig geblieben.

Und weiters in freundliche Erinnerung versunken

Von den alten Zeiten mit Knix und Knax
Her erinn're ich mich manches Schabernack's,
Den im Falkenhaus einst die Herren daneben
Als meine Vasallen zum Besten gegeben
— — — — — — — — — — — —

Er versichert ferner:

— — — — — ich geb' Euch mein männiglich Wort
Einst war ich zu Triesdorf der Freuden Hort
— — — — — — — — — —

Allein der Ankömmling ist und bleibt unerkannt, bis er endlich die Hülle abwirft und als Prinz Carneval erkannt wird, worauf er empört durch seine Mißachtung über die gesammte Sängerzunft Acht und Zauberbann ausspricht, so daß die Sänger die Flucht ergreifen.

Nun wendet er sich an die zurückgebliebenen Festgäste, kitzelt diese, um sie seiner Herrschaft geneigt zu machen, durch Verleihung von Ordensdecorationen, die Herzen der liebenswürdigen Jungfrauen gewinnt er durch Blumenspenden, ernennt die Musiker zu seiner „Kammermusik“

Wenn gleich sie auch manches „Vergang'ne“ gebracht,
Doch Musiken der „Zukunft“ verblüh'n über Nacht —

und wählt sich endlich aus den passiven Mitgliedern des Vereins seinen Hofstaat aus.

Da entsteht vor der Thüre ein Höllenlärm.

Wer stört mir den Frieden? was soll das sein?

Gleich klärt es sich auf. Ein Sänger mit seiner Metamorphose selbst unbekannt, stürzt als Esel zur Thüre herein

Durchlauchtigster ich zitt're an Mark und Bein

Prinz Carneval.

Ihr seid ein Esel, das seh' ich klar!

Esel.

Bald glaub' ich's selber, daß solches wahr! —
Doch ach! den Schrecken: da draußen steht,
Was fliegt in den Lüften, auf Vieren geht
Sonst, jetzt auf Zweien, halb Mensch, halb Vieh,
Durchlauchtigster! so was sah ich nie! —

Und nun verspricht Prinz Carneval seinen Anhängern einen ganz köstlichen Genuß.

Die Sänger, die sind zu Kreuz gekrochen
Und feiern des Faschings Flitterwochen
Sie kommen heran gleich Meeressand
Im scherzenden neckischen Büßergewand!

Er läßt sich vom Wirth, der in ein Wasserhuhn verwandelt ist, schnell einen Pokal voll trefflichen Sammet'schen Gerstensaftes kredenzen und gibt sodann der verzauberten Sängerschaar Zutritt, welche in den verschiedensten, höchst komischen Thier- und Vogelmasken erscheint.

Das sind ja ganz prächtige Spuckgestalten!
Wie sie gravitätisch die Köpfe halten.

Endlich nimmt er den ausgesprochenen Bann wieder zurück.

Versöhnung, Jubel, Heiterkeit, Witz- und Freudenfeuersprühen; endlich ein dreifaches Hoch des Prinzen Carneval:

Es lebe die Liebe, es lebe die Freude:
Den Frauen, den Sängern, dem Lied und dem Wein!
Drauf trinket Prinz Carneval, vivat Euch heute
Ein Vivat auf Weidenbach's Sängerverein!

schließt den höchstergötzlichen Faschingsschwank.

Die dritte Produktions-Abtheilung bringt abermals abwechselnd Gesang-, Musik- und deklamatorische Vorträge, kostümirt und ohne Maske, ganz dem Wesen und Wunsche des nun Gefeierten Narrenfürsten angemessen und recht darnach angethan, das Zwergfell zu erschüttern und die Lachmuskeln in Bewegung zu setzen.

Das sinnige Arrangement des Programms verdient noch ganz besondere Anerkennung.

So dauerte die Lust und der Jubel bis tief — in die sinkende Nacht hinein und nach manchen Jahren wird man sich zu Weidenbach und Triesdorf noch erinnern an diesen

Sänger- und Narrentag auf dem platten Lande.

Anm. des Setzers: Es gibt halt auch auf dem platten Lande nicht nur Sänger, sondern, wie in der Stadt, auch — Narren.

Hausfrieden.

Kein größer Glück ist Dir beschieden,
Als nach des Tages Drang und Thun
In Deines Hauses Abendfrieden
An treuem Herzen auszuruh'n!

Da draußen ist ein Toben, Eilen,
Das Beste bleibt nur halb bestellt —
Hier innen darfst Du nichts mehr theilen,
Dein eigen ist die ganze Welt!

München. Ueber den Maskenball, welchen der österreichische Gesandte Graf Blome am 28. vor. Mts. den verheiratheten Damen der höheren Gesellschaft im großen Saal des Odeons gab, schreibt man von hier der „Allg. Ztg.“: Das Odeon war in einen Zaubergarten verwandelt; zwischen prachtvollen Baum- und Blumengruppen, aus welchen magisch farbiges Licht strömte, bei lebendigen Springquellen, unter Statuen und Vasen bewegten sich im buntesten Mummenschanz die Gäste, etwa 150 an der Zahl; denn zu den Ehepaaren war eine Schaar rüstiger junger Tänzer gezogen worden. Alles war in humoristischer oder ästhetischer Vermummung; nur einige ältere Herren bildeten im schlichten Venetianermantel einen solideren Gegensatz. Reich ausgestattete Büffets waren zu beiden Seiten unter den Säulenreihen aufgestellt. Eine Fuchsjagd unterbrach den Tanz. Der Cotillon begann unter Donner, Blitz und künstlichem Regen, so daß sich eine Masse rother Regendächer zu entwickeln hatte, unter welchen getanzt wuede, bis das äußerst sinnreich angeordnete Elementarereigniß vorübergegangen war und ein riesiger Schmetterling unter glühenden Strahlen zauberischer Beleuchtung Hunderte kleiner Papillons entfaltete, die als Tanzzeichen galten. Doch es würde zu weit füheen, wollten wir einer ausführlichern Schilderung Raum geben. Schlag 12 Uhr ertönte ernstmahnendes Glockengeläute, wie von Thürmen herab; die Tanzmusik schwieg, hingegen lud der Hausherr zu einer drolligen Tambola (Lotterie), bei welcher die sinnigsten Gewinnste den Gästen als Erinnerungszeichen zu Theil wurden. Es war in der That ein Zauberfest; reich an Allem, was nur zu bieten möglich, vor Allem reizend durch den künstlerischen Geschmack in der Ausschmückung und Anordnung des Ganzen, Alles verherrlicht und belebt durch das allgemeine humoristisch-poetische Element und die Liebenswürdigkeit des Festgebers und seiner schönen Gemahlin. An und für sich mahnte uns dieser Maskenball an die verklungenen poetischen Künstlerfeste.

Schilda oder Schilde, Städtchen zwischen Torgau und Eilenburg, fünf Meilen von Leipzig, ist altberühmt wegen der allzugroßen Klugheit seiner Einwohner, von denen man seltsame Dinge zu erzählen weiß. Als man einst einen Schildaer Bürger fragte, was eigentlich Schildbürgerstreiche seien? gab er die ehrliche Antwort: „Das sind alberne Streiche, die man an andern Orten macht und nach unserm Städtchen benennt.“ — Wer mehr und Lustigeres von den Schildbürgern erfahren will, der lese die alten Geschichten und Sagen darüber. —

Einsamkeit bringt Traurigkeit. (Altrömisch.) Platon warnt in einem Briefe seinen Freund Dion: „er solle sich doch ja hüten vor dem anmaßenden Egoismus, welcher sich in der Einsamkeit ausbilde.“ — Die Einsamkeit mag den bessern Menschen Anfangs wohl das edlere Selbstbewußtsein erwecken; späterhin aber verbildet sie dieses nur zu leicht in dünkelhaften Eigensinn, der aus sich selbst Alles macht, sich selber überschätzt.

Ein visitirender Schulrath in der Provinz Sachsen verlangte einst von den Schulkindern einer Dorfschule bei der Prüfung in der Geographie die genaue Angabe kleiner deutscher Küstenflüsse. Als die Kinder nicht antworten konnten, erlaubte sich der als tüchtig bekannte Lehrer die Bemerkung, daß von Kindern einer Landschule so detaillirte Kenntnisse in der Geographie schwerlich erwartet werden könnten. Dieser Einwand wurde mit Tadel zurückgewiesen. Folgenden Tages reiste der Hr. Revisor zu Wagen weiter. Auf der Landstraße angekommen, kreuzen sich zwei Wege, und der Hr. Schulrath ist zweifelhaft, welchen Weg er einzuschlagen habe, um nach dem Dorfe E. zu kommen. Da wird er zweier Knaben ansichtig, welche auf einer nahen Wiese die Kühe hüteten. Er winkt einem der beiden Knaben, und dieser tritt näher an den Wagen heran. „Sag' mal, mein Sohn, wo geht's denn hier nach E.?“ — fragt der gestrenge Herr. — Der Knabe sieht den fragenden Herrn eine Zeit lang erstaunt an. Inzwischen war auch der andere Knabe näher getreten, und sich zu diesem wendend, sagte jener: „Er fragt mich, wo's nach E. geht. Gestern war er so klug und wußte Alles und heute weiß er nicht einmal, wo es nach E. geht. Ätsch!“ —

NB. Der Herr Schulrath lebte schon seit Jahren in der Provinz Sachsen.

Wahre Anekdote. In einer höhern Schule Preußens kam neulich auf folgende angemessene Frage des Lehrers: „Warum ist jetzt die Butter so theuer?“ von einem Knaben die sehr angemessene Antwort: „Weil die Ochsen keine Milch geben.“

Logogryph.

Stets erwünscht und gern gesehen,
Und bei Alt und Jung bekannt,
Muß ich doch durch Stadt und Land
Wie ein irrer Wand'rer gehen,
Und um in die Welt zu passen,
Mich für And're schlagen lassen.

Fehlen mir die beiden Füße,
Lieg' ich oft bewundert da;
Wer der Alpen Schönheit sah,
Sandte mir die wärmsten Grüße,
Und dem friedlich stillen Treiben,
Das mir stets wird eigen bleiben.

Auflösung der Homonyme in Nr. 11:
„Spiegel.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 12. Sonntag, den 19. März. 1865.

Der Freieste ist — gebunden,
Der Gesundeste hat — seine Wunden,
Der Klügste ist — nicht ganz klug,
Und der Beste oft — nicht gut genug.

E. Brauer.

Reiner Wein.

Novelle von W. H. Riehl.

1.

Es ist eine ganz eigene Empfindung, vom Pferde zu fallen, so eigen, daß sie sich gar nicht genau beschreiben läßt: man muß sie einmal erlebt haben oder noch besser mehrmals. Es fällt sich so überraschend geschwind! Ich meine, wenn wir eben erst Sitz und Bügel verloren haben, so ist die Spanne Zeit, bis wir uns selbst am Boden wiederfinden, verzweifelt kurz; in all der Geschwindigkeit aber können wir gar viel uns denken und vorstellen; denn ein Pferd ist schnell und ein Fall noch schneller, aber die Gedanken sind doch alleweil am schnellsten.

Das erfuhr Franz Hertorf vom Roßmarkt in Frankfurt, als er beim Stückschießen von 1664 über die Festwiese ritt. Er lenkte den stolzen Schimmelhengst Cyrus recht straff und keck, und wie er des alten Schöffen Lippold Silberborn mit seiner schönen Tochter ansichtig wurde, ließ er das Pferd majestätisch im kurzen Galopp ansprengen. Da krachte unversehens unter der Nase des Reiters ein Böller los, das Feuer schlug ihm fast in's Gesicht, daß er jäh zusammenfuhr, und weil der Reiter erschrak, so erschrak das Pferd doppelt, that einen Seitensprung in den Graben, welcher die kanonirenden Bürger von den Zuschauern trennte, brach in die Vorderbeine, warf sich aber im Nu mit wüthender Schnellkraft wieder empor, schleuderte den Reiter weit ab und jagte mitten in die Schußlinie der Geschütze. Fast im selben Augenblicke stand aber auch der Reiter schon wieder auf den Füßen, sprang dem Thiere nach, das plötzlich wie eingewurzelt stehen geblieben war, faßte es fest mit der Linken am Zügel, klopfte ihm ohne eine Miene des Zornes oder der Strafe gutmüthig lächelnd mit der Rechten auf den Hals und sagte: „Cyrus, Cyrus! Warum hast Du mir das gethan?“ Dann schwang er sich leicht wieder in den Sattel und lenkte das immer noch zitternde und scheuende Roß mit sicherer Führung über den Graben zurück.

Handumkehrt, wie man drei zählt, war die Geschichte verlaufen. Aber was dachte der Reiter nicht Alles in der Geschwindigkeit! Ein ganzer Liebesroman war mit ihm durchgegangen und vom Pferde gefallen. Er wußte wohl, welch' gefährliches Thier er ritt, allein Cyrus war der stolzeste Hengst, d'rum hatte er ihn eigens für heute gewählt. Und war er, Franz Hertorf, gleich nur ein neu eingebürgerter Weinhändler, so wollte er sich doch der Jungfrau Susanna Silberborn, die aus den edlen Geschlechtern des Hauses Limpurg stammte, als einen leibhaften Ritter zeigen. Mit diesen Gedanken galoppirte er an dem Schöffen und seiner Tochter vorbei. Und als er den aufbäumenden Hengst nicht mehr halten konnte und instinctmäßig nach der Mähne griff, da dachte er: „Nein! Susanna schaut auf dich: lieber ritterlich herunterfallen als unritterlich oben bleiben!“ und hielt sich, getreu diesem schönen Gedanken, am Zügel statt an der Mähne, wodurch er dem Cyrus das Maul blutig riß, daß ihn derselbe nun erst ganz unfehlbar abgeworfen hätte, auch wenn er kein Weinhändler gewesen wäre. Indem er dann aber auf die Wiese hinausflog, sah er einen Stein und dachte: „Dort wirst Du Dir den Schädel zerschmettern; das ist nun ein ganz besonderes Erlebniß und wird der Jungfrau Herz erweichen!“ Allein er hatte den Satz noch gar nicht recht ausgedacht, so stand er auch schon wieder ganz heil auf den Beinen und wußte weniger wie er jetzt so geschwind in die Höhe, als wie er vorhin so geschwind heruntergekommen war. Und da er nun dem verteufelten Cyrus nachlief, quer durch die Schußlinie, meinte er, eine Stückkugel werde ihm den Kopf vom Rumpfe reißen; aber dann sterbe er für Susanna. Dies war nun eigentlich ein Unsinn; denn Jungfer Susanna ahnte nicht das Mindeste von seiner Liebesschwärmerei: was hätte es ihr also für Nutzen gebracht, wenn ein Weinhändler vor ihren Augen zwiefach den Kopf verloren hätte, figürlich und natürlich? Dennoch gab ihm grade jener gedankenlose Gedanke so stolzen Muth, daß er sich kühn wieder auf den scheuen Hengst schwang und geschlossenen Sitzes wie ein Stallmeister unter die staunende Menge zurücktritt.

So wie er sich aber hier wieder auf sicherem Boden und in sicherem Gange fühlte, brach alle seine Spannkraft mit einem Male. Es überfiel ihn eine Scham und ein Schreck über das eben Erlebte, daß die zitternden Kniee kaum mehr Schluß zu halten vermochten, und so trabte er barhäuptig (der Hut war auf der Wiese geblieben) und geduckt nach Hause und als das Pferd endlich von selbst vor dem Stalle stehen blieb, rutschte er im Absteigen herunter, als ob er das Fallen noch einmal probiren wolle.

Allein der Schrecken kam nicht blos nach, sondern nach dem Schrecken auch der Trost. Ein Augenblick war wie ein Lichtstrahl in seine Seele gefallen und leuchtete jetzt wieder hell auf. Als ihn das Pferd abwarf, hatten alle Umstehenden gelacht; nur Susanne lachte nicht, sie wurde leichenblaß und schrie und zitterte. Das hatte er bemerkt, ja hätte er's nicht so scharf bemerkt, so wäre er fester im Sattel geblieben. Jener Schrei wurde ihm zu Hause am einsamen Abend zum beglückenden Wahrzeichen: war es nicht der erste Laut der Theilnahme für ihn, welcher der vornehmen Jungfrau über die Lippen gekommen?

Freilich kannte er den ganzen Verlauf dieser Theilnahme nicht. Genau besehen erging es nämlich folgendermaßen. Als Susanne den Reiter so hochgemuth heransprengen sah, sagte sie zu ihrem Vater: „Da kommt der junge Hertorf und sitzt wie ein rechter Geck auf dem großen Gaule.“ Im Anblick des Sturzes erblaßte sie dann freilich und schrie, wie die Frauenzimmer pflegen, und war eine ganze Weile versteinert vor Schrecken. Doch erholte sie sich bald und sagte lächelnd: „Für einen Weinhändler ist der junge Mensch nicht übel vom Pferde gefallen“.

Wie seltsam aber streiten oft eines Mädchens Worte und Gefühle! es klang dennoch ein warmer Ton bewegend aus der Stimme, welche diesen kalten Spott so leichtsinnig hinwarf.

II.

„Unsere erste Begegnung" — so nannte Franz Hertorf bald nur noch seinen Sturz auf der Festwiese, natürlich nur ganz still für sich, denn über derlei Dinge plaudert man nicht. Und er entsann sich dabei, daß schon einmal ein solcher Fall berühmt geworden war in der Geschichte der Geschlechter des Hauses Limpurg. Als nämlich Ambrosius Glauburger im Jahre 1498 mit einem Herzog von Braunschweig turnierte und denselben aus dem Sattel hob, ließ er sich zu Ehren des Herzogs mit herunterfallen. Die Geschichte war abgemalt am Tanzhause zum ewigen Gedächtniß, wie vornehm ein Frankfurter Patricier sei, daß er mit einem Herzog seine Lanze gebrochen, und wie artig, daß er den Herzog nicht allein habe vom Pferde fallen lassen. Franz meinte, die beiden Fälle seien nahe verwandt: was Ambrosius Glauburger aus Höflichkeit, das habe er aus Liebe gethan. Denn es dünkte ihm nachgerade fast, er sei auch mit Absicht nur so ein wenig herabgeglitten, bloß um das Auge der spröden Jungfrau desto sicherer auf sich zu ziehen, und man könnte nicht wissen, ob diese erste Begegnung dereinst nicht auch einmal irgendwo abgemalt werde.

Der Vergleich mahnte ihn dann aber auch mit Schrecken daran, welch große Kluft bestehe zwischen jenen alten Geschlechtern, die mit Fürsten turniert hatten, jeden bürgerlichen Erwerb verschmähend nur der Wissenschaft, dem Kriegsdienste oder ihrer freien Muße lebten, vornehmlich aber „sehr difficile im Heirathen" waren — und ihm, dem neu eingewanderten Kaufmanne. Allein, wer noch jung und schön ist und dazu ein erlesenes Weinlager am Roßmarkte hat, der sieht auch weingrünen Muthes in die Welt, und also dachte Franz Hertorf, es gebe zweierlei Edelleute, solche, die adelig geboren sind, und solche, die adelig leben und handeln, und wenn er nur diesen zweiten Adelsbrief in den Augen der Jungfer Susanne gewinne, so werde sie den Mangel des ersten wohl vergessen.

Also fuhr er nun recht hoch hinaus. Er wollte Unerhörtes thun, Thaten, wie man sie einem gewöhnlichen Weinhändler gar nicht zutraut. Weil es aber nicht mehr wie in der Ritterzeit Riesen und Drachen zu erschlagen gab, so begann er damit, daß er ein Fuder Hochheimer Zweiundfünfziger zu zweihundert Reichsthalern ersteigerte. Es war ein köstlicher Wein, und man nannte den Jahrgang damals nur „das Wunderjahr;" aber zweihundert Reichsthaler war auch ein Preis, den selbst für dieses edelste Gewächs kein Mensch noch bezahlt hatte. Die reichsten Käufer boten bis zu 150 Thalern; doch Franz Hertorf rief: „Zweihundert!" und Alle verstummten und fragten sich staunend, wie denn der Weinhändler so übertheuern Wein wieder an den Mann bringen wolle? Das war aber bald geschehen; denn schon des andern Tages schenkte Hertorf das ganze Fuder dem Heiligen-Geist-Spital zum Labetrunk für Genesende mit der einzigen Bedingung, daß die Spittelleute an jedem hohen Festtage seine Gesundheit in einem Becher dieses Weines trinken sollten. Und den Becher schenkte er auch dazu. Das hieß doch adelig gehandelt!

Die Sache hatte aber zudem noch ihre besondere Feinheit. Denn der alte Schöff Silberborn zählte zu den magistratischen Pflegern des Spitals. Natürlich ging Hertorf gerade zu diesem Pfleger und keinem andern, um das Geschenk anzumelden, und hoffte bei dem Anlaß doch auch die schöne Tochter zu sehen. Und in der That blühte ihm auch dieses Glück; denn als er zum Hausthore eintrat, ging sie eben hinaus und sagte deutlich guten Morgen. Der Alte nahm das überraschende Geschenk mit zögerndem Dank entgegen und belästigte seinen Besuch nicht mit allzu langem Gespräche.

Das war freilich wenig für zweihundert Reichsthaler; allein es war doch der zweite Anknüpfungspunkt. Am Abende schalt Leopold Silberborn bei seiner Tochter die Hoffart dieser verderbten neuen Zeit, wo Kaufleute mit fürstlichen Geschenken prahlten. Susanne entgegnete: „Hätte der junge Hertorf das schlechteste Faß aus seinem Keller geschenkt, so würdet Ihr ihn einen rechten Christen nennen; soll er nun darum ein schlechterer sein, weil er das beste geschenkt hat?"

Zur selben Zeit regte es sich in Hertorf's Hause am Roßmarkt von allerlei Künstlern und Handwerkern. Obgleich der stattliche Bau erst vor wenigen Jahren neu aufgeführt worden, so dünkte er dem Besitzer jetzt viel zu schmucklos, darum ließ er an der Vorderseite Festons in Stucco über den Fenstergewandungen anbringen und ein neues Prachtportal mit steinernen Säulen und grimmig züngelnden Löwenköpfen. Denn wo können wir den Leuten unser Geld und unsern Geschmack greifbarer zeigen, als an der Straßenfronte unseres Hauses? Mit genügender Neugierde beobachteten denn auch die Frankfurter, wie sich das Bürgerhaus in ein Herrenhaus verwandelte; ein Jeder wußte zu loben und zu tadeln, und Allen stand es fest, daß der junge Weinhändler viel reicher sein müsse, als man bisher geglaubt, auch verbreitele sich bald die Sage, er habe unlängst eine große Erbschaft gethan. Gelockt durch das viele Gerede ging denn auch einmal der Schöff mit seiner Tochter über den Roßmarkt, um die neue Herrlichkeit zu betrachten. Sie fanden den Hausherrn vor der Thüre, mit zwei Handwerksmeistern sich berathend, und begrüßten ihn recht gnädig, fast schon wie einen alten Bekannten. Franz Hertorf hätte vor Freude gestrahlt, wenn er vor Verlegenheit zum Strahlen hätte kommen können, und erläuterte beredten Mundes das begonnene Werk.

Ueber dem Portal stand eine kahle Wandfläche, für welche noch kein passender Schmuck gefunden war. Da meinte Susanne, Herr Hertorf könne ja einen Bachus hinaufmalen lassen, der auf einem Weinfasse reite. Es zuckte auf des jungen Mannes Gesicht, wie wenn er eine Ohrfeige erhalten hätte. Denn solch eine plumpe Figur war damals ein bräuchliches Schild der Weinhändler. Jungfer Susanne konnte bei seinem und seines schönen Hauses Anblick an so vieles Andere denken, warum gerade daran, daß er ein Weinhändler sei? Doch faßte er sich rasch und sagte mit artigstem Lächeln, der Vorschlag der Jungfrau solle ausgeführt werden.

Und nach drei Monaten lud er den Schöffen mit seiner Tochter ein, daß sie das nunmehr vollendete Bachusbild betrachteten. Wie staunten da die Beiden? Dieser Bachus war kein pausbackiger Bube, der trunken auf einem Fasse reitet, die Flasche am Mund, sondern ein edler Jüngling, auf antikem Wagen von zwei Panthern gezogen, und auf den gefleckten Raubthieren ritten zwei Genien und bändigten mit der Leyer und Flöte der weinverklärten Kunst die wilde Wuth des Gespannes. Als Rahmen um das farbenleuchtende Mittelbild aber schlang sich ein Arabeskenkranz, grau in grau, mit reizenden kleinen Gruppen aus der Bachussage. Das war kein Kaufmannsschild, sondern ein Kunstwerk. Johannes Sanbrat, der Bruder des berühmten Joachim, hatte das Ganze entworfen und ausgeführt, und Johann Heinrich Roos die Panther auf dem Carton noch einmal insbesondere durchgebildet.

Mit Stolz blickte Hertorf jetzt bald auf das schöne Bild, bald auf die schöne Susanne; kein Edelmann hätte ja feineren Geschmack zeigen und bessere Kunstgönnerschaft üben können.

Endlich brach der alte Schöff das Schweigen, klopfte dem träumenden Mäcen vertraulich auf die Schulter und sprach: „Die Panther sind gut; man kann sie auf der Messe nicht besser sehen." Susanne aber fügte theilnehmend hinzu: „Das Bild ist ein rechter Schmuck für ganz Frankfurt. Ihr beschämet den Rath dieser Stadt; der wußte an dem Brückenthor nichts Gescheidteres malen zu lassen, als einen Juden, welcher auf einem Schweine reitet."

Beim Heimgehen zankte der Vater die Tochter, daß sie so gesprochen; man müsse der neumodischen Hoffart, die über den Stand hinauswolle, nicht schmeicheln." Die Tochter aber erwiderte: „Dieser Hertorf ist entweder der gröbste Schwindler oder der feinste Weinhändler, welcher jemals gelebt. Das wird sich schon entscheiden. Dürfen wir ihn aber bis dahin tadeln, blos weil er des Guten und Schönen zu viel thut?"

(Fortsetzung folgt.)

Was ist die Welt, wenn sie mit dir
Durch Liebe nicht verbunden?
Was ist die Welt, wenn du in ihr
Nicht Liebe hast gefunden?

Verklage nicht in deinem Schmerz
Des Herzens schönste Triebe.
Nur liebend ist dein Herz ein Herz,
Was ist es ohne Liebe?

Wenn du die Liebe nicht gewann'st,
Wie kannst du es ermessen,
Ob du ein Glück gewinnen kannst,
Ob du ein Glück besessen?

Hoffmann v. Fallersleben.

Meine Blume.

Eine Blume blüht mir im Glase,
Von der nicht Jeder weiß,
Nicht gleicht sie den Blumen im Grase,
Nicht gleicht sie den Blumen von Eis.

Die Blumen von Eis sind Wasser,
Vergehn, wie die Andern im Land,
Da bin ich ein klügerer Prasser,
Begehre, was längern Bestand.

Die Blume, die ich meine,
Wird duftiger nur mit der Zeit;
Das ist die Blume im Weine,
Die ward in die Flasche gefeit.

Doch, löst ihr das Siegel vom Glase,
Zu tief nicht blickt mir hinein,
Sonst tragt ihr die Blum' an der Nase,
Und habt sie verloren im Wein!

H **Herrieden**, Mitte März. **Witterungsverhältnisse Europa's im Monat Februar 1865.** Dieser Monat war sehr kalt in Italien, im Centrum von Spanien, in Deutschland, Frankreich und im südlichen Rußland, dagegen warm in Nordspanien und Großbritannien. Die übrigen Länder hielten sich nahe an der Mitteltemperatur. In Bezug auf die **Luftströmungen** herrschte in den drei ersten Tagen die Südströmung vor, wurde aber schon am 4. von einer sehr intensiven Polarströmung verdrängt, welche sich gegen die Mitte des Monats über ganz Europa ausgebreitet hatte. Selbst in Paris stieg das Thermometer vom 9. bis zum 16. nicht über den Gefrierpunkt, und in Madrid fiel das Minimumthermometer in der Nacht vom 11. auf den 12. auf — 3,3 °. Eine am 17. eingetretene Aequatorialströmung wurde schon am 25. wieder verdrängt, und war die Kälte während dieser Zeit namentlich in Italien sehr empfindlich. In Rom sank die Temperatur in der Nacht vom 24. auf den 25. auf — 2,8 °. Vom 25. bis zum Ende des Monats machte sich wieder eine stärkere Aequatorialströmung geltend, ohne jedoch bedeutende Extensität zu erreichen. — In Betreff der **Bewölkung** steht zwar London, wie gewöhnlich, mit 83,0 % im Durchschnitte oben an, doch hat sich das ganze Donaugebiet ungeachtet seiner abnorm kalten Witterung demselben sehr genähert, indem Odessa 80,4, Wien 82,8 u. Herrieden 81,5 pro Cent entzifferten. Außerdem war dieß nur noch im nördlichen Spanien der Fall (Bilbao 80,0). Im Norden von Frankreich und Rußland sowie in Schweden waren nahezu ¾ des Himmels bedeckt (Paris 75,0, Petersburg 75,3, Stockholm 75,1 %). Ueber die Hälfte trüber Tage hatten noch Irland, 67,9, Lappland, 65,0, Sicilien und Südspanien, beide letztere 62,5, dann die Schweiz, 60,1 %. Die Hälfte hatte das innere Rußland: 50,4. Etwas heiterer, als trüb war es in Schottland und Portugal, 47,5 und 47,8. Obwohl auch Belgien (45,0) und das innere Spanien (42,7) viele heitere Tage hatten, so war dieß doch in Südfrankreich und Italien in ungewohntem Maße der Fall, indem die Bewölkung in Marseille 32,6, in Turin 32,7 und in Rom nur 32,1 % betrug. — Die Morgens 8 Uhr an den Hauptstationen Europa's beobachteten **Mitteltemperaturen** nebst Extremen waren der Reihe nach folgende: Südspanien, Alikante, 9,5 (zwischen 6,6 und 13,6), Portugal, Lissabon, 6,9, (4,1 u. 10,7), Nordspanien, Bilbao, 6,5 (0,4 u. 11,2), Sizilien, Palermo, 6,4 (2,8 u. 10,6), Irland, Valentia, 4,0 (1,1 u. 8,0), Süditalien, Rom, 3,0 (— 2,3 u. 15,2), Südfrankreich, Marseille, 2,7 (— 5,8 u. 7,1), England, London, 2,3 (— 6,6 u. 7,1), Centralspanien, Madrid, 2,2 (— 2,7 u. 8,9), Norditalien, Turin, 1,9 (0,0 u. 4,8), Belgien, Brüssel, 1,8 (— 7,2 u. 7,0), Nordfrankreich, Paris, 1,3 (— 6,4 u. 6,3, absolut: — 8,0 u. 8,1), Schottland, Nairn, 1,0 (— 3,1 u. 4,5), Norwegen, Skudesnäs, — 2,4 (— 12,8 u. 2,4), Schweiz, Bern, — 3,4 (— 12,1 u. 2,7), Oesterreich, Wien, — 4,9 (— 10,4 u. 2,9), Bayern, Herrieden, — 6,1 (— 11,2 u. 2,5, absolut: — 14,9 u. 7,0), Schweden, Stockholm, — 8,7 (— 19,2 u. 0,5), Nordrußland, Petersburg, — 9,9 (— 24,1 u. — 0,4), inneres Rußland, Moskau, — 11,8 (— 22,7 u. 1,1), Grenze von Lappland, Haparanda, — 14,4 (— 30,6 u. — 2,9 ° R.) — Endlich ist noch zu erwähnen, daß der Vesuv und Aetna zu gleicher Zeit in Thätigkeit sind, was noch nicht vorkam, sowie daß am 15. Abends eine prachtvolle Feuerkugel in Westphalen und Rheinland gesehen wurde. — Außerdem wurden in Münster am 13. Februar Nachm. 2 Uhr mehrere Sonnenhöfe und zwei Nebensonnen bemerkt, ferner ist neben mehreren prachtvollen Nordlichtern in höheren Breiten auch ein solches am 17. Abends 8 Uhr in Peckeloh und Münster beobachtet worden.*)

Der Casellische Telegraph.

Es ist erklärlich, daß eine Erfindung so jungen Alters, wie die elektrische Telegraphie, noch nicht die höchste Vollkommenheit erreicht hat und ungeachtet der unleugbaren Vortheile, welche dieselbe schon jetzt bietet, ist der Wunsch gerechtfertigt, die dynamische Elektrizität noch vollkommener auszunutzen, als solches bisher möglich war.

Die Mängel der zahlreichen Telegraphensysteme (Zeigerapparate von Wheatstone, von Kramer und Siemens, Nadeltelegraphen, der Morse'sche Druckapparat mit seinen allmählich eingeführten Verbesserungen, chemische Telegraphen von Gintl und Bakewell), welche bisher in Anwendung gekommen, und die Unvermeidlichkeit der Fehler, welche alle diese Systeme begleiten, lassen sich nicht verkennen, Fehler, welche überall da vorkommen, wo eine mehr als blos mechanische Thätigkeit nothwendig ist. Beim Telegraphiren mittelst der bisherigen Systeme entspringen diese Fehler zumeist der undeutlichen Handschrift in den Originalen der abzugebenden Telegramme, weßhalb die Vermeidung dieser leider ziemlich allgemein verbreiteten Nachlässigkeit nicht dringend genug empfohlen werden kann, oder einem Versehen der abtelegraphirenden, resp. aufnehmenden Beamten beim Ablesen, Telegraphiren und Entziffern der telegraphischen Zeichen.

Auch der neue, schon auf einigen französischen Telegraphenlinien thätige Hughes'sche Apparat, welcher die Telegramme gleich in gewöhnlichen Lettern gedruckt am Bestimmungsorte ankommen läßt, vermeidet nur einen Theil der möglichen Fehler, nämlich die beim Aufnehmen und Entziffern entstehenden, während beim Ablesen der Originale, sowie bei dem Abtelegraphiren selbst vor wie nach Irrthümer vorkommen können.

Aus diesen Gründen mußte das Bestreben aller Betheiligten darauf gerichtet sein, einen Apparat herzustellen, welcher die Vermittlung telegraphischer Nachrichten nicht nur durch Uebersetzung in telegraphische Zeichen bewirkt, sondern die Wiedergabe der Urschrift mit allen Schriftzügen ermöglicht und die Mitwirkung des Telegraphisten auf eine bloß manuelle Thätigkeit beschränkt.

Der Abbé Caselli hat diese Aufgabe glücklich und vollständig gelöst, und ohne uns in eine detaillirte Beschreibung seines kunstreichen Apparates einzulassen, wollen wir in wenigen Worten angeben, durch welchen einfachen, sinn- und geistreichen Mechanismus er dieses glänzende Resultat erzielt hat.

Hat man zwei seiner Apparate (einen gebenden, telegraphirenden auf der Abgangs- und einen empfangenden auf der Empfangsstation), so wird die von dem Absender selbst auf einem Blatte von Zinnfolie mit gewöhnlicher Dinte gefertigte Urschrift des Telegrammes auf eine Metallplatte des Gebers gelegt, während man eine entsprechende Metallplatte des Empfängers mit chemisch präparirtem, angefeuchtetem Papier bedeckt. Diese Platten beider Apparate sind mit der Erde dauernd in leitende Verbindung gesetzt.

Durch die Schwingungen eines Pendels, welche zwei Elektromagnete unterhalten, werden zwei korrespondirende Stifte an den Apparaten dergestalt in Bewegung gesetzt, daß der eine über die Metalloberfläche der Zinnfolie am Geber, der andere über das präparirte, angefeuchtete Papier am Empfänger völlig gleichmäßig hin und her gleitet, und daß sich beide in Folge der isochronen Geschwindigkeit beider Apparate stets an korrespondirenden Orten befinden. Außer dieser hin- und hergleitenden Bewegung bewirken zwei übereinstimmende Schrauben ohne Ende nach der Vollendung jeder Hin- und

*) Der Direktor der königl. Sternwarte zu Palermo in Sizilien, Herr Cacciatore hat mich dieser Tage ganz unvermuthet mit direkter Uebersendung der dortigen sehr genau geführten meteorologischen Beobachtungen in Bülletinform, wie in Paris, zu meiner großen Freude überrascht.

Herbewegung ein seitliches Vorrücken beider Stifte um ihre eigene Stärke, so daß sie nach einer entsprechenden Anzahl dieser Bewegungen alle Punkte der Oberfläche, über welche sie gleiten, berührt haben.

Werden die Eisenstifte beider Apparate metallisch leitend mit einander verbunden, und setzt man außerdem den Stift des gebenden Apparates mit dem negativen Pole einer galvanischen Batterie in Verbindung, deren positiver Pol mit der Erde in leitender Berührung steht, so findet der elektrische Strom seinen Weg auf der gebenden Station selbst zur Erde, so lange deren Stift auf der metallischen Oberfläche der Zinnfolie gleitet, die, wie erwähnt, mittelst der Unterlagsplatte ebenfalls mit der Erde leitend verbunden ist, und auf der korrespondirenden Papierplatte entsteht keine sichtbare Wirkung. Sobald jedoch die leitende Verbindung dieses Stiftes mit der Erde durch Isolirung (im vorliegenden Falle durch Trennung des Stiftes von der Zinnfolie durch die isolirende Tintenschicht der Urschrift) aufgehoben wird, verfolgt in der Richtung von der gebenden zur empfangenden Station ein positiver Strom den Leitungsdraht zwischen beiden Stiften, durchdringt das angefeuchtete und darum leitende präparirte Papier an der Berührungsstelle des dortigen Stiftes und findet mittelst der unter diesem befindlichen Metallplatte auf der Empfangsstation seinen Weg zur Erde.

Das Papier ist mit einer Auflösung von blausaurem Kali (Blutlaugensalz) getränkt, welche beim Durchgange eines positiven Stromes und unter der Einwirkung der Eisenspitze eine solche chemische Zersetzung erfährt, daß auf dem Papier ein tiefblauer Niederschlag (blausaures Eisenoxydul, Berliner Blau) entsteht.

Es leuchtet ein, daß das Papier so viele blaue Punkte erhalten wird, als isolirende Punkte in der Urschrift der Depesche von dem Stifte der gebenden Station berührt werden, und daß diese Urschrift nach einer gewissen Anzahl von Stromunterbrechungen und Emissionen auf der empfangenden Station völlig reproduzirt sein wird; — eben so leuchtet es ein, daß dieses System nicht nur zur Uebermittlung einer bestimmten Art von Zeichen, Zahlen, Buchstaben, Interpunktionszeichen u. s. w., auf welche die Telegraphie bisher beschränkt war, dient, daß es vielmehr auch die telegraphische Mittheilung von Signaturen, von Plänen, Zeichnungen, von Musiknoten, kurz von allem gestattet, was mit Dinte auf der Zinnfolie dargestellt werden kann.

Die größte Schwierigkeit, welche bei der Lösung der Aufgabe zu überwinden war, lag in der Herstellung der isochronen Bewegung zweier entfernt von einander aufgestellten Apparate. Es wird dies auch dem Laien begreiflich erscheinen bei der Erinnerung an die bekannte historische Thatsache, daß der Kaiser Karl V., welcher sich nach seinem Eintritte in das Kloster St. Just vielfach mit mechanischen Dingen befaßte, trotz aller angewandten Mühe nicht einmal die Pendel zweier nebeneinander hangenden Uhren in ganz gleichmäßige Schwingungen versetzen konnte.

Casselli hat dies in einer für die Praxis genügenden Vollkommenheit durch Benutzung eines durch Gewichte in Schwingung erhaltenen Pendelregulators erreicht, durch dessen Hin- und Herbewegungen mit der metallischen Leitung der elektrische Strom unterbrochen, resp. wieder hergestellt wird, welcher den großen elektrischen Pendel in Bewegung setzt. Mit Hilfe einer Mikrometerschraube an dem Regulatorpendel lassen sich die Schwingungen beschleunigen oder verlangsamen, und erkennt der Beamte auf der Empfangsstation das Bedürfniß hierzu daran, wenn ein schwarzer Rand, mit welchem deßhalb jede einzelne Urschrift umzogen wird, nicht völlig regelmäßig überkommt, sondern nach irgend einer Seite ausweicht.

Der gebende Apparat, einmal in Thätigkeit versetzt, arbeitet ohne weitere Dazwischenkunft der Beamten, und die Thätigkeit derjenigen auf der Empfangsstation beschränkt sich auf die Regulirung und Erhaltung des gleichmäßigen, der Schnelligkeit des gebenden Apparates korrespondirenden Ganges. Der Apparat selbst reproduzirt mechanisch die Urschrift, während nach den übrigen Apparatsystemen nur sehr mittelbar Kopien derselben nach mehrfachen Uebertragungen und mittelst der kunstfertigen Thätigkeit von besonders hiezu ausgebildeten Beamten erhältlich sind.

Abgesehen von diesem nicht zu unterschätzenden Vorzuge, mit welchem die Möglichkeit aller persönlichen Irrungen entfällt, erwächst ein anderer Vortheil des Casselli'schen Telegraphen dadurch, daß er die vollständige oder theilweise Zurücktelegraphirung eines Telegrammes zum Zwecke der Kollationirung entbehrlich macht, und somit eine ziemlich bedeutende Zeitersparniß gewährt.

Werden mittelst anderer Apparate unter gewöhnlichen Verhältnissen zwanzig Worte durchschnittlich in 3 bis 4 Minuten von einer Station zur anderen telegraphirt, so reproduzirt der Casselli'sche Apparat die Urschrift von zwei Zinnfolien in der Größe von je 120 Quadrat-Centimetern (circa 18 Quadratzoll), deren jede bequem zweihundert Worte enthalten kann, also im Ganzen vierhundert Worte innerhalb 20 Minuten, und haben neuere Versuche festgestellt, daß diese, die Schnelligkeit der älteren Systeme um das Drei- bis Vierfache übertreffende Geschwindigkeit sich noch erheblich steigern läßt.

Die Vortrefflichkeit dieser neuen Erfindung, welche würdig ist, den großartigsten Triumphen des menschlichen Geistes aller Zeiten beigesellt zu werden, wird Niemand nach den obigen Bemerkungen bestreiten, und ihre Tragweite, ihr Einfluß auf die Wirksamkeit des telegraphischen Verkehrs läßt sich vorläufig noch nicht übersehen; — gleichwohl erscheint es bedenklich, ihr noch andere Vortheile, wie die Unabhängigkeit von atmosphärischen Einflüssen und der statischen Luft-Elektrizität, zu vindiziren. Diese schädlichen Einflüsse haben es zunächst nicht mit dem Telegraphen-Apparat, sondern mit den Telegraphen-Leitungen zu thun, welche sich noch heute nach den Erfahrungen aller Länder in einem dem vollkommenen Ideale höchst unähnlichen Zustande befinden und deren Verbesserung mit der Vervollkommnung der Apparate bei Weitem nicht gleichen Schritt gehalten hat. (K. Z.)

In den verderbten Strömen dieser Welt
Kann die vergoldete Hand der Missethat
Das Recht wegstoßen, und ein schnöder Preis
Erkauft oft das Gesetz. Nicht so dort oben.
Da gilt kein Kunstgriff, da erscheint die Handlung
In ihrem wahren Licht, und wir sind selbst
Genöthigt, unsern Fehlern in die Zähne
Ein Zeugniß abzulegen.

Shakespeare.

Wie erst Gemälde erst dann eine große Wirkung auf uns hervorbringen, wenn wir sie in günstigem Lichte von einem gewissen Standpunkte aus betrachten: so finden wir auch viele Sätze der Lebensphilosophie nur dann erst voll treffender, einleuchtender Wahrheit, wenn wir eine gewisse Stufe der Beobachtung und Erfahrung einnehmen.

Räthsel.

(Doppelwort. Erstes einsylbig; zweites zweisylbig.)

Mein Erstes richtig zu entdecken
Im Leben, fällt den Meisten schwer,
Und selbst mein Zweites blieb oft stecken,
Wenn nicht zum Glück mein Ganzes wär'.
Denn wo mein Erstes herbe Sorgen,
Manch Ungemach und Hemmniß bringt,
Und aus dem Dunkel sich zum Morgen
Des Licht's empor mein Zweites ringt,
Da tritt, wenn die Gefahr am nächsten,
Mein Ganzes oft zu uns heran,
Und führt die Starken wie die Schwächsten,
Ein stummer Freund, auf bess're Bahn.
Wohl dem, der an des Zweifels Schwelle
Mein Ganzes sieht, mein Zweites bleibt,
Und von des Schicksals günst'ger Welle
Erfaßt, auf meinem Ersten treibt! —

Auflösung des Logogryphs in Nr. 11:
„Thaler." — „Thal."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 13. Sonntag, den 26. März. 1865.

Zwei Maß' hat Jeder innerlich
Im Tadeln wie im Preisen,
Für And're eins und eins für sich.
Wer sie zum Mittelmaß verglich,
Den nenn' ich einen Weisen.

Reiner Wein.

Novelle von W. H. Riehl.

III.

Franz hatte den Vormittag geglüht im Feuer der Erwartung, und als Susanne mit ihrem Vater wieder hinweggegangen war, fror es ihn den ganzen Nachmittag.

Susanne war ein eigenes Mädchen. Groß, stattlich, voll in den Formen und von frischester Farbe, erschien sie aus der Ferne wunderschön; trat man ihr aber nahe, so waren die Züge um ein Haar zu scharf und männlich, die Farbe um einen Ton zu derb; die Schönheit stieg mit jedem Schritte, den man zurücktrat, und fiel mit jedem Schritte, den man herankam. Die Schwaben sagen von einem solchen Frauenbilde: „es fernelet". Nur der geistige Ausdruck des Auges wuchs in der Nähe. Alles dieses hatte Franz schon oft bemerkt und meinte, das sei gerade nicht die schönste Schönheit, aber die gediegenste. Nun fand er heute, daß die Jungfrau auch noch in einem andern Sinne „fernele". Wenn er sie nämlich gar nicht sah, Tage und Wochen lang, so neigte sie sich ihm im Geiste immer liebevoller und huldreicher entgegen, hatte er sie vollends während eines ganzen Monats nicht einmal auf der Straße erblickt, so verkehrte er wunderbar innig mit ihr und sie mit ihm, und es hätte nur noch des letzten Wortes bedurft, so wären sie Braut und Bräutigam gewesen; — allein er brauchte dann nur wieder ein wirkliches Wort mit ihr zu reden, und der ganze Rausch verflog, es überlief ihn kalt und er erkannte mit entsetzlicher Klarheit, daß Susanne gar nichts ahne von seinem vertrauten geisterweisen Verkehre, nicht ahne, daß er ihr zu Liebe den Cyrus geritten und den Wein so theuer gekauft und das Haus so kostbar habe schmücken lassen.

So war es in der That. Dennoch hatte das Mädchen gleichfalls eine gewisse Empfindung für den Schwärmer, nur in einer der seinigen ganz entgegengesetzten Weise. Sie ärgerte sich über den Großthuer und zürnte dem Verschwender, ja sie war unter Freundinnen immer seine strengste Anklägerin. Trat er ihr aber persönlich einmal gegenüber, so zerrann der Unmuth und sie konnte seine wenigen bewegten Worte niemals ohne herzliches Mitleid hören. Der junge Mensch, welcher so sichtbar in sein Verderben lief, dauerte sie dann gar zu sehr. Er träumte sich am glücklichsten, wenn er sie nicht sah, und mußte sie doch suchen; sie suchte ihn gar nicht, fühlte aber doch eine gewisse Befriedigung, wenn sie ihm ungesucht begegnete. Und warum soll es uns nicht wohlthun, wenn wir gewahren, daß ein zweifelhafter Charakter aus der Nähe doch nicht halb so schlecht aussieht als aus der Ferne?

Franz Hertorf verfolgte inzwischen unbeirrt die eingeschlagene Bahn, im festen Glauben, sie werde ihn zum Ziele führen. Sein Geldbeutel hielt noch eine Weile vor, und war er nur erst einmal ein recht vornehmer und berühmter Bürger geworden, so mußte sich das Uebrige schon finden. Vom Weine allezeit nüchtern, im Geiste aber ewig trunken, war er jetzt schon ohne Zweifel der originellste Weinhändler. Auch drang er wirklich mehr und mehr in das Haus des Schöffen, und die Gespräche mit Susannen wurden ausgiebiger. Allein der Gegenzug ihrer Naturen verschliff sich dadurch keineswegs, sondern steigerte sich nun erst recht.

Denn stand Susanna dem jungen Hertorf gegenüber, so gab sie ihm zwar manches freundliche Wort, las ihm aber auch recht mütterlich den Text und dachte, wenn ich ihn nur immer unter den Augen hätte, so bliebe er vor tausend Thorheiten bewahrt und könnte späterhin irgend ein braves Bürgermädchen noch recht glücklich machen. Franz dagegen meinte manchmal, verzweifelnd, wenn es ihm nur gelänge, bloß von fernher und in der Einbildung mit Susannen zu leben; das gäbe die seligste Liebe und Ehe, die je im Himmel geträumt worden sei.

Trotzdem ging jedoch seltsamerweise wieder all sein Sinnen dahin, der von fernher so reizenden Susanne seine Liebe einmal ganz aus der Nähe zu erklären. Vor diesem entscheidenden Schritt hatte er sich aber noch ein zwiefaches Ziel gesteckt, auf daß auch die letzten Vorurtheile des Schöffen gegen seinen geringen Stand zerstreut würden, ein Doppelziel, mit welchem er freilich zunächst nur das doppelt gesteigerte Mißfallen Susannens gewann. Allein da er ihr bisher überhaupt ja nur im Mißfallen einiges Wohlgefallen abgerungen hatte, so erschreckte ihn das gar nicht.

Erstlich trachtete er nach einem Sitz im Rathhause und zwar auf der zweiten Bank, auf welche neben viel vornehmen Leuten nur einige vornehmen Kaufleute kommen konnten. Als Susanne davon hörte, fand sie dieses Vorhaben sehr anmaßlich; denn ein Mann wie dieser Weinhändler gehörte höchstens auf die dritte Bank. Doch da ihr Franz demnächst wieder zu Gesicht kam, dachte sie ganz still: für die dritte Bank ist er doch zu fein, und warum soll denn ein so reich begabter Mann seinen Ehrgeiz nicht eine Bank höher spannen?

Um aber jener zweiten Bank sicher zu sein, veränderte er sein ganzes Geschäft von Grund aus und wollte sich demnächst als wirklicher Großhändler entpuppen. Dies war das andere Ziel. Er mied von Stund an den Weinmarkt vor dem Leonhardsthor, wo man am Mainufer unter schattigen Bäumen täglich Wein probirte und ausschenkte, und die kleineren Käufe abschloß, und schickte statt seiner einen Geschäftsführer auf den Markt, der jedoch für sich bessere Geschäfte machte als für seinen Herrn. Allein das that nichts. Der Kleinverkauf — bisher freilich die beste Einnahmsquelle — sollte ohnedies allmählig ganz eingehen; dagegen nahm Hertorf den Rest seines Vermögens zusammen, um große Vorräthe einzukaufen und neue Verbindungen zu knüpfen. Die Leute redeten viel über diesen kühnen Aufschwung, und Susanne fand das Verschmähen des bisherigen sicheren Erwerbes äußerst unklug und spottete über den großen Handelsherrn, der für den Platz am Weinfaß zu gut geworden sei und nur noch vom Triumphwagen herab (wie der Bachus am Roßmarkt) seine Panther, das heißt seine zwei Handlungsdiener lenke. Als sie ihm jedoch ihre Meinung recht hart sagen wollte, schmolz

diese Härte in den Ton des Mitleids, und der leichtsinnige Franz ließ sich den Uebergang recht wohl gefallen und meinte, Mitleid sei schon oft die Maske der Liebe gewesen.

Der Tag, wo sich's mit der zweiten Bank entscheiden mußte, stand vor der Thür. Hertorf's Hoffnung wuchs und wurzelte zuletzt so fest, daß er im Geiste die Bank schon ganz warm gesessen hatte, und als ihn gar nur vierundzwanzig Stunden noch von dem Termine der Rathswahl trennten, war seine Brust so übervoll des frohesten Muthes, daß ihm die Mauern der Stadt zu eng wurden. Er sprengte auf dem Cyrus hinaus in's weite Land, um bis zum sinkenden Abend den stolzesten, glückseligsten Zukunftsbildern nachzujagen, und fand des Nachts vor lauter Träumen keinen Schlaf. Am hellen Tage träumte er dann weiter. War nach dem Vorschlage des Schultheißen die Wahl vollzogen, so mußte alsbald ein Canzleischreiber bei ihm, dem Neugewählten, erscheinen und ihn auf den Römer entbieten. Dort schwur er den sogenannten „Corruptionseid" und empfing an der Thür die Glückwünsche seiner neuen Amtsbrüder. Alsdann wollte er aber stracks zur Jungfer Susanne eilen, um mit noch ganz anderen Schwüren als dem Corruptionseid den Tag zu besiegeln.

Er spähte recht oft durch's Fenster nach dem Canzleiboten. Endlich klopfte es an die Thüre; Hertorf setzte sich in würdige magistratische Haltung, bevor er Herein! rief. Es kam aber kein Canzleibote, sondern ein Handlungsdiener, welcher athemlos meldete, der Geschäftsführer am Weinmarkt sei gestern durchgegangen. Das Wort schnitt dem unglücklichen Candidaten der zweiten Bank bis in's Mark; er hatte dem Geschäftsführer unbegrenztes Vertrauen geschenkt, er hatte ihn den Kaufmann spielen lassen, damit er selber Zeit gewönne, den Edelmann zu spielen, hatte Wechsel und Verträge unterzeichnet, welche ihm Jener vorgelegt, ohne daß er nur genau den Inhalt gelesen: das fuhr ihm jetzt alles wie ein Wetterstrahl durch die Seele. Da klopfte es schon wieder. Jetzt kam wirklich ein Bote vom Römer. Allein es war der rechte nicht, sondern ein Gerichtsdiener, der dem Weinhändler Hausarrest ankündete, auf gestern bereits erfolgtes Andringen der Gläubiger, welche den durch des Geschäftsführers Flucht verstärkten Verdacht leichtsinnigen und betrügerischen Bankerottes nachgewiesen hätten.

Bei dem Worte „betrügerisch" gewann Franz Hertorf seine ganze Fassung und rathsherrliche Würde wieder. Er erhob feierlich den großen Rohrstock mit dem goldenen Knopfe, welchen er sich schon vor einer Stunde für den Gang auf den Römer zur Hand gestellt hatte, und sprach zum Gerichtsboten: „Lieber Freund, verbessere Er seinen Vortrag! Ist mein Bankerott leichtsinnig, so kann er nicht betrügerisch sein, sondern höchstens ein betrogener Bankerott. Ehre mag noch bestehen neben dem Leichtsinn und in Ehren kann man auch betrogen werden, ja man kann sogar aus lauter Ehre Bankerott machen, aber betrügen aus Ehre kann kein Mensch!"

Und so fand Franz den ersten Trost in dem Gedanken, daß er zwar Geld und Freiheit möge verloren haben, aber seine Ehre nicht. —

IV.

Der feinste Weinhändler, welcher in den Augen seiner Mitbürger nun doch plötzlich zum gröbsten Schwindler herabgesunken war, bekam einen harten Stand. Die Ueberschuldung berechnete sich auf zehntausendachthundert rheinische Gulden, und Franz Hertorf selber, dem doch so vieles Großartige über Erwarten gelang, hätte seiner Lebtage nicht gedacht, daß er so großartige Schulden machen könne. Vergebens rang er, den Richtern seine Unschuld und Unwissenheit darzuthun und den bodenlosen Abgrund seines romantischen Leichtsinnes zu veranschaulichen. Sie hatten kein Verständniß dafür. Kein Mensch wollte ihm glauben, daß er seit Jahresfrist den schlechten Stand seines Vermögens selber nicht gekannt und dem Geschäftsführer schriftliche und mündliche Vollmachten gegeben, deren Inhalt er gar nicht beachtet habe. Mußte er doch den letzten, einzig überzeugenden Grund, der in der Tiefe seines Seelenlebens lag, verschweigen. Die Richter sprachen von einem leichtsinnigen, ja von einem schelmischen Bankerott, und er hatte doch nur aus bitterer Noth Bankerott gemacht, aus Liebesnoth. Er schimpfte inwendig auf die erbärmliche Rechtspflege, welche gar keine Rubrik besitze für einen Bankerott aus Liebe, hätte sich jedoch eher die Zunge abgebissen, als daß er von dieser Ursache seiner Verschwendung und seines adeligen Abscheues gegen gemeine Rechnungsbücher, Wechsel, Quittungen und dergleichen bürgerliche Papiere gesprochen hätte. Sein geheimes Lieben war ihm heilig, er hatte es über alle Wolken emporgehalten, sollte er's in einen ganz ordinären Gantproceß herunterziehen? Und sollte er wohl gar zu den Akten geben, daß er so ungeheuer viel Geld und Mühe verschwendet für ein Mädchen, welches dann ihrerseits am Ende vielleicht zu Protokoll erklärte, daß sie von seiner Liebe niemals etwas gewußt habe, noch habe wissen wollen? Er hatte für den höchsten Besitz, für den Besitz des edelsten, ächtesten Menschenherzens schnöde Erbengüter eingesetzt, und wenn er diese nun verlor, war das ein leichtsinniger Bankerott? Und konnten seine Richter und Gläubiger denn überhaupt entscheiden, daß er in diesem Handel Bankerott gemacht habe? Das konnte nur Susanne und er selbst.

Mit solchen Gründen erhitzte und kühlte er zugleich seinen brausenden Zorn. Freilich würden sie ihm, wenn er sie ausgesprochen, nicht viel genützt haben, wie viel weniger also, da er sie steif und fest für sich behielt.

Kein Wunder, daß der Prozeß einen schlimmen Ausgang nahm. Das leichtsinnige Bankerottiren war seit einiger Zeit zu Frankfurt stark in Mode gekommen; man mußte ein Exempel statuiren und that es vielleicht doppelt gern bei einem Manne, der vornehmer, feiner und besser hatte sein wollen, als seine Mitbürger. Also erkannte der Rath zu Recht, daß Franz Hertorf „einen schelmischen Bankerott gespielet", zumal er noch nicht zwei Jahre Haus gehalten. Man ließ ihm aber aus besonderer Huld die Wahl zwischen drei Strafen, entweder, er solle dreimal je zwei Stunden am Halseisen stehen, oder lebenslang einen gelben Hut tragen, oder auf ewig im Schuldthurm sitzen.

Die Wahl schien nicht gar schwer und der gelbe Hut sicherlich das kleinste von den drei Uebeln. Doch Franz Hertorf wollte diesmal nicht wieder leichtsinnig sein und bat um Bedenkzeit, daß er sich mit seinem Advokaten berathe. Dieser empfahl das Halseisen; es sei zwar nicht die angenehmste, aber doch die kürzeste Strafe; sechs Stunden seien geschwind vorbei, auch fehle es hier nicht an achtbaren Vorgängern; denn erst um Weihnachten habe ein wirklicher Edelmann wegen Diebstahls an demselben Eisen gestanden.

Franz fuhr den wohlmeinenden Rathgeber fast zornig an und rief, solche Schande wolle er nimmer erleben und fragte dann, ob der gelbe Hut nicht vorzuziehen sei? man könne ja Winters und Sommers etwa einen Strohhut tragen. Als ihm aber der Advokat erklärte, was es mit dem gelben Hut für genauere Bewandtniß habe, da fiel ihm das Herz in die Schuhe. Wer nämlich als Bankerottirer zum gelben Hute verurtheilt war, der mußte, laut eines Rathsbeschlusses von 1581, sammt seiner Familie geringer gekleidet gehen, als die übrigen Bürger, und jedes öffentlichen Verkehres mit ehrlichen Leuten sich enthalten, bei Gefängnißstrafe; auch war er unfähig zu städtischen Aemtern, also ausgestoßen aus der Gesellschaft und politisch todt. Da hatte der Advokat also doch mit gutem Grunde das Halseisen als bequemer empfohlen: gleiche Schande lastete auf der eisernen Halsbinde wie auf dem gelben Hute, allein das Sinnbild der Schand trug man dort doch nur sechs Stunden, hier aber sein Leben lang.

Hertorf wollte verzweifeln, über der Qual der Wahl. War hier am Ende gar die härteste Strafe die mildeste? sollte er ewiges Gefängniß, welches im ersten Augenblicke kein Mensch vorgezogen hätte, nicht doch zuletzt als Frucht reiflicher Erwägung begehren? In den Schuldthurm nahm er seine Ehre mit und konnte sie auch unverletzt wieder heraustragen, aber leider nur, wenn er selber im Sarge herausgetragen wurde. „Ewig" spricht sich so kurz und ist doch ein gar langes Wort. Mit dem Halseisen oder mit dem gelben Hute war er todt für seine Mitbürger, todt für die Gemeinde; in ewiger Schuldhaft war die ganze Welt todt für ihn. Am liebsten hätte er sich gleich den Hals abgeschnitten, um der Wahl zwischen jenen zweierlei Arten von Tod durch eine dritte noch tödtlichere Todesart enthoben zu sein, allein für's Leben würde er dadurch wenig gewonnen haben, und für die Ehre auch nicht viel.

Nach langem Hin- und Widerreden erklärte endlich der Advokat, so ein wählerischer Mensch sei ihm in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen, und überließ den überkritischen Weinhändler, dem nicht zu rathen und nicht zu helfen sei, dem eigenen einsamen Nachsinnen. Kaum aber sah sich Franz Hertorf allein und

ohne Rechtsbeistand, so fand er auch einen erleuchteten Gedanken: Susanne sollte entscheiden!

Und kaum gedacht, so schrieb er auch schon einen Brief an die Tochter des Schöffen, und erst beim letzten Punktum erschrak er über seine eigene Kühnheit. Allein der Brief war geschrieben und ward augenblicklich gesiegelt und fortgeschickt.

Es war sein erster Brief an Susannen: wenige trockene Zeilen mit einer kurzen Schilderung der Sachlage und der schweren Frage, welche von den drei Strafen zu wählen sei? Franz empfand viel zu stolz und dachte viel zu gescheidt, als daß er auch nur die leiseste Ahnung von jener Leidenschaft hätte durchschimmern lassen, welche in diesem Augenblicke qualvoller als je zuvor sein Herz zerriß. Er hätte an seine Richter nicht gedrängter und gegenständlicher schreiben können, wie jetzt an die Jungfrau, und sie stand in der That als der Hauptrichter vor seiner bangenden Seele. Dennoch sagte er, da er das karge Blatt abgesendet, zu sich selbst: „Das ist nun mein erster Liebesbrief!" — nicht als ein Brief, in welchem er seine Liebe erklärt, sondern durch welchen er vielmehr die Liebe Susannens wenn sie auch nur in einem Fünklein geglommen hätte, zur Aussprache bringen mußte. Darum hoffte er auch, sie werde sich für gar keine von den drei Strafen entscheiden, sondern mit ihres Vaters Einfluß Aufschub, Gnade für Recht, oder wenigstens Abwendung der äußersten Schande herbeiführen. Der Schöff hatte freilich während des Processes nicht die mindeste Gunst für den Angeklagten gezeigt; allein was vermochte die geliebte Tochter nicht allezeit über den Vater! Hertorff's Hoffnungsträume schwangen sich sogar noch kühner auf. Niemals hatte er auf das Geld der Jungfrau gerechnet: da sie nun aber doch einen steinreichen Vater besaß, so konnte sie immerhin den Alten zu einer Bürgschaft bewegen, zu einem Vorschuß, zur Einleitung eines Vergleiches mit den Gläubigern. Als er den Brief schrieb, hatte Franz nicht an dergleichen gedacht, es fiel ihm nur so nachträglich ein; doch wies er den Gedanken alsbald wieder von sich wie einen teuflischen Versucher. Nein, er wollte nicht losgekauft sein, er wollte kein Almosen aus eben der Hand, welche vielmehr von ihm den höchsten Reichthum des Lebensglückes hätte empfangen sollen. Er begehrte nur sein Urtheil.

Es kam in zwei Worten ohne Anrede und Unterschrift, aber sie waren von Susannen's Hand und in ihrem Geiste. Sie lauteten: „Ewiges Gefängniß."

Franz Hertorf meldete sich zum Schuldthurm auf Lebenszeit. Und es geschah ihm sein Recht, wie er's gewollt.

(Schluß folgt.)

Spaziergang durch die West-India Docks.

Große Haufen Büffelhörner, —
Viele Früchte, Samenkörner,
Cocosnüsse, Ingwer, Feigen,
Granatäpfel und dergleichen.
Zucker, wohl an hundert Fässer,
Krüge voll gebrannter Wässer,
Färbehölzer, Elfenbein,
Kupfer, Balsam, Edelstein.
Kleine Vögel voll Gesang,
Lebender Orang-Utang,
Alligator ein gar böser,
Unser Ichthyosaurus größer,
Schwer mit Gold durchwirkte Tücher,
Ganze Haufen Sanscrit-Bücher,
Ochsenhäute, Honig, Talg,
Wilde Katzen, Tigerbalg,
Schwarzes Mädchen wulst'ger Lippe
Saß auf einer Wallfischrippe,
Nebel, gelb wie Erbsensuppe,
Dazu lacht die dicke Puppe,
Zähne weiß wie Mandelkern,
Große Augen, Abendstern —,
Ob als Waare? wer kann's wissen,
Immerhin ein fetter Bissen;
Doch im Schoß' lag eine lange
Zischend braune Klapperschlange,
Wagen konnte man die Welt',
Säß' die so zu Haymarket
In dem großen Kaffeehaus,
Alle Stutzer liefen 'naus.
Rosenöl für Toilett'-Tischchen,
Kleine eingemachte Fischchen,
Wollte davon was genießen,
Rother Pfeffer, mußte nießen,
Dieses macht der Schwarzen Spaß,
Reicht mir ein Stück Ananas.
Papageien viel Geschrei,
Elephantenkälber zwei,
Rum und Arrak, alt und neuer,
Demant groß wie Hühnereier,
Gold und Silber lag in Barren,
In den Kisten auf dem Karren,
Durch die hohen weiten Hallen
Unabsehbar Baumwoll'n-Ballen,
Und wer weiß es noch wie viel?
Gut war's, daß der Hesekiel
Nicht zugegen, bei dem Schreien
Angefangt zu prophezeien,
Was hätt' der nicht all gewagt?
Und natürlich 'nausgejagt
Hätt' uns der borbirte Wächter
Mit G . . d . . . und Hohngelächter.

P.

Schiller-Kalender.

Zur Vervollständigung der reichen Schillerliteratur hat Schiller's Tochter Frau Emilie v. Gleichen-Rußwurm jetzt (bei J. G. Cotta) auch Schillers Kalender herausgegeben, welche er seit dem 18. Juli 1795 bis zum 29 April 1805, zehn Tage vor seinem Tode, führte. Er verzeichnete darin mit kurzem Wort und großer Pünktlichkeit die Briefe, die er empfing und absandte. Notizen über seine Thätigkeit, über Gelder, die er erhielt und verausgabte, im Haushalt und als Honorare, über Besuche und häusliche Angelegenheiten mancherlei Art, die uns einen interessanten Einblick in den Lauf seines täglichen Lebens geben. Vor Allem auffällig ist die Fülle der brieflichen Thätigkeit, die uns darin summarisch vor Augen tritt. Von literar-historischem Interesse sind manche bestimmte Daten über Beginn und Vollendung seiner Dichtungen, Dramen, Balladen. So z. B. wurde am 22. Oktober 1796 „an den Wallenstein gegangen", am 3. November 1797 „angefangen, ihn in Jamben zu machen", am 15. August 1798 sind die zwei letzten Akte Goethe vorgelesen, am 17. März 1799 war das Werk für's Theater fertig. Die „Bürgschaft" ist vom 27. bis 30. August 1798 geschrieben. Am 26. April 1799 begann der Dichter Maria Stuart's Geschichte zu studiren, am 4. Juni sie auszuarbeiten, am 24. Juli wurde der erste Akt, vom 25 bis 26. August der zweite Akt fertig; dann findet die Arbeit eine Unterbrechung, auch durch eine schwere Krankheit seiner Frau. Am 9. Juni 1800 ward das Drama geendigt. Vom 1. Juli 1800 bis 16. April 1801 dichtete Schiller die „Jungfrau von Orleans". Am 4. Juli 1801 nahm er den Plan zur „Gräfin von Flandern" vor, die nicht zur Ausführung kam. Am 10. März 1804 wurde der Entschluß zum „Demetrius" gefaßt. Gar häufig sind die Notizen über Weinsendungen, Zahlungen für Wein und Besuche der Weinreisenden, und wir sehen auch mit Freuden, daß der Weinkeller des Dichters ganz respektabel bestellt war. Das Verzeichniß des Weinvorraths von 1804, der durch neue Sendungen besonders angewachsen sein mochte, ergibt $3^1/_2$ Eimer Burgunder- und Franken-Wein und 198 Flaschen theils feiner und schwerer Weinsorten, die einen guten Geschmack bekunden. Die Berechnung der Gesammtausgabe für Schiller's Wirthschaft mit Einschluß aller nöthigen Nebenausgaben ist höher, als man nach der gewöhnlichen Annahme der damaligen vermeintlichen Billigkeit erwarten sollte; im Jahre 1802 beträgt sie 1525 Thlr; ein späterer Jahresüberschlag unter Bezeichnung „Ich brauche" stellt 1300 Thlr. auf. Bei beiden spezifizirten Angaben findet sich außer Wein (mit 125 und 100 Thlr. angesetzt) kein Luxusartikel. Außerdem enthält der Kalender noch nachstehendes Verzeichniß von dramatischen Stoffen,

die Schiller theils bearbeitet, theils zur Bearbeitung projektirt hatte: Die Maltheser, Tragödie. *Wallenstein, Tragödie. Das Ereigniß zu Verona beim Römerzug; Sigismund's Verbrechen seines Günstlings und strenge Justiz des Kaisers. *Maria Stuart, Tragödie. Narbonne, oder die Kinder des Hauses. Der Hausvater. Verschwörung gegen Venedig. Sizilianische Vesper. *Das Mädchen von Orleans. *Macbeth nach Shakespear. *Gozzi's Turandot. Agrippina, Tragödie. Die Begebenheit zu Famagusta. Warbeck. Die Polizei im Schauspiel. *Die feindlichen Brüder zu Messina, Tragödie. Themistokles, Tragödie. Gräfin von Flandern, Schauspiel. *Wilhelm Tell, Tragödie. Gräfin von S. Geran. Die Flibustiers, Schauspiel. Bluthochzeit zu Moskau. Das Schiff. Henri IV. oder Biron. Charlotte Corday, Tragödie. Rudolph von Habsburg. Heinrich der Löwe von Braunschweig. Der Graf von Königsmark. Monaldeschi. Rosamund. Die Braut der Hölle. Elfride.

Haustyrannen.

Wenn es als eine anerkannte Wahrheit feststeht, daß viele große Männer ihre Erziehung einzig ihren Müttern verdanken, so ist darum nicht weniger wahr, nur weit weniger schmeichelhaft, daß viele eigensinnige, selbstsüchtige Ehegatten, ebenfalls von ihren Müttern mit diesen liebenswürdigen Eigenschaften ausgestattet werden, und daß die Mütter weit mehr geneigt sind, die Söhne als die Töchter zu verziehen. Man hat in vielen Familien, und mit vollem Rechte, das Prinzip, die Töchter zur Selbstverleugnung und zum Nachgeben zu gewöhnen; eingedenk ihrer Lebensstellung, welche ja vom Weibe eine ununterbrochene Uebung dieser Tugenden erheischt. Dieser Grundsatz und, wir können es nicht verhehlen, eine gewisse Bevorzugung der Knaben, bestimmt die Mütter gar zu häufig, die Schwestern den Brüdern auf eine Weise unterzuordnen, welche nicht ohne die nachtheiligsten Folgen auf den Charakter der letzteren bleiben kann. In allen Fällen, wo Differenzen entstehen, wo es sich um eine Aufopferung handelt, heißt es stets: „Bedenke, er ist ja dein Bruder!" Das kleine weiche Herz, obgleich es sich zuweilen unter dem Gefühl des erlittenen Unrechts zusammenkrampft, kann einer solchen Mahnung nicht widerstehen, es gibt nach; der Bruder aber, an den eine solche Aufforderung niemals gerichtet wird, gewöhnt sich gar bald, sich als der Schwester weit überlegen zu betrachten, alles, was sie ihm zu Liebe thut, als einen gebührenden Tribut hinzunehmen, wofür er weder dankbar sein, noch sich durch ähnliche Aufmerksamkeiten erkenntlich zeigen muß. Er benützt ohne Umstände alle Bücher, alles Spielzeug der Schwester, verdirbt ihre sorgfältig gehüteten Schätze, ohne daß sie sich dagegen aufzulehnen wagt; aber wehe ihr, wenn sie sich einmal einfallen läßt, etwas ihm als Eigenthum Zugehöriges zu berühren. Ihm gehört die ganze Kinderstube, die Schwester muß sich mit ihren Puppen in der bescheidensten Ecke einrichten und ist auch dort nicht ungestört, wenn es dem Bruder und dessen Gefährten einfällt, bis dahin ihren Tummelplatz auszudehnen.

Wie es der Knabe begonnen, so setzt es der Jüngling fort. Die Schwester ist seine Dienerin, die jeden seiner Wünsche erfüllen, sich nach allen seinen Launen richten muß, die dagegen von ihm nicht die geringste Gefälligkeit erwarten kann. Sie muß für ihn plätten und nähen, in jeder Hinsicht für seine Bequemlichkeit sorgen; hat sie aber einmal ein Anliegen, wünscht sie seine Begleitung des Abends, so ist er gewiß verhindert, und läßt er sich wirklich einmal zu einer kleinen Hilfsleistung herbei, so betrachtet er dieselbe als eine gar nicht genug zu schätzende Gnade.

Solche Familien, wo keine Gegenseitigkeit der Freundlichkeit und Gefälligkeit herrscht, sind die Pflanzstätten der Haustyrannen und Egoisten. Mit welchen Ansichten von seiner eigenen Wichtigkeit tritt ein so erzogener junger Mann in die Ehe, wenn sein Egoismus ihn überhaupt eine solche schließen läßt? Nur zu bald erkennt die Frau zu ihrem großen Schrecken, daß in ihrem Ehestandsexempel ihr Gatte sich allein für die Zahl, sie und die übrigen Familienglieder für die darauffolgenden Nullen ansieht. Wie oft muß sie hören, wie es doch anders gewesen, ehe er sich verheirathet. Zu Hause nur kochte man ihm seine Lieblingsspeise mundrecht, zu Hause nur gab man seinen Krägen die richtige Steifheit, zu Hause riß nie ein Band, fehlte nie ein Knopf, zu Hause nur wußte man für seine Behaglichkeit zu sorgen, alle Unannehmlichkeiten von ihm fern zu halten. Täglich entdeckt er neue Annehmlichkeiten, die er in der alten Heimath besessen, in der neuen entbehren muß, und unterhält die arme Frau, welche trotz des redlichsten Willens und der unablässigsten Bemühungen ihm nichts recht machen kann, so unausgesetzt davon, daß sie endlich des Wunsches sich nicht erwehren kann, er möchte diese vorzügliche Familie nicht verlassen, sie der ihrigen nicht entrissen haben.

Wir glauben wohl annehmen zu dürfen, daß die Abneigung, welche man so häufig bei Schwiegertöchtern gegen Schwiegermütter findet, ihren Grund in dem Gefühl hat, daß ihnen von diesen ein großes Unrecht zugefügt worden. Die Mutter, welcher die Erziehung eines Sohnes obliegt, sollte, wenn sie auch aus Schwäche oder Prinzip die eigenen Töchter dessen Willkür preisgibt, doch Rücksicht nehmen auf die Frau, welche er einst heimführt. Es könnte wahrlich nichts schaden, wenn die Mütter sich öfter die Frage vorlegten, welche Art von Gatten sie wohl an ihren Söhnen erziehen? Eine ernste und gewissenhafte Beantwortung derselben dürfte sicher zu einer bedeutenden Verminderung der „Haustyrannen" beitragen.

(Katzenjammer!) Glasbrenner hält in seiner „Montags-Ztg." folgende Vorlesung über den Katzenjammer: „Einer der wunderbarsten Zustände des Menschen, ein Phänomen für Physiologie und Pathologie, ein Räthsel für den Wein- und Naturforscher, ist der Katzenjammer, auch Kater genannt. Keine Sprache ist reich genug, ihn zu beschreiben, man muß ihn empfunden haben, um ihn unbeschreiblich und unbegreiflich zu finden. Katzenjammer ist ein Mittelding zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Hunger und Uebersättigung, zwischen Trunkenheit und Nüchternheit. Katzenjammer ist nüchterne Trunkenheit oder trunkene Nüchternheit. Katzenjammer ist die Reue des Magens. Katzenjammer ist die Katzenmusik, die der Kopf dem Magen bringt. Katzenjammer ist ein moralisches Ragout von Uebersättigung, Duftüberfluß, Idiosynkrasie und noch nicht zum Durchbruch gekommenen Besserungsvorsätzen. Katzenjammer ist ein Janus, der zurückschaut auf die Vergangenheit der leeren Fleischtöpfe Egyptens, und der nach vorwärts blickt in die Zukunft mit der soliden, halbglaublichen Devise: Ich thu's nicht wieder! Katzenjammer ist ein Hochgericht, das dem Wein das Concilium abeundi ertheilt, und Beefsteaks und Mehlspeisen und Austern und Nesselrode bis auf weiteres relegirt. Katzenjammer ist der herrschende Feudalismus nach der Epoche der Freude und Freiheit. Katzenjammer ist die Rechnung des Stoffes, welche der Geist bezahlen muß. Katzenjammer ist der Hundejubel der Reaktion. Katzenjammer ist der Aschermittwoch des Carnevals. Katzenjammer ist die Seekrankheit der Weinflaschen, die einem Sturme folgt, und Katzenjammer ist das dunkle Gefühl, bei dem sich der Magen selbst im Magen hat."

Der Prinz von Wales war vorige Woche nach Chertey hinausgeritten, um das Wettrennen anzusehen; und als er, an den Heimweg denkend, seine Uhr konsultiren wollte, machte er die Bemerkung, daß dieselbe gestohlen sei. Es war eine werthvolle goldene Taschenuhr, ein Geschenk von seiner königlichen Mutter. Die Polizei hat sich bisher vergebens nach dem Verwegenen umgesehen. Sollte er noch gefaßt werden, so wird ihm zur Belohnung wohl das Prädicat eines Hoftaschendiebs Sr. königl. Hoh. des Prinzen von Wales verliehen werden, außer dem freien Quartier und der Verköstigung auf Staatsfonds, worauf er ohnehin von Rechtswegen Anspruch hat.

Räthsel.

Ich bin ein Kind der Kunst, sowie auch der Natur;
Nicht Leben gebe ich, zu sterben hindr' ich nur;
Die größte Wahrheit wird bei mir zur schönsten Lüge,
Und höchstes Alter raubt mir nicht der Jugend Züge.

J. J. Rousseau.

Auflösung des Räthsels in Nr. 12:
„Wegweiser."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 14. Sonntag, den 2. April. 1865.

Aus Mirza-Schaffy's Liedern.

Mag bei dem Reden der Wahrheit auch große Gefahr sein,
Immer doch, Mirza-Schaffy, mußt Du ehrlich und wahr sein —
Darfst nicht zum Irrlichte werden im Sumpfe der Lüge,
Denn alles Schöne ist wahr, und des Schönen kannst Du nie baar sein!
Doch zu jeglicher Strafe und Unbill kluger Vermeidung
Hüll' Deine Weisheit in blumiger Worte Verkleidung,
Gleichwie die Traube mit köstlichem Tranke gefüllt ist,
Und doch vom Laube und grünem Geranke umhüllt ist,

Friedrich Bodenstedt.

Reiner Wein.

Novelle von W. H. Riehl.

(Schluß.)

V.

Tief entrüstet hatte Susanne von fernher gesehen, welches schlechte Ende Franz Hertorf selbstverschuldet nahm. Doch konnte sie sich der alten Theilnahme nicht erwehren, als er ihr in dem Briefe noch einmal nahe trat. Urkunde dieser Theilnahme war die sechssilbige Antwort; denn hätte sie ihn nach Empfang des Briefes noch gerade so schwer verdammt, wie vor demselben, so würde sie ihm gar keine Silbe geschrieben haben.

Als Hertorf das ewige Gefängniß vorzog, empfand sie eine stille Beruhigung, oder sollte man's Freude nennen? Er hatte doch Ehre im Leibe. Sie ward sehr nachdenklich wegen dieser Ehrenprobe. Wie dann so Woche um Woche verstrich und das Stadtgespräch über den leichtsinnigen Menschen verklang und der Gefangene rascher, als man's hätte denken sollen, in Vergessenheit sank, da wuchs ihre verschwiegene Theilnahme gar seltsam. Sie blickte zurück auf seinen abenteuerlichen Lebenswandel und fand jetzt überall Züge edelen Ehrgeizes, wo sie früher nur den Hochmuthsteufel wahrgenommen. In der That, hier waltete ein gewisses adeliges Wesen, und das Schuldenmachen war ja auch adelig.

Und doch begriff sie bei alledem nicht ganz, warum Franz grade von ihr sein Urtheil gefordert habe. Sie, die Tochter des vornehmen Hauses, mußte natürlich den Ehrenpunkt allein entscheiden lassen, während Hertorf, der bürgerliche Weinhändler, doch ganz leicht einen Ausweg hätte finden können zwischen höchster Schande und schwerster Strafe, den sie ihm nicht anrathen gedurft. Er konnte ja den gelben Hut wählen, bei nächstem Anlaß aber aus der Stadt entweichen und anderswo sein Glück suchen. War er nur einmal vor dem Thor, so warf er den Hut in den Main, und kein Mensch sah es seinem Kopfe nachgehends an, ob einmal ein gelber Hut darauf gesessen. Was fesselte ihn denn so unlösbar an Frankfurt?

Beim Nachsinnen über diese Frage gingen der schönen Susanne, deren schwarze Augen etwas kurzsichtig waren, plötzlich einige kleine Lichter auf. Sie entdeckte einen gewissen Zusammenhang zwischen der Hoffart, welche den jungen Mann zu Fall gebracht, und seinen Besuchen in ihrem Hause, zwischen seinen tausend abenteuerlichen Plänen und der bewegten Stimme, womit er sie immer angeredet. Dienstfertige Freundinnen hatten ihr dergleichen mehrmals vordem zu Ohren gesagt, aber sie hatte es nicht hören wollen. Sie prüfte nochmals Hertorf's Brief, sie wog Zeile für Zeile: er las sich wirklich gar nicht wie ein Liebesbrief, und dennoch konnte er von der höchsten Liebesverzweiflung dictirt sein. Also war sie wohl gar die unschuldige Mitschuldige an des jungen Mannes Ruin? Schuldlos, weil sie ja nicht geahnt, daß er ihr zu Liebe Bankerott gemacht, und dennoch schuldig, weil sie nicht viel entschiedener die Liebe und den Bankerott zurückgescheucht hatte.

Sie fühlte scharfe Gewissensbisse, und obgleich es ihr fest stand, daß sie nicht hart und kalt genug gegen Franz gewesen sei, so fand sie ihn doch jetzt aus der fernsten Ferne weit besser und liebenswerther, als er ihr sonst jemals aus der Nähe vorgekommen war.

Es schien aber, als seien diese beiden Naturen bestimmt, sich nur zu nähern, um sich desto gewisser zu fliehen. Denn dem Gefangenen erging es grade umgekehrt. Während er vordem das Mädchen von fernher so wunderschön gefunden und von fernher am glühendsten für sie geschwärmt, erkannte er jetzt aus der Fernsicht des Schuldthurmes, wie toll und lächerlich er gehandelt und wie hart er zurückgestoßen worden war; er verschloß seine Augen gewaltsam dem verlockenden Bild, welches ihn bis dahin so oft in die Irre geleitet, und indeß Susanne nunmehr mit wachsend erregter Phantasie aus der Ferne seiner gedachte, prüfte er aus der Ferne seinen traumhaften Liebeswahn mit immer wacherem Verstande.

Inzwischen peinigte sich des Schöffen Tochter dergestalt mit ihren Selbstanklagen und andern räthselhaften Qualen, daß sie bleich und vergeistert aussah, als habe sie selber im Thurme gesessen. Das mußte ein Ende nehmen. Und wie sie denn allzeit ein etwas heroisches Frauenzimmer war, furchtlos und grade heraus, so sagte sie es eines Tages ihrem Vater, mit welchem sie am Mainufer spazierte, der junge Hertorf im Schuldthurm lasse ihr keine Ruhe, er sei gewiß zu hart bestraft worden, sie selbst aber habe sicher beigetragen, daß er die härteste Strafe gewählt — und erzählte ihr von ihrem seltsamen Briefwechsel, der den Ausschlag gegeben. Von der geheimen Ahnung, daß Franz ihr zu Liebe ein Bankerottirer geworden, erzählte sie freilich nichts.

Der Alte wies sie barsch zurück; er wollte gar nichts mehr hören von dem leidigen Proceß. Auch als Susanne hinzufügte, ein Betrüger sei Hertorf doch unmöglich, sonst würde er ein freies Leben in Schande einer ewigen Haft in Ehren vorgezogen haben, machte sie

keinen besondern Eindruck. Mit so subtilen Gründen richtete man nichts aus bei dem Schöffen.

Da kreuzte zufällig ein seltsamer Aufzug den Weg. Unter großem Volkszulauf fuhr man sechs Fässer herbei und auf einem jeden steckte ein rothes Fähnlein mit der Aufschrift: „Stummer Wein" (so hieß damals der gefälschte Wein, weil er keine Ansprache hat an Auge, Zunge und Herz); vor den Fässern aber ging der Stöcker, des Henkers nächster Vetter, und als sie zum Fluß gekommen waren, schlug er den Fässern den Boden ein und ließ die trübe Brühe in's Wasser laufen.

Schöff Silberborn blieb nachdenklich bei dem Schauspiele stehen und sprach zu seiner Tochter: „Das ist doch ein rechter Schuft von einem Weinhändler, der die Leute mit dieser elenden Weinschmiererei hat betrügen wollen. Und wie milde straft man ihn durch das Ausgießen der Fässer, welche kaum die sechs rothen Fähnlein werth sind! Solchen Betrug hat Franz Hertorf nie verübt; er hat allezeit reinen Wein geschenkt. Du sprachst von Ehre, Susanne: sieh! ein allezeit reiner Wein, das ist die höchste Ehre eines Weinhändlers. Und mir scheint, den Milderungsgrund dieser Ehre hat man in der That beim Urtel des jungen Hertorf vergessen."

Durch fremde Gründe und die feinen Gedanken Susannen's wollte der Schöff sich nicht bekehren lassen, aber die Gründe, welche er aus sich selbst entwickelte im Anblick eines so lehrreichen Exempels, wirkten sichtbar. Doch sprach er nichts weiter.

Er hielt es auch geheim vor seiner Tochter, daß er desselben Tages noch in den Schuldthurm ging, um Franz Hertorf zu besuchen und ihm einmal kräftig auf den Zahn zu fühlen.

Der Gefangene saß vor einem Stoß Rechnungsbücher, welche er für ein großes Handelshaus verglich und auszog: denn in der Buchführung war er Meister.

„Ihr habt da eine etwas trockene Unterhaltung," bemerkte der Schöff nach dem Wechsel der ersten Grüße. „Es ist gar keine Unterhaltung, sondern eine Arbeit und zwar für's Geld," erwiederte Hertorf kurz und ohne sich stören zu lassen.

Ein langes Schweigen folgte. Endlich nahm der Schöff wiederum das Wort. „Seid Ihr zufrieden mit Eurem Arrest?"

„Nein!" entgegnete Franz, „das bin ich ganz und gar nicht. Durch ein Trugbild von Ehre habe ich mich hierher locken lassen und bereue jetzt bitter, daß ich den gelben Hut nicht vorgezogen."

„O hätte doch Susanne dieses Wort gehört," dachte der Schöff, „sie könnte dann ihre Einbildungen von der Cavaliersehre eines Weinhändlers ein wenig aufklären!" Dann sprach er laut: „Und warum gefällt Euch denn der gelbe Hut jetzt besser als vordem?" — „Einen Augenblick Geduld, Herr Schöff!" murmelte der Andere, „ich verliere sonst den Faden meiner Addition." Und nachdem er die Summe ausgezählt und eingeschrieben, stand er auf und sprach: „Weil ich den gelben Hut für ehrenvoller halte! — Ihr staunt? — Ich ging allerdings hierher, daß ich meine Ehre rette um den Preis der Freiheit. Aber ist es nicht die größte Schande, daß ich mich hier füttern lasse, indeß nicht wenige geringe Leute darben, welche durch den Leichtsinn meines Bankerottes ihr Geld verloren haben? Seht, wenn ich den gelben Hut gewählt hätte, so könnte ich jetzt als freier armer Teufel in Frankfurt oder anderswo weit mehr Geld verdienen, als zwischen diesen Mauern; ich könnte in fünfzehn Jahren meine Schulden tilgen, indeß ich hier, günstig gerechnet, hundert Jahre brauche, und das ist mir doch etwas zu lang und meinen Gläubigern vermuthlich auch. Aeußerlich gewönne ich wohl Schande bei dem gelben Hut, aber innerlich stets wachsende Ehre. Ein Gespenst der Ehre hat mich ruinirt. Allein Ihr müßt nicht meinen, ich habe die Ehre zu hoch gegriffen, nein! ich griff sie zu tief. Da ich nicht adelig geboren war, wollte ich wenigstens adelig leben: ich flog über meinen Stand hinaus, aber ich flog nicht hoch genug, denn ich blieb an der Ehre Eures Standes hängen, über welche ich mich kraft der innerlichen Ehre noch hätte erheben sollen. Um wie ein Edelmann zu leben, verthat ich Hab und Gut, um wie ein Edelmann zu leiden, zog ich diesen Thurm einer beschimpften Freiheit vor, aber der ächteste Edelmann wäre ich dennoch gewesen, wenn ich zum gelben Hute gegriffen hätte, um möglichst rasch meine Schulden abzuarbeiten. Wo das Unrecht, welches ich andern zugefügt, am sichersten getilgt werden kann, da ist für mich die Ehre wiederzugewinnen, nicht hier, wo ich bloß dem Zeichen der Schande entflohen bin."

Der Schöff hätte dem Manne nach diesen Worten die Hand drücken mögen. Allein er that es nicht, sondern schwieg und sann nur eine Weile und verabschiedete sich dann so trocken, wie er gekommen war.

Er that aber etwas Anderes. Er berief die Gläubiger zusammen, streckte eine stattliche Summe für Franz Hertorf vor und verbürgte sich für Ablösung und Verzinsung der Schuldenmassen in geregelten Fristen. Dann bewirkte er im Rath auf Grund dieser Verständigung und durch seine Fürsprache, die um so kräftiger durchschlug, weil sie so kurz war, daß man Gnade für Recht ergehen und den Gefangenen des Thurmes wieder ledig ließ, nachdem er grade ein Jahr darin gesessen. Er behauptete, dieser Franz Hertorf habe zwar ächt adelige Schulden gemacht, sei aber jetzt zu so ächt bürgerlicher Anschauung gekommen, daß man dieselben nicht hinter vier Mauern dem Gemeinwesen dürfe verloren gehen lassen.

Da nun aber der Schöff geschäftlich sich so enge verbunden hatte mit dem wieder ausgelösten Franz Hertorf, so war es kein Wunder, daß der junge Mann jetzt täglich aus- und einging im Hause des Schöffen. Doch sah er die Tochter anfangs nur selten, und beide hielten sich kühl und verschlossen gegeneinander. Keines gestand dem Andern ein Wort von früheren Empfindungen, nur gewahrte Franz, daß Susanne in der Nähe jetzt viel liebenswürdiger geworden sei als vorher, und Susanne, daß man den Franz jetzt auch aus der Ferne mit rechtem Wohlgefallen betrachten könne.

Zwei Jahre lebten sie so in wachsender Freundschaft. Da gestanden sie sich endlich doch einige Worte, welche etwas über die Freundschaft hinauszielten. Sie sagten aber dem alten Hertorf noch keine Silbe davon. Erst als Hertorf wieder selbständig festen Fuß in seinem neugegründeten Geschäfte gefaßt hatte, wagte er, um die Hand der Tochter bei dem staunenden Alten zu werben.

Der Schöff kämpfte lange mit sich selbst. Da sagte Franz: „Bei der ersten Begegnung bin ich vom Pferde gefallen, zum ersten großen Liebeszeichen habe ich Bankerott gemacht, den ersten Liebesbrief schrieb ich, um zu erfahren, ob der Schuldthurm dem Halseisen oder dem gelben Hute vorzuziehen sei, Susannen's erste Liebe wandte sich zu mir, weil ich in ewigem Gefängnisse saß; dann gestanden wir uns lange unsere Liebe dennoch nicht, um eine zweijährige Freundschaft, die wir vor der ersten ungestandenen Liebe verabsäumt, vor der zweiten gestandenen Liebe nachzuholen — — —"

Franz konnte nicht weiter reden. Lippold Silberborn fand auch kein Wort; endlich fand er Thränen, und da löste sich dem harten alten Mann mit dem Herzen dann auch die Zunge. Er sprach: „Da Du Deine Liebe durch jene innerlichste Ehre gewannest, für welche selbst der gelbe Hut keine Schande mehr ist, so bist Du auch der Tochter aus einem edelen Hause nicht unwerth, und ich sehe nicht ein, weshalb ich die Hand meines einzigen Kindes einem Manne versagen soll, der den Most seiner Jugend so brausend hat vergähren lassen wie nur irgend ein Cavalier und doch als Mensch und bürgerlicher Weinhändler allezeit reinen Wein geführt hat."

* * *

Im zweiten Bande von Lersner's Frankfurter Chronik steht zu lesen:

> „1666. Machte ein junger Kauffmann ein Banquerot von 10800 Rheinischen Gulden. Weilen dieses ein schelmischer Banquerot ware, denn er noch nicht zwei Jahr Hauß gehalten hatte, wurde ihm von E. E. Rath aus folgenden dreyen Straffen eine zu erwählen aufferlegt, 1) Ob er drey Freytag nach einander jedesmahl 2 Stund am Halseisen stehen wolte? 2) Ob er Zeit seines Lebens einen gelben Hut wolte tragen? Oder ob er 3) in ewiger Gefängnuß sein Leben wollte zubringen? Das letzte erwählet er, wird den 26. Martii in das Panzerloch gesetzet. 1667 wiederumb erlediget worden."

Der Chronist, welcher selber zu den Geschlechtern des Hauses Limpurg gehörte, verschweigt den Namen des Kaufmannes, wie die ganze Beziehung zum Schöffen Silberborn und seiner Tochter aus naheliegenden Gründen. Und die Welt würde den inneren Zusammenhang jenes wunderlichen Urtels und der so rasch erfolgten Begnadigung wohl niemals erfahren haben, wenn der Novellist den Chronisten nicht ergänzt und die ganze Kette der Thatsachen aus völlig verschütteten Quellen hier zum ersten Male an's Licht gestellt hätte.

Sonst und Jetzt.

(Mit Zugrundelage des Lieds von Düval in der Posse: „Wer ist mit?")

1.

Sonst trat man mit dreißig Jahren
Erst als Jüngling in die Welt,
Hatte nichts vorher erfahren
Bei zwei Groschen Taschengeld.
Früh bis spät auf den Comptoiren
Im Geschäft bis über'n Kopf,
De la poudre in den Haaren
Und des Sonntags unsern Zopf.

2.

Jetzt ist jeder grüne Junge
Schon mit zwanzig Jahr' blasirt,
Schimpft vorlaut mit kecker Zunge
Ueber Alles, was passirt.
Wenig Arbeit, viel Vergnügen!
Und wenn drum auch auf dem Kopf
's Haar schon in den letzten Zügen,
Hat er dennoch oft 'nen Zopf.

3.

Corso, Spiel, Concert, Theater
War uns gänzlich unbekannt,
Und der Rock von Vaters Vater
Ward für uns auf's Neu' gewandt,
Aus dem Tafft von Mutters Mutter
Ward 'ne Weste fabricirt
Und mit bunt kattun'nem Futter
Wurden wir d'rin confirmirt.

4.

Maskenball, Champagnerfêten,
Badereisen, liaisons
Sind zum mind'sten heut von nöthen
Für 'nen Menschen von bon ton.
Und die Tracht, die wundervolle,
Bringt dem Schneider nur Gewinn;
Viel Geschrei und wenig Wolle!
Weite Kleider und nichts drin.

5.

Na ich sag dir, liebe Guste,
Weiter gar nichts, als blos dies:
Keiner bis zu Dreißig wußte,
Was ein weiblich Wesen is.
Hatte diese Zeit geschlagen,
Kam der Vater mit der Braut,
's Herz blieb jung in alten Tagen,
Wenn das Haupt auch schon ergraut.

6.

Heut? Na! Jeder Ladenschwengel,
Gymnasiast und der Kadett,
Intressir'n als kleine Bengel
Sich bereits schon für's Ballet.
Thun nichts, bummeln, machen Schulden,
Nehmen sie 'ne Frau zuletzt:
Nur mit hunderttausend Gulden,
Und 's Geschäft wird fortgesetzt.

7.

Sonst gab's Männer, die als echte
Sprossen einer guten Art,
Ihres Volkes heil'ge Rechte
An den Thronen fromm gewahrt;
Die den Fürsten so berathen,
Daß der Bürger dankbereit
Ihm, beglückt durch seine Thaten,
Volkeslieb' auf's Grab gestreut.

8.

Heute braucht man keinen Gucker,
Die Komödie zu durchschau'n,
Welche Junker uns und Mucker
Aufzuführen sich getrau'n.
Redensarten, nichts als Finte!
Dabei komm'n wir immer mehr
Durch die diplomat'sche Dinte
In die wirkliche, c'est clair! —

Paul Rüthling.

Ein Menschenmarkt.

Von Alfons Hartmann.

„Der Markt zu Richmond," jene reizende Oper Flotow's, die über alle deutschen Bühnen gegangen und deren Melodien Aller Ohren entzücken — ist sie uns anfangs nicht wie ein Märchen erschienen, wie eine englische Absonderlichkeit? Sollte noch irgendwo in Europa ein solcher Menschenmarkt abgehalten werden, auf dem die Leute den sich selbst anbietenden Handelsartikel bilden? Und doch ist dem so: aber nicht drüben nur jenseits des Kanals, sondern hüben auf dem Kontinente in unserem lieben deutschen Vaterlande, hoch oben im Norden und tief im Süden. Zweimal im Jahre, zu Anfang April und im Oktober, sieht man aus der ganzen Umgegend Knechte und Mägde nach Bremen wandern, um sich dort auf öffentlichen Markte an den Meistbietenden für den Sommer- oder Winterdienst zu verdingen. In der Gegend des alterthümlichen Rathhauses stellen sie sich auf oder mischen sich unter das suchende Publikum. An dem Bündel, das ihre Kleidungsstücke enthält, sind die Dienstsuchenden leicht zu erkennen. Dieser Markttag fällt gerade auf Farniß oder Fahrelszeit, wie die bremische Bezeichnung für den Wechseltag der Dienstboten und der Wohnungen lautet, und so wird der Dienst sogleich angetreten, so bald der Handschlag erfolgt ist. Die schweigsame Natur der Norddeutschen ließe ein lautes, hellklingendes: „Ich kann nähen, ich kann säen, ich kann flicken, ich kann stricken!" nicht zu. Dafür kann man auf die Frage nach dem, was der Knecht oder die Magd weiß, die kurze Antwort hören, daß „Klaas oder Hineck ganz grod met de Kalber Bescheid weet", und daß „Trine Allens so grod versteiht als en Fru." Der verführerische Rathskeller, den der Bremer Landmann gar wohl kennt, wenn er auch das liebenswürdige Buch von Hauff nicht gelesen, ist ganz in der Nähe, und die Freude über einen guten Handel führt oft genug dazu, daß „ein Ordentlicher drauf stehen kann" — das soll heißen: „eine starke Sitzung vor dem Fasse gehalten" wird. Da ruft ein stämmiger Bursche, wie sie unter den Friesen zu Hunderten aufwachsen, einem andern zu: „Kumm' her, min Jong, Du hest Dir da 'n prächtige Deern tolaggt, Du kannst 'mal Een'n up uutgewen." Oder ein Anderer, dem die prächtige Deern nicht weniger gefällt, geht zu ihr hin und faßt sie um „die schlanke Hüfte frei", aber nicht um, wie Goethe sagt, „zu sehen, wie fest geschnürrt sie sei", sondern, wie er sich ausdrückt, um zu sehen, „ob de Quenn fett ist". Der Vergleich ist gerade nicht der zarteste, denn eine Quenne ist eine junge Kuh. Daß in einer Handelsstadt dieser Menschenmarkt nach allen Seiten ausgebeutet wird, versteht sich von selbst. So sieht man Hausirer mit Kleidern und Mützen, und was sonst ein ländliches Herz erfreuen kann, sich unter das Volk mischen, um den Neugemietheten das Handgeld und wohl auch, was sie selbst mitgebracht, wieder aus dem Beutel zu holen. Drum geht es an diesem Tage nicht nur im Rathskeller, sondern in den Wirthschaften gar bunt zu, und es wird getrunken, „sau lang en drup stahn kann", oder bis die nüchterne Prosa des neuen Dienstes, der angetreten werden muß, die entzündeten Geister wieder auslöscht. — Und nun nach dem Süden. In Oberschwaben, in den Gauen am schwäbischen Meer, dem Bodensee, ist unter den Güterbesitzern beinahe keiner, der nicht Kinder aus dem benachbarten Vorarlberg oder Tyrol oder den ärmeren Gegenden der Schweiz in Diensten hätte. Um die Fastenzeit

ziehen ganze Schaaren Kinder, von älteren Personen begleitet, wie Heerde und Hirte ins Schwabenland und nach der alten Stadt Ravensburg am Fuß des Stammsitzes der Welfen. Dort sitzen die Kinder auf dem Markte herum, bis der Bauer kommt, der sie dem Führer abhandelt, welcher sie von den Eltern übernommen. Um Martini ziehen sie dann, in große Karawanen vereinigt, wieder in ihre Heimath. Diese Kinder, Knaben und Mädchen, sind 8 bis 16 Jahre alt und werden die erstern als Treib- oder Hirtenbuben, die letztern als Kindsmägde gebraucht. Sie erhalten freie Kost, Kleidung und 3 bis 10 fl. Lohn. In Ravensburg, Wangen und Waldsee sind die Hauptkindermärkte, aber in Ravensburg kommen die Meisten zusammen; an einem Markttage trifft man oft 150 bis 200 solcher Kinder. Arm und rauh erzogen, werden sie von den oberschwäbischen Bauern gerne in Dienst genommen. Von Schulunterricht ist in dieser Zeit keine Rede. Es ist ein Kapitel des „europäischen Sclavenlebens", das bis jetzt noch zu schreiben vergessen wurde, und zu dem wir nur den Stoff liefern wollten.

Das Vöglein.

Auf kahlem, dichtbereiftem Ast
Hält einsam, stumm, ein Vöglein Rast.
Es senket schlaff die Flügelein
Und duckt das Köpfchen schauernd ein.

Rings überschneiet Flur und Au;
Der Wind so eisig scharf, so rauh!
Es blickt durch düstern Wolkenflor
Kein einz'ger Sonnenstrahl hervor.

Du Vöglein stumm in Eis und Schnee,
Wie mahnst du an das bitt're Weh,
Dem in der herben Winternoth
Die Hoffnung schier zu brechen droht!

Da reißt das trübe Wolkenzelt;
Und nieder auf die starre Welt,
Erhellend golden Berg und Thal,
Ergießt sich klarer Sonnenstrahl.

Und sieh! das Vöglein auf dem Baum
Erwacht aus seinem bangen Traum.
Es reckt das Köpfchen frisch hervor,
Schwingt muthig sich zum Licht empor.

O Herz, in trüber Winterzeit, —
Und wär' der Frühling noch so weit,
Wär' noch so starr und kalt die Welt,
Von keinem Sonnenstrahl erhellt: —

O harre aus und zage nicht!
Wie's Vöglein schwing dich auf zum Licht;
Denn auch dein Winter muß vergeh'n,
Vor sonnigklarem Lenzesweh'n.

G. R. Marschall.

Ueber Nähmaschinen.

(Eingesandt.)

Unter den Erfindungen der neueren Zeit ist keine, die sich so rasch Bahn gebrochen und deren praktische Nützlichkeit so unantastbar ist, wie die Erfindung der Nähmaschine, und wer noch daran zweifeln könnte, daß die Nähmaschine eine Wohlthat für das sociale Leben der Arbeiter-Klassen geworden ist, der würde sich bald überzeugen, wenn er wüßte, daß heute schon diese unentbehrlichen Maschinen jährlich in hunderttausenden von Exemplaren fabrizirt und in alle Weltgegenden versendet werden, um in die Familie und in die Werkstatt des Arbeiters einzukehren. Dieser rapide Fortschritt im Gebiete der Nähmaschine ist auch gar nicht zu verwundern. Die Handarbeit der Schneider, Nätherinnen und aller der unzähligen Armen, die bisher ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts durch die Nadel erwerben mußten, war zu wenig lohnend und zu sehr gefährdend für körperliche Gesundheit und Geistesfrische, als daß diese Armen sich nicht sehnen sollten nach der Erlösung, die ihnen die Nähmaschine gewährt, welche in einer Stunde spielend verrichtet, was der Fleiß der menschlichen Hand kaum in zwanzig Stunden zu Stande bringt. Wenn nun aber gefragt wird, welcher Gattung von Nähmaschinen man bei der Anschaffung wohl den Vorzug zu geben hat, so ist es nach den gemachten Erfahrungen ganz besonders die amerikanische Familien-Nähmaschine aus der weltberühmten Fabrik von Grover und Baker in New-York, die als die empfehlenswertheste Nähmaschine dasteht, nicht bloß wegen ihrer trefflichen Konstruktion und großen Dauerhaftigkeit, sondern ganz besonders wegen ihrer leichten Handhabung. Denn während man bei andern Nähmaschinen-Fabrikanten fast erst Studien in der Mechanik machen muß, können selbst ganz kleine Mädchen nach kurzer Anleitung auf der genial konstruirten Nähmaschine von Grover und Baker arbeiten, und für Erwachsene wird die Arbeit auf dieser Maschine alsbald ein Spiel, ein Vergnügen. Um nun dieser trefflichen Familien-Maschine die größtmöglichste Verbreitung zu geben, hat diese berühmte Nähmaschinen-Compagnie von Grover und Baker in New-York in den bedeutendsten Städten Deutschlands Haupt-Agenturen gegründet, von denen die Haupt-Agentur für Süddeutschland dem Hrn. Moritz Weiler in Frankfurt, Zeil 69, übertragen ist. Auf diese Haupt-Agentur des Herrn Weiler wollten wir in diesen Zeilen vorzugsweise das Augenmerk richten, da derselbe für die Verbreitung der Grover und Baker'schen Familien-Nähmaschinen in Süddeutschland sich wirklich bereits ein reelles Verdienst erworben hat. Um die Erwerbung der Familien-Nähmaschine auch Unbemittelten zugänglich zu machen, hat Herr Weiler die Veranstaltung getroffen, daß er auch gegen monatliche Raten-Zahlungen Maschinen verkauft. Ebenso gestattet er an Vereine und Wohlthätigkeits-Anstalten, welche verarmten Familien durch Zuführung eines Nahrungszweiges vermittelst der Nähmaschine wieder aufhelfen wollen, billigere Preise und Rabatte, um ihnen das menschenfreundliche Werk zu erleichtern. Bei solchem Betrieb dieses großartigen Geschäfts wurde das Weiler'sche Etablissement das gesuchteste und renommirteste in ganz Süddeutschland für alle Diejenigen, welche sich in den Besitz einer Grover und Baker'schen Familien-Nähmaschine setzen wollten, einer Maschine, die eine Nath liefert von solcher Dauerhaftigkeit, welche keine andere Maschine, ja selbst nicht die menschliche Hand, liefern kann. Auch große Anstalten, z. B. Klöster, Kasernen &c. beziehen bereits ihren Bedarf an dieser trefflichen Familien-Nähmaschine von Grover und Baker in New-York aus dem Weiler'schen Etablissement.

Man spricht in Paris viel von einer Naturdichterin, die in Lisieux aufgetaucht. Sie heißt Rosa Harel. Früher war sie Weberin, allein die feuchte Luft des Kellers, in welchem sich die Weberei befand, schadete ihrer Gesundheit und sie wurde Köchin. Das klingt freilich nicht poetisch. Es scheint aber, daß die Kochkunst mit der Dichtkunst sich ganz gut verträgt, denn Rosa Harel kocht und dichtet abwechselnd, und soll nicht gesonnen sein, ihr gewisses Brod aufzugeben und sich ausschließlich der Poesie zu widmen. Sobald sie ihr Amt in der Küche versehen, steigt sie auf den Parnaß, und nachdem sie am kastalischen Quell ihren poetischen Durst gestillt, kehrt sie wieder zu den rußigen Töpfen zurück. So beschäftigt sie sich bald mit den Musen, bald mit den Gemüsen und liefert das seltene Beispiel einer Dichterin, die das Feuer der Poesie und das Feuer des Küchenherdes mit gleich löblichem Eifer pflegt. Eine ihrer Dichtungen, „die Lerche im Korn", hat bereits die zweite Auflage erlebt. Rosa Harel soll durch die Lektüre des Telemach zu eigenen poetischen Versuchen begeistert worden sein.

Charade.

Zweisylbig.

Mit raschen Schritten führt von Ort zu Ort mein Erstes Dich behende fort.
Wie pochte zu Olymp einst bei der Griechen Spielen
Das Herz so freudig dem, der sich — der Erste unter Vielen —
Am Ziel der Zweiten sah.
Mögst Du das Ganze stets beglückt durchschreiten,
Und edles Selbstgefühl an's Ende Dich begleiten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 13:
„Portrait."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 15. Sonntag, den 9. April. 1865.

Verschlafen.

Wenn die Mutter ihren Kindern
Eine Bitte muß verneinen,
Sind voll Unmuth sie und klagen,
Bis sie in den Schlaf sich weinen.

Menschenherzen sind wie Kinder,
Strenge Mutter ist das Leben,
Wie wir ringen auch und kämpfen,
Selten reift die Frucht dem Streben,

Und um Hoffnungen und Wünsche,
Die gescheitert dicht am Hafen,
Grämen wir uns dann, wie Kinder,
Bis wir thränenmüd entschlafen.

Otto Buchwald.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

1.

Einer jener milden Apriltage, die durch wehende Regenschleier dem ankommenden Mai sonnig entgegen lächeln, fiel in den Hausgarten des Präsidenten von Röben. Die Blumenbeete lagen zum Säen und Pflanzen ausgestellt; es sproßte an Stauden und Hecken. Ein kleines, neu erbautes Treibhaus hatte seine Schutzdecke von Rohr der Sonne geöffnet und ließ blühende Camellien und Eriken durch die Scheiben blicken. Einige Mistbeete standen dem Zutritte der warmen Luft aufgedeckt.

Der Präsident, ein alter, freundlicher Herr in langem Hausrocke, und ein schlanker, hübscher Mensch im Paletot waren mit Beihülfe eines Bedienten beschäftigt, überwinterte Levkojen und Goldlack in Scherben an die freie Luft und Aurikeltöpfe auf Gestelle zu bringen. Alle Anordnungen gingen von dem jungen Manne aus, und der alte Herr hatte dabei die Miene eines Menschen, der etwas lernen will, indem er nichts ohne die Zustimmung des Sachverständigen unternimmt.

„Reseda und Basilikum haben Sie ja hierher gesät, Herr Präsident, nicht wahr?" —

„Ja wohl, Herr Referendar! Und soll ich nun die Balsaminen —?"

„Ich dachte erst die Scabiosen und Lobelien! Und hier habe ich von meinem Vater Convolvulus tricolor, den Sie noch nicht kennen. Auch hat er mir Amaryllis formosissima und Trigida pavonia geschickt, an denen Sie ihre Freude haben sollen. Kommt alles in's freie Land. Jetzt aber Lupinen und Malven und — die türkische Melisse nicht zu vergessen!"

„Daß dich das Mäuschen!" rief der alte Herr. „Peter, geschwind das Samenschächtelchen von meinem Pulte droben!" —

„Warten Sie, Peter!" rief der Referendar und gab ihm aus dem Treibhause einige Töpfe blühender Hyacinthen und Tulpen für den Blumentisch der Frau Präsidentin mit.

Dem alten, freundlich nickenden Herrn konnte man es ansehen, wie befriedigt er sich bei dieser Beschäftigung fühlte. Er hatte eine neue Welt gefunden, aus welcher die frühere Langweile und der Verdruß über die Lage des Landes verbannt waren. Wer ihn freilich in seiner großen Thätigkeit am obersten Gerichtshofe oder im Ministerium während der letzten bewegten Jahre gekannt hatte, mochte wohl begreifen, wie ihm zu Muthe war, als er sich nach eingetretener Reaktion plötzlich — „geviertheilt" fand, wie man es nannte, wenn ein Beamter mit Verlust des vierten Theiles seiner Besoldung außer Thätigkeit gesetzt wurde. Der Fürst sah nämlich die Beamten nicht mehr gern, die einst mit dem öffentlichen Vertrauen angethan, zwischen ihm und den Volksmännern gestanden hatten. Und jene Getreuen, die man in den Tagen der Gefahr nicht gesehen, die jetzt aber einen Bund der Anhänglichkeit knüpften, traten nun desto beeiferter zwischen das grollende Herz des Regenten und jene Männer, die der Revolution Zugeständnisse gemacht hatten, wie man sich ausdrückte.

Es war für Herrn von Röben ein Zustand peinvollster Schwebe, worin er mehrere Jahre verlebte — unbeschäftigt und doch unfrei zu jedem andern Unternehmen, indem die Geviertheilten für disponibel — zur Verfügung — galten. Er konnte, so müßig er war, keinen Urlaub zu einer Reise, ja nicht einmal zum Besuch eines Bades erhalten, so dringend das Bedürfniß eines solchen von seinem Arzte bescheinigt war. Es lagen, wie es hieß, höchst wichtige Geschäfte vor, zu denen man ihn jeden Augenblick nöthig haben könnte. In dieser Lage, da der edle Mann daran war, sich aus seinem Innersten heraus zu verzehren, erschien ihm eine unerwartete Rettung in der Gestalt eines alten Freundes.

Der Hofgärtner Amstetter begrüßte ihn mit seinem Sohne, der als Referendar an das Obergericht der Provinz gewiesen war. Der junge Mann gefiel dem Präsidenten durch sein heiteres angenehmes Wesen, sowie durch eine Frische der Empfindung und Unbefangenheit seines Witzes und Benehmens, die man an den neuen Zöglingen des Staatsdienstes schon nicht mehr gewohnt war. Herr von Röben bot ihm ein hübsches Zimmer im Gartenflügel seines Hauses zur Wohnung an, ohne zu ahnen, wie viel mehr als einen wünschenswerthen Gesellschafter er an dem Jünglinge gewinnen sollte.

Denn nicht sobald hatte der junge Gustav Amstetter bemerkt, wie schwer der würdige Mann an seinen müßigen, mißmuthbrütenden Tagen trug, als er ihn auf den Betrieb der Garten- und Blumenzucht brachte. Er bestimmte ihn, die verfallenen Mistbeete herzustellen und ein kleines Treibhaus zu errichten, um auch der unfreundlichen Jahreszeit Grünes und Blühendes abzulocken.

Mit der Lebhaftigkeit eines Hoffnungslosen ergriff der alte Herr den Vorschlag. Und indem er sich jetzt, im ersten Frühling der neuen Epoche, zugleich in die Mysterien der Pflanzenwelt und in die Liturgie ihrer Behandlung einweihen ließ, fühlte sich der greise Schüler eines Gärtnersohnes mit jedem Tage mehr angeregt, beschäftigt und bestrebt, gesund und heiter. Selbst die Ungunst seiner bürgerlichen Lage trug jetzt zu seinem Glücke bei; denn die Besorgniß, seine Zufriedenheit, wenn sie in der Residenz ruchbar würde, könnte durch eine unerwartete Dienstveränderung gestört werden, nöthigte seiner Beschäftigung etwas von jenem geheimnißvollen Schweigen auf, durch welches jedes innere Glück der Seele vor der Mißgunst der Welt am besten behütet wird.

In dieser heitern Stimmung und Geschäftigkeit finden wir die beiden Herren im Ueberrock und Paletot an jenem sonnigen Aprilmorgen im Garten.

Hier wurden sie von Gustav's Freunde, Franz Trabert, überrascht, der seit kurzem Anwalt geworden war.

„Ei, sieh da, Franz! Wieder zurück? rief Gustav dem Herankommenden entgegen und reinigte die Hand von der anklebenden Gartenerde, sie dem Freunde zu reichen.

„Gestern Abend, ja!" antwortete der Anwalt, indem er dann den alten Herrn begrüßend ausrief: „Aber, Herr Präsident, wie außerordentlich wohl sehen Sie aus! Sie verjüngen sich wahrhaft in Ihrer Muße."

„Wir wollen das unter uns behalten, Herr Prokurator," lächelte der alte Herr, „obgleich es mir schon recht wäre, wenn mich gewisse Leute in meiner Verjüngung gar nicht wieder erkenneten. Verdanke es übrigens nicht der Muße, sondern Ihrem Freunde, meinem lieben Hofgärtner da!"

„Apropos Hofgärtner!" fiel der Prokurator ein. „Wie ich Dich da treffe, Gustav, hab' ich ein Anliegen; erinnere mich nachher daran! Wahrlich, Herr Präsident, ich freue mich, daß Sie solch ein stilles Paradies hinterm Hause besitzen. So wie ich Sie hier finde, habe ich eine andere gartenfrohe Familie verlassen. Ich komme nämlich von Wiesenbrücken."

„Ah," erwiederte der Präsident, „da giebt's freilich artige Gärten. Wiesenbrücken ist die reizendste Kreisstadt im Herzogthum. Sie, Herr Referendar, sind noch nicht da gegen das Gebirge hinaus gekommen. Sie müssen es in diesem Frühjahr einmal besuchen. Es ist ein Bergstädtchen mit anmuthigen Terassengärten."

Er lud beide Freunde in das Gartenzimmer, wo der rückkehrende Bediente eben ein mitgebrachtes Frühstück anrichtete. — „Sie waren in Geschäften dort, Herr Prokurator?"

„Ja, Herr Präsident! Sie kennen wohl Herrn Martin Neumayer?"

„Gewiß! Er betreibt dort eine große Spinnerei."

„Und ist eben einem Kohlenbergwerk auf der Spur," fuhr der Prokurator fort. „Gerade in dieser Angelegenheit hat er mich der Rechtsverhältnisse halber zu Rathe gezogen. Sie wissen, er hat das adelige Gut der in gerader Linie ausgestorbenen Familie von Steinbühl erworben und es eben bezogen. — Eine höchst liebenswürdige Familie, die Neumayer! Ich habe dort ein paar der vergnügtesten Tage meines Lebens gehabt. Du glaubst nicht, Gustav, was das für prächtige Menschen sind, — der Vater mit zwei Söhnen, die sich in die Gewerb- und Handelsgeschäfte theilen, und die Mutter mit einer reizenden Tochter, die das Haus besorgen und den geselligen Verkehr unterhalten. Ja, da hab' ich auch einmal die Seltenheit gefunden, daß reiche Leute zugleich den rechten Sinn für Reichthum haben, — nicht blos ihn zu vermehren, oder schwelgerisch damit zu prahlen, sondern seiner auf edle, gebildete Weise und in schönem Mitgenuß Anderer froh zu werden."

Der Advokat, im Schuß mit strahlenden Mienen sich noch weiter rühmend auszulassen, ward von dem Bedienten unterbrochen, der einen Besuch anmeldete. Der alte Herr entschuldigte sich und eilte zu seiner Gemahlin, die Angekommenen mit ihr zu empfangen.

Kaum war er fort, als der Prokurator aufsprang und den Freund mit den Worten umarmte: „Gustav, was hab' ich für einen Schatz von Mädchen entdeckt!"

„In dem neuen Bergwerk?" lachte Gustav. „Und Deinem Schmunzeln nach hast Du ihn auch gleich gehoben. Hm!"

„Gehoben?' rief Franz abwehrend. „Du bist nicht klug! Heißt das — Du kennst die Verhältnisse nicht. So weit reichen meine Träume kaum. Ich denke nur und stelle mir lebhaft vor, wie's wäre, wenn ich sie liebte und wenn sie mich. Denn ich sage Dir, Gustav, diese Josephine Neumayer, diese einzige Tochter des reichen Hauses — will ich sagen, dieser liebenswürdigen Familie, ist das herrlichste und gebildetste Geschöpf zugleich. Gott! hätte ich jetzt etwas von Deinen Literaturkenntnissen im Leibe gehabt! Denn sie ist etwas Schwärmerin, und gelesen hat sie Alles; spielt dabei Klavier und singt wie —. Ja, siehst Du, in all' den Dingen gehen mir die Autoritäten ab. Ich konnte auf ihre freundlichen Fragen stets nur mit einem — „das weiß ich nicht!" antworten, und sank wohl als ästhetischer Mensch in ihren Augen eben so tief, wie ich mich bei ihrem Vater als Jurist in Respekt gesetzt. Aber ich komme wieder hin, und Du mußt mir inzwischen ein paar neue gute Bücher verrathen, die ich mitnehme und im Garten lese, wenn Josephine da spazieren geht. Und gibst mir gleich auch ein treffendes Urtheil mit. Ich habe Vieles bei ihr gut zu machen. Und auf's Lesen will ich mich nun etwas mehr verlegen. Teufel auch, kommt man heut ohnedies mit den jungen Damen auf keinen Fuß mehr! Wenn ich auch nur Zeit dazu hätte. Denn ich sage Dir, wenn man Josephinen nicht bekommt, so mag man von ihrem ganzen Geschlecht nichts mehr wissen!"

„Du bist arg mitgenommen, Franz!' lachte Gustav. „Deine guten Vorsätze verrathen mir mehr, als Deine stürmischen Reden und strahlenden Mienen. Um so mehr nimmt mich's Wunder, daß ein so bezaubernder Schatz noch unbegehrt, unbeschworen da liegt, wo Du ihn auf solchen Umwegen, mit solchem Zeitverluste zu heben denkst."

„Unbegehrt durchaus nicht, Gustav!" betheuerte der Prokurator. „Bewerber genug, hübsche, wohlgemachte Gesellen, rasirte und bärtige. Junge Männer von guten Geschäften, die ihre Väter begründet haben, was auch recht gut ist, denn die Herren Söhne verstehen sich schon mehr als ausschließlich auf feine Cigarren, auf echten Champagner, auf Reiten und Fahren. Dessen aber, was sie nicht wissen, ist viel und geht gleichen Schritt mit dem, was sie verwerfen, oder wovon sie gar keinen Begriff haben."

„Ja doch," erwiederte Gustav, „wir kennen sie ja, diese jungen Löwen aus den Menagerien der Comtoirs! Stumpf für jegliches Ideelle, theilnahmlos, ja selbst ohne Anerkennung alles dessen, was nicht durch Aktien, sondern nur durch höhere Begabung zu Stande kommt und die Sonntagsfeier des menschlichen Daseins ausmacht."

„Lieber Himmel," versetzte Franz, „Du gehst auch gar hoch hinaus. Ich dachte nur an gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, an ein wenig Enthusiasmus des Herzens. Aber auch da ist alles kahl und kühl. Wahrlich, seitdem auf den Comtoiren die Stahlfedern eingeführt sind, gehen den Insassen alle Schwungfedern aus."

„Und — an wissenschaftlich gebildeten, in geistigen Sphären arbeitenden jungen Männern fehlt es wohl dort?" fragte Gustav. „Und Garnison liegt denn auch nicht in Wiesenbrücken; sonst könnte ja De ne bezaubernde Prinzessin Caution für ein halbdutzend Lieutenants machen?"

„Nun, weißt Du, da ist ein Assessor Jürgens," antwortete Franz mit befangenem Lächeln, „ein feiner, kenntnißreicher Mann, wie ich von Fräulein Merle hörte, denn er selbst war mit Urlaub in der Residenz Mit ihm wird Josephine geneckt, und die Mutter, glaube ich, begünstigt ihn. Aber er bekennt sich zu unserer frommen Partei, und Josephine sagte einmal lachend: ‚Nur um Gotteswillen keinen Mann mit der Eisenbahn und in der frommen Carriere. Beides geht mir zu geschwind, und von den Frommen weiß man nicht einmal, ob sie als ehrliche Leute ankommen, denn die Verpackung täuscht!'"

„Prächtig!" rief Gustav. „Sieh, das gefällt mir und stimmt zu meiner Violine. Das könnte mich neugierig auf diese Josephine machen, die bezaubernd sein muß, dem Entzücken nach zu urtheilen, worin ich Dich kaum wieder erkenne in Deinem „Enthusiasmus des Herzens." Ich begleite Dich das nächstemal, und wir nehmen, um dem liebenswürdigen Mädchen nicht zu jäh anzukommen, einen Zauberer von der Sorte, die man Zauderer nennt. Aber Du erwähntest da einer Mademoiselle Merle! Ist das am Ende etwas für mich? Merle reimt sich auf Perle."

„Vielleicht!" lachte Franz. „Ich kenne Deinen Geschmack nicht. Flora Merle, Tochter des letztverstorbenen Predigers, eine alte

Jungfer, die man nicht ohne Heiterkeit ansehen kann, macht dort die Lenkerin der Lektüre, die Leiterin der Lieder, und Du hast da die schönsten Anknüpfungspunkte. Alle die hübschen Mädchen — und es fehlt in Wiesenbrücken nicht an solchen — hängen ihr an wie Frühlingsblumen, möchte ich sagen, wie Veilchen, die um einen Rosmarinzweig zu einem Strauße gewickelt sind."

„Freund, Du hast unartige Vergleiche!" rief Gustav. „Laß es meine Perle nicht hören, sonst hast Du keine gute Fürsprecherin bei Deiner bezaubernden Josephine."

Sie lachten und tranken auf das gute Glück einer Bewerbung um die liebenswürdige Josephine Neumayer. Dann erinnerte Gustav: „Aber Du hattest ein Apropos, Franz, an das ich Dich erinnern sollte."

„Ei ja, die Hauptsache!" fiel der Anwalt ein. „Höre, Freund! Herr Neumayer hat ein Anliegen und ich möchte ihm gern gefällig sein. Der Garten am Schlößchen, das er jetzt bezogen, liegt prächtig, aber vernachlässigt, verwildert und geschmacklos angelegt. Neumayer möchte ihn zu einem hübschen Park erweitern. Das Terrain scheint mir auch recht günstig dazu. Da wünscht er nun einen jungen Mann, der ihm so 'was ausführte und den er als Gärtner behalten könnte. Es sind nämlich auch noch Obst- und Gemüsegärten am Hause und gute Felder für Hopfenbau. Da hab' ich ihm Dich genannt."

„Mich zum Gärtner? Eine hübsche Beförderung für einen Obergerichtsreferendar!"

„Nicht doch! Dich als meinen Freund habe ich genannt, der hier Rath schaffen könnte. Dein Vater hat ja zuweilen Zöglinge, — Ableger aus dem Hofgarten. Ein junger Mensch der Art, von einigem Geschmack zu den nöthigen Kenntnissen, fände dort eine sehr annehmliche Station. Es sind wohlwollende, freundliche Menschen, die auch andern etwas gönnen. Er würde sich gewiß gut stehen."

Gustav antwortete nicht gleich. Er war nachdenklich geworden, versprach aber, bei seinem Vater anzufragen. Die zerstreute Gelassenheit, womit er auf die Sache einzugehen schien, verdroß den Freund ein wenig, dem sie eine brennende Angelegenheit war. „Wenn Du es nicht gern thust! —" sagte er.

„Warum sollt' ich es nicht gern thun? Ich schreibe heute noch."

„Gewiß?" fragte Franz und reichte seine Hand hin, eine Zusage zu empfangen. Er schüttelte Gustav's eingeschlagene Hand, trank sein Glas Medoc aus und eilte nach dem Stadtgerichte, wo er einige Termine hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Groß im Kleinen.

Nicht im Großen kann sich zeigen,
Was der Menschenseele eigen.
Dorten kann sie weise sprechen,
Dort, wenn's Noth thut, weise schweigen.

Ausgesetzt den scharfen Blicken,
Weiß sich Jeder leicht zu schicken
In der großen Menge Wünsche,
Sich danach in's Joch zu bücken.

Willst die Menschen Du verstehen,
Mußt Du sie im Kleinen sehen,
Wo sie glauben unbeachtet
Ihren eig'nen Weg zu gehen.

Unbeachtet in dem Kleinen,
Muß der Mensch als groß erscheinen.
Ungeseh'n sich glaubend, muß er
Fröhlich lachen hier und weinen.

Hat die Probe er bestanden
In des engsten Kreises Banden,
Wird er auch auf großem Meere
Nicht an Fels und Klippen stranden.

(Frühlingsbericht vom 31. März 1845.) In dem erwähnten Jahre war an den Osterfeiertagen, kurz vor der großen Ueberschwemmung in Prag, das Eis der Moldau so fest, daß man mit vierspännigen Lastwagen darüber fahren konnte, und der Chronist sagt, daß dies seit dem Jahre 1785 nicht der Fall gewesen. Viele Väter führten ihre Kinder auf's Eis und verzehrten dort das Osterlamm mit ihnen; die Schiffsleute errichteten eine Pyramide von Schnee, welche auf ihrer Spitze ein mit Bändern geschmücktes, gleichfalls aus Schnee geformtes Osterlamm trug. Eine Gesellschaft von Bürgern hielt offene Tafel auf dem Eise und dergl. mehr. — Auf dem mit 1 Fuß 2 Zoll dicken eisbedeckten Main veranstaltete um dieselbe Zeit der Schiffer- und Fischerverein in Aschaffenburg einen Fischschmaus. Kegelbahn und Carroussel waren aufgerichtet, Tische, Stühle und ein Kochherd angebracht, weiße und blaue Fahnen aufgesteckt. Das war derselbe intensive Frühling, den ein poetischer Familienvater jener Zeit in folgender Weise besungen:

„Lustig werft mit Schnee, ihr Kinder,
Macht von Schnee euch einen Mann,
Kalte Luft ist viel gesünder;
Denn der Frühling naht heran.
Lustig! Leg' sich der zu Bette,
Der vor Kälte schlafen kann.
Wenn ich doch zwölf Pelze hätte —
Denn der Frühling nah't heran."

Der französische Nationalcharakter.

Meisterhaft hat die französische Nationalität, das Franzosenthum, wie es leibt und lebt, der Franzose Alexis de Tocquille in seinem berühmten Werke „L'uncion régime et la revolution" gezeichnet: „— Dieses Volk, so reich an Gegensätzen, so leicht von einem Extrem ins andere geworfen, so häufig durch die Eindrücke des Augenblicks, so selten durch feste Grundsätze bestimmt. Ein Volk, bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit, bald hoch darüber; so unveränderlich in seinen Grundzügen, daß noch heute vor zwei Jahrtausenden von ihm entworfene Schilderungen auf dasselbe passen, und doch zugleich so beweglich in seinem Fühlen und Denken, daß es zuweilen sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiele wird. Ein Volk, welches an Herd und Gewohnheit mehr als jedes andere hängt, so lange es sich selbst überlassen bleibt, und welches doch, so bald man es seiner Heimath entrissen hat, bis an's Ende der Welt marschiren und Alles zu wagen im Stande ist. Ein Volk, welches seinem Temperament nach widerwillig gehorcht, aber der willkürlichen und selbst tyrannischen Gewalt eines Monarchen lieber sich fügt als der geregelten und freiheitlichen Regierung seiner besten Bürger; heute allem Gehorchen feind, morgen mit einer Leidenschaft dienend, welche von den für die Knechtschaft begabtesten Völkern lange nicht erreicht wird. Ein Volk an einem Fädchen führbar, so lange das Signal des Widerstandes nicht gegeben ist, unlenksam in diesem Falle. Darum seine Gebieter, sei es, daß sie es zu sehr oder zu wenig fürchten, immer täuschend; niemals frei in dem Maße, daß man seine Knechtung unterlassen müßte, und niemals so geknechtet, daß es seine Fesseln nicht zu sprengen vermöchte. Ein Volk, für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, dem Glanz und Geräusch mehr als dem wahren und echten Ruhm zugethan; mehr mit Heroismus als mit Tugend, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstand ausgestattet." —

(Tod durch eine Cigarre.) In Bischmisheim nächst St. Johann im preußischen Regierungsbezirk Koblenz ereignete sich in der Nacht auf den 7. März folgender Unglücksfall: Ein junger Forstbeamter, welcher bei einem dortigen Wirthe wohnte, rauchte noch, nachdem er sich schon zu Bette gelegt, eine Cigarre, und schlief wahrscheinlich darüber ein, ohne zu bemerken, daß er das Bett entzündete. Als nun die Magd Früh um 5 Uhr noch nicht aufgestanden war, begab sich die Hausfrau in den zweiten Stock, um jene zu wecken, fand aber alle Räume mit Rauch angefüllt. Sie eilte herunter zu ihrem Manne und theilt diesem in Angst mit, es müsse in ihrem Hause brennen. Der Wirth springt sofort hinauf, stößt die Thür des Schlafzimmers der Magd ein, ebenso die des Schlafzimmers seiner Tochter, und findet beide Mädchen in Folge des in den Zimmern befindlichen Rauches in betäubtem Zustande. Hierauf eilte er

an das Zimmer, in welchem der junge Forstbeamte wohnte. Kaum hatte er aber dessen Thüre geöffnet, als ihm ein undurchdringlicher Rauch entgegenkam, und das Bett in Folge des Luftzuges, da der Wirth sofort das Fenster aufriß, in hellen Flammen aufschlug. Der Wirth untersuchte sofort das Bett, fand jedoch den jungen Mann nicht in demselben, sondern bei Untersuchung des Zimmers hinter der Thür als — Leiche. Der Unglückliche war also noch bis zur Thüre gelangt, hatte aber nicht mehr die Kraft, sie zu öffnen, da der Erstickungsproceß schon zu weit vorgeschritten war. Möge dieser traurige Fall Denen als Warnung dienen, welche die Gewohnheit haben, nach dem Schlafengehen noch im Bette zu rauchen.

(Kleienbrod das gesündeste und kräftigendste.) Brod und Butter sind die einzigen Nahrungsmittel, welche wir von unserer frühen Jugend bis zum höchsten Alter auch nicht gern für einen Tag vermissen mögen. Ein Pfund feines Waizen- oder Maismehl enthält dreimal so viel Nahrungsstoff als ein Pfund ausgekochtes Rindfleisch, und wenn das Ganze der Körner zu Mehl verarbeitet würde, so würde die Nährkraft desselben sich um weitere 15 Prozent erhöhen. In ganz übelverstandener Weise wird aber die Kleie nicht mit vermahlen und verbacken; und doch gerade ist diese der Theil, welcher die Zähne gesund und die Kraft der Knochen, sowie die Thätigkeit des Hirns erhält und erhöht. 500 Pfund feines Mehl liefern dem Körper 30 Pfund Bestandtheile zur Knochenbildung, während das gleiche Gewicht Kleie deren 125 Pfund enthält. Die Knochensubstanz besteht nämlich aus phosphorsaurem Kalk, aus dem für das Wohlbefinden des ganzen menschlichen Körpers unbedingt nothwendigen mineralischen Salz; Mangel an Zuführung desselben hat unausbleibliche Abnahme der Kräfte zur Folge; und selbst der unmittelbare Genuß von phosphorsaurem Kalk in Pulverform vermag zur Verhütung wenig oder nichts beizutragen. Dieses phosphorsaure Salz muß durch das Laboratorium der Natur gehen und den durch die geheime allmächtige Kraft bewirkten Verdauungsprozeß in Gemeinschaft mit den übrigen Speisen durchmachen, wenn es seine Heilkraft dem menschlichen Körper mittheilen soll. Mit einfachen Worten gesagt, die kürzeste, sicherste und unfehlbarste Methode, Körper, Knochen und Hirn zu kräftigen und zugleich Krankheiten zu verhüten, ist die, mehr Brod zu essen, zu dessen Mehl das ganze Korn mitsammt der Kleie, sei es Waizen, Roggen oder Mais, vermahlen ist. Aber um mehr von diesem nahrhaften Brode essen zu können, müssen wir auch um so größere Eßlust und größere Verdauungskraft haben, die wir uns indeß nicht durch den Genuß künstlich bereiteter, den Magen anregender Getränke sondern vorzugsweise durch mäßige, täglich fortgesetzte und mit der Zeit gesteigerte Muskelbewegung in frischer, freier Luft, bei Regen und Sonnenschein, aneignen, denn diese erhöht wahrhaft die Verdauungsfähigkeit unserer Organe.

Friedrich der Große von Preußen schrieb in seiner Vorrede zum Antimachiavelli, welcher im Jahre 1740 erschien, folgende Zeilen, die bei der jetzigen Lage der Dinge in Preußen wohl beherzigt zu werden verdienen: „Es gab Zeiten, wo man den traurigen Ruhm der Eroberer der Milde, Billigkeit und jeder Tugend vorzog. In unseren Tagen wird, wie ich bemerke, die Menschlichkeit höher gepriesen, als alle Unternehmungen eines Eroberers. Man ist weit von der Thorheit entfernt, durch Lob die grausamen Leidenschaften zu ermuthigen. Was kann, frag' ich, einen Mann vermögen, seine Macht vergrößern zu wollen? Worauf basirt er die Ansprüche, auf das Verderben und den Jammer anderer Menschen seine Macht bauen zu wollen? Neue Eroberungen eines Fürsten fügen zum Wohlstand und zur Wohlfahrt der Provinzen, welche er schon früher besaß, Nichts hinzu. Seine Völker ziehen dadurch keinen Nutzen, und wenn er wähnt, für seine Person dadurch glücklicher zu werden, so täuscht er sich sehr. Denn nicht auf dem Umfang seines Landes beruht der wahre Ruhm eines Fürsten und nicht das Hinzufügen etlicher Quadratmeilen erhöht seinen Glanz."

Die Napoleoniden und der Buchstabe M. Es ist bekannt, welche bedeutende Rolle im Geschicke des Kaisers Napoleon III. der Graf v. Morny spielte. Noch größere Bedeutung hatten Worte, welche mit M anfingen, für den kaiserlichen Oheim. So waren Mailand die erste, Moskau die letzte Hauptstadt, welche er siegreich betrat; Madrid, welches er sowie Moskau siegreich gewann, waren zwei seiner Hauptmomente für seinen Sturz. Die erste Schlacht, die er schlug, war die von Montenotte, die letzte die von Mont St. Jean (Waterloo). Siegreich schlug er ferner die Schlachten von Marengo, Millesimo und Mondovi, bei Montereau, Montmiral und an der Moskwa. Der Name von sechs seiner Marschälle fing mit M an (Macdonald, Marmont, Massena, Moncey, Mortier, Murat), ebenso der von 26 Divisionsgeneralen (Maiher, Maison, Maneune, Mareansin, Marchand, Marcognet, Margaron, Marulez, Mathieu, Menard, Menoa, Meunier, Merle, Merlin, Mermet, Michaud, Miollis, Molitor, Monnel, Montbrun, Morand I. u. II., Morin, Morlot, Mouton, Musnier); Maret, Mollien und Montalivet hießen drei seiner Minister; sein erster Kammerherr Montesquieu, sein Kammerdiener Marchand. Montholon sein Gefährte nach St. Helena, Pater Moritz (so nannte er Talleyrand), Mallet und Moreau suchten in jeder Weise ihm zu schaden; Murat's Abfall brachte ihn um den Besitz von Italien. Tief griff ferner in sein Geschick die Dynastie seiner zweiten Gemahlin Marie Louise ein; sein letzter Aufenthalt in Frankreich war Malmaison.

Das Barometer.

Ein Dienstmädchen, das bei schlechtem Wetter ein Barometer vom Mechanikus zu ihrem Dienstherrn trug, glitschte im Schmutze aus, und das Barometer fiel in den Koth. Sie weinte über dieses Unglück; doch ein Vorübergehender tröstete sie mit den Worten: Liebes Mädchen, geben Sie sich zufrieden, das geht nicht anders, bei schlechtem Wetter fallen alle Barometer.

Kurfürst Maximilian I. von Bayern führte im Anfange des Jahres 1635 bei dem kaiserlichen Hofe zu Wien über den General Gallas Beschwerde. Er wünschte, daß ihm das Commando abgenommen werde, „weil er dem Trunke und lüderlichen Leben ganz ergeben sei." Er erhielt zur Antwort: „man wisse wohl, daß Graf Gallas dem Trunke zu viel ergeben, man habe ihn aber durch vielfältige Ermahnungen nicht davon abbringen können. Er sei aber auch so erfahren, daß er in Kriegssachen im Trunke so wohl negocire, und vielmals besser, als andere bei ihrer Nüchternheit."

Dreisilbige Charade.

Den, den die ersten Zeichen nennen,
Würd' schwerlich Einer jetzt noch kennen,
Hätt' nicht sein himmellanger Sohn
Bestiegen einstmals einen Thron,
An den er nicht im Traum gedacht,
Und der ihm Anfangs bang gemacht.

Das letzte Paar gehörig können,
Wär' dermal Manchem wohl zu gönnen,
Da wenig And'res möchte sein,
Was solche Summen träget ein,
Wenn nämlich Fleiß und Unterricht
Gefehlt bei dem Talente nicht.
Und doch kann's Mancher, dem im Leben
Kein Mensch d'rin Unterricht gegeben,
Und der, denkt dieses Euch nur an,
Kein Sterbenswörtchen sprechen kann,
Nicht nur nicht Jude oder Christ,
Nein, ja sogar ein Mensch nicht ist.

Das Ganz' ist ein bekannter Ort,
Wo manches Uebel schleicht sich fort,
Wenn fleißig man die Zunge netzt
Und in die Badewann' sich setzt.

Auflösung der zweisylbigen Charade in Nr. 14:
„Laufbahn."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 16. Sonntag, den 16. April. 1865.

Osterlied.

Freue Dich, Du, meine Seele!
Deine Trauer ist vorbei;
Denn der Heiland ist erstanden
Und Du selbst, Du athmest frei.

Abgewälzt von seinem Grabe
Ruht des Steines schwere Last.
Selig Er, durch den Du Frieden
Nun und Ruh gewonnen hast!

Sieh', nun bricht der gold'ne Morgen
Aus der Sünden Nacht Dir an!
Und Du selbst bist auferstanden
Aus dem Tod, der Dich umfah'n.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

2.

(Fortsetzung.)

Der aufgeregte Anwalt hatte den Freund mißverstanden oder vielmehr den Grund der Zerstreuung Gustav's nicht errathen. Dieser war gerade recht eingenommen von dem Gegenstande, für den er so theilnahmslos erschien. Die Aeußerung seines Freundes: „Ich habe ihm Dich genannt," hatte seiner Phantasie einen lockenden Gedanken angeregt, der auch als Mißverständniß in einem so jugendlich treibenden Herzen recht fruchtbar werden konnte, wie ein Unkraut in gutem Boden noch mehr wuchert.

Etwa anderthalb Jahr jünger als der Advokat, stand Gustav noch im April seines Lebens, — für die raschesten Wechsel der Empfindungen und Antriebe empfänglich. — Wie wär's denn, wenn ich mich selbst als gelernten Gartenburschen bei Neumayer einführte, um diese Josephine zu sehen, die den ledernen Sachwalter so verwandeln konnte, die keinen Mann mit der Eisenbahn und keinen von unsern Frommen will? —

Dieser Einfall hatte ihn eben beschäftigt, als er den Advokaten ohne Antwort ließ. Er fühlte sich aufgelegt und geschickt genug, den Spaß eine Strecke weit mit guter Manier zu tragen. Er überlegte, wie er sich einen Empfehlungsbrief seines Vaters ausstellen könnte in Ausdrücken, die übrigens auf Wahrheit beruhten.

Es war dem jungen Manne eigen, auf irgend ein sonst nicht unstatthaftes Unternehmen viel leichter einzugehen, wenn ein etwas abenteuerlicher Weg dahin führte. Lag das schon in seiner muntern Jugend, so kam doch bei dem Hofgärtnersohne noch dazu, daß er von Kindesbeinen auf, im Verkehr seiner Eltern mit Hofleuten, gar viel Leichtfertiges und Verwegenes vernommen hatte, und daher bei einem tollen Streiche weniger ängstlich war.

Dennoch ging er nicht ohne alle Ueberlegung an sein so lockendes Unternehmen. Er fürchtete den Absichten seines Freundes und dem Respekte vor seinem Vater zu nahe zu treten. Zwar die Ueberlegung, daß er als Kandidat des Rechts, als Bewerber um ein Amt eine Art von Fälschung begehen wolle, verlor sich bald hinter der spaßhaften Absicht, und an einen Verdruß, den der lustige Streich ihm dennoch für seine obschwebende Anstellung im Staatsdienste herbei führen könnte, dachte er eben nicht. Nach und nach verzogen sich, unter der Ausmalung seines Vorhabens, alle diese Skrupel und verloren sich wie leiser Duft in die Perspektive desselben.

Gustav hatte sich unter seinem Nachdenken halb ängstlich, halb lächelnd auf sein Zimmer zurückgezogen. Hier am Schreibtische sitzend, den Kopf auf den linken Arm gestützt, entwarf er mit der Bleifeder, wie zur Probe, folgendes Zeugniß:

„Der Ueberbringer dieses, Hermann Fischer, hat bisher in meinem Brode gestanden und sich ganz hübsche Kenntnisse erworben, womit er guten Geschmack verbindet. Uebrigens ist er ein ehrlicher Mensch von ehrbaren Eltern, wenn auch gerade kein Frommer nach dem neuesten Zuschnitt, was ihm hiermit zu seinem Fortkommen attestirt wird.

Jakob Amstetter, Hofgärtner."

Mit jeder Zeile der Schrift trat in Gustav's Herzen das schalkhafte Vorhaben fester auf und bestätigte sich in einem lauten Auflachen, als ihm jetzt die unüberlegte Ironie auffiel, daß ihm zu seinem Fortkommen bescheinigt wurde, er sei kein Frommer im jetzigen Geschmack. Und wie er nun den etwas phantastischen Gärtneranzug, den er zu seinen jetzigen Gartenarbeiten von Hause hatte kommen lassen, aus dem Kleiderschranke hervor brachte, fiel derselbe in die Wagschale des romantischen Streiches als ein Uebergewicht gegen alles, was gar wohl noch zu bedenken gewesen wäre.

Nun beeilte er die Anordnungen im Garten, um dann, wie er gegen seinen alten Präsidenten vorgab, den ihm so sehr empfohlenen Ausflug in das nahe Gebirge bei gerade so günstigem Wetter vorzunehmen. Von seinem Direktor erbat er sich einen achttägigen Urlaub und belegte einen Vorderplatz im Omnibus, der morgens in der Richtung nach Wiesenbrücken abfuhr. Dem Freund Anwalt meldete er mit wenig Zeilen, er benutze einen Urlaub, um die Angelegenheit wegen des Gartenburschen für Herrn Neumayer durch eine Empfehlung seines Vaters mündlich zu besorgen. —

In ländlicher Gesellschaft fuhr Gustav das einfache, aber anmuthige Flußthal hinan, das rechts und links von theils angebauten, theils bewaldeten Bergzügen eingeengt war. Die Wiesen in ihrem hellen Grün streckten sich an beiden Ufern hin; die Weiden hingen voll geschuppter — die Nußhecken voll gepaarter Kätzchen; blühende Repsbeete zogen zwischen treibenden Kornfeldern an den Berghalden empor, und zwischen den noch zurückgebliebenen Eichwäldern leuchtete das helle Grün der Birken.

Gustav gönnte diesen Naturbildern, wie reizend sie auch erschienen, nur eine getheilte Aufmerksamkeit. Er ließ sich absichtlich in die lebhafte Unterhaltung dieser Bauern und Juden, Krämer und Schulmeister ein, theils um sich in der übernommenen Rolle eines Kunstgärtners zu üben, theils um aus der Gesinnung dieser Menschen gegen die Familie Neumayer Eines oder das Andere über die Verhältnisse derselben zu erfahren. Im Allgemeinen sprach man sich mit Gunst und Respekt vor dem Reichthum und der Rechtlichkeit dieses Geschäftshauses aus; wobei der junge Gärtner manchen Zug aus dem Leben der Familie erfuhr, der ihn lebhaft interessirte und für sein Benehmen orientirte.

„Gewiß, Herr Kunstgärtner, verstehen Sie sich auch auf's Okuliren," scherzte ein alter Jude; „okuliren Sie doch dem Fräulein Neumayer einen vornehmen Mann! Es ist ein prächtig Stämmchen, das Fräulein."

„So?" lachte Gustav. „Vornehm muß also der Bewerber sein?"

„Vornehm hab' ich gesagt — nun ja, was ist vornehm? Er muß, will ich sagen, auf den Fuß im Hause passen; er muß Schwung haben. Schwung ist das Wort! Seitdem Herr Neumayer den hohen Schornstein gebaut hat und die Dampfmaschine keucht, weiß man hier umher, was Schwung ist. Der Dampf kann alles. Sie sind ein junger, hübscher Kunstgärtner — nun, sehen Sie, mit Kunst kann man neben dem Dampf auch noch etwas — und mit 'nem Treibhaus. Herr Neumayer hat Schwung in Geschäften, Frau Neumayer in der Gesellschaft, und die Tochter hat Schwung in der Musik. Die Mutter trägt kostbare Shawls, die Tochter singt „Schale," wie sie's nennen, ihr Herz hat Schwung wie 'ne Nachtigall, hoch und noch einmal hoch und ein Wirbel. Können Sie vielleicht auch singen, Herr Kunstgärtner? Singen Sie mit! Fräulein Neumayer und Compagnie! Die Josephine singt im Hause den Disconto, wie sie's heißen. Gut! Nehmen Sie sie mit Sconto!"

Auch das Lächerliche und der Mißverstand können uns schmeicheln, wenn sie das Herz und zu dessen Gunsten unsere Phantasie anregen. Und so überkam unserm Incognitoreisenden, als er in Wiesenbrücken ausstieg und sein leichtes Gepäck im Wirthshause zum grünen Baum für ein bestelltes Zimmer abgab, noch eine andere Aengstlichkeit, als die seiner übernommenen Rolle, — die Aengstlichkeit träumerischer Erwartungen.

Das Städtchen lag malerisch in der fruchtbaren Bucht des Thales, da wo beide Gebirgszüge sich umschlingen, um die heitern Wohnungen der Menschen auf Erdstufen empor zu heben. Das neu angestrichene und durch Anbauten verschönerte Schlößchen des Herrn Neumayer mit seinem Garten hinter und über den Fabrikgebäuden lag vor dem Thore am südwestlichen Abhang, und lachte von mittlerer Höhe herab. Der Omnibus war diese erste Wegstrecke gut gefahren, und so traf Gustav die Familie beim zweiten Frühstücke gleich beisammen.

Er ließ sich, als vom Anwalte Trabert hierher gewiesen, mit Uebergebung des ausgefertigten Empfehlungsbriefes, in das Gartenzimmer melden, und der Hausherr trat heraus, ihn zu empfangen. Doch nicht so bald war man seiner durch die offene Thüre ansichtig geworden, als auf einen Wink der Mutter, Josephine ihn einzutreten aufforderte und ihm einen Stuhl an den Tisch rückte.

„Sie kommen mir so überraschend, Herr Fischer, als erwünscht!" sagte Neumayer, indem er Gustav ein Glas Madeira einschenkte. „Ich begreife nur nicht, wie sich das so schnell gemacht hat. Ich habe meinem Anwalte kaum Auftrag gegeben, so erscheinen Sie schon mit einem Zeugniß aus der Residenz."

Diesen Umstand der Zeit hatte Gustav ganz außer Acht gelassen, was ihn gleich ein wenig verwirrte. „Vergebung, Herr Neumayer!" sagte er. „Der Zufall hat dabei mehr gethan, als der Anwalt. Mit diesem Zeugnisse war ich schon unterwegs, hatte aber vom Herrn Hofgärtner Amstetter zugleich einen Auftrag an seinen Herrn Sohn, den Referendar Gustav Amstetter drunten in Berghausen, wo er beim Obergericht steht. Ich wanderte nämlich ohnehin nach dem Badischen. Eben war Herr Anwalt Trabert beim Sohne meines Prinzipals; so kam Ihr Wunsch gleich zur Sprache, und ich machte mich ohne Säumniß auf den Weg, mein Glück zu versuchen."

Bei den letzten Worten warf der Schalk einen Blick auf Josephine, und bemerkte, daß ihre freundliche Aufmerksamkeit auf ihm ruhte. —

„Aha! So ist die Sache klar!" rief der Fabrikherr. „Seht doch, Kinder, wie sich das so günstig gefügt hat. Ihr wart dabei, wie ich dem Herrn Prokurator meinen Wunsch aussprach in Betreff unserer einzurichtenden Gärten. Er wollte mit seinem Freunde, dem Referendar Amstetter, sprechen, dem Sohne des vortrefflichen Hofgärtners. Und da führt der Zufall einen so vielversprechenden Schüler, ich möchte sagen, Jünger des Meisters herbei. So hoffe ich denn, das Glück solches Zusammentreffens soll auf das Zusammenbleiben übergehen!"

Gustav hatte sich zweimal — für Lob und guten Wunsch — zu verneigen, und richtete dabei, vermuthlich wegen des gewünschten Zusammenbleibens, einen forschenden Blick auf Josephine. Sie ließ erröthend die schönen braunen Augen auf das Buch fallen, das geöffnet neben ihrem Tellerchen lag und mit seinem eleganten Einbande keiner Leihbibliothek anzugehören schien.

Indem nun die Rede auf die Verhältnisse des Hofgärtners kam, verwunderte sich die Hausfrau, daß der einzige Sohn Amstetters nicht Gärtner geworden sei, um gewiß dem Vater im guten Dienste zu folgen. —

„Das ist bei unsern eigenthümlichen Hofverhältnissen doch nicht so gewiß," erwiederte Gustav, „zumal der junge Herr Amstetter bei den einflußreichen Personen nicht gut angeschrieben ist, und die fromme Carriere verschmäht."

„Der Prokurator hat den jungen Amstetter sonst sehr gerühmt," bemerkte Josephine; wir sind für ihn eingenommen, ohne daß wir ihn kennen." —

„O ja, Fräulein, der Herr Gustav ist auch ein vortrefflicher Mensch!" lächelte Gustav. „Ich wünsche ihm eine recht liebenswürdige Frau, die ihn auch zu schätzen wüßte. Er ist nicht blos in den Staatswissenschaften bewandert, sondern versteht sich auch auf das Gartenwesen und ist belesen, wie ein Professor der schönen Wissenschaften."

„Aber — Sie sagen das so schalkhaft lachend, Herr Fischer?" erinnerte Frau Neumayer.

„Gilt dem Herrn Gustav, Madame!" antwortete er. „Der ist auch nicht ohne Schalkheit, und rühmt sich gern selber."

Der Fabrikherr bot jetzt seine Cigarren an und erhob sich, den jungen Gärtner hinauszuführen, wo er sich an Ort und Stelle über seine Gartenprojekte am besten erklären könnte. — Frau und Tochter folgten ihm; die beiden Söhne verloren sich in die Geschäfte.

Der vordere Theil des Gartens war von den früheren Bewohnern des Hauses in dem gewöhnlichen Geschmack mit geboßeltem Rasen, Blumenbeeten und umlaubten Sitzen gehalten. Der hintere Theil lag verwildert und wie vergessen. Der jetzige Besitzer hatte aber auch anstoßende Ländereien dazu erworben, indem er es beim Ankaufe der Besitzung auf Parkanlagen absah. Hierzu erschien denn auch der Boden, wie er sich uneben und mit allerhand Gehölz um das sogenannte Schlößchen zog, sehr geeignet, indem derselbe gleich auch erwachsene Bäume und angenehmes Buschwerk für eine neue Schöpfung darbot. Ein lebhafter Bach schoß von der Waldhöhe des Berges nach dem Wiesengrunde hinab, wo er zur Bewässerung diente. Da auch diese erste Wiesenstrecke zur Besitzung Neumayers gehörte, so ließ das Wasser sich leicht in den Garten zu einem Springbrunnen und von da wieder zu seiner ökonomischen Bestimmung leiten.

Daran hatte der Besitzer noch gar nicht gedacht und war auf's Angenehmste überrascht.

„Prächtig, herrlich!" rief er. „Also doppelte Verwendung — zum Nutzen und Vergnügen!"

„Und zwar zu diesem zuerst," erwiderte Gustav, „und so ist es auch besser. Denn es geht dem Bache vielleicht wie dem Menschen, der, wenn er zuerst sich müde geschafft hat, leicht die Lust zum Springen verliert."

Gustav, indem er sich eines gräflichen Parks erinnerte, den sein Vater vor Jahren auf einem ähnlichen Bodenraume angelegt hatte, deutete darnach flüchtig noch manches an, was hier ausgeführt werden könnte. — „Gönnen Sie mir nur einige träumerische Tage," sagte er, „um hier umherwandelnd gute Gedanken abzuwarten. Ich werde dann eine Zeichnung entwerfen und mit Ihnen berathen."

Man fand dies ganz in der Ordnung, und Neumayer bot ihm ein Zimmer im Hause an. Doch Gustav, dem es insgeheim ein wenig bang um seine Stellung wurde, so daß er sich gern einen heimlichen Rückzug offen hielt, lehnte es ab, und wollte lieber noch einige Tage im „grünen Baum“ des Städtchens Quartier behalten. „Es muß sich hier recht Artiges schaffen lassen,“ fuhr er fort; „ich fühle das im Allgemeinen, nur kann man gute Eingebungen nicht beschwören, wie Geister; sie wollen eben abgewartet sein. Werden Sie daher nicht irre, wenn Sie mich dazwischen lesend, statt nachdenkend im Garten bemerken. Es geht mit der Gartenkunst wie mit jeder andern; gute Gedanken überschleichen am liebsten die Seele, wenn diese gerade mit einem ganz fremden Gegenstande tändelt.“

Man blickte den Gärtner mit Verwunderung über seine gebildete Ausdrucksweise an. Nur Josephine reflektirte nicht darüber, sondern fand sich unbemerkt gerade durch das, worin Gustav aus seiner Rolle fiel, dem interessanten Menschen näher gerückt. — „Ich kann Ihnen mit einem und dem andern Buche dienen, Herr Fischer,“ sagte sie, „wenn Sie etwa —.“ — Im Augenblicke hielt sie, über ihr freundliches Entgegenkommen betroffen, inne und blickte die Mutter an.

„Sehr verbunden, Fräulein!“ versetzte Gustav. „Ich habe Verschiedenes mitgebracht. Indeß — besitzen Sie vielleicht einiges, was mir neu wäre, und mein Mitgebrachtes ist es dann vielleicht Ihnen. Wenn Sie Bücher haben, lieben Sie gewiß auch Bücher.“

„O ja, Herr Fischer,“ versetzte die Mutter. „Es versteht sich von Büchern, die sich für junge Frauenzimmer eignen.“

Diesen scharfen Wink zu verwischen, fiel der Vater ein: „Allerdings, Herr Fischer, wird bei mir auf eine gute Hausbibliothek gehalten. Ich liebe besonders auch Geschichte. Von den so beliebten Romanen — nur Anerkanntes, Gediegenes, was uns wahres Leben, das heißt wirkliches in höherer Bedeutung, darstellt, und was man daher immer wieder lesen kann. Nichts aus Leihbibliotheken! Ich halte es mit dem Geschmack, der in Deutschland noch nicht Fuß fassen will, daß nämlich vermögende Leute auch etwas auf Bücher verwenden. Bei uns schämen sich selbst wohlhabende, in Luxus lebende Männer und Frauen nicht, irgend ein gerühmtes Buch sogar von dem Verfasser selbst, wenn er zu ihren guten Bekannten gehört, geliehen zu verlangen, um auch an einem Hausfreunde die Lesegebühr zu sparen, die ihnen sonst die Leihbibliothek kostet, aus der allein sie lesen.“

„Vergessen Sie aber auch nicht, Herr Neumayer,“ erwiederte Gustav, „welche Anhänglichkeit Bücher aus einer fleißig besuchten Leihbibliothek haben, wenn sie erst durch ein paar Dutzend Hände gegangen sind — sie bleiben gar zu gern an zarten Damenfingern kleben. Es geht ihnen, wie viel umhergeworfene Menschen: — Ach, wenn sie doch irgendwo bleiben könnten, wenn sie wo daheim wären!“

Man lachte, indem man einer sprühenden Regenwolke zuvorkommend dem Hause zueilte.

(Fortsetzung folgt.)

Sängers Frühlingsgruß.*)

Der Lenzhauch weht durch's stille Thal
Und fächelt lind um Strauch und Baum
Und küßt die Knospen allzumal
Aus ihrem tiefen Wintertraum.
Wie da die Quellen freudig rauschen,
Die Vöglein Liebesgrüße tauschen;
Nun Blüh'n und Duften überall
Und Wonnenruf und Freudenschall.
Geh' nur hinaus in Wald und Hag:
Geschrieben steht's auf allen Blättern
Aus tausend Kehlen hörst Du's schmettern:
Das ist der Erde Ostertag!
Wie wird das Herz so voll, so weit,
Wie pocht's in übersel'gem Drang!
O Frühling, Frühling, lichte Zeit,
Du Wort, so süß im Himmelsklang,
Dir sei in hellem Jubelsang
Der deutschen Sänger Gruß geweiht.

Im Herzen still, im Wunderschrein,
Schläft eine Knospe tief versteckt,
Bis sie der Frühlingssonnenschein
Zu düftereichem Blühen weckt.
Da quellen frisch der Freude Bronnen,
Da leuchten klar des Glückes Sonnen,
Da ruhet Herz am Herzen traut
Und Aug' in Aug' beseligt schaut.
O wer die Wonne fassen mag
Der reichen Lenzeswelt tiefinnen!
O blüthenreiches erstes Minnen:
Du bist des Herzens Ostertag.
Wie wird das Herz so voll, so weit,
Wie pocht's in übersel'gem Drang!
O Liebesfrühling, Minnezeit;
Du Wort, so süß wie Himmelsklang,
Dir sei in hellem Jubelsang
Der deutschen Sänger Gruß geweiht.

Auf unserm Volk mit starrer Macht
Hat schwer der Zwietracht Fluch geruht;
Doch lichtet sich die bange Nacht,
Schon dämmert ros'ge Morgengluth.
Es drängt und webt an allen Enden,
Die alte Schmach, sie muß sich wenden.
Du deutsches Volk, o harre aus,
Bau unverzagt am Vaterhaus!
Wie auch die Zukunft dräuen mag,
O laß den hohen Mannesglauben
In Noth und Tod Dir nimmer rauben:
Es kommt auch unser Ostertag!
Wie wird das Herz so voll, so weit,
Wie pocht's in übersel'gem Drang!
O Völkerfrühling, lichte Zeit,
Du Wort, so hehr wie Himmelsklang,
Dir sei im hellsten Jubelsang
Der deutschen Sänger Gruß geweiht.

G. R. Marschall.

*) Als Manuscript von dem bekannten Männergesangscomponisten V. E. Becker zu Würzburg in Musik gesetzt.

(Eingesandt.)

Brief eines Vaters an seine Tochter,

nach dessen Beherzigung und treuer Uebung die Zahl der „sogenannten Haustyrannen,“ ältere, wie jüngere, abnehmen wird.

Mein theures Kind!

Mit großer Freude habe ich aus Deinem und Deines Mannes Briefe gesehen, daß Du Dich in die Würde einer Hausfrau gut zu schicken weißt und daß Du alles so schön eingerichtet und „sein Haus,“ wie er schreibt, so wohnhaft und heimlich gemacht hast. Ich hoffe, er wird immer Ursache haben, Dein treues Herz und Deine geschickte, fleißige Hand zu rühmen. In dieser Hinsicht habe ich gar keine Sorge. Du wirst Deine Mutter nicht verleugnen. Du wirst in Reinlichkeit und Ordnungsliebe und in der täglichen Treue bei allen häuslichen Arbeiten beweisen, in welch' guter Schule Du gewesen bist von Jugend auf. Du wirst eine Hausfrau werden und keine Ausfrau. Deß bin ich gewiß und darüber freue ich mich mit Dank gegen den Herrn, der Dir dazu den Willen und die Gaben geschenkt hat.

Etwas aber steht in Deinem Briefe, worüber ich mich nicht gefreut habe. Du schreibst, daß Du das elterliche Haus nicht vergessen kannst und daß Du über die Trennung von uns noch immer so traurig bist. Das elterliche Haus, und alle, die drinnen sind, sollst Du auch nicht vergessen, mein liebes Kind! wie Du auch in demselben nie wirst vergessen werden. Und wie wehe Dir der Abschied gethan hat, das wissen wir an unserm eig'nen Schmerze. Es gehört zur Fremdlingschaft dieser Welt, daß man eine Zeit lang mit einander geht, und sich dann trennen muß unter heißen Schmerzen,

unter bitteren Thränen. Und es ist ein großer und der einzige, ganze, völlige Trost, daß wir eine Stadt kennen, die Gott gebaut hat, daß man daselbst zusammen komme. Also dagegen, daß Du das elterliche Haus nicht vergessen kannst, habe ich nichts; ja es würde mir sehr leid sein, wenn es anders wäre. Aber, daß Du noch immer sehr traurig bist, muß ich tadeln. Das darfst Du nicht sein, mein Kind! Das ist Dir ja verboten. Das ist gegen Deinen Beruf, und ist sehr gefährlich. Du sollst nach Gottes heiligem Willen Deines Mannes Gehülfin sein. Was heißt das denn? Es gibt viele Frauen, die wissen es nicht, und es gibt viele Frauen, die beherzigen es nicht. Ich hoffe von Dir das Gegentheil, aber ich will Dich an das, was Du weißt, aber wie es scheint, noch nicht genug beherzigt hast, erinnern. Manche Frauen nehmen das Wort „Gehülfin“ gar zu äußerlich. Sie meinen, wenn sie dem Hause ihres Mannes gut vorstehen, dann sei alles geschehen. Das gehört freilich auch dazu. Aber es ist lange nicht alles. Das kann auch eine getreue Haushälterin oder eine geschickte und verständige Magd. Eine Frau aber soll mehr thun, als eine Magd, mehr sein, als eine Haushälterin. Darum heißt sie des Mannes Gehülfin. Sie soll ihm etwas sein, nicht nur für sein Haus, sondern für sein Herz. Sie soll die Gehülfin seiner Freude sein. Sie soll ihm zur Freude helfen, und eben dadurch seine Gehülfin sein in aller seiner Arbeit. Denn es gibt gar keine bessere Hülfe in jeglicher Arbeit und zur Vollbringung auch des schwersten Tagewerks, als eine Freude. Wer uns freudig und fröhlich macht in unserer Arbeit der thut uns den größten Dienst. Und zu diesem Dienste hat Gott die Frau dem Manne zugesellt. Wie reich und selig war der erste Mensch in der Gemeinschaft mit Gott, im Besitze des Paradieses, und wie leicht sein Tagwerk, es zu bauen und zu bewahren. Und doch konnte er nicht zur vollen Freude kommen, und sein Tagewerk darum nicht recht thun, denn er war allein. Es war Niemand um ihn, der ihn ganz verstehen, der seiner Freude sich freuen, und ihm eben dadurch zur vollen Freude helfen konnte, darum gab ihm Gott die Gehülfin. Jetzt muß der Mann seine Hütte aufschlagen auf dem Acker voll Dornen und Disteln, muß im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen, und muß es auf mancherlei Weise inne werden, daß das menschliche Leben Mühseligkeit und Arbeit ist. Und er muß doch dabei fröhlich sein, er muß sein Tagewerk mit Freuden thun können, sonst sinkt er zu einem seelenlosen Arbeiter herab, oder verkommt, oder verkümmert in irgend einer Weise. Nun ist die Aufgabe der Frau schwerer, aber sie ist nicht anders geworden. Sie soll seine Gehülfin sein, sie soll zu allererst seine Gehülfin zur Freude sein. Darum habe ich vorher geschrieben: Du darfst nicht traurig sein; es ist Dir verboten, es ist gegen Deinen Beruf. Denn Du kannst Deinem Manne keine Gehülfin sein, wenn Du selbst traurig bist. Wenn er Dich sieht und denken muß, daß Du Dich in seinem Besitz und in Deinem Beruf nicht glücklich fühlst, dann kann er seines Lebens und seiner Arbeit nicht recht froh werden. Deine Traurigkeit wirft einen dunklen Schatten auf seinen Lebensweg. Es gibt viele unglückliche Ehen, weil es viele schlechte Männer und auch nicht wenig schlechte Frauen gibt. Es gibt aber auch Ehen, die man wenigstens nicht glücklich nennen kann, obgleich der Mann brav ist und die Frau auch. Ich habe solche kennen lernen und fast immer gefunden, daß die brave Frau schuld war. Sie hat vergessen, auf ihr Angesicht zu achten, ihrem Manne gegenüber. Sie hat vergessen, ihr Angesicht zu waschen von allen Flecken der Laune, der Mißstimmung des Aergers, der Trauer und es zu salben mit Freundlichkeit. Daß sie solches vermag, beweiset sie gegen Fremde, gegen Leute außer dem Hause. Da kann sie Schlimmes verbergen, und ihr Angesicht salben. Aber da, wo sie es zu thun schuldig ist, vergißt sie es. Ihrem Manne gegenüber thut sie sich keine Gewalt an. Jede Mißstimmung muß er gewahr werden; jeden kleinen Verdruß muß er wissen. Jede einseitige und vorübergehende Traurigkeit muß ihren Schatten auf ihn werfen. Ehe er aus ihren Worten hört, muß er es auf ihrem Gesichte lesen. Nun soll aber die Frau ihres Mannes und Hauses Sonne sein. Das ist keine blose Redensart. Seine Gehülfin sein, heißt zunächst nichts anderes: Wie man immer nach der Sonne sieht, und sich stets von Neuem ihres hellen Scheines freut, so sieht ein braver Mann nach dem Angesichte seiner Gehülfin. Wenn es draußen noch so hell ist, und ihr Angesicht ist trübe, so ist sein Haus dunkel; wenn es draußen noch so trübe ist, und ihr Angesicht leuchtet, dann ist sein ganzes Haus erleuchtet und in diesem hellen Scheine geht er fröhlich an sein Tagewerk. Ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn sei. Was unaufhörlich mit uns verbunden, immer um uns ist, das hat einen beständigen Einfluß auf uns; das kann uns am schwersten bedrücken, und am meisten beglücken. Eine Frau kann um uns sein wie eine trübe Wolke, und sie kann um uns sein, wie heller Sonnenschein, und beides durch ihr Angesicht. Sie muß lernen, es zu waschen und zu salben. Sie ist dann immer schön für den, dem sie schön sein soll und sie gefällt dann immer dem, dem sie gefallen soll. Sie ist dann seine beständige Hülfe schon dadurch, daß sie um ihn ist. Wenn sie aber für ihr Angesicht nicht sorgt, verfehlt sie ihres Berufs, und sie, und ihr Mann und ihr ganzes Haus hat darunter schwer zu leiden.

Freilich bleiben in keiner Ehe Leiden und Schmerzen aus. Es kommen Tage, wo man nicht fröhlich und freundlich sein kann, wo Mann und Frau miteinander weinen müssen. Aber solche Leiden kommen aus guter Hand. Sie sind himmlisches Regenwetter, das zum Segen und zum Gedeihen so nöthig ist, wie heller Sonnenschein. Und wann Mann und Frau miteinander weinen, das erquickt und erfrischt in der Trübsalshitze und bringt reichen Segen in's Herz und in das Haus. Aber eben darum, weil Leiden selten ausbleiben, soll man sich selbst keine machen. Die selbstgemachten segnen nicht. Wenn Dir aber einmal Dein Herz so trübe und schwer ist, daß es auch Dein Angesicht überschattet, und Dir's schwer wird, Dein Herz zu überwinden und Dein Angesicht zu salben, dann weißt Du, wo Deine Hülfe ist. Gar Vieles muß der Mensch durchkämpfen und überwinden in dem Kämmerlein, von dem es heißt: Schließe die Thüre hinter Dir zu. Da rede mit Deinem Gott im Verborgenen. Er wird Dir's vergelten öffentlich. Als Moses lange geredet hatte mit dem Herrn, leuchtete sein Angesicht. Es ist noch immer so mein Kind! Ich hoffe in Deinem nächsten Briefe wirst Du mir schreiben, daß Dein Angesicht in Freude und Liebe leuchtet dem, der am meisten darnach sieht, und Deinem ganzen Hause.

Doch es wird Zeit, den langen Brief zu schließen. Er wird Dir nicht zu lange sein und er wird Dir auch nicht zu ernst sein. Wenn Du, während ich ihn schrieb, mein Angesicht gesehen hättest, würdest Du gesagt haben: „Wie hat mich mein Vater so lieb.“ Und wenn ich Dein Angesicht sehen könnte, während Du ihn liesest, würde ich sagen! „Wie hat mich mein Kind so lieb!“

In dieser Liebe gehören wir uns in Ewigkeit.

Dein Vater.

Räthsel.

Ich eile durch das weite Land,
Verwandle mich in aller Hand
Und bleibe stets dasselbe doch,
Wenn auch zuletzt kaum kenntlich noch.

Ich eile durch das weite Meer
Im Vogelflug, bald hin, bald her,
Gefürchtet wie der Schreckensblitz
Der jählings zückt von Jovis Sitz. —

Das arme Kindlein mach' ich reich,
Den reichen Kaufherrn Bettlergleich,
Bin klein und groß, gering und stolz,
Von Silber, Kupfer, Eisen, Holz. —
Nun nenn' mich!

Auflösung der Charade in Nr. 15:
„Kissingen.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 17. Sonntag, den 23. April. 1865.

Am Confirmations-Tage.

1.

Seid eingedenk! — o theu're Kinderschaar,
Vergiß die Stunde nicht,
Wo du gekniet am festlichen Altar
Im heil'gen Morgenlicht,
Wo fromm geneigt mit glüh'nden Wangen,
Den Segen du auf's Haupt empfangen;
Seid eingedenk!

2.

Seid eingedenk! ein gut Bekenntniß klang
Aus eu'rem Kindermund;
Gott hat's gehört; o stehet lebenslang
Auf diesem Felsengrund;
Was ihr in göttlich schönen Stunden
So laut bezeugt, so tief empfunden, —
Seid eingedenk!

3.

Seid eingedenk, wie euch der gute Hirt
So treu bei Namen rief,
Daß kein's hinfort, aus seiner Hut verirrt,
Zur Wüste sich verlief:
Er hat die Schäflein all' gezählet,
O daß dereinst nicht Eines fehlet;
Seid eingedenk!

4.

Seid eingedenk! — nicht weit mehr geh'n wir mit,
Die euch hieher gebracht:
Bald schläft das Aug', das euern Kindertritt,
So liebreich hat bewacht;
Denkt an des treuen Vaters Lehren,
Denkt an der frommen Mutter Zähren,
Seid eingedenk!

5.

Seid eingedenk, wenn die Versuchung nah't,
Und Welt und Sünde lockt,
Wenn ungewiß auf blumenreichem Pfad
Der Fuß des Pilgers stockt;
Dann denkt, was ihr so fest gelobet,
Dann sorgt, daß ihr die Treu erprobet,
Seid eingedenk!

6.

Seid eingedenk, wenn in des Lebens Noth
Die Freudensonne bleicht;
Wenn über Wangen, heute frisch und roth,
Des Kummers Zähre schleicht,
Dann denkt: ob all' dem Weltgetümmel
Wohnt mir ein treuer Freund im Himmel,
Seid eingedenk!

7.

Seid eingedenk des hohen Vaterlands,
Das eurer Wallfahrt Ziel;
Verscherzet nicht den ew'gen Ehrenkranz
Um Tand und Kinderspiel:
Der Krone, die am Ziele blinket,
Der Palme, die dem Sieger winket,
Seid eingedenk!

8.

Seid eingedenk! — o großes Hirtenherz,
Du hast sie Dir erkauft;
Du bluteteſt um sie im Todesschmerz,
Auf Dich sind sie getauft;
Wir lassen sie in Deinen Händen,
Du wollst das gute Werk vollenden.
Seid eingedenk!

Aus den Palmblättern von Gerok.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

3.

(Fortsetzung.)

Die angebotene Wohnung hatte Gustav nicht angenommen, die Einladung zu Tische durfte und mochte er nicht ablehnen. Indem er aber fühlte, wie wenig es ihm gelingen wollte, sich innerhalb des Gedankenkreises und der Ausdrucksweise eines Gesellen der Gartenkunst zu halten, da seine Absicht zu täuschen, immer wieder von dem Wunsche zu gefallen durchkreuzt wurde, — so suchte er vor allem erst wieder einen Rückzug und neue Fassung auf neutralem Felde zu gewinnen, und ließ sich daher die Fabrik zeigen. Von den beiden für das große Geschäft bestimmten Söhnen war Anton mehr zum Kaufmann, Lorenz zum Fabrikanten gebildet. Dieser übernahm es mit einfacher Artigkeit den jungen Gast umher zu führen.

Während dessen hatte Neumayer Zeit, sich mit Frau und Tochter über Gustav zu besprechen.

„Ist das ein Gartenbursche oder auch ein Schüler der Gartenkunst, lieber Martin?" rief die Mutter mit einer Verwunderung, die fast an Mißtrauen rührte.

„Ja, ja, liebe Gustel," entgegnete der Fabrikherr, „da kann man sehen, was die gebildete Atmosphäre einer Residenz thut, selbst wo der Hof, wie bei uns, nicht gerade den geistigen Interessen zugewendet ist. Menschen aller Art, besonders auch Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Reisende, verkehren mit dem Hofgärtner; er führt sie in Besprechung über dies und jenes umher, und wenn solch' ein Gehülfe offene Ohren hat, kann er vieles auffangen. Aber allerdings ist dieser Monsieur Fischer ein Ausnahmsmensch, — ohne Zweifel von guter Familie und Schule, fein von Betragen, vielseitig von Kenntnissen, nicht ohne Geist und Phantasie, eine rechte Künstlernatur, wie mir scheint. Ich frage jetzt aber nicht, woher er's hat, sondern bedenke nur, daß er doch eine rechte Zugabe für unsere kleine Gesellschaft wäre."

„Du meinst in der Zwischenstellung als Diener und Hausangehöriger, nicht wahr, Martin?"

„Sage lieber, in der Zwischenstellung von Beruf und von Bildung, als guter Gesellschafter. Vielleicht würde er unser'm frommen Pastor anstößig sein. Doch weißt Du, Gustel, — unser Wein ist aufrichtig und des Pastors Frömmigkeit gefälscht: er bleibt, der Aufrichtigkeit zu lieb, nicht weg. Unser'm pedantischen Amtmann sieht Herr Fischer vielleicht ein wenig demokratisch aus, aber er schluckt's mit unsern Braten und Puddings hinab. Dafür würde der junge Mann mit dem Apotheker sich in der Agrikulturchemie und im Guano berühren, und mit dem Doktor sich auf ein L'Hombrepartiechen verstehen. Den Assessor Jürgens — wäre ich begierig —! Was meinst Du, Josephine?"

„Den Assessor dürfte er vielleicht selbst hinter der Scheidewand der Staatsrangordnung ein wenig eifersüchtig machen, Papachen!" antwortete sie, wie es schien, etwas übereilt, denn ein flüchtiges Erröthen folgte hinterher.

Der Papa lachte laut auf. „Da hast Du recht, Josephine!" sagte er. „Der Jürgens ist bei allem Dünkel leicht eifersüchtig, traut mithin seinem hohen Werthe doch nicht so recht, scheint's. Aber zum Duell wird's nicht kommen."

„Nein, Väterchen! Jürgens ist zu generös; er wird seinen Amtsdegen zu lang gegen ein Gartenmesser finden und solchen Vortheil verschmähen."

„Keine Sorgen, Kinder!" lächelte mit einigem Hinterhalte die Mutter. „Beide würden bald weit genug auseinander kommen, um sich nicht die Hälse zu brechen. Der junge Gärtner fährt mit einem Omnibus und der Landrathsassessor macht Carriere und nimmt Dich mit, Josephine. „Guten Morgen, Herr Fischer," wird's da heißen, „empfehle mich Ihnen!"

Josephine, die der Mutter Gunst für den Assessor und für seine schleichende Bewerbung kannte, versetzte nicht ohne Empfindlichkeit: „Sorge nur, liebe Mutter, daß der Maulwurf nicht vor den Spaten des Gärtners geräth!"

„Nun, nun, laßt das Kinder!" wehrte der Vater, „und helft mir lieber aus einer andern Verlegenheit mit diesem Herrn Fischer! Er scheint etwas auf sich zu halten, ebenso wie ich ihm anfühle, daß er der rechte Mann für uns ist. Was denkt Ihr nun, wenn es zur Unterhandlung kommt, daß ich ihm bieten soll? Fordern wird er wahrscheinlich nicht und setzt sich in die Hinterhand, was ich schon daraus schließe, daß er die ihm angebotene Wohnung ablehnt, offenbar weil er vor unserm Uebereinkommen nicht verbindlich werden, — weil er auf freiem Gebiet abwarten will. Nun gilt mir's ja nicht darum, mir einen so geschickten und zugleich angenehmen Mann nicht auch etwas kosten zu lassen. Aber ich kenne den Cours nicht, worin solche Leute stehen, und ich möchte gerade im Bieten meine Unkenntniß so ungern verrathen, als ich sein Fordern geeigneten Falles zu überbieten gern geneigt wäre. Was meint Ihr, Gustel, Josephine? Hier laßt einmal Euern Witz los! Hm?" —

„Weißt Du was, Papachen?" antwortete, während die Mutter noch überlegte, Josephine. „Wende Dich an den Advokaten Trabert, — Deinen vortrefflichen Rechtsverdreher. Der kann von seinem Freund, dem Referendar Hofgärtnerssohn, hören, was ein gewöhnlicher Gärtner bekommt und was so ein ausgezeichneter Mensch verdient. Dann hörst Du, bietest Du etwas mehr, damit Du ihn fesselst, und — ich dächte, Väterchen, — Du ließest ihn ja nicht fahren."

„Das ist gescheit, meine Tochter!" rief Neumayer vergnügt, „und es ist wenigstens das Kürzeste. Nicht wahr, Gustel? Ja, ich schreibe dem Anwalt und werde Antwort haben, ehe der junge Mann sein Projekt fertig hat. Eher kann ja auch von keinen Bedingnissen die Rede sein. — Hast Du die Merle zu Tisch laden lassen, — Mutter?"

Frau Guste bejahte, und der Mann fuhr fort:

„Mich verlangt, was die gute Merle zum Herrn Fischer meinen wird, — ob sie ihn nicht poetisch findet?"

Er lachte schalkhaft; denn die Erinnerung an Mademoiselle Merle war ihm stets erheiternd, weil er auf dem Fuße nie übel genommener Neckerei mit ihr stand.

Flora Merle war die Tochter des letztverstorbenen Predigers der Stadt, in ihren vorgerückten Jahren noch von jugendlichem oder vielmehr unreifem Aussehen, von stets sehr verbindlichen Mienen und verzierten Manieren, die niemand unbelächelt ließ. Nicht die Schönste im Ort empfing von den Männern so viel Artiges gesagt, wie Flora, und die Gewohnheit machte ihr zum Bedürfniß, das zu empfangen, was sie gescheit genug war im Einzelnen nur für Spaß zu nehmen. Wer einmal auf diesem Fuße mit ihr stand, durfte den Zoll der Neckerei nie vergessen oder unterschlagen, bei Strafe für unartig zu gelten und es nachgetragen zu bekommen. Sie war viel eher geneigt, unterlassene Neckerei für Vernachläßigung, als dargebrachte für Spott zu nehmen — Flora Merle besaß gute Kenntnisse und ein gediegenes Urtheil, nur daß beides bei ihrem vereinsamten Leben etwas in's Pedantische zerflossen war, wie eine gute und feste Handschrift, die feucht geworden ist.

Sie erschien denn auch auf Einladung zeitig und sehr geputzt. Josephine, die neben dem aus der Fabrik eben zurückgekehrten Gustav am offenen Fenster stand, grüßte die Herankommende auf eine Weise, die dem jungen Gärtner gleich die Tonart angab, worin man im Hause mit ihr spielte, oder worin ihr mitgespielt wurde, — neckisch, ohne zu verletzen.

Ein alter reisender Geschäftsfreund, der eben vom Comtoir über den Hof kam, grüßte sie mit Handschütteln. — „Ei, wie geht's, Fräulein Flora," rief er laut, — „ewiger Frühling? Und doch, wie lange haben wir uns nicht gesehen, Mademoiselle Merle? Oder vielleicht — nicht mehr Merle?"

„Ach ja, Herr Heimberger," antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, „noch immer Merle."

„Noch? O Gott, daß meine Frau auch nicht sterben will, einzige Freundin! Ewige Freundin!"

Herr Fischer wurde ihr vorgestellt. Und als er ihr bemerkte, daß er sich vorbehalte, ihr, der Freundin des Hauses, seinen Besuch zu machen, wenn sie es ihm erlaube, erwiederte sie auf's freundlichste: „Ich freue mich sehr darauf, das Vergnügen zu haben, Sie in meiner bescheidenen Wohnung zu sehen!"

Da man noch auf einige Gäste wartete, lud Josephine den jungen Mann ein, mit ihr und Merle die kleine Hausbibliothek zu besehen. Hier fand Gustav nach Zahl und Wahl der Bücher mehr,

als er erwartet hatte, alle geschmackvoll und nach ihren Fächern verschieden eingebunden.

Da gab sich nun freilich eine Gelegenheit zu doppelter Versuchung, nicht blos für den jungen Gast, sondern selbst auch für die Tochter des Hauses. Jenen lockten, gegen alle seine bei sich erneuten Vorsätze, doch die schönen Bücher immer wieder über den Horizont des Gartenburschen hinaus. Oder er ließ sich auch wohl, um Josephinen zu gefallen, absichtlich gehen, und sagte Dinge, an denen sie wirklich auch ihre innige Freude hatte. Indem nun aber Flora Merle durch ihre Bemerkungen und Fragen, mit denen sie eigentlich nur sich selbst vor einem so gebildeten jungen Manne in's beste Licht zu setzen dachte, den beredtsamen Gustav immer weiter trieb, ward sie unvermerkt schuld, daß auch Josephine, durch die Gegenwart einer älteren Freundin gedeckt, sich in ihrem Frohmuthe mehr und mehr gehen ließ; wobei sie zugleich ihre lustige Stimmung anmuthig genug auf die hochgetragene Merle ableitete. Josephine gab sich in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit hin, und Gustav war für so muthwillige Laune nur allzu empfänglich. Am Ende hatte es die gute Flora Merle zu verantworten, daß sie durch ihr überspanntes Wesen dem sich vergessenden Paar Anlaß gab, wieder und wieder einander anzublicken und vertraulich mit einander zu lachen. — Und wie bedenklich ist das! Franz Trabert, der gründliche Anwalt, würde es den summarischen Proceß — das abgekürzte Verfahren — der Liebe nennen, und sehr besorgt sein, im ordentlichen Proceß der Bewerbung zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Südamerika.

Der an den Grenzen der Republik Buenos-Ayres wieder ausgebrochene Indianerkrieg, welcher von den Zeitungen der Sorglosigkeit der Minister zugeschrieben wird, hat zu der Veröffentlichung eines kulturhistorisch beachtenswerthen, bei ähnlicher Gelegenheit im Jahre 1839 erlassenen Dekrets Veranlassung gegeben. (Wir finden dasselbe in der „Nacion Argentina" vom 26. November 1864 abgedruckt.) Durch dasselbe ward der damalige Schutzheilige vom Präsidenten wegen Vernachlässigung seiner Pflichten abgesetzt und durch einen andern ersetzt.

Es heißt in dem Dekrete, daß der heilige Martin, Schutzpatron der Stadt, seit ihrer Gründung weder dem Scharlachfieber, noch der periodischen Trockenheit und den verheerenden Ueberschwemmungen gesteuert, daß auch die Blattern erst nach Einführung des Impfens verschwunden seien, ohne daß der Schutzheilige sich je darum bekümmert hätte, dieser Calamität Einhalt zu thun; auch sei man der Indianer nur durch Anrufung der heiligen Jungfrau von Cujan und der heiligen Clara Herr geworden, indeß der Schutzpatron ruhig im Himmel geblieben und keine Hilfe geleistet habe.

Unterdeß habe der heilige Ignatz von Loyola mit der Ritterlichkeit, die ihn charakterisire, bei der Vernichtung der englischen Armee am 5. Juli 1807 wirksame Hilfe geleistet.

Es sei daher die Aufgabe des Präsidenten, die Administration von schlechten Dienern zu reinigen, und darum verfüge er, daß der heilige Martin, der das Vertrauen der Völker verloren, abgesetzt sei. In Anerkennung früherer Dienste solle er jedoch als Pension jährlich vier einpfündige Wachskerzen erhalten und an seinem Namenstag eine Messe gelesen werden.

An seiner Stelle werde der heilige Ignaz von Loyola mit dem Rang eines Brigadegenerals ernannt und seinen Jüngern eine jährliche Pension von 800 Piastern auf ewige Zeiten zugesichert; auch sei alljährlich in der Cathedrale ein vierzigstündiges Gebet für ihn abzuhalten und sein Namensfest jährlich durch dreitägige Festlichkeiten mit Feuerwerk und einem in der Haut gebratenen Ochsen und Nationaltänzen zu feiern. —

Die Sache verdient insbesondere auch darum Beachtung, weil nach einem Lande mit solchen Culturzuständen der Strom der Auswanderung gelenkt werden will. (Frkf. J.)

Der diesjährige Winter und seine Erklärung.

Der „Westfälische Merkur" bringt folgendes „Eingesandt": „Manche Entdeckungen in der neuern Astronomie, wie z. B. von Kometen und Asteroiden, sind bekanntlich nicht von den großen, von den Staaten unterhaltenen Sternwarten aus gemacht, sondern von aufmerksamen Dilettanten, welche auf irgend ein Gebiet der Himmelserscheinungen ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet hatten. So ist denn auch, wie wir eben in einem französischen Journale lesen, die jedenfalls großartigste astronomische Entdeckung unseres Jahrhunderts vor Kurzem von einem Dilettanten gemacht, eine Entdeckung, die unseren großen Sternwarten nicht hätte entgehen können, wenn nur ein Gedanke an die Möglichkeit der wunderbaren Thatsache aufgetaucht wäre, zugleich eine Entdeckung, die unsern gegenwärtigen, beispiellos langen und harten Winter vollkommen erklärt. Der Herr Marquis von Plaisantons macht nämlich auf seinem kleinen Observatorium, das er auf seinem Schlosse Gardevous sich angelegt hatte, am 28. Febr. ds. Js. die Beobachtung, daß der Polarstern, der bekanntlich immer am nördlichen Himmel unverrückt dieselbe Stelle einnimmt und deshalb zur Orientirung am Himmel am geeignetsten ist, um mehr als neun Minuten sich dem Zenith genähert habe. Er maß und maß wieder, weil ihm die Thatsache so unglaublich auffallend war — allein immer dasselbe Resultat. Am folgenden Tage setzte er mit der höchsten Spannung seine Beobachtungen fort, und siehe da, der Polarstern war wieder um volle 15 Minuten gestiegen. Fortgesetzte Beobachtungen an den folgenden Tagen ergaben, daß der Polarstern fortwährend am Steigen war, täglich um etwa 15 Minuten des Gradbogens — mit andern Worten, daß die Achse der Erde, von deren Lage bekanntlich der Wechsel unserer Jahreszeiten und unsere kosmische Stellung bedingt ist, sich in gleichem Grade senke. Bis zum 23. März beobachtete er ein fortwährendes Steigen des Polarsterns, da endlich hörte die verhängnißvolle Bewegung auf, nachdem der Pol um mehr als sechs volle Grade sich dem Zenith genähert hatte. Da nun beeilte er sich, seine merkwürdige Beobachtung der gelehrten Welt kund zu machen, die darüber in das ungemessenste Erstaunen, ja wir dürfen sagen, in die vollkommenste Bestürzung versetzt ist.

Wirklich, wenn man des Abends vor die Thür tritt und nach dem bekannten Standorte des Polarsternes ausschaut, so erkennt schon der Laie, daß derselbe beträchtlich höher steht, als ehemals. Sechs volle Grade hat sich die Erdachse gesenkt und damit ist die größte Revolution auf der Erde eingetreten, die seit dem Beginne der Geschichte sich ereignet hat. Denn jetzt liegt Europa um volle sechs Grad dem Nordpole näher, wie ehemals, und es ist kein Wunder, wenn der heurige Winter so anhaltend und streng war. Leider wird er, wenn nicht eine Rückwendung eintritt, fortan nun immer so bleiben. Wir wollen nun — indem wir uns weitere Mittheilungen über den hochwichtigen Gegenstand vorbehalten — die Veränderungen in's Auge fassen, die unsere Vaterstadt Münster von diesem wirklich furchtbaren und doch so unmerklich eingetretenen Naturereignisse vorauszusehen hat.

Münster lag bisher unter dem 52. Grade nördlicher Breite, jetzt liegt es unter 58° 7′, also unter einem Breitengrade, der bisher durch die Nordspitze von Jütland, durch das Cap Skagen ging, also nur etwa $1\frac{1}{2}$ Grad südlicher als bisher Stockholm, und gegen 2 Grad südlicher, als bisher Petersburg lag! Wir werden also in Münster fortan eine Temperatur haben, wie sie bisher etwa im südlichen Schweden oder in Liefland herrschte — kurze heiße Sommer, lange frostige Winter. Die Jahrestemperatur, die bisher 7° Reaumur betrug, wird zum mindesten auf 3—4° sinken; wir werden ein völlig nordisches Klima bekommen — oder vielmehr, wir haben es schon leider im vollen Maße. Sonst waren Ende März alle Gärten bestellt; jetzt ist kaum ein Spatenstich geschehen; so wird es leider fortan immer sein, wenn, wie gesagt, nicht eine Rückwendung eintritt, worauf nach dem mehrtägigen Stillstand leider wenig Aussicht ist. Wie sehr die Weltstellung Europa's fortan verändert ist, wollen wir in einem folgenden Aufsatz mittheilen; nur so viel wollen wir noch für heute bemerken, daß es mit dem Weinbau am Rhein voraussichtlich für immer aus ist; unter dem 56° gedeiht kein Wein, nicht einmal Grüneberger.

Damit haben wir also die Erklärung unseres gegenwärtigen Winters, sie bietet eine trostlose Aussicht. (!! — —)

Münster, den 1. April 1865."

H. Herrieden, Mitte April. Witterungsverhältnisse Europas im Monat März. Dieser Monat war sehr kalt im Nordosten, im Centrum, und besonders im Südosten unseres Erdtheiles bis zum schwarzen Meer, wo auch bedeutende Schneefälle stattgefunden hatten, warm dagegen in Portugal, Irland und Norwegen. Die Polarströmung, mit Ausnahme der ersten drei Tage, des 8. und 9., sowie der beiden letzten Tage des Monats fortwährend vorherrschend, erreichte am 20. und 21., sowie am 28. und 29. eine ungemeine Ausdehnung. Die Bewölkung des Himmels war ziemlich stark und schwankte zwischen 30, 8% (Moskau) und 80, 4°. (Stockholm). Im Durchschnitt war der Himmel nahezu ¾ bedeckt in Schweden, Lappland, Deutschland, der Schweiz, Nordspanien, Süditalien und Sizilien; zur Hälfte in Großbritannien, Portugal, Mittelspanien, Norditalien, Norwegen, den Niederlanden und dem nördlichen Rußland, nur zum 4. Theile im südlichen Frankreich, im südlichen Spanien und im Inneren Rußlands. Die Morgens 8 Uhr an den Hauptstationen Europas beobachteten Mitteltemperaturen sammt Extremen waren der Reihe nach: Südspanien (Alikante) 10, 8 (zwischen 7, 4 und 15, 2), Sizilien (Palermo) 8, 3 (5, 2 und 12, 6), Portugal (Lissabon) 7, 8 (5, 5 und 9, 2), Irland (Valentia) 6, 1 (3, 5 und 9, 4), Nordspanien (Bilbao) 5, 0 (3, 2 und 10, 4), Süditalien (Rom) 4, 6 (0,8 und 9, 6), Südfrankreich (Marseille) 3, 9 (— 0,7 und 8, 2), Schottland (Nairn) 2, 6 (0,0 und 7,1), England (London) 2, 3 (—0,5 und 5,8), Mittelspanien (Madrid) 2, 2 (— 1, 5 und 5, 7), Belgien (Brüssel) 2, 0 (— 3, 6 und 5, 9), Norditalien (Turin) 1, 9 (— 2, 4 und 5, 2), Nordfrankreich (Paris) 1, 1 (— 4, 3 und 5, 2, absolut: — 4, 5 und 11, 5), Holland (Amsterdam) 0,7 (— 3, 5 und 2, 7), Norwegen (Studesnäs) 0,2 (— 2, 0 und 2, 3), Bayern (Herrieden) — 0,1 (— 8, 3 und 4, 0, absolut: — 11, 9 und 7, 5), Südrußland (Odessa) — 0,3 (— 8, 7 und 4, 3), Oesterreich (Wien) — 0,8 (— 9, 6 und 7, 2), Schweiz (Bern) — 2, 0 (— 7, 0 und 2, 6), Schweden (Stockholm) — 3, 8 (— 14, 4 und 1, 6), Nordrußland (Petersburg) — 6, 5 (— 14, 7 u. 0,1), Inneres Rußland (Moskau) — 7, 9 (— 13,7 u. — 0,7), Grenze von Lappland (Haparanda) — 11, 2 (— 20, 8 und — 0,2° R.)

Obwohl es in den letzten 54 Jahren schon manchen März mit größeren absoluten Kältegraden, mit tieferer Mitteltemperatur und viel stärkeren Schneefällen gab, so ist doch bei uns in keinem einzigen die Temperatur Nachmittags noch so wenig gestiegen, als in diesem Jahre, indem sie sich nicht über + 7, 5° (am 31.) erhob. Bis jetzt war es der März 1840 gewesen, wo die geringste Maximaltemperatur mit + 8, 6° dahier beobachtet worden war. Der dießjährige Winter und auch März ähnelt viel dem Jahrgange 1845, nur war dort die größte Kälte sammt den immensen Schneefällen mehr bei uns und im Westen Europas, dagegen dieses Jahr mehr im Osten unseres Erdtheiles. Obwohl sich der April ds. Js. viel heiterer und wärmer zeigt, begann dennoch schon bald Gewitterbildung, wie auch im Jahre 1845, und würde, wenn der Verlauf des heurigen Jahrganges ebenso wie 1845 sich gestalten sollte, nicht sehr viel Gutes zu erwarten sein. Ich erinnere nur an die Schneefälle vom 19. Mai, an die ungeheuere Ueberschwemmung vom 30. Mai, die dahier den Altmühlpegel mit fortriß und namentlich in Ihrer Herriedet Vorstadt einen so hohen Grad erreichte, daß das Wasser im Gasthause „zum Zirkel" zum Fenster hineinlief, an die unerträgliche Hitze in den ersten 8 Tagen des Juli, (am 8. Nachmittags 2½ Uhr dahier der absolut höchste Thermometerstand mit + 30, 0°), dann die daraussolgenden verheerenden Gewitter, von denen eines die für das erste Sängerfest in Würzburg erbaute Halle größtentheils wieder zerstörte u. s. w.

Ueber den März 1845 habe ich mir damals folgende Notizen aus dem Korrespondenten v. u. f. Deutschland in mein meteorologisches Tagebuch gemacht: Aus Nr. 80 vom 21. Der Schiffer- und Fischerverein zu Aschaffenburg veranstaltete am 16. März auf dem 1′ 2″ dicken Maineise einen Fischschmaus. Kegelbahn und Karoussel waren aufgerichtet, Tische, Stühle und ein Kochherd angebracht, weiß und blaue Fahnen aufgesteckt. Seit 141 Jahren war eine solche Belustigung nicht mehr vorgekommen. In Heidelberg wurde auf dem gefrorenen Nekar von den Küferburschen ein Faß gefertigt, dabei gekegelt, getanzt u. s. w. Aus Nr. 83 vom 24. Seit 1784—85 kein so kalter und schneeiger Winter in Hamburg, als der dießjährige. Aus Nr. 84 vom 25. In Paris hat es nach ein paar milden Tagen wieder stark gefroren. In London zeigte das Thermometer am 14.—24. 6°. Am 19. ging bei Mainz erst das Rheineis und am 20. das Nekareis.

Unsere Kinder freuen sich am Osterfeste der Ostereier,*) die der Osterhase legt; aber viele Eltern kennen den geschichtlichen Ursprung des weit verbreiteten Gebrauches nicht. Sie deuten hin auf die Opfergaben, die man bei heidnischen Völkern zur Frühlingszeit den Göttern brachte. Darunter war das Ei eine bedeutungsvolle Gabe. Wie der Frühling alle die Keime des neuen Naturlebens in sich trägt, welche die Wärme zum Leben weckt, so trägt das Ei den Keim des neuen jungen Lebens in sich, das ja auch durch Wärme zum Dasein erwacht. So ist das Ei ein treffendes Sinnbild des Frühlings. Schon die alten Perser theilten am Frühlingsfeste roth gefärbte Eier unter ihre Befreundeten aus. Das Färben der Eier wies auf die Blüthenpracht des erwachenden Pflanzenlebens sinnig hin. Schon im hohen griechischen Alterthume wurzelte die Sage, daß der Hase die Eier lege; denn der Hase war das Bild der Fruchtbarkeit. Diese heidnische Vorstellung ist nach zwei Jahrtausenden noch gang und gäbe und selbst im Christenthume nicht untergegangen. Man gab christlicherseits dem Ei die Bedeutung als eines Sinnbildes des Auferstandenen, und die Gedankenfolge war diese: das engverschlossene Ei ist das Sinnbild des Grabes und das daraus hervorbrechende Küchlein das Sinnbild des Auferstehenden. In der griechischen Kirche, besonders in Rußland, ruft am Ostermorgen Jeder dem Andern zu! Christ ist erstanden! Er küßt ihn und schenkt ihm ein Ei. In der römischen Kirche gab jeder Communicant dem Priester ein Ei, und dieser Gebrauch ging auch in die protestantische Kirche über und besteht noch in vielen Gegenden Deutschlands. Daß man die Kinder damit erfreut, ist die Sitte des Deutschen, in der sich wieder die deutsche Gemüthlichkeit offenbart.

*) Wegen Mangels an Raum um 8 Tage verspätet.

Charade.

Erste und Zweite.

Wenn man mich findet zum Genuß im Laden,
Dann steh' ich bei gar manchen hoch in Gnaden.
Doch zeig' ich mich in menschlicher Gestalt,
Da wird gar öfters ihre Liebe kalt.
Und ob ich ehrbar auch durch's Leben wandle,
Man prüft mein Werk gar strenge, wenn ich handle;
Es richtet gar auf mich, — o schnöde Zeit, —
Ihr scharfes Auge die Gerechtigkeit! —

Dritte.

Wo ich mich zeige, freuet sich das Herz,
Schon Manchem bracht ich Trost in seinem Schmerz,
Der, fern von Menschen, bei mir niedersank,
Vom Schmerz gebeugt und an der Seele krank,
Mit höh'rem Reize schmück' ich erst die Flur,
Und wo verschwindet meine heit're Spur,
Da bleibt der scheue Fuß des Menschen fern,
Denn nur wo ich gedeihe, weilt er gern.

Das Ganze.

Ich bin ein Ort auf frischer Bergeshöh'
Und mancher Wand'rer kommt in meine Näh',
Um zu bewundern seines Gottes Spur
In der erhab'nen Größe der Natur.
Mehr als der beiden Ersten tiefstes Wort,
Sagt ihm die Flur vom ew'gen Wesen dort,
Und noch kein einz'ger stieg zu mir herab,
Der diesem Wort nicht freudig Beifall gab.

(Aus dem Bayr. Tagbl.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 16:
„Kreuzer."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 18. Sonntag, den 30. April. 1865.

Das ist der Zauber, der dem Schönen eigen,
In jedem Kleinsten ganz es selbst zu sein,
In jedem Theil das volle Bild zu zeigen,
Befriedigt Leben in sich selbst allein!
Das ist der Liebe auch, der ewig reichen,
Ureig'ne Art: Entzücken ohne Schmerz,
Ein voll' Genügen ohne zu vergleichen —
An jedem Theilchen hängt das ganze Herz!

Carl Osten.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

3.

(Fortsetzung.)

Wie hätten sie dabei an die Zeit gedacht, alle drei! Sie mußten zu Tische gerufen werden, und Gustav nahm seinen Platz so vergnügt und aufgeregt ein, daß er aller Scabiosen und Lobelien, aller Lupinen und Malven vergessend, nur die Amaryllis formosissima, die ihm gegenüber saß, in Gedanken hatte. Der projektirten Fontaine in Neumayer's Garten voraus ließ er den Witz und Muthwillen seines Herzens springen.

Selbst wenn es der Fabrikherr auf die Gartenanlagen brachte, kam Gustav nicht zur Besinnung auf den Gartenburschen Fischer, sein alter ego, sein anderes Ich, sondern entwickelte so viel Gedanken und nebensächliches Wissen, als ob er es darauf absehe, für den gelehrtesten und geistreichsten Kunstgärtner der Welt zu gelten.

„Der Garten," sagte er gelegentlich, „ist älter als das Ackerfeld. Gott hatte es für unser Geschlecht auf ein Gartenleben abgesehen und setzte den Adam in's Paradies. Hier aber brachte es seine Frau durch den bekannten Apfelschnitz dahin, daß er auf den Feldbau verwiesen oder herabgesetzt wurde. Jetzt erst gab's auch den Schweiß, und Adam bekam zu seiner Reue auch Rheumatismen. Darum kehren die Menschen, sowie sie nur einigermaßen in gute Verhältnisse kommen, immer wieder zu Gartenanlagen zurück und bereiten sich, wenigstens für den Sommer, ein Gartenleben. Ein tiefes Heimweh nach dem Paradiese regt sich in ihrem vom Schweiß der Arbeit erlösten Herzen. Der Gart.n ist und bleibt doch immer der reinste Quell menschlicher Freuden. Hier athmet unsere Seele etwas von jener Unschuld, die es noch nach keinen verbotenen Früchten gelüstete. Hier schöpfen die ermüdeten Lebensgeister des Menschen die beste Erquickung, und ohne den Garten erscheint das Haus nur als eine Unterkunft der Noth."

„Wie schön, wie poetisch!" rief Flora Merle.

„Sie freilich, Mademoiselle, sind mit Recht für solche Gedanken besonders empfänglich," lächelte Gustav; „denn als Flora gehören Sie in den Garten und als Merle in's Gebüsch. Merle nennt man ja bekanntlich eine Art von kleinen Amseln. Uebrigens muß ich so aufrichtig sein, zu bekennen, daß diese Gedanken theilweise von einem vornehmen Abgestorbenen sind, von dem berühmten Kanzler und Philosophen Franz Bacon, der eine Abhandlung über Gartenanlagen geschrieben hat. Er ist der Meinung, die Fürsten wenigstens sollten Gärten für alle Monate des Jahres haben, in denen man immer neue, schöne Sachen fände, je nachdem die Jahreszeit sie hervorbringt. Er verräth zugleich bei seinen Vorschlägen eine außerordentliche Kenntniß der Pflanzen nach ihrer Blüthe- und Früchtezeit." —

„Der alte Herr wird wohl ein Freund des französischen oder holländischen Gartengeschmacks gewesen sein?" bemerkte Neumayer.

„Vergebung! Durchaus nicht!" erwiederte Gustav. „Er haßt vielmehr alle künstlich gestutzten Hecken und in Wachholder ausgeschnittenen Figuren. Er will, man soll die Gärten, zu denen die Natur Boden und Gewächse liefert, auch nach ihrem vorbildlichen Willen anlegen, sie aber nicht nach dem falschen Geschmack einer Zeit oder der Laune des Menschen unterjochen. — Nein, mit seinem Gartengeschmack war er ein Engländer."

Als man von Tisch aufstand, fühlte Gustav doch seiner Stimmung an, daß er nicht blos in der Unterhaltung, sondern auch im Trinken etwas zu viel gethan habe. Der Nachmittag war so mild geworden, daß man sich entschloß, den Kaffee und die Cigarren im Freien zu nehmen, da, wo auf einem Vorsprunge des Gartens ein Tempelchen zum Ausblick in's aufgrünende Flußthal einlud. Gustav entzog sich mit seiner Cigarre der Gesellschaft, vorgeblich, um bei der eben so günstigen Beleuchtung des Höhenzuges das Terrain des künftigen Parks zu besichtigen. In der That bemerkte auch Josephine, die sich mit dem Blicke gegen die baumreiche Halde setzte, daß Gustav lebhaft hin und wider schritt, auf und nieder schweifte, da und dort Standpunkte nahm und dann und wann in sein Taschenbuch schrieb oder zu zeichnen schien.

Unter den Zurückgebliebenen sprach sich jetzt eine Verwunderung, ein Befremden über die umfassende Bildung des jungen Gärtners aus. Der ältere Sohn des Hauses ließ sogar den Zweifel laut werden. ob es wirklich ein Gärtner sei; wogegen der Vater auf die gründlichen Gartenkenntnisse hinwies, die über den Stand des räthselhaften Mannes keinen Zweifel übrig ließen. „Oder in welch' anderem Berufe sollte jemand diese Nebenkenntnisse besitzen?" fragte er. „Und wenn auch, — zu welchem Zwecke in Gestalt eines Gartenburschen hier erscheinen? Ueber die Zeit fahrender Ritter oder büßender Pilgrime glauben wir doch hinaus zu sein, nicht wahr?"

Diese Erörterung hinterließ einen merkwürdigen Eindruck bei Josephine und setzte ihre Phantasie und ihr Herz in geheimnißvolle Bewegung. So viel Wohlgefallen sie auch an Gustav's Persönlichkeit gefaßt hatte, so hinderlich für jede Annäherung hätte doch zwischen ihm und ihrem Mädchenstolze der Gartenbursche, ja selbst der Kunstgärtner in ihres Vaters Dienste, gestanden. Nun war aber der Gedanke ausgesprochen worden, es könnte ein ganz and'rer junger Mann in diesem Gärtneranzuge stecken. Ein Räthsel, ein Geheimniß lag nun vor ihr — für sie da! — — —

Ein unvermutheter Besuch unterbrach das Spiel ihrer Gedanken, — Assessor Jürgens, der zurückgekehrt, sich im Dienstkleide mit Wappenknöpfen wieder anmeldete. Er liebte es, im Amtskleide zu gehen, in der „kleinen Uniform," zu der er eine steife Mütze mit farbiger Einfassung und einer kleinen Kokarde trug. Da ihn Frau Neumayer mit zuvorkommender Freundlichkeit empfing und ihm eine Tasse einschenkte, so fühlte sich Josephine um so empfindlicher gegen ihn gestimmt, als sie durch ihn in ihrer träumerischen Stimmung gestört war. Vielleicht mochte ihr auch, ohne daß sie es sich klar machte, der anerkannte Bewerber um ihre Neigung als ein lebendiger Vorwurf gegen das heimliche Interesse vorkommen, das sie für den jungen Gärtner gefaßt hatte, ehe dessen Räthsel gelöst war.

„Geben Sie Acht, Herr Landraths-Assessor," sagte sie, als er neben ihr Platz nahm, „hier hat eben noch ein bloßer Gärtner gesessen." —

„Ei nun, mein liebenswürdiges Fräulein," erwiederte er, „wenn er neben Ihnen sitzen durfte —!"

„Aber Sie, — in Ihrer Amtslivree —!"

Sie wußte, daß er auf diesen Ausdruck jedesmal mit zurechtweisendem Nachdruck erwiederte: „Uniform! Verzeihen Sie!" Und das that er auch jetzt.

„Ja, Herr Assessor," fiel Neumayer ein, „ich habe Aussicht, einen sehr geschickten jungen Gärtner zu bekommen." —

„Ein recht gebildeter junger Mann," sagte Josephine mit Nachdruck, „zu dem sich unsere Wiesenbrücker Gesellschaft Glück wünschen kann. Nicht wahr, liebe Flora?"

„Ja wohl, Herr Assessor!" versicherte Merle, „merkwürdig gebildet, sehr umfassend und flüssig, ich getraue mir zu sagen — poetisch!"

„Ah!" entgegnete Jürgens mit spöttischem Lächeln, „das ist ja die Möglichkeit! Sogar poetisch! Nun denn, — so freue ich mich im Voraus über einen Park in Hexametern. Hat er Ihnen nicht vertraut, ob er den Garten lyrisch oder dramatisch anzulegen denkt?" —

Die verblüffte Merle erblaßte ein wenig, und Josephine nahm rasch das Wort.

„Darüber, Herr Assessor, scheint der junge Mann noch unentschieden, aber jedenfalls christlich! Darüber können Sie sich beruhigen; denn er hat seine Schule im Hofgarten unserer Residenz gemacht."

Rasch trat Herr Neumayer mit seinem geöffneten Cigarrenbesteck dazwischen, und Jürgens, indem er sich eine herauszog und die gedrehte Spitze abbiß, fragte, wie Herr Neumayer zu dem Gärtner gekommen sei.

„Er ist vom Hofgärtner Amstetter mit gutem Zeugniß empfohlen," antwortete der Fabrikherr, „und vom Referendar Amstetter auf Veranlassung meines Anwaltes hierher gewiesen."

„Apropos! Der junge Amstetter ist zum Auditeur bei der Garnison drunten im Berghausen empfohlen, und wird es werden!" erklärte Jürgens.

„Wirklich?" fiel Josephine, ihre Gereiztheit wieder gut zu machen, etwas freundlicher ein.

„Kennen Sie den jungen Amstetter?"

„Er ist ein Freund unseres dortigen Anwaltes, der sehr von ihm eingenommen scheint."

„Amstetter," fuhr Jürgens fort, „gilt für einen Mann von Talent, von vielseitiger Bildung und soll — wenn ich in Mamsell Merle's trefflichem Ausdruck reden darf, — sehr „flüssig" sein. Bedeutet doch wohl die Gabe, etwas gut von sich zu geben. Persönlich kenne ich ihn nicht; aber auf meiner, wenn auch untergeordneten Stellung, ist mir zuweilen doch ein Blick in die höhern Staatsintentionen vergönnt." —

Josephine unterdrückte lächelnd einen Ausfall auf den christlichen Zusammenhang im kleinen Staat, und Jürgens sprach weiter:

„Der Herzog schätzt den Hofgärtner sehr, und der Sohn ist gut empfohlen. Indeß soll es dem begabten jungen Menschen doch sehr an jener — nicht sowohl „flüssigen," als fundamentalen Gesinnung fehlen, in welcher allein die Bürgschaften unserer staatlichen und gesellschaftlichen Zukunft liegen."

„So? fehlt es ihm daran?" sagte Josephine mit Ironie. „Wehe ihm! Ohne den rechten Glauben wird er wenig staatliche Hoffnung haben und verdient gar keine sociale Liebe!"

„Auch ein spottender Mund kann eine große Wahrheit aussprechen, Fräulein Josephine!" erinnerte Jürgens und sprach dann weiter:

„Indeß hat unser allergnädigster Herzog eine huldvolle Auskunft gefunden, dem jungen Manne, den er im Hofgarten immer gern um sich hatte, eine Laufbahn zu öffnen, indem er ihn als Auditeur in Berghausen mit einer vertrauteren Stellung beim dortigen Kommandanten, General von Ambrosch, in Prüfung gibt. Herr von Ambrosch steht in hoher Gunst bei dem Herrn und —"

„Aha, verstehe!" lächelte Josephine. „Da wird der ungläubige junge Mann das richtige Kommando erhalten. Achtung! Rechts um, junger Amstetter. Kehrt! heißt hier: Bekehrt!"

Der Assessor hörte den gereizten Spott nur mit halbem Ohr, da sein Auge auf den jungen Gärtner gerichtet war, der eben zurück kam, sichtlich betroffen von dem unwilligen Ausrufe Josephinens: „Rechts um, junger Amstetter!"

Gustav suchte mit den flüchtigsten Gedanken die Situation zu begreifen. Er zweifelte nicht, daß er von dem im Dienstkleid anwesenden Manne erkannt und verrathen sei, und Josephinens Unwille das Signal zu seiner Abweisung gebe. Das erste beste schien ihm, reumüthig zu beichten, heiter zu bekennen, gute Miene zum verlorenen Spiel zu machen. Während er so in Ueberlegung einen Augenblick Halt machte, wendete sich Josephine, dem starren Auge des Assessors folgend, um und rief: „Ah, Herr Fischer!"

„Herr Fischer?" versetzte Gustav verwirrt, verlegen, aber lachend. „Nun ja, ich will's nur gleich bekennen! Ich bin eigentlich — Sie wissen ja, wie's im Don Quixote heißt: Mancher geht auf Wolle aus und kommt geschoren heim! Ich bin eigentlich nicht der Fischer, sondern der Gefischte, der Erwischte! Können Sie mir's vergeben?"

Ueberspannt vom Wein und von seiner Verlegenheit, stürzte er mit flehend gehobenen Händen auf ein Knie und — brach in lautes Lachen aus.

„Was soll das? Sind Sie unklug geworden, Herr —?" rief Josephine unwillig über solche Vertraulichkeit eines Gärtners vor ihren Eltern und Brüdern und Gästen. Insgeheim hoffte sie, er werde nun genöthigt sein, sich zu entdecken.

„Sie haben Recht, mein Fräulein, ich bin irre!" versetzte, sich erhebend, Gustav, indem er sich gegen den Fabrikherrn kehrte. „Ich habe nun selbst zu rufen: Rechts um, junger Amstetter! Sie, Herr Neumayer, haben zu verzeihen. Aber, was Sie auch von meinem Benehmen denken mögen — schenken Sie mir nur einen Tag Vertrauen! Sie sollen mit meinem Gartenprojekte zufrieden sein, wem sie dann auch die Ausführung übertragen mögen."

Der Fabrikherr, über das räthselhafte Betragen des jungen Mannes zuerst ganz erstaunt, machte es sich auf einmal klar und fiel ihm lachend in's Wort:

„Ha, nun verstehe ich Sie, lieber Herr Fischer! Mißverständniß auf Mißverständniß heißt die Komödie! Nun, Josephine, begreifst Du es noch nicht? Wie verblüfft Du aussiehst, ha! ha! Doch vor allem: das ist der besprochene junge Kunstgärtner, Herr Assessor, von dem Ihnen Mademoiselle Merle so viel Schönes gesagt hat. Und hier, Herr Fischer, sehen Sie unsern lieben Freund, Herrn Assessor Jürgens vom Landrathsamt, baldigen Herrn Landrath! Und, nicht wahr, das „Rechtsum, junger Amstetter" hat Sie betroffen gemacht. Sie glaubten, wir wollten Sie, aus Mißtrauen, zum alten Amstetter — rechts um — zurückschicken? Ha, ha! Nun lachen Sie nur mit! Nein, lieber Herr Fischer, es war vom wirklichen jungen Amstetter die Rede, von dem uns der Herr Assessor die Nachricht aus der Residenz mitgebracht hatte, daß —"

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche!" fiel der Assessor ein. „Was ich Ihnen vertraulich mittheilte, ist noch nicht offiziell. Ich muß bitten —!"

„Ah, dann verzeihen Sie! Genug, Herr Fischer, wir sprachen vom jungen Amstetter und im besten Sinn. Später werden Sie's hören. Aber — nein, wir mißtrauen Ihnen durchaus nicht! Im Gegentheil sehe ich mit Verlangen Ihrem Projekt entgegen."

Gustav, so unerwartet aus seiner Klemme gezogen, war im ersten Augenblicke froh genug gestimmt, um mit dem Fabrikherrn über ihr beiderseitiges Mißverständniß um so herzlicher zu lachen, als ihm Neumayer's Zufriedenheit mit seinem vermeintlichen Scharfsinn so possierlich vorkam, wie sein eigenes Benehmen gegen Josephine. Bald aber beunruhigte ihn doch das mitgebrachte Geheimniß des Assessors, das ihn betraf, und vor dem er wirklich, ohne es zu erfahren, rechtsum machen mußte. Auch fing es an, ihm in der etwas gestörten Gesellschaft ein wenig unbehaglich zu werden, und da er bemerkte, wie die Merle sich nach ihrem Hut und Halstuch umthat, so empfahl er sich mit dem Versprechen, seine Vorschläge möglichst zu beeilen. Seine heimliche Absicht war, die Merle auf ihrem Heimwege zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Preisgedicht.

Professor Dr. K. Weinhold in Berlin hatte unter dem 21. Jan. d. J. deutsche Dichter eingeladen, in eine Preisbewerbung durch ein Gedicht einzutreten, welches „den Dank Schleswig-Holstein's gegen Oesterreich und Preußen" ausspricht Bis zum 15.—16. März, dem gegebenen Schlußtage der Einsendungen, sind nach einem von Weinhold in der Kieler Zeitung veröffentlichten Bericht, 390 Gedichte eingegangen, welche die Bedingung erfüllten, daß der Name des Verfassers in einem verschlossenen Zettel enthalten sei; 41 Sendungen wurden nicht berücksichtigt, weil sich der Dichter offen genannt hatte; 34 kamen zu spät; eine sehr bedeutende Zahl mußte wegen fehlender Frankirung zurückgewiesen werden. (Bildung macht frei!) Von jenen 390 fallen 204 auf Preußen, darunter 60 auf Berlin; 53 auf Schleswig-Holstein (33 auf Holstein, 20 auf Schleswig); 24 auf das Königreich Sachsen; 19 auf Oesterreich; je 15 auf Hamburg und auf Hannover; 12 auf Bayern: 11 auf Würtemberg; 9 auf die thüringischen Staaten; je 6 auf Kurhessen und Mecklenburg; 3 auf Frankfurt a. M.; je 2 auf Lübeck und Nassau; je 1 auf Anhalt, Braunschweig, Bremen, Hessen-Darmstadt, Lauenburg, Lippe, Oldenburg (Eutin), auf Frankreich und Rußland. Aus Baden und der Schweiz kam kein Gedicht. Der Werth der Gedichte entsprach dieser großen Zahl nicht entfernt. Die allermeisten Bewerber zeigten mehr guten Willen als dichterische Begabung. Daher konnte nur eine sehr kleine Zahl auf die enge Wahl gebracht werden. Die Entscheidung, welche Weinhold unter dem Beirath zweier Kollegen traf, fiel endlich auf das aus Leipzig am 13. März eingegangene Gedicht mit dem Motto: „An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an." Bei Eröffnung des Zettels ergab sich als Verfasser Hofrath Dr Rudolf Gottschall in Leipzig, welchem somit der Preis von 100 Thalern zuerkannt wurde. Das Gedicht selbst lautet:

Wir klagten lang, getrennt vom Vaterlande,
Doch Eins mit ihm in unsers Herzens Schlag.
Unwillig trugen wir die fremden Bande,
Sehnsüchtig harrend auf der Freiheit Tag
Versunken lag der Deutschen Macht und Ehre
Im Ottensund mit ihres Kaisers Speere.

Wir klagten lang; ein kalter Hauch von Norden
Hat jäh entblättert uns'rer Eichen Pracht.
Die Wipfel waren kahl und stumm geworden,
Das Lied erstarb in sternenleerer Nacht.
Wir hörten nur in dumpfer Wogen Rollen
Das Herrschervolk am stolzen Sunde grollen.

Da rauscht es plötzlich wie mit Adlersflügeln.
Nicht Wort, nicht Lied, es flammt des Schwertes Blitz
Vom Horst der Alpen zu den Buchenhügeln,
An's Seegestadt von Friedrich's Herrschersitz.
Und ehern zieht auf off'nen Siegesbahnen
Die That einher vor den vereinten Fahnen.

Du Doppelaar! mit stolzem Flügelschlage
Sprühst du dem Feind den Tod in's Angesicht.
Die Dänen steh'n ein Wall am heißen Tage;
Der Knechtschaft Wall, ihr Danewerk zerbricht.
Sie flieh'n! Mit Winterstürmen um die Wette
Bedrängt die Flucht der Sturm der Bajonette.

Doch Friedrich's Aar schwebt über Düppels Hügeln.
Da braust der Kampf, da sinkt der Dannebrog!
Und immer weiter auf des Sieges Flügeln!
Da hemmt kein Wall und nicht des Meers Gewog.
In's Boot! Den Cäsar trägt's mit seinem Glücke!
Der Sund gehorcht, es wird die Fluth zur Brücke.

Und tönt es nicht wie Klang versunk'ner Glocken?
Rauscht nicht der Meergebieterin Panier?
Jetzt sei der Schilfkranz aus Vineta's Locken
Der neuen Flagge hoffnungsgrüne Zier!
Nicht mehr den Dreizack kann der Däne wahren,
Dieß Meer gehört dem Reich und Preußens Aaren!

Hoch Oesterreich, das sieg- und ehrenreiche!
Hoch Preußen, das der Zukunft Banner schwingt!
Des Ostens Buchten und des Westens Deiche,
Und Nord und Süd, die jetzt Ein Band umschlingt,
Das ganze Land jauchzt dankend (!) den Befreiern,
Geschmückt, den Auferstehungstag zu feiern.

Wir klagten lang. — Jetzt enden uns're Klagen,
Der deutsche Geist ist frei von schwerer Haft.
Jetzt kann die Eiche wieder Wurzeln schlagen
Im heimathlichen Boden ihrer Kraft;
Und alle Blüthen, die zum Lichte dringen,
Sie mögen sich in euer'n Lorbeer schlingen!

Richard Cobden, der große Bürger Englands und große Wohlthäter der arbeitenden Klasse, war am 3. Juni 1804 geboren, als der Sohn eines kleinen Gutsbesitzers, der, durch Unglück verarmt, seine neun Kinder in äußerster Dürftigkeit hinterließ, so daß der junge Richard als Kind die Schafe hüten mußte und nur den nothdürftigsten Elementarunterricht erhielt. Den talentvollen Knaben nahm ein Oheim in London zu sich, der eine Kattunfabrik betrieb, dessen Umstände aber nach einigen Jahren in Zerrüttung geriethen, so daß Cobden sich abermals verlassen sah. Demungeachtet gelang es ihm, durch eigene Kraft sich zu Bildung, Reichthum und Ansehen emporzuschwingen und auf das Geschick seines Vaterlandes einen segensreichen Einfluß auszuüben. Ein entschiedener Freund der Freihandelsgrundsätze, trat er gegen die Kornzölle auf, welche das Leben zum Vortheil der großen Grundbesitzer vertheuerten, und gründete Anfangs der vierziger Jahre den großen Verein zur Abschaffung der Korngesetze. Der Kampf, welchen er gegen die mächtige Aristokratie Englands zu bestehen hatte, war ein langer und gewaltiger. Kein Mittel wurde von den Monopolisten gespart, um Cobden zu verdächtigen und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Wegen seiner Angriffe auf den Premierminister Peel, den er, als Hauptstütze der Korngesetze, persönlich für alles Unglück verantwortlich machte, unter welchem das Land seufze, beschuldigte man ihn sogar des Meuchelmords. Zuletzt aber ward Peel selbst zu Cobdens Ansichten bekehrt, und nachdem auf den eigenen Antrag des berühmten Staatsmannes die Aufhebung der Getreidezölle beschlossen worden, war er hochherzig genug, in einer am 26. Juni 1846 gehaltenen Parlamentsrede zu erklären, daß das Verdienst dieser segensreichen Reform einzig und allein Cobden gebühre. Cobdens Mitbürger brachten eine Summe von 80,000 Pf. St. zusammen, um ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihn zugleich für die schweren Geldopfer, die er der großen Sache gebracht hatte, zu entschädigen. — Die großen Grundbesitzer hatten mit dem ganzen Aufwand von Scharfsinn, den der bedrohte Eigennutz gegen jede Verbesserung aufzubieten pflegt, den Beweis zu führen gesucht, daß die blühende englische Landwirthschaft unfehlbar zu Grunde gehe, sobald die hohen Schutzzölle aufgehoben und das fremde Getreide zollfrei eingeführt würde. Aber

all' die Unglücksverkündigungen der aristokratischen Schutzzöllner haben sich als eitel Dunst erwiesen. Der englische Ackerbau blüht nach wie vor, ja er ist noch blühender geworden; der Unterschied besteht nur darin, daß der Arbeiter seit 17 Jahren viel wohlfeiler lebt als früher, denn die Herabsetzung des Brodpreises hat auch den der andern Lebensmittel nach sich gezogen. Durch diese größere Wohlfeilheit ist Cobden nicht nur zum Wohlthäter der Arbeiter, sondern mittelbar auch zu dem der Aristokraten geworden. Der März 1848 würde in England nicht so ruhig vorübergegangen sein, wäre das Brod noch künstlich vertheuert gewesen. Ehre dem Andenken des großen Bürgers!

Zur Ernährung der Kinder.

Die Milch ist das einzige Nahrungsmittel, das für sich allein im Stande ist, allen Anforderungen, die unser Körper an die Nahrung stellt, zu genügen, namentlich für den Säugling ist sie geradezu unentbehrlich, da nur sie allein alle diejenigen Bestandtheile, die zur gedeihlichen Entwickelung des Kindes erforderlich sind, in dem geeignetsten Verhältniß und in derjenigen Beschaffenheit, wie sie am leichtesten und besten in den Körper selbst übergeführt werden, enthält. Leider aber wird bei unserer jetzigen Erziehung vielen Kindern nicht das Glück zu Theil, von der eigenen Mutter gesäugt zu werden. Sehr häufig muß man auch von einer Amme abstehen, deren Wahl stets überaus schwierig und oft mit Gefahren anderer Art für den Säugling verknüpft ist. Nur zu häufig bleibt nichts anderes übrig, als das Kind in anderer Weise zu ernähren. Leider wird gerade hier noch vielfach gesündigt, da die Personen, welche die Nahrung des Kindes zu bestimmen haben, wenig oder gar nicht mit den einfachen Ernährungsgesetzen bekannt sind. Meistens folgt man hier der alten Gewohnheit und häufig nicht zum Wohle des Kindes, dessen körperliche Entwickelung oft gerade in dieser Zeit durch die Art der Auffütterung wesentlich für die ganze Lebenszeit beeinträchtigt wird.

Die Speise, die dem Säugling gereicht wird, muß genau denselben Ernährungswerth haben, wie die Frauenmilch. Bei der Kuhmilch ist dies nicht der Fall Letztere ist im Vergleich zur ersteren zu reich an Butter und Käse, dagegen zu arm an Milchzucker. Sie muß daher, je nach dem Alter des Kindes, mit Wasser verdünnt und mit Milchzucker versetzt werden. Die Milch von Eselinnen würde der Kuhmilch vorzuziehen sein, da sie ihrer Zusammensetzung nach der Frauenmilch ähnlicher ist. Trotzdem bleibt das Aufziehen der Kinder ohne Muttermilch ein höchst schwieriges Geschäft, das die größte Gewissenhaftigkeit in Anspruch nimmt.

In der neuesten Zeit wurde Liebig veranlaßt, sich eingehend mit der Ernährung der Kinder zu beschäftigen und hat derselbe das Recept für eine Suppe bekannt gemacht, welche die Stelle der Muttermilch bei den Kindern vertreten soll.

Die Grundsätze, die ihn bei der Zubereitung dieser Speise für die Säuglinge geleitet haben, sind folgende. Die Milch enthält, wie bekannt, zweierlei Stoffe, die zu verschiedenen Funktionen im Organismus dienen. Aus dem Käsestoff in der Milch entsteht der Hauptbestandtheil des Blutes und aus diesem der Hauptbestandtheil des Fleisches. Die Butter und der Milchzucker der Milch dienen für mancherlei andere Zwecke im Körper und werden, in letzter Form, zur Erzeugung der thierischen Wärme verbraucht.

Nach diesen Grundsätzen ist auch die Speise für den Menschen und das Futter für die Thiere überhaupt zusammengesetzt. Sie bestehen stets aus einer Mischung von zweierlei Stoffen, wovon der eine die nämliche Rolle wie der Käsestoff, der andere die Rolle des Fettes und des Milchzuckers übernimmt; jener unterhält die Blut- und Fleischerzeugung und dieser die Temperatur des Körpers.

So enthalten z. B. die Samen der Getreidearten einen Stoff, der mit dem geronnenen Käsestoff, die Samen der Leguminosen, die Erbsen und Bohnen, einen Stoff, der dem Käse, wie er in der Milch enthalten ist, identisch ist. In dem Getreidemehl ist zwar kein Milchzucker und nur wenig Fett enthalten, aber es ist reich an Stärkemehl, welches im Magen in Zucker übergeführt wird.

Von großer Wichtigkeit für die normale Ernährung ist nun das Verhältniß dieser beiden Stoffe, der blut- und der wärmeerzeugenden in der Nahrung. Um am Körpergewicht zuzunehmen, bedarf man nicht nur ein steigendes Maß von Nahrung. Mehr als bei den Menschen ist dieser Grundsatz bei der Ernährung des Viehes zur praktischen Geltung gekommen. Durch die Untersuchungen unserer Agriculturchemiker sind die Landwirthe oder Fleisch- und Milcherzeuger in den Stand gesetzt, die Milch in der Ernährung des Kalbes, oder das Heu, das Universalfutter, durch die Mischung der ihm zu Gebote stehenden Futtermittel von Rüben, Hafer-, Roggenstroh, Kartoffeln, Rapskuchen, Erbsenmehl u. s. w. zu ersetzen, daß die letzteren einen der Milch oder dem Wiesenheu gleichen Ernährungseffect hervorbringen.

Werden die fleisch- und wärmeerzeugenden Nährstoffe dem Lebensalter und dem Bedürfniß genau angepaßt, so bringen beide ein Maximum von Nähreffect hervor, vorausgesetzt, daß man so viel Futter reicht, als dem Appetit entspricht. Ein Mangel an wärmeerzeugenden Bestandtheilen kann durch einen Ueberschuß von bluterzeugenden ersetzt werden, aber dieser Ueberschuß verliert alsdann sein Vermögen, das Körpergewicht zu vermehren. Die wärmeerzeugenden Stoffe sind unfähig zur Erzeugung des Blutes. Bei einem Ueberschuß über das richtige Verhältniß hinaus verliert dieser seine Wirksamkeit.

(Schluß folgt.)

Woher kommt die Sitte, die Leute in den April zu schicken? Sie soll auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 aufgekommen sein. Damals wurde von der deutschen Nation sehr viel Geld für den Türkenkrieg gefordert. Es sollte dazu das Münzwesen neu regulirt werden. Da man aber vor anderen wichtigen Geschäften nicht dazu kommen konnte, setzte man einen besonderen Münztag auf den 1. April an. Es wurden darauf viele Speculationen gemacht und die Geldleute von ganz Europa fanden sich in Augsburg ein, sahen sich aber getäuscht und mußten die Reise- und Zehrungskosten noch obendrein an's Bein streichen. Seit jener Zeit sind die Narren am 1. April nicht ausgestorben.

Maria Theresia war in Wahrheit eine Landesmutter. Sie betrachtete die Völker Oesterreichs als eine Art erweiterter Familie und sie hat diese Anschauungsweise nicht selten in herzgewinnend naiver Form ausgeprägt. So, wenn die Kaiserin, nachdem sie die Nachricht erhalten, daß ihrem Sohne Leopold in Florenz sein erster Sohn geboren worden, im Nachtkleid in's Burgtheater läuft, um in ihrer großmütterlichen Freude aus der Hofloge dem Publikum zuzurufen: „Der Pold'l hat 'n Bub'n!" Diese Anektode ist zwar angezweifelt worden, allein sie wurde als historisch bestätigt durch einen von Karajan im Jahre 1861 aufgefundenen und bekannt gemachten Brief Matastasius an seinen Freund Azzoni in Siena (dat. Febr. 1768).

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Tief aus der Erde Schooß
Spend' ich des Todes Loos,
Wenn mich des Pulvers Kraft
Pfeilschnell von dannen schafft.

Die zweite Sylbe.

Christlicher, frommer Sinn
Stellt' mich als Denkmal hin
Segnender Wirksamkeit
Alter und neuer Zeit.

Das Ganze.

In schreibgeübter Hand
Wird durch mich leicht bekannt,
Was Du gefühlt, gedacht,
Ohne der Presse Macht.

Auflösung der Charade in Nr. 17:
„Bischoffsgrün."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 19. Sonntag, den 7. Mai. 1865.

Dies höchste Wort wird Gut' und Böse trennen:
„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

E. v. Feuchtersleben.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

4.

(Fortsetzung.)

Hinter ihm her konnte Jürgens sich nicht enthalten, mit spöttischem Lächeln gegen Josephine zu bemerken:

„Wirklich ein sehr poetischer Gartenbursche! Sehr lebhafte Phantasie! Sie erschracken, als er so vor Ihnen niederkniete. — Sie fanden es wohl allzu ritterlich? Aber nein, es war nur die gewohnte Bewegung eines Gärtners; seine Phantasie täuschte ihn, — er nahm Sie für ein neueingesetztes Pfirsichstämmchen, dem er die Wurzel andrücken müsse."

Er rieb lachend die Hände über seinen Witz.

Josephine, die zuerst jene Bewegung des jungen Mannes so unwillig aufgenommen hatte, fand nicht gleich eine rücktreffende Erwiederung und warf nun den Unmuth über sich selbst zum Unwillen gegen den Assessor und beides auf diesen hämischen Menschen. Sie wendete sich ab und half der Merle unter den Shawl.

„Ich erkläre mir alles viel einfacher," bemerkte jetzt Frau Neumayer. „Ihr alle habt bei Tische nicht bemerkt, daß der gute Herr Fischer dem Zuspruche meines Mannes zu viel nachgegeben hat, — dem Zuspruche mit dem Glase. Dann ist er auch dort oben zu viel umhergerannt. Er sah ja ganz erhitzt aus, als er wieder zu uns trat." —

„Sie meinen, verehrte Frau, das Ungewohnte des guten, starken Weines habe —?" lächelte Jürgens. „O gewiß! Ich kenne ja Ihren feinen Lebensblick; obgleich es mir nach Mademoiselle Merles Lob des poetischen Gärtners etwas schwer wird, zu glauben, daß ihm das Flüssige so ungewohnt sei."

„Wollte mich gehorsamst empfohlen haben, beste Frau Neumayer!" fiel Merle mit etwas jäher Empfindung dazwischen, indem sie der Hausfrau die Hand reichte. „Herzlichen Dank für den freundschaftlichen Mittag! Wir waren ungemein vergnügt, bis —."

Sie verneigte sich kurz gegen den Assessor mit einer Geberde, die so viel sagte, als „bis dieser widerwärtiger Mensch erschien."

Ja, die Merle, der es nicht an gutem Blick fehlte, hatte nicht selten eine ganz gute, vielsagende Aktion, wahrscheinlich von der Kanzel ihres seligen Vaters her.

Josephine schloß sich der Abgehenden an, und man hörte beide lachen, als sie den Garten verließen.

„Das haben Sie prächtig gemacht, liebe Flora!" sagte Josephine, als beide die Pappelallee betraten, die an der Gartenmauer hin nach dem nahen Stadtthore führte. „Das war eine sehr ausdrucksvolle, ganz dramatische Wendung, womit Sie den unleidlichen Assessor trafen." —

„Hab' ich, liebe Josephine? Bin ich verstanden worden?" flüsterte Flora, noch immer aufgeregt. „Schade nur, daß man sein bischen Poesie an solchen Heuchler verschwenden muß."

„Ei nun, Flora, jedes Geschöpf wehrt sich mit der edlen und unedlen Waffe, die ihm die Natur verliehen hat," erklärte Josephine. „Schade, daß Herr Fischer Sie nicht mehr bewundern konnte!"

„Hören Sie, Josephine, das ist ein liebenswürdiger, ein prächtiger Mensch, dieser junge Fischer."

„Schade, daß er nur Gärtner ist, Flora, nicht wahr?"

„Aber er schwingt sich mit Geist und Anmuth über alle Gewächse hinaus, die er zu pflanzen und zu begießen hat," entschuldigte Merle, „selbst über Palmen hinaus, glaube ich, wenn er ein tropischer Gärtner wäre. Wissen Sie, woran er mich erinnert? An die Mythologie von Apollo, der unter den Hirten und Hirtinnen Arkadiens verweilt und ihnen seine Flöte bläst."

„Florchen, Florchen!" drohte Josephine, „Ihr Auge schwärmt mit Ihrem Herzen! Schade, daß er kein Pfarrer ist. Von der Kanzel herab würde er ein Menschenfischer werden, und Flora Merle würde den Widerhaken seiner Angel nicht fürchten, hm? Gestehen Sie mir's!"

Merle, etwas erröthend, lenkte mit einem Seufzer ab, der — wer weiß, welchem frühern Jahrgang ihrer jungfräulichen Erlebnisse galt. — „Ihre Frau Mutter wird weniger mit meiner Abfertigung des Assessors zufrieden sein," sagte sie; „zumal ich Sie auch noch dem Verehrer ihrer Tochter entziehe. Denn Ihnen, liebe Josephine, setzt er doch eigentlich die vergoldeten Knöpfe seiner „Livree," — ha, ha! Das Wort verdrießt ihn immer!"

„Das soll's auch, Flora!" eiferte Josephine. „Ich lasse ja jedem gern den gerechten Stolz auf sein öffentliches Amt gelten. Jürgens aber würdigt es herab, indem er sich den Tendenzen einer Partei dienstbar macht. Dann aber mag ich auch den Hochmuth nicht leiden, der sich durch das Dienstkleid über alles bürgerliche Gewerbe erhaben fühlt und die große Richtung unserer Zeit auf weltweites Schaffen verkennt. Ei, da ist mir ja irgend ein tüchtiger, gebildeter — Kunstgärtner lieber, als solch' ein Assessor!"

„Aber das ist mir lieb!" rief Gustav, der, als beide Mädchen um die Ecke einer Mauer wendeten, vor ihnen stand. „Ich werde mich dessen würdig zu machen suchen!" setzte er gleich mit einer Artigkeit hinzu, die weit über die Stellung eines Gärtners zur Haustochter hinaus ging.

Josephine, zuerst betroffen, erröthend und dann empfindlich, entzog sich den Armen der älteren Freundin, indem sie sagte:

„Bemühen Sie sich ja nicht, Herr Fischer, um etwas anderes als —. Begleiten Sie die Freundin, so sehen Sie auch gleich, wo sie wohnt. Guten Abend, Flora!"

Mit diesen Worten, ärgerlich über den Gärtner, über sich, über die Welt, eilte sie zurück.

Nicht so unzufrieden mit sich und Josephinens Aufwallung sagte Gustav zu Flora mit einer Bewegung sie zu begleiten:

„Es ist merkwürdig, was so eine Mädchenentrüstung scharfsinnig ist! Gerade darum verweilte ich hier, Sie zu erwarten und durch Sie selbst Ihre Wohnung zu erfahren. Zugleich mußte ich Ihnen sagen, welchen widerwärtigen Eindruck mir dieser Jürgens gemacht hat. Und ich bin überzeugt, er hat's auf Ihre liebenswürdige Freundin abgesehen, nicht wahr?"

„Sie haben Das ganz richtig errathen, Herr Fischer," antwortete sie. „Aber Josephine mag den unleiblichen Menschen nicht und wird ihn nicht nehmen. Herr Neumayer ist ihm auch nur aus Politik so freundlich, weil er wahrscheinlich die Stelle des an den Folgen eines Schlagflusses leidenden hiesigen Landrathes erhält und als solcher viel Einfluß auf Handel und Gewerbe hat, mithin dem unternehmenden Fabrikherrn nützen oder schaden kann. Madam Neumayer aber begünstigt den Assessor wieder aus anderen Beweggründen: er schmeichelt ihr, redet ihr zu Gefallen, imponirt ihr durch seinen Hochmuth. Zugleich berechnet ihre mütterliche Liebe, daß die Tochter als Frau Landräthin hier am Orte bliebe und das erste Haus machen würde. Sehen Sie, so kommt den Frommen und den Heuchlern alles zu gut!"

Ehe sie aber einen für Gustav so interessanten Gegenstand erschöpfen konnten, hatten Sie Flora's Wohnung erreicht. Sie forderte ihren Begleiter auf, einzutreten; er lehnte es aber mit der artigen Wendung ab, er wolle nicht durch zufällige Gelegenheit, sondern von seinem freien Herzen eingeführt sein. — „Wir haben noch dies und das zu verhandeln," sagte er. „Wir sind in unserer, für mich so belehrenden Unterhaltung über Poesie und Literatur vor Tisch unterbrochen worden. Auch müssen Sie mir noch Ihre Lieblingsschriften nennen, und für welche unserer lebenden Poeten Sie allein und mit welchen gemeinsam mit Fräulein Josephinen schwärmen. Einstweilen sagen Sie doch der jungen, liebenswürdigen Herrin, ich würde mich bemühen, in meinen Gartenanlagen ein echt poetisches Plätzchen für sie zu schaffen, ein Trauteinsamkeit, worin alle Geister der Poesie und Liebe über ihre Bücher und über ihr Herz kommen sollten."

Er grüßte mit schalkhafter Ehrerbietung, und Merle, die in der geöffneten Hausthür, während die Schelle ausbimmelte, dem Weggehenden nachblickte, flüsterte lächelnd vor sich hin:

„O, Herr Neumayer, sehen Sie sich vor! Ich fürchte, Sie werden den Bock zum Gärtner machen." —

Gustav nahm einen Umweg um die andere Seite der Stadt nach seinem Gasthofe. Die Begegnenden starrten ihn alle mit lächelnder Verwunderung an, bis er selbst inne ward, daß den Leuten wohl sein lächelnd nachträumendes Gesicht auffalle. Denn die Erinnerungen aus der letzten Stunde vergnügten ihn innerlich auf das lebhafteste. Mit so heiterer Sinnesart, daß er schon im Begriffe gewesen war, seinen tollen Streich unter Lachen zu bekennen, fand er es nun erst recht ergötzlich, mit all' seiner Ungeschicklichkeit und Selbstvergessenheit doch glücklich durchgekommen zu sein. Dabei schmeichelte seiner Eitelkeit der günstige Eindruck den er offenbar sogar als bloßer Gartenbursche auf die liebenswürdige Josephine gemacht hatte. Selbst ihr Unwillen über sein freieres Benehmen gegen sie bestärkte ihn in dieser angenehmen Selbstempfindung; denn sie verrieth ja damit nur, wie spät sie sich auf den Abstand des Gartenburschen zur Tochter des Hauses besonnen hatte. Dachte er dabei an die abflorirte Flora Merle, an die hohe Amtsmiene des Assessors und an die Selbstzufriedenheit des Fabrikherrn mit seinem sich selbst täuschenden Scharfsinn, — so regte das alles den prickelndsten Muthwillen seines Herzens auf, so daß ein schalkhaftes Insichhineinlächeln ihn auf dem ganzen Wege begleitete.

Nun wollte er aber vor allem doch den angezweifelten Gärtner einigermaßen behaupten und entwarf, nach einigem Ausruhen, noch am Abend aus seinen Notizen und Anschauungen eine Skizze des anzulegenden Parkes. Er war aber nur ein nothdürftiger Zeichner und hatte blos aus so manchen bei seinem Vater vorgekommenen Gartenrissen einen, freilich wenig zureichenden Begriff von den Mitteln einer solchen Veranschaulichung. Indeß galt es ihm ja nur, sich mit einigem Geschick und Anstand aus seinem übereilten Unternehmen zu ziehen.

Am nüchternen Morgen des nächsten Tages fand er sich freilich ziemlich anders gestimmt. Seine Rolle, schien es ihm, hatte eine glückliche Katastrophe bestanden und sollte ausgespielt sein. Es bangte ihm, noch ferner in einem angenommenen Charakter aufzutreten, der nach dem einmal angeregten Mißtrauen, wie er meinte, schärfer beobachtende Zuschauer hatte und schwerer durchzuführen war. Wie gern wäre er unerkannt verschwunden! Und wer weiß, was geschehen wäre, hätte er von Merle's mythologischer Erinnerung an den unter Hirten erschienenen Apollo nur ein Sterbenswörtchen gewußt. Doch wäre ihm dann vielleicht Apollo, der die Daphne mit Liebe verfolgte, eingefallen, und er hätte sich gefragt, ob er sich nicht lieber selbst in den hoffnungsvollen Referendar Amstetter verwandeln solle, ehe seine Daphne, aus Abneigung vor dem bloßen Gartenburschen, sich gleich der mythologischen, in einen Lorbeerbaum metamorphosire, für den er auf seinem Grundrisse keinen schicklichen Platz gelassen hatte. —

In der That war es der Gedanke an Josephine, der ihn immer wieder antrieb und ermuthigte, die bedenkliche Rolle fortzuspielen. Er mußte sich bekennen, daß er mit Sinn und Seele von ihr eingenommen war und suchte sich zu überreden, die Bänglichkeit seines Herzens rühre nicht sowohl aus Mißtrauen in seine Gewandtheit, als aus der Ehrlichkeit seines Herzens her und er habe weit weniger zu fürchten, daß er aus seiner Rolle, als daß er aus ihrer Achtung fallen könnte. Zugleich fiel ihm das leichtfertige Zeugniß ein, das er sich im Namen des Hofgärtners ausgestellt hatte und dabei tauchte in seiner Seele — wie eine bedrohende Ahnung — das Bild des Assessors auf, des liebewerbenden und zugleich diensteifrigen Beamten. — Nein, es blieb ihm nichts anderes übrig, als durch ein heiteres Bekenntniß sich gemach aus der Schlinge zu ziehen, in der er sich verrannt hatte, oder die ihm gelegt werden konnte. Er wollte sich nur erst durch Darlegung seines Plans im guten Vertrauen des Fabrikherrn — und durch anmuthiges Benehmen in der heimlichen Gunst Josephinens festsetzen, um dann durch ein freimüthiges Bekenntniß beide, den Vater und die Tochter, — jenen durch seine guten Gartenkenntnisse, diese durch seine Stellung in der Gesellschaft für sich einzunehmen. —

Inzwischen hatte man sich in der Familie Neumayer's gar nicht so viel mit dem sonderbaren Gärtner beschäftigt, als Gustav besorgte. Der Fabrikherr empfing ihn mit unbefangener Freundlichkeit, indem er ihn bat, sich einstweilen in den Garten zu begeben, wohin er ihm sogleich folgen werde. Beinahe wäre ihm als Grund seiner Abhaltung die Aeußerung entschlüpft, er habe es eben schon mit ihm zu thun. Denn Neumayer schrieb gerade, da sein Geschirr nach der Stadt zu fahren hatte, an seinen Anwalt. Er dankte für den „charmanten" jungen Gärtner, den er ihm zugewiesen, und wünschte nur recht bald zu erfahren, was ein solcher Mann für Ansprüche machen könne, worüber wohl der Sohn des Hofgärtners, der Referendar Amstetter, die genaueste Auskunft geben würde.

Gustav nahm es für eine gute Vorbedeutung, daß ihm gerade Josephine zuerst im Garten begegnete. Nicht so unbefangen, wie der Papa, grüßte sie mit flüchtigem Erröthen und schien im ersten Augenblick ungewiß, ob sie stehen bleiben oder nach Hause gehen möchte. Indem sie aber die zwei Bücher bemerkte, welche Gustav mitgebracht, hielt sie an.

„Sie haben also nichts unter unsern Büchern gefunden, Herr Fischer, was Ihnen zusagte?" fragte sie, um ein Wort verlegen, das pikant und doch nicht verletzend sein sollte. —

„Doch, Fräulein Neumayer," antwortete er „Ich werde mir einiges ausbitten; diese beiden Sachen aber habe ich für Sie mitgebracht und sie sind Ihnen vielleicht neu."

„Ah!" rief sie, das eine und das andere Buch aufschlagend. „Ich liebe solche Biographieen; sie ziehen mich eigens an, wie unter den Bildern alte Portraits. Und hier —? Lieder der unbekannten Gemeinde von Hessemer." Aha, ich ahne schon! Wird etwas sein, wie die herrlichen Reden von Theodor Parker. Nicht wahr?"

„Ich freue mich, Ihren Geschmack getroffen zu haben, Fräulein!" —

„Und ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mir ihn zugetraut. Gestern, glaube ich, nahmen Sie mich für eine Romanheldin."

Sie erröthete bei dieser Erinnerung und setzte rasch hinzu: „Und was soll ich Ihnen von unsern Büchern bringen?"

„Es schickt sich für mich nicht, zu erwarten, daß Sie auch meinen Geschmack treffen sollen," antwortete er. Ich darf heut nicht wieder unbescheiden sein, antwortete er. Nein! Und ich hoffe auch,

Sie haben mir vergeben. Es war zu hinreißend für mich zu hören, ein Gärtner könnte Ihnen lieber sein als —. Und unter dem Gärtner dachte ich mir — mich selbst."

„Ei, in den Büchern steht ja der Name Gustav Amstetter?" bemerkte Josephine, die etwas verlegen und überhörend die Bücher durchblätterte.

„Ja wohl, Fräulein, sie gehören ihm, ich habe sie geliehen; ich wußte ja nicht, was und wie ich's hier fände, — ich meine, was Bücher betrifft."

„Apropos! Wissen Sie, daß Herr Amstetter Auditeur beim Regiment in Berghausen wird?"

„Was? Auditeur?" rief Gustav erschrocken. „War es das, was der Assessor gestern —? Ich habe gar nicht weiter daran gedacht. Auditeur?"

„Nicht wahr, es wird ihm unangenehm sein?" fragte sie theilnehmend. „Aber wissen Sie, warum es geschieht, oder vielmehr wozu? Er soll unter die Dressur des Stadtkommandanten, Generals von Ambrosch, dem er auch zugleich mit besondern Instruktionen für dessen Bureau beigegeben wird."

„O, ich begreife das!" versetzte Gustav bitter. „Der General steht in besonderm Vertrauen beim Herzog und erhält ganz absonderliche Aufträge, wie man sagt, ist aber kaum im Stande, den kleinsten Bericht klar und leserlich abzufassen."

„Aha!" sagte Josephine, „da muß er also seinen Auditeur mit in's Vertrauen ziehen. Nun begreife ich, warum diese Ernennung des Herrn Amstetter doch eine besondere Gunst des Fürsten sein soll. Hören Sie, Herr Fischer! Lassen Sie, was ich ihnen da im Vertrauen verrathen habe, auf schicklichem Wege Ihren jungen Gönner wissen, damit er sich vorsichtig benehme. Ich glaubte bloß, daß er zur offiziellen Frömmigkeit bekehrt werden sollte, und darum rief ich gestern: „Rechts um kehrt, Monsieur Amstetter!" was Sie so mißverstanden haben, Herr Fischer." —

Gustav riß sich aus seinem verdrießlichen Nachsinnen über die Anstellung, indem er mit lächelndem Aufathmen flüsterte:

„Darf ich ihm auch sagen, welchen Antheil die herrliche Josephine Neumayer an ihm nimmt?"

„Ich kenne ihn nicht," antwortete sie ruhig, „aber ich höre von verschiedenen Seiten, besonders auch von seinem Freunde Trabert, das Rühmlichste über ihn. Und schon, daß er die Wege verschmäht, auf denen heut ein junger Mann allein noch sein Fortkommen findet oder suchen muß, neben gar manchem Fuchs, der im Pilgergewande seine Beute erschleicht, schon Das macht mir ihn interessant und schon darum ist er so recht mein Mann."

„Verzeihung!" lächelte Gustav, „er ist es noch nicht, aber ich wollt', er könnt' es werden! Glauben Sie mir, Fräulein Josephine, der junge Amstetter ist ein prächtiger Mensch! Sie werden ihn kennen lernen: er wird die Tage hierher kommen. Sein Freund hat ihm so viel von Ihnen erzählt, daß er —. Sie werden sehen! Vergleichen Sie ihn dann mit Ihrem Anbeter Jürgens. Sie könnten keinen finden, mit dem sie glücklicher würden. Und — glauben Sie mir! — ich weiß, was es heißt, wenn ich sage: ich gönnte ihm das Glück, Josephine heimzuführen. Bei Gott, ich fühle das in meine Seele hinein! Verzeihen Sie mir das freie Geständniß eines Gärtners! Und — Fischer darf ja für Amstetter werben, auch — wenn er im Trüben fischte. Also Verzeihung! Aber so wahr der Himmel eben mit so weich und feucht blauem Auge auf dies Stückchen Erde herablächelt, wo ich einen Park anlegen soll und ein kleines Paradies für Gustav und Josephine als glücklichere Adam und Eva schaffen möchte, — wahrlich! wenn ich bewegt, wie ich bin, sage, ich gönne ihm dies Glück, wie mir selbst, — so ist es das ehrlichste Wort, das je über meine Lippen gegangen ist!"

„Still! da kommt mein Vater!" flüsterte sie und eilte ihm entgegen, um alles, was im Augenblicke geheimnißvoll ihre Brust durchsäuselte und durchschütterte, in Einem kindlichen Kusse zu verstecken. —

(Fortsetzung folgt.)

Allein der Dank, wo ist der Dank geblieben?

An Rudolf Gottschall.

Allein der Dank, wo ist der Dank geblieben?
Vergebens such' ich ihn acht Strophen lang.
Du hast von Kampf, von blut'gem Sieg geschrieben,
Jedoch den Dank verschwieg uns Dein Gesang.
Hat nicht den Dank das Preislied singen sollen
Den Schleswig, Holstein den Befreiern zollen?

O, glaube nicht, daß ich den Kranz Dir neide,
Der Deine Stirne, der verdiente schmückt:
Wie gern ich mich an allem Schönen weide,
Das Deiner Kunst, der glänzenden, geglückt,
So konnt' es doch dem Sachsen*) nicht gelingen
Von Oesterreichs und Preußens Lohn zu singen.

Geschichte schrieben wir mit scharfem Eisen
Und gaben weinend uns'rer Söhne Blut,
Denkt man mit einem Lied uns abzuspeisen?
Ein Lied ist oft ein unschätzbares Gut;
Doch sollen wir der Kinder Tod verschmerzen,
So zahlt den Lohn uns in geneigten Herzen.

O, laßt euch nicht den eiteln Wahn beschleichen
Als ständet ihr auf eig'nen Füßen fest:
Ein grimmer Feind wohnt in des Nordlands Reichen,
Der schwerlich je die alten Tücken läßt,
Und sollten wir euch wieder dann beschützen
Und unser Blut, ach für ein Lied! verspritzen?

Zwar nicht um Lohn sind wir zu Feld gezogen,
Der Deutschen Ehre rief uns in den Streit;
Doch seid ihr Deutschen brüderlich gewogen,
So mehrt uns nicht noch die Zerrissenheit:
Kleinstaaterei ist Schwäche, Einheit Größe.
Daß guten Rath Gott in die Brust euch flöße!

So spracht ihr: „Nein, mit Worten nicht, mit Thaten
Sei, den wir schulden, euch der Dank verlieh'n;
Wir wollen mit in Preußens Kammern rathen,
Wir wollen mit in Preußens Kriege zieh'n.
Dem stärksten deutschen Staate zu gehören,
Wär' ein Gewinn, bei dem wir nichts verlören."

Und Oesterreich? „Es liegt uns allzu ferne
Ihm zu gehören, nicht, ihm hold zu sein.
D'rum schlagen wir auch seine Schlachten gerne,
Wenn ihm der Erbfeind dräut von überrhein;
Nur muß uns dann der Preußen König führen,
Denn ihm hinfort wird Herz und Hand gebühren."

K. Simrock.

Zur Ernährung der Kinder.

(Schluß.)

Die Frauenmilch ist ärmer an Salzen als die Kuhmilch, sie reagirt aber stärker alkalisch und enthält mehr freies Alkali, welches hier, wie in jeder Milch, Kali ist.

Es ist klar, daß wir leicht eine Mischung von Kuhmilch und Mehl (einen Mehlbrei) berechnen können, welche genau die Verhältnisse von blut- und wärmeerzeugenden Nährstoffen wie die Frauenmilch enthält (nämlich 1 : 3,8), aber sie würde in anderen Beziehungen die Frauenmilch nicht ersetzen können, da das Weizenmehl sauer reagirt und sehr viel weniger Alkali enthält als die Frauenmilch und wie zur normalen Blutbildung erforderlich ist. Auch wenn das Stärkemehl zur Nahrung des Kindes nicht ungeeignet ist, so wird doch durch dessen Ueberführung in Zucker in der Magenverdauung dem Organismus eine Arbeit auferlegt, die demselben erspart wird, wenn man vorher das Stärkemehl in die löslichen Formen des Zuckers und Dextrins überführt. Dies kann mit Leichtig-

*) Hrn. Rud. Gottschall steht hiergegen die Einrede zu Gebot, daß er, als Sohn eines preuß. Artillerie-Offiziers zu Breslau geboren, sich durch seine gegenwärtige Stellung in Leipzig seiner Nationalität nicht entäußert hat

keit geschehen, wenn man dem Weizenmehl eine gewisse Quantität Malzmehl zusetzt. Wenn man Milch mit Weizenmehl zu einem dicken Brei kocht und diesem eine gewisse Menge Malzmehl zusetzt, so wird diese Mischung nach einigen Minuten flüssig und nimmt einen süßen Geschmack an.

Hierauf, sowie auf einer Ergänzung des Alkalis in der Milch beruht die Darstellung der Suppe, die Liebig anstatt der Milch für die Säuglinge empfiehlt. 10 G. Th. käufliche abgerahmte Kuhmilch, 1 G. Th. Weizen- und 1 G. Th. Malzmehl liefern eine Mischung, welche sehr nahe den Ernährungswerth der Frauenmilch (1 : 3,8) besitzt, da von den 11 pCt. blutbildenden Stoffen im Malzmehl nur 7 Th. in die Suppe mit übergehen. Das fehlende Alkali wird durch 45 Gran einer Lösung, die auf 1 Pfd. (16 Unzen) Wasser, 2 Unzen kohlensaures Kali (Kali carponicum depuratum der Apotheken) enthält, ersetzt.

Will man die Suppe bereiten, so mischt man das Weizen-, Malzmehl und kohlensaure Kali zuerst für sich und dann unter allmähligem Zusatz von 2 Loth Wasser und 10 Loth Milch und erhitzt das Ganze unter beständigem Umrühren, da man das Malz einer Temperatur von mehr als 66° C. oder 53° R. nicht aussetzen darf, bei sehr gelindem Feuer, bis die Mischung anfängt, dicklich zu werden. Dann entfernt man das Kochgefäß vom Feuer und rührt 5 Minuten lang um, erhitzt auf's Neue und setzt wieder ab, wenn eine neue Verdickung eintritt und bringt zuletzt das Ganze zum Kochen. Nach der Absonderung der Kleie von der Milch durch ein feines Sieb ist die Suppe zum Gebrauch fertig.

Wenn die Suppe richtig bereitet ist, so ist sie süß wie Milch und ein weiterer Zuckerzusatz ist unnöthig; sie besitzt die doppelte Concentration der Frauenmilch und kann, was nicht unwichtig ist, im Saugglase gereicht werden. Wenn sie zum Sieden erhitzt worden ist, so behält sie ihre gute Beschaffenheit 24 Stunden lang; geschieht dies nicht, so wird sie sauer und gerinnt wie die Milch; wird der Zusatz von Kali versäumt, so läßt sie in der Regel sich nicht zum Kochen erhitzen, ohne zu gerinnen. Auch ist sie dann schwer verdaulich wie gewöhnlicher Milchbrei.

In Liebigs eigener Familie, sowie in anderen, hat sich diese Suppe bereits als vortreffliches Nahrungsmittel bewährt. Liebig selbst genießt sie häufig, auch vertritt sie ganz gut die Stelle eines ziemlich guten Rahms beim Kaffee. An den Geschmack gewöhnen sich die Kinder bald und ziehen sie dann jeder anderen Speise vor. Ein Münchener Arzt, der eine bedeutende Kinderpraxis hat, versuchte diese Suppe in den Familien ärmerer Leute einzuführen, aber meistens ohne Erfolg, weil der dicke Milchbrei beim Zusatz des Malzmehles seine Consistenz verliert und dünnflüssig wird. Die Leute bilden sich ein, daß die Nahrhaftigkeit des Breies mit seiner Dicke in Verbindung steht und erst durch das Malz vermindert wird.

Frankenlied.*)

Ich kenne ein Fleckchen auf deutscher Erd',
Das hab' ich von Herzen recht lieb und werth,
Da wohnet ein Völkchen so bieder und treu,
Das ist stets so fröhlich, so frisch und so frei.
Und fragst Du, wie wird dieses Fleckchen genannt?
So nenn' ich das liebliche Frankenland.

Da gibt es noch Männer voll Kraft und Mark,
Die trotzen dem Sturm wie die Eichen stark,
Und Frauen und Mädchen sind herzig und rund.
Leicht spitzt sich zum Kusse ihr rosiger Mund;
D'rum ist mir kein schöneres Fleckchen bekannt
Als du mein treuinniges Frankenland.

Da grünen die Fluren so üppig schön,
Da duften die Reben auf sonn'gen Höh'n,
Und d'runten im Thal, in crystallener Fluth,
Wiegt sich der Forelle geschmeidige Brut,
Wo prächtig der Main wie ein silbernes Band
Sich hinzieht durch's liebliche Frankenland.

Du herrliches Land voll Gemüthlichkeit,
Mög'st grünen und blühen in aller Zeit!
Und Du, über Sternen so mächtig und hehr,
Der leitet die Völker wie Wellen im Meer;
O schütze mit Deiner gewaltigen Hand
Mein herrliches, blühendes Frankenland!

C. Weiß.

*) Obiges Gedicht, componirt für Männerchor von L. Schäffer in Nürnberg, wurde von dem Ausschuß des fränkischen Sängerbundes zur Aufnahme in die nächste Lieferung des Bundesliederbuches bestimmt.

Eine Dampffrisirmaschine. Die geehrten Leser werden denken, es hand'le sich hier um einen Scherz (wie bei der Verrückung der Erde). Die Erfindung dieser Maschine ist aber kein solcher und wer den geringsten Zweifel hat, dem kann alles haarklein auseinandergesetzt und wer es noch nicht glauben will, der kann faktisch durch Dampf gebürstet, pomadisirt und frisirt werden und zwar zu Frankfurt a. M. Der „Arbeitgeber" theilt Folgendes mit: Auf dem Corridor der Friseure steht eine Dampfmaschine von $1/4$ Pferdekraft und treibt eine an der Decke durch das Frisirzimmer laufende Transmission, von dieser Transmission laufen Schnüre zu jedem Operationsstuhl auf eine Schnurscheibe. Diese Schnurscheibe treibt eine rotirende Bürste mit fabelhafter Geschwindigkeit, das ganze hat eine Handhabe und der Ingenieur — Friseur — hat nicht's zu thun, als die rotirenden Bürsten mit dem nöthigen Geschick an den Kopf des zu frisirenden herum zu führen; ebenso kann an die Riemscheibe auch ein Scheerapparat angehängt werden, der nun um die Ohren klappert und, geführt von der sichern Hand des Haartechnikers, uns rasch von dem überflüssigen Haar befreit. Wie weit ist es nun noch bis zum Dampfrasiren, zum Maschinenbarbier und zum Zahnarzt avec grande vitesse par vapeur? (Mit großer Schnelligkeit durch Dampf.) Dieses Alles ist zu sehen in der guten Reichsstadt Frankfurt, Schäffergasse Nr. 2.

Charade.

Man läßt mich erste nie voran
Gönnt man mir auch, wie hier, die Ehre,
Merkt man's doch meinem Namen an,
Daß ich zum letzten Zug gehöre.
Ich bin der zweiten schon gewohnt,
Ich muß zurück, ich kann's nicht wehren,
Und — wer bleibt wohl von ihr verschont?
Sie strebet, Alles zu beschweren,
Der Sclave, wie der freie Mann,
Ist unter ihr sehr übel d'ran.
Wohl thut sie nur von Freundes Hand.
Wird wohl das Ganze fortbestehen?
Das ist noch nicht zu Recht erkannt.
Es wird bestritten und besehen,
Von allen Seiten, hin und her;
Man schreit und schreibet für und wieder;
Wer mag da richten? — sage wer?
Die Wage steigt bald auf, bald nieder!
Ist denn dies Ganze Diebstahl? — Kaum;
Es ist des Eigennutzes Zaum. —
In and'rem Sinn wird 's nie getadelt,
Wenn es des Redners Vortrag adelt.

Auflösung der zweisylbigen Charade in Nr. 18: „Bleistift."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 20. Sonntag, den 14. Mai. 1865.

Es ist der Wald aus seinem Traum erwacht,
Es steht das Feld in neuer grüner Tracht,
Die ganze Welt ist voller Glanz und Pracht.

O blick' empor! ruft mir der Lerche Lied,
Sieh um Dich her! ertönt's aus Busch und Ried,
Eh' mit dem Frühling auch Dein Frühling flieht.

Hoffmann v. Fallersleben.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

5.

(Fortsetzung.)

Dies gelang ihr vollständig, aber auch gegen Gustav war Neumayer heut nicht scharfsinnig genug, etwas von dessen Empfindungen, Hoffnungen und räthselhaften Gedanken aus der bald zerstreuten, bald wieder desto lebhafteren Beredtsamkeit zu errathen, womit der junge Gärtner seinen scizzirten Plan auseinander setzte.

„Die Sache hatte mir seit gestern keine Ruhe gelassen, Herr Neumayer," sagte er. „Leider fehlt mir aber mein Reißzeug und ich schäme mich, Ihnen einen so nothdürftig mit Bleifeder hingeknackerten Plan vorzulegen. Ich muß mündlich das Beste thun, und umherwandelnd wie die Apostel, Ihnen mein Garten-Evangelium verkündigen."

Hiermit hob Gustav ein rundes Marmortischchen auf metallenem Gestell in die Mitte des freien Platzes, um dem Fabrikherrn, im Ausblick auf das hügelige Gelände, zuerst die Haupteintheilung des projektirten Parkes anschaulich zu machen. Dann führte er ihn umher und zeichnete ihm, so zu sagen, auf dem Boden selbst die Verschlingung der Wege, die Form und den Holzbestand des Boskets, die Lage der Rasenplätze und der Blumenhügel, dort einen künftigen Durchblick, hier ein erträumtes Laubenversteck, oben ein Tempelchen, da zur Seite einen schattigen Bogengang, kurz alles hin, was einem kleinen Park Anmuth und Abwechslung in geschmackvollem Verhältnisse des Einzelnen zum Umfang des Ganzen gewähren mag. Der Platz und die Einfassung für einen Springbrunnen, sowie die Leitung des Bergwassers mit rauschendem Absturz über eine aus dem Boden herauf zu beschwörende Felswand zu verstohlenem Abflusse nach den Wiesen war nicht vergessen.

Neumayer war entzückt. Er hatte just Phantasie genug, sich die Gedankenschöpfung zu verlebendigen und noch weniger fehlte es ihm an heiterm Verstand, um die Kosten eines arbeitsamen „Es werde" nach dem Tagelohne der Gegend ohne Aengstlichkeit zu überschlagen. So ging der Vormittag hin und nach Tische führte der Hausherr die ganze Familie hinaus und ließ es sich nicht nehmen, das Projekt, als ob es das seinige wäre, auf den Boden und in die Luft hinzumalen, doch so, daß dem jungen Gärtner dabei überlassen blieb, die Bäume und Stauden, die da und dort einzupflanzen wären, das abstechende Grün, den Unterschied des Wuchses und die wechselnde Blüthezeit, die Einfassung der Blumenbeete, kurz dasjenige zu bezeichnen, was gleichsam zur Darstellung des Hauptacteurs die mitwirksamen Coulissen abgab.

Frau und Kinder waren freundlich genug, die ganze künftige Herrlichkeit schon vor sich zu erblicken; denn so vergnügt hatten sie den doch stets heitern Papa lange nicht gesehen. Auf den Abend mußte eine kleine Gesellschaft geladen werden, obgleich für den nächsten Tag ein heimliches Fest bevorstand. Frau Neumayer wußte, daß es ihrem Manne, wenn er sich recht froh fühlte, ein Bedürfniß war, fröhliche Menschen um sich her zu haben. So hatte es ihm schon als Knaben die höchste Lust gewährt, im Freien an einer Stelle zu jauchzen, wo sein Jubel an Fels und Wald ein siebenfaches Echo fand.

Wie oft aber eine unwahre Lebenslage unser Gemüth in Widerspruch mit der uns umgebenden Natur versetzt, sollte Gustav wieder am andern Morgen erfahren. Der gestrige Abend — wie heiter war er ihm unter Licht und Luft der Gesellschaftszimmer verlaufen, während außerhalb ein Regen den aufgestiegenen Morgennebel herunterströmte, und wie trüb dagegen sah es jetzt in seinem Innern aus, indeß die Morgensonne durch seine Fenster lachte! — Er überlegte die ihm bevorstehende Anstellung. Vielleicht lag das Bestallungsreskript schon in seiner Wohnung, und er wünschte sich mit seinem Hausherrn, dem alten Präsidenten, über Das, was zu thun sei, zu berathen. Immer weiter lenkte ihn ja eine heimtückische Fügung vom eigentlichen Ziele seiner Wünsche ab. Er hatte neben den Rechten mit besonderer Vorliebe die Staatswissenschaften studirt und ein ausgezeichnetes Examen gemacht; während er aber seine Absicht auf eine Stelle in der Administration richtete, war er aus einem vorgeblichen Wohlwollen des Fürsten an einen Gerichtshof zu seinem Vorbereitungsdienste gesetzt worden. Und nun wollte ihn eine abermalige besondere Gunst in einen Seitenwinkel der Rechtspflege schieben und ihn wie zum Hohne mit einem militärischen Degen und Offiziermütze schmücken. War es denn gar nicht abzuwenden? Konnte er sich denn auf keinem Wege der Willkühr entziehen, die mit ihm spielte? Gerade jetzt schien ihm wieder ein Amt recht wünschenswerth, wie der Assessor Jürgens es mit Einfluß auf das schaffende Handels- und Ge-

werbsleben und mit lockenden Träumen von einer liebenswürdigen Fabrikantentochter bekleidete.

Was sollte er thun? Nach Hause eilen, ehe er sich mit dem vergnügten Fabrikherrn verständigt hätte? Josephinen kränken, die ihn heimlich um einen recht hübschen Toast für die Mutter gebeten hatte? Wollte er aber auch heute noch bleiben, — am Geburtstage der liebenswürdigen Hausfrau, bei all' den aus dem Städtchen und der Nachbarschaft zu erwartenden Besuchen, war zu einer Verständigung auch nicht auf einen günstigen Augenblick zu rechnen. Und welche Verstimmung brächte wohl auch eine Erklärung über sich selbst in die Zufriedenheit des Hausherrn gerade am heutigen Tage! Wenn er zumal an Josephine dachte, hätte er es um alles auch im Geringsten nicht mit dem lieben Hause verderben mögen. Zum Mittagstische war er gestern Abend beim Weggehen schon geladen worden — sollte er mithin nun doch den mitgebrachten Frack noch aus dem kleinen Koffer packen, um vorher der freundlichen Frau seine Glückwünsche zu bringen?

Nach all' dem Zweifeln und Schwanken entschloß er sich endlich zu einem Spaziergang in die feuchtglänzende Frühlingslandschaft, um an dem erquickenden Morgen frischen Muth zu irgend einem Entschluß einzuathmen. Denn die Widersprüche seiner Lage, je mehr er sie hin und her wendete, kehrten desto schroffer ihre scharfen Spitzen gegen einander. Draußen hoffte er, wenn sie unversöhnlich geblieben, die einen oder die andern geradezu von sich zu werfen. Und wirklich kam es, wiewohl erst bei seiner Rückkehr von dem erheiternden Gange, zu einer solchen Gewaltthat.

Eine Kalesche und ein Einspänner waren nämlich inzwischen von entgegengesetzten Seiten am Gasthause zum „grünen Baum" angefahren. Von jener wurden eben die Pferde ausgeschirrt; der Einspänner, gegen die Stadt gerichtet, fütterte nur. Auf Gustav's Befragen, ob vielleicht Gäste des Fabrikherrn angekommen, — hieß es:

„Ja wohl, Herr Fischer, der Anwalt Trabert von Berghausen; und ist stracks nach der Fabrik geeilt." —

„Was? Anwalt Trabert?" rief Gustav bestürzt.

„Ja wohl, Herr Fischer."

„Schwager Einspänner! Wohin geht's?"

„Nach der Stadt."

„Retour? Leer?"

„Ja wohl, Herr!"

„Ich nehme das Fuhrwerk; aber wir fahren auf der Stelle."

„Auch gut! Nur noch einen Eimer Wasser für den Gaul."

Gustav forderte seine Rechnung und rasch war gepackt, rascher die Sachen, als die Gedanken zusammen gerafft und nach zehn Minuten stolperte der steife Gaul über das schlechte Pflaster nach der Tenne der Landstraße.

Der Anwalt hatte sich nicht genug beeilen können, das Räthsel des vom Fabrikherrn gestern erhaltenen Briefes an Ort und Stelle zu lösen. Er traf die Familie im Empfangzimmer beisammen. In diesem glücklichen Hause war es hergebracht, an Geburtstagen, wo man einander beschenkte, sich auch in Empfindung der Angehörigkeit, die man durch sinnige Gaben ausdrückte, zu einem Andachtstündchen herzlicher Unterhaltung einzufinden. So traf der Anwalt eben das Elternpaar auf dem rothplüschenen Sopha, die Kinder um den geschmückten Tisch. Seitwärts war ein Schränkchen mit Erfrischungen zur Bewirthung beglückwünschender Besucher besetzt.

„Aha, das treff' ich gut," rief der eintretende Anwalt. „Ich komme zu einem Feste!"

„Mir, Herr Trabert, haben Sie zum Geburtstage zu gratuliren," sagte die heitere Hausfrau und forderte, ihm freundlich entgegen reichend, seinen Handschlag heraus.

„Und nun hat Ihre Hand die Weihe empfangen für den Segen Gottes, der uns bescheert ist, mein lieber Rechtsfreund!" sprach der Hausherr, indem er ihm ein Glas Madeira und Josephine etwas von dem feinen Backwerk anbot.

„Sie kommen mir heut auch wie gerufen," fuhr Neumayer fort. „Wir bekommen doch noch unsere Last mit der Stadt. Unser Kohlenwerk streicht wirklich unter dem Gemeindewald hoch herauf und wir müssen hernach —."

„Meinen Geburtstag feiern!" fiel Frau Neumayer mit scherzhaftem Nachdruck ein, „und der, lieber Martin, streicht unter keine fremde Angelegenheit, sondern liegt zu Tag."

„Richtig, liebe Gustel!" lachte der Mann. „Vergib, ich habe auch — „hernach" gesagt."

„Darf ich dann auch nicht meinen angeblich empfohlenen Kunstgärtner zur Sprache bringen?" fragte Trabert.

„Doch! Nicht wahr, liebe Gustel? Er kommt ja selbst zum Feste, liegt mithin zu Tag und streicht uns nur ein klein wenig noch in die Tiefe."

„Mir aber ganz und gar, geehrtester Herr Neumayer!" rief der Anwalt. „Ich weiß eben gar nichts von ihm und habe ihn auch nicht geschickt. Es wird doch kein Gauner sein, der —."

„Oho, Herr Prokurator!" fiel ihm Josephine in's Wort. „Das ist er nicht. Im Gegentheil —."

Sie erröthete; doch ehe man ihre Verlegenheit bemerkte, trat Fräulein Merle ein und zog durch ihren feierlichen und mit zierlichen Knicksen begleiteten Glückwunsch die lächelnde Aufmerksamkeit der Männer auf sich. Als sie Platz genommen, sagte Josephine:

„Sie kommen im rechten Augenblicke, Flora, um mir unsern poetischen Gärtner gegen Argwohn schützen zu helfen."

„Aber, was Sie sagen, Herr Prokurator, — Sie wissen nichts von dem Gärtner?" fragte Neumayer sehr befremdet. „Dann hat ihn wenigstens auf Ihre Anregung Ihr Freund Amstetter geschickt?"

„Kaum möglich, bester Herr!" erwiederte Trabert, indem er ein Billet aus seiner Brieftasche nahm. „Gustav hat auf acht Tage Urlaub genommen und schreibt mir da, er wolle die Angelegenheit wegen des Gartenburschen für Herrn Neumayer durch eine Empfehlung seines Vaters mündlich beseitigen."

„Hat mir diese Empfehlung auch überbracht, — der junge Gärtner," rief der Fabrikherr.

„Aber wie ist das möglich? Ihrem Schreiben nach war ja der Empfohlene schon am anderen Tage, also Tags nach diesem Billete, da bei Ihnen."

„Allerdings! Vorgestern früh kam er hier zu uns."

„Und von ehevorgestern ist dies Briefchen des abreisenden Freundes."

Dies war nun allen ein Räthsel, das aber an Bedenklichkeit verlor und an Heiterkeit gewann, je mehr man es hin und her wendete. Denn offenbar hing es doch mit Dem, was zwischen dem Anwalte und dem Referendar verhandelt worden, innig zusammen und ließ keinen Gedanken an einen ganz fremden Menschen und, bei der Persönlichkeit des jungen Gärtners, keine schlimme Vermuthung zu. Die Familie erschöpfte sich im Lobe des gebildeten und geistreichen jungen Mannes.

Unter diesem Hin- und Herreden erhob sich plötzlich Josephine und nahm die Freundin mit sich in das anstoßende Kabinet. —

„Flora!" flüsterte sie und konnte vor Herzklopfen kaum weiter reden, „rathen Sie nicht, wer dieser Herr Fischer ist?"

„Mein Gott, wie blaß sehen Sie aus, Josephine! Wär's möglich, daß er ein schlechter Mensch —?"

„Nein, nimmer!" betheuerte Josephine, und indem sie Flora umarmte, flüsterte sie ihr in's Ohr: „Es ist der junge Amstetter selbst!"

„Um Gotteswillen! Wär's möglich! Wie kommen Sie auf diese Vermuthung, Josephine?" rief die Merle mit zusammengeschlagenen Händen.

Doch Josephine war indeß auf eine weitere Spur gefallen, wie es schien, und eilte ohne Antwort nach ihrem Zimmer. Flora Merle aber kehrte zu den übrigen zurück, sehr nachdenklich, vermuthlich darüber, ob der junge Amstetter als Apollo oder als Bock zum Gärtner geworden sei.

Bis Josephine zurückkehrte, war der Assessor Jürgens eingetreten und hatte mit einem aus der Stadt verschriebenen Blumenstrauße die Hausfrau begrüßt und erfreut.

„Guten Morgen, Herr Assessor!" sagte die zurückkommende Josephine, und zu den Andern: „Hier habe ich zwei Bücher vom Gärtner mit den eingeschriebenen Namen Gustav Amstetter, Herr Fischer wollte sie vom Referendar geliehen haben, sagte er mir."

„Ei ja wohl gehören sie meinem Freunde," lachte der Prokurator. „Ich habe sie bei ihm gesehen, noch ehe von einem Gärtner für hierher die Rede war, und es ist auch seine Handschrift." —

Eine Stille war entstanden. Josephine aufrecht stehend und innerlich auf das heftigste gespannt, rief mit gehobenen bewegten Armen, als ob sie irgend einem der Anwesenden eine Erkenntniß auspressen wolle, die sie selber zuerst auszusprechen, voll herzklopfender Angst war: „Nun, nun! Was?"

„Ei, sollte es wohl gar der junge Amstetter selbst sein?" erinnerte Frau Neumayer.

Und noch waren die beiden letzten Worte nicht ausgesprochen, als Josephine in ein krampfhaftes Lachen ausbrach, dem sie nicht wehren konnte, bis sie sich an den Hals der Mutter warf und, sie küssend, ausrief:

„Ja, ja, Mama, Du bist doch immer die Klügste in aller Welt! Wahrlich, Du hast es getroffen! Erinnert Ihr Euch jetzt, warum er damals im Garten so verlegen herbei kam, als ich gerufen hatte: Rechtsum, junger Amstetter! Und wie er lachend niederkniete, gewiß, um seinen tollen Streich zu bekennen, wovon ihn der Vater abbrachte! Nicht wahr, nicht wahr, ich habe Recht?"

Während sie ihm hierauf die Gärtnerfrage auseinander setzte, schickte Herr Neumayer einen Fabrikarbeiter eilig nach dem „Grünen Baum."

„Empfehlung, und wenn es dem Herrn Fischer gefällig wäre, man erwarte ihn zum Frühstücke."

„Er weiß, daß wir Geburtstag feiern," fuhr er dann gegen die Andern fort, „und hat zu Tische zugesagt. Ich hätte aber von einem sonst so artigen Menschen erwartet, daß er vorher zur Gratulation käme.

Man erwog nun die Sache aus dem Gesichtspunkte, daß Herr Fischer der junge Amstetter sei, und alles Räthselhafte der Ankunft, der auffallenden Bildung, des seltsamen Benehmens, ja der guten Gärtnerei-Kenntnisse des Hofgärtnersohnes löste sich in's heiterste auf.

Schnell genug kehrte auch der Diener mit der Nachricht zurück, Herr Fischer habe ein Retourwägelchen benutzt und sei abgereiß; man wisse nicht, warum so plötzlich.

„Fort? Auf und davon?" rief der Hausherr betroffen und ärgerlich. „Aber das ist unartig! Nun läßt er mich mit meinem Garten im Stich!"

„Ja, ja, nun ist kein Zweifel mehr!" versetzte der Anwalt. „Es ist Gustav, und ich vermuthe, er hat mich anfahren und hierher eilen sehen, hat sich vor Entdeckung gescheut und ist im ersten Raptus fortgemacht."

„Also wirklich unser Referendar Amstetter?" lachte höhnisch der Assessor. „Aber das ist in der That poetisch! Poetische Licenz! Poetische Erfindung, Mademoiselle Merle! Was sagen Sie dazu? Ihr Flüssiger — nun ja, man hat das mehr, daß manches Flüssige sich verflüchtigt. Nicht wahr? Doch, apropos! Hatte er Ihnen denn nicht ein Attest vom Hofgärtner übergeben, Herr Neumayer? Ei, ei, Herr Referendar des Obergerichts und — wirklicher Auditeur, — ein niedliches Falsum! Besitzen Sie noch —? Es wäre doch interessant —! Ob es wohl seine Handschrift ist?"

„Ja, ja, ich habe das Zeugniß drüben," erwiederte der Fabrikherr und erhob sich zu gehen.

„Wart, Papachen!" fiel Josephine ein, „ich hole Dir's! Wo liegt's? Bleibe Du nur hier!"

„Im Schubfache meines Schreibtisches unter F wirst Du's finden."

Josephine eilte fort. Höchst aufgeregt nahm sie die Papiere des Faches heraus, öffnete das Zeugniß und las es, zerriß es dann in kleine Stücke und warf sie in's flammende Küchenfeuer. „Nun, frommer Assessor," flüsterte sie vor sich hin, „spare deinen Judasbericht über die niedliche Fälschung!"

„Das Zeugniß ist nicht mehr vorhanden, lieber Vater!" sagte sie etwas feierlich und als Neumayer nun selber ging, es zu holen, wendete sie sich gegen den Assessor, indem sie ihm Erfrischungen mit den schalkhaften Worten anbot: „Ei, Herr Assessor, Sie werden ja über den jungen Amstetter ganz vergessen!"

Neu ankommende Gratulanten machten das unauffindbare Attest für heute vergessen; der Anwalt nahm, auch etwas nachdenklich und verstimmt, den Platz ein, der zum Mittagtische für Gustav gedeckt war, und das fröhliche Fest behauptete sein Recht.

(Fortsetzung folgt.)

An Karl Simrock.*)

„Allein der Dank, wo ist der Dank geblieben,
Den Schleswig-Holstein den Befreiern zollt;"
So rufst Du uns und fällst mit grimmen Hieben
Den Sachsen an, im Lied das mächtig grollt;
Zum Dank, der nicht der Brust sich mag entringen,
Willst Du den Sachsen, uns, in Harnisch bringen!

Du malst ein Bild von Preußens Heldengröße
Und eins von uns'rer Schwäche; fühlst Du nicht,
Daß Du, leichthin enthüllend uns're Blöße,
Auch jenes aufstellst in ein falsches Licht? —
Sind nicht so stark wie Preußens uns're Heere
Und ist nicht rein, gleich Jenes, uns're Ehre!

Rasch sprichst Du aus: Kleinstaaterei sei Schwäche
Und Einheit Größe. Wohl, so schafft uns die!
Wächst doch zu Strom das Wasser vieler Bäche
Und fließt in einem Bett in Harmonie.
Schafft uns mit rechtem Wollen erst die Einheit
Eh' ihr bespöttelt unsrer Länder Kleinheit!

Da wir nicht Schuld, daß uns'rer Flächen kleiner:
Daß wir zersplittert, wessen Schuld ist dieß?
Wenn wir am Rechte hielten, stark wie Einer:
Weß ist die Schuld, daß uns're Eintracht riß? —
Die Macht, die jeden Einzelnen bedräuet,
Macht gegen Recht nur war's, was uns entzweiet.

Und dennoch Dank, daß man uns zwang zu bleiben,
Als es Alldeutschland nach dem Norden zog,
Da ihr allein begannt das blut'ge Treiben
Zum Sturze des verhaßten Danebrog?
Und dafür Dank, daß ihr die Siegertritte
Erdröhnen laßt auf einem uns'rer Mitte?

Das ist es ja, was zu die Brust uns schnüret:
Daß wir den Dank für eu'rer Söhne Blut,
Den feu'rigen, der sicher euch gebühret,
Ersticken müssen in des Zweifels Gluth,
Ob ihr dem Land, das alle uns gerufen
Das Recht, den Herrscher gebt, auf seinen Hufen.

Die Trauer ist's darum, daß ihr die Hüter
Des großen ganzen Deutschlands könntet sein
Und doch nach eu'rem Willen zwingt die Brüder. —
D'rum schließt den lauten Dank die Brust noch ein,
Bis ihr mit freiem Blick, vom Wahn entnachtet,
Ein Deutschland höher, denn ein Preußen achtet!

F. Wilferth.

Admiral Fitzroy.

Das dießjährige Wetter ist so abnorm und springt so unvermittelt von einem Extrem zum andern über, von dem strengen Winter des März zu dem brennenden Sommer des April und von diesem wieder zu einem frostigen, ostwindrauhen Mai, daß es seine eigenen Propheten umbringt. Kaum ist Mathieu (de la Drôme) dieser wetterwendischen Erde entrückt worden, so hat sich auch nun der berühmte englische Sturm- und Wetterprophet Admiral Fitzroy mit selbstmörderischer Hand in eine Welt beför-

*) Siehe die vorige Nro. 19. ds. Bl.

dert, wo es keine Stürme mehr zu prophezeien gibt. Mehrere Tage vor seinem Selbstmord litt er unter der fixen Idee, daß er von Geistern verfolgt werde; die Geister der Luft rächten sich an dem verwegenen Sterblichen, der so rücksichtslos in ihre Geheimnisse eindrang und sie der profanen Welt ausplauderte. Schon längere Zeit befand sich Fitzroy in gedrückter Stimmung; wie es heißt, war er mit den Erfolgen seiner Lebensthätigkeit weniger zufrieden, als die Fischer und Schiffer der Küste, welche seine Sturmsignale mit fast abergläubischer Andacht verehrten; die Stürme wollten ihm neuerdings nicht recht pariren, er ward irre an der meteorologischen Wissenschaft, der er sein ganzes Leben mit seltener Aufopferung gewidmet hatte, irre an seinem eigenen Beruf, und brachte sich um's Leben. Mag die Meteorologie auch noch unvollkommener sein als die meisten andern menschlichen Wissenschaften, so ist sie doch durch die Fitzroy'schen Sturmsignale, welche ihre Warnungen von Hafen zu Hafen an den Küsten Großbritanniens hinfliegen lassen, zu praktischen Resultaten der heilsamsten Art ausgebeutet worden. Diese Signale trügten nie und ihr Leiter hatte durch unermüdliche Arbeit und Ausdauer einen tiefen Blick in die Geheimnisse der Luft gewonnen, wenn er ihre Geister auch nicht zu bannen und vollständig zu unterwerfen vermochte. Vor mehr als 20 Jahren war Fitzroy Statthalter von Neuseeland, wo er sich durch seine menschenfreundliche Behandlung der Eingebornen ein dauerndes Denkmal in der Erinnerung der Maoris errichtete. Später wurde er der Begründer und Vorsteher des meteorologischen Departements im Handelsministerium, und gerade in dieser Eigenschaft ist sein Name populär in ganz Europa geworden. Der Eifer und die Pflichttreue, womit er die übernommene Aufgabe zu lösen suchte, haben ohne Zweifel zu seiner Geisteszerrüttung beigetragen. Tag und Nacht war er in seinem kleinen Zimmer unter seinen Instrumenten und Berechnungen zu finden. Er gestattete sich keine Erholung und verließ sich auf keinen seiner Gehülfen. So konnte er denn sich nachrühmen, daß ihm während der letzten drei Jahre kein Sturm entgangen war, während es sich allerdings ereignete, daß er zuweilen einen Sturm prophezeite, der ausblieb. Das von ihm gegründete System wird ihn überleben und allmählich der Vervollkommnung theilhaftig werden, die sein Gründer vergeblich im Sturm zu erringen suchte. Je weiter die Meteorologie fortschreitet, desto allgemeiner werden die Verdienste des alten Admirals, der sie gründete und ihr zum Opfer fiel, anerkannt werden.

Daß Fürst Metternich Jahrzehnte lang nicht blos das Staatsschiff Oesterreichs, sondern die Geschicke von ganz Europa gelenkt, ist wohl Keinem unbekannt geblieben. Weniger in's Publikum gedrungen ist indeß der Umstand, daß der Erfinder des „Legitimitätsprincips", der starre Verfechter des Absolutismus als Jüngling zu den Bastillestürmern gehört hat. Freilich konnte er mit Schillers Jungfrau von Orleans sagen: „Ach, es war nicht meine Wahl!" Allein, wie er dazu kam, den Republikaner zu spielen, beweist, daß er schon in der Jugend schwierigen und gefährlichen politischen Lagen gegenüber Geistesgegenwart zu zeigen wußte. Er studirte beim Ausbruch der ersten Unruhen zu Paris auf der Universität Straßburg. Unbezähmbare Neugier trieb ihn mit einem befreundeten Kommilitonen nach der Hauptstadt Frankreichs, um Augenzeuge der Vorgänge dort zu werden. Die Diligence, welche die jungen Leute und einen dritten Passagier, den jungen Lieutenant Rouge de l'Isle — der wenige Tage später die Marseillaise dichtete und weltberühmt dadurch ward — beförderte, hatte kaum die Straßburger Studenten im Palais Royal abgesetzt, als der Sturmruf gegen die Bastille erscholl. Sofort schließen sich die deutschen Edelleute dem Strom der französischen Blousenmänner an, „um auch etwas von der Affaire zu sehen." Allein plötzlich fällt ihre elegante Kleidung dem zerlumpten Troß, der sie umwogt auf. Ein paar Stimmen rufen: „Verrath! Spione!" und „Nieder mit den Royalisten!" Metternich's Gefährte verliert den Kopf, entfärbt sich, und dies mehrt die Gefahr Beider. Aber der nachherige Diplomat ergreift den Moment, reißt einem Arbeiter eine Pistole aus dem Gürtel, schwingt sie in die Luft und ruft jauchzend: „Vorwärts, vorwärts, tapferes Volk! Räche Deine Schmach, stürze Deine Tyrannen, brich die Kerker, worin Deine Besten und Edelsten schmachten!" Die wenigen, begeisterungsvoll tönenden Worte genügen, die drohende Stimmung der Masse zu Metternichs Gunsten zu wenden. Man ruft: „Es leben die Freunde des Volks, es lebe die Freiheit!" „Es lebe die Freiheit!" fällt der Gerettete ein und preßt die Hand des verzagten Kameraden, ihm rasch in's Ohr raunend: „Schreie mit!" Weiter wälzt sich die wilde, blutdürstige Menschenwoge. Mit dem Kühnen ist das Glück, mit dem Pfiffigen oft noch mehr. Das Schicksal ist so freundlich, den Studenten bei ihrer Ankunft auf dem Bastilleplatz das furchtbare Staatsgefängniß als Ruine darzubieten, so daß sie nicht genöthigt sind, ihre Haut zu Markte zu tragen. Aber daß sie an Ort und Stelle erscheinen, reicht hin, sie den Siegern, den Helden beizuzählen. Man trägt sie auf den Schultern durch die Straßen in's Palais Royal zurück, Damen werfen ihnen aus den Fenstern Blumen, Bänder und Schleifen zu. Mit Trophäen beladen, erreichten sie ihr Quartier. Hinter mehreren Bouteillen guten Weins feiern sie ihre Thaten, halten es aber doch für angemessener und ersprießlicher, ihren Ruhm nicht zu vergrößern, sondern sich mit der nächsten Diligence, die nach Straßburg abgeht, aus dem Staube zu machen.

Räthsel.

Erste Sylbe.

Voll von Widerspruch und voll Verwirrung
Ist die Erste und voll Harmonie;
Meistern möchte sie des Einen Irrung,
Als vollkommen rühmt ein And'rer sie.
Viele wollen eigen sie sich schaffen,
Ist ihr Name gleich Unendlichkeit;
Elegant gefällt sie jedem Laffen,
Aber schön, ich glaube weit und breit.
Man verlangt, man soll sich nach ihr richten,
Und als bildend preist man sie und fein;
Geht gleich auf Betrug und Schein ihr Dichten,
Will sie dennoch selbst betrogen sein.
Daß sie alt ist, darf ich kecklich sagen
Dennoch prahlt sie mit dem Wörtchen „neu";
Wirst Du rasch nach ihren Freuden jagen,
Ganz gewiß ergreift Dich Scham und Reu.
Schmeichelnd kränzt den Becher sie mit Rosen,
Doch sie träufelt heimlich Gift hinein:
Ihre Lust, die sie verheißt mit Kosen,
Ist hinfällig, wie ihr eig'nes Sein.

Die zwei letzten Sylben.

Von dem Paare kann ich Dieß erzählen:
Daß es selten ganz befriedigt hat;
Sehr oft pflegt sich solches zu vermählen,
Buhlt mit Haus und Hof und Land und Stadt.
Wie so manche, die sich hochgeboren
Nennen lassen, will es auch ein „Hoch";
Mancher Bauer wird von ihm geschoren,
Und, wie drollicht, man genießt es doch.

Ganzes.

Freund! Das Ganze hat es nie gegeben,
Doch ist's eines Schneiders Meisterstück!
Willst Du vor demselben nie erbeben
Suche in der Tugend nur Dein Glück.

Auflösung der Charade in Nro. 19:
„Nachdruck."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 21. Sonntag, den 21. Mai. 1865.

Es gibt so schöne Seelen,
Die sich gar zu gerne quälen;
Bei ihnen geht wie Gähnen
So Weinen im Kreise herum,
Am liebsten vergießen sie Thränen,
Wenn sie selbst nicht wissen warum.

Bodenstedt.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

6.

(Fortsetzung.)

Doch kaum acht Tage später sah es um das Haus des Fabrikherrn ganz anders aus, als der Verdruß jenes Morgens hätte erwarten lassen. Eine Anzahl Arbeiter rührten sich mit Hacken, Spaten und Schubkarren auf dem Boden, der zum Parke bestimmt war, um hier zu ebnen, dort aufzufüllen, an manchen Plätzen unterirdische Abflußröhren zu legen, sowie das Becken und die Wasserleitung zum Springbrunnen zu graben. Wege wurden abgesteckt, Blumenbügel und Gartenbeete abgeschnürt, da und dort ein Baum gefällt und verschiedene Gesträuche auf Gerathewohl angepflanzt. Ein junger, langbeiniger Gärtner in blauem Kittel und breitem Strohhute, nicht so poetisch wie jener Herr Fischer aussehend, leitete die Arbeiten und bethätigte sich selbst dabei mit Okuliren und Anpflanzen.

Das Räthsel des eben genannten Herrn Fischer war inzwischen vollständig gelöst. Er selbst wandelte jetzt mit seinem richtigen Namen zwischen Vater und Tochter des Hauses inmitten dieses umwühlenden Schaffens, einen Degen an der Seite des Herzens, weil Herz zu einem Degen gehört, und eine Militärmütze auf dem Kopfe. Er sah so recht stattlich aus, und Josephine blieb zuweilen einen Schritt zurück, um ihn verstohlen zu betrachten; da sie denn auch ein paar Sporen bemerkte, die ihr selber an's Herz gingen, weil sie daran erinnerten, daß der Herr Auditeur im Begriffe stand, wieder nach der Stadt zu reiten. Es war sein zweiter Besuch, nachdem er vor mehreren Tagen den von seinem Vater eilig verschriebenen Gartenburschen selbst eingeführt und angewiesen hatte. Josephine schien es nun nicht ohne einiges Leid zu empfinden, daß der ihr so werthe Freund sich in einem anderen Sinne — so flüssig zeigte.

Die Familie Neumayer war jetzt mit dem jungen Amstetter nicht blos ausgesöhnt, sondern nur noch lebhafter für ihn eingenommen. Die Verwandlung, die er bestanden, gereichte ihm nun zum besondern Vortheile. Solche persönliche Vorzüge, wie er früher gezeigt, erschienen jetzt mehr am rechten Mann, waren begreiflicher geworden und erweckten so Vertrauen und Hingebung, während von Dem, was er als Herr Fischer Nützliches und Angenehmes versprochen hatte, nun doch auch Nichts in die Brüche fiel.

Gustav hatte noch am Abende nach seiner Flucht an den Fabrikherrn geschrieben, und indem er seinen lustigen Streich mit verbindlichen Worten bekannte, einen Gartengehülfen des Hofgärtners zugesagt, der nach seiner Anleitung die beabsichtigte Anlage ausführen sollte. Er hatte sich zugleich einige Risse seines Vaters mitkommen lassen, die ihn selbst bei seinem gewagten Unternehmen zurechtweisen sollten.

Wie befriedigt fühlte sich jetzt Vater Neumayer in seinen Erwartungen von dem Park und dem springenden Wasserstrahl! Und die Tochter, — wie insgeheim beruhigt empfand sie es, daß ihr Herz sich doch eigentlich nicht verirrt hatte und daß in demselben jener Strahl der Hoffnung springen durfte, den doch der Gärtner Fischer angeregt, wenn auch nicht angelegt hatte. Und so erschienen mit der Umwandlung des Gärtners die drohenden Verluste eines zu übereilten Kredits für beide in schöne Gewinnste verwandelt.

Gustav konnte sich bei der Freundlichkeit, mit der man ihm entgegen kam, darüber nicht täuschen, um wie viel er in der Gunst und Zuneigung des Vaters und der Tochter gestiegen war. Aber er wollte nun auch um so bedächtiger zu Werke gehen, als er früher unbesonnen gehandelt hatte, und vor allem das Vertrauen Josephinen's nicht wieder auf's Spiel setzen. Ueber seine Empfindung für sie war er inzwischen auch klarer geworden. Er hatte nämlich eine lebhafte Scene mit seinem Freund Anwalt gehabt, der ihm bei seiner scherzhaften Rolle die tückische Absicht unterlegte, ihm, dem früheren Bewerber, das liebenswürdige Mädchen abzujagen.

„Wie"? lachte Gustav, „ich hätte Dir etwas abjagen wollen, was Du eingestandenermaßen noch nicht erbeutet hast? Josephine ist ein noch uneingenommener Besitz: Du warst allerdings der erste von uns beiden, der sie begehrenswerth fand, aber nicht der erste, der sie zu begehren auch nur den Muth gehabt, geschweige sie schon erobert hätte. Und Du selbst — respektirtest Du etwa die frühern Absichten des Assessors? Diesem allenfalls, nicht Dir, könnte ich in's Gehege gehen; denn er läßt keinen Zweifel darüber, was er begehrt. Also mache mir keine Vorwürfe und sei vielmehr froh, wenn ich Josephine für mich einnehme; ich erspare Dir dadurch das Studium unserer Literatur, und das Lesen so vieler Romane und Gedichte, mit denen Du Dein Eroberungsgeschütz, Deine Bomben und Haubitzen, laden wolltest. Was soll aus Deinen Prozessen werden, die kein solches Bombardement vertragen, auf die alle Deine poetischen Kugeln und Granaten zurückprallen würden?"

Beide lachten herzlich und der Zwist war abgemacht. —

Um sich aber Josephinens mehr zu versichern, überlegte Gustav, daß bekanntermaßen eine kleine geheime Angelegenheit, in die man die Geliebte zöge, für ein Mädchenherz das sei, was für einen Knaben der Zwirnsfaden, an dem er ein Maikäferweibchen flattern läßt. Er zögerte daher heut, nach der Stadt zurückzureiten, bis Herr Neumayer, um einen angemeldeten Geschäftsmann zu sprechen, nach dem Hause ging. — „Lassen Sie uns hier in das kleine Gartenhaus treten, Fräulein Josephine," sagte er, „die Sonne sticht so."

Josephine folgte ihm, suchte aber, ängstlich vor dem, was der Freund vorhaben möchte, das Gespräch auf entlegene Gegenstände zu lenken. „Sie hätten vor Ihrer Abreise doch einen Augenblick zu unserer guten Flora gehen sollen, um die alte Schuld Ihres versprochenen Besuches abzutragen," sagte sie. „Und — das könnten Sie noch, Herr Auditeur!"

„Ach, die gute Merle!" versetzte er. „Es ist wahr, sie freute sich so — ‚auch das Vergnügen zu haben'. Indeß habe ich eine kleine Bitte, die mir doch augenblicklich näher liegt. Mein Freund Trabert vertraute mir, nach einem kleinen Mißverständniß, das wir hatten, Herr Assessor Jürgens fahnde auf das Zeugniß, das ich mir in meines Vaters Namen ausgestellt hatte. Wie Sie ihn kennen, theure Josephine, und mir ihn bezeichnet haben, hegt er gewiß keine gute Absicht dabei, und der unüberlegte Spaß könnte mir schlimm und nachtheilig gedeutet werden."

„Ich weiß das, lieber Freund!" erwiderte sie. „Doch das Papier — hat sich nicht gefunden."

„So höre ich!" fuhr Gustav fort. „Aber es wird sich wieder finden und Jürgens ist sehr zähe in seinen Bestrebungen. Schaffen Sie mir's wieder, liebe, edle Freundin! — Sie schweigen? Sie wollen nicht?"

„Wollen? Das wohl, lieber Freund, aber — es ist nicht möglich!"

„Nicht möglich? Was heißt das? Warum nicht möglich? Halten Sie es für unrecht, was ich verlange?"

„Nein!" erwiderte sie, immer bedrängter bei seinem Dringen. „Nein! Aber ich kann nicht! Kurz, es ist nicht mehr vorhanden."

„Nicht mehr vorhanden? Wie? Es ist also schon ausgeliefert?"

„Nein! Wahrlich nicht! Beruhigen Sie sich doch, Gustav — Herr Auditeur! Ich höre meinen Vater; er kommt zurück. Reden Sie nicht davon! Ja nicht! Wissen Sie nur, — ich habe damals das Papier gesucht, ich hab's auch gefunden, und — hab' es zerrissen und verbrannt. Jetzt gehen Sie!"

„Josephine!"

„Still! Lassen Sie uns dem Vater entgegen gehen!"

Sie war aufgestanden. Gustav ergriff ihre Hand, indem er mit unterdrückter Freude ausrief:

„Zerrissen, vernichtet, — mir zu Lieb'! Nicht wahr, Josephine, mir — aus Liebe für mich? Haben Sie — hast Du? Ja, Du liebst mich!"

„Ach, was ihr Männer auch gleich glaubt!" flüsterte sie, und sank verschämt und erröthend an seine Brust.

Sie schämte sich ohne Zweifel der Unmündigkeit eines liebenden Herzens, das sein Geheimniß nicht bewahren konnte, und des fremden Mundes bedurfte, — den ihrigen zu versiegeln.

7.

So war dem jungen Freunde, indem er auf gewinnende Vertraulichkeit ausging, unerwartet das ganze Herzensgeheimniß zugefallen, auf das er es abgesehen hatte. Aber es mußte auch noch Geheimniß bleiben, und Gustav erfuhr zuerst, wie schwer es ist, das Ueberraschende zu fassen, oder sich in's Ueberraschende zu finden. — Zu Flora Merle kam er nun freilich nicht; aber zu Pferde mußte er endlich doch.

Einen Glücklicheren hatte der Miethgaul noch nie, oder lange nicht getragen. Auch fand sich der Kohlfuchs so schwer, wie sein Reiter selbst, in den Ausdruck dieses Glückes, das sich ihm in den ungewohntesten Wechsellaunen bald des antreibenden Sporns, bald der anhaltenden Faust zu erkennen gab, je nachdem der Reiter bald jauchzend dahin jagte, bald nachträumend den gelassensten Schritt wollte. Es verschlug dies gänzlich gegen das reiche Erfahrungsleben des armen Thieres, das jede Strecke auswendig kannte, die es für Alltagsreiter trabend oder im Schritt zu machen hatte.

Aber ganz andere Wechsel erwarteten den Reiter selbst. Es läßt sich denken, wie sehr dem glücklichen Auditeur die Gartenangelegenheit jetzt im wirklichen Sinne des Wortes — am Herzen lag. Allein, so gut auch das Miethpferd war, auf welchem er nach Wiesenbrücken und zurück eilte: der ganze Tag ging ihm dennoch drauf. Denn da nach Josephinens Wunsche ihr beiderseitiges Einverständniß, das Verlöbniß ihrer Herzen, noch geheim bleiben sollte, so mußte er, bei der Zuthätigkeit der Familie, die flüchtigen Augenblicke der Vertraulichkeit, des Alleinseins, mit geduldiger Miene abpassen. Die Gartenangelegenheit, so anziehend für sein Kommen, so spröde zeigte sie sich für sein Scheiden.

Allein mit solchen wiederholten Ritten kam Gustav nur allzubald in Ungelegenheit mit seinem Dienst oder mit seinem Kommandanten. Und zwar geschah dies um so leichter, als er die ihm jetzt so hinderliche Stelle wider alle Neigung angetreten hatte. Auf den Rath seines Gartenschülers, des braven alten Präsidenten von Röben, war er auf den neuen Beruf eingegangen und seines Widerwillens Herr geworden. Aber um so rascher trieb der oft versagte Urlaub den verhaltenen Mißmuth heraus, und Gustav versah es insbesondere noch darin, daß er sich für die Schwierigkeit des Urlaubs gerade in jenen, nicht eigentlich militärrichterlichen Geschäften schwierig machte, für die ihn General Ambrosch mit persönlichem Eifer in Anspruch nahm, und durch die er auch gerade jetzt, wo er um seiner Liebe willen eine schnelle Beförderung wünschte, sich am ehesten hätte empfehlen können.

General von Ambrosch besaß nämlich das besondere Vertrauen seines Fürsten. Er hatte früher, als dessen Adjutant, verschiedene Reisen und mancherlei mitgemacht, was man jetzt lieber vergessen hätte. Aus jener früheren Zeit bestanden aber noch stille Verbindlichkeiten, verschwiegene Beziehungen, für welche der General noch immer der erfahrene Adjutant geblieben war. Dazu kamen manche Liebhabereien, Angewöhnungen und die dazu führenden Aufträge, für welche Herr von Ambrosch am besten den Geschmack seines Herrn kannte. Für all dergleichen erwies er sich als den bewährtesten, gewandtesten und zuverlässigsten Mann; nur ging es ihm dabei wie jenem ebenfalls sehr tüchtigen Dorfschulzen, der seinem Landrathe berichtete, dem Nachbar Kunz seien in jüngster Nacht sieben Apfelbaumstämmchen gestohlen worden; die Untersuchung ergab aber, daß es Zwetschgenbäumchen gewesen waren, worauf der mündlich zur Rede gestellte Schulze lächelnd erklärte: „Freilich, Herr Landrath waren es Zwetschgenbäumchen; aber — der Teufel schreib's! — So haperte es beim General mit der Feder, sobald es galt, über sein geschickt und fein erledigtes Geschäft einen kurzen, klaren und einigermaßen anmuthigen Bericht zu geben, wie es der Fürst liebte.

Gustav hatte nun gerade durch seine gewandte Feder den General zuerst für sich eingenommen, so daß er ihm sogar eigene Concepte zur Durchsicht gab, und es sich gefallen ließ, wenn der Auditeur zu manchen Wendungen lachte, wie z. B. zu einer dem General beliebten Partizipialkonstruktion, für welche unsere Sprache kein Partizip hat, sondern Umschreibung verlangt. Herr von Ambrosch liebte zu schreiben: „Der beim Zeughaus gearbeitete Feldwebel," statt: der Feldwebel, der im Zeughaus gearbeitet hat. — Ueberhaupt machte es anfänglich dem neuen Auditeur Spaß, in die Pedantereien seines Kommandanten einzugehen; er fügte sich in den verlangten Kirchenbesuch, er interessirte sich für die Bienen, mit deren Zucht der General sich abgab, er gewöhnte sich eine Prise Tabak zu nehmen, so oft der gnädig gestimmte Chef ihm die Dose präsentirte, und hörte mit Lächeln alten Geschichten zu, die sich hinter der neuen Frömmigkeit ihres Helden wunderlich genug ausnahmen.

Dabei kam der junge Freund doch auch hinter manche Unordnungen seines Kommandanten, denen dieser im Vertrauen auf den guten Fuß, auf dem er bei Hofe stand, etwas zu unbefangen nachging. Zu denselben gehörte das Glücksspiel der Roulette, das an einem benachbarten Badeorte getrieben wurde. Das den Staatsdienern verbotene Spiel wäre dem Kommandanten von seinem gnädigsten Fürsten vielleicht nachgesehen worden; daß er aber ohne höchsten Urlaub bei Nacht über die Grenze dorthin

ging, hätte unbedingt ihm die Ungnade seines Herrn und ein Militärgericht zugezogen. Mit alledem war es bisher gut gegangen, und Gustav hatte gern die Ausfertigungen beeilt, die der General vor seiner Ausfahrt im Civilrocke zu unterzeichnen verlangte. Als aber der liebeglühende Auditeur mit seinem freilich wohl zu oft verlangten Urlaub wieder und wieder abgewiesen wurde, schlug plötzlich sein verhaltener Unwillen in entschiedene Verstimmung um, wobei natürlich der Untergeordnete den Kürzeren zog, und nicht etwa darum Urlaub für den Tag erhielt, weil sein Vorgesetzter sich solchen für die Nacht nahm.

Von den Unstatthaftigkeiten, die dem General zur Last lagen, irgend einen Gebrauch gegen denselben zu machen, fiel dem jungen Manne bei seiner edeln Denkungsart nicht ein. Nach manchen heftigen Scenen kam er indeß doch auf die Frage, ob er dieselben nicht auf geschickte Weise benutzen dürfe, um sich diesem fatalen Dienstverhältnisse zu entziehen. Er fand es jetzt unwürdig, daß er gegen innere Ueberzeugung sich in manches fügte, was nur eine weltkluge Geltung für sich hatte. In wiederholter Ueberlegung faßte er endlich den Vorsatz, bei strengster Diensterfüllung doch mit seinen Gesinnungen und Ueberzeugungen gegen Herrn von Ambrosch nicht mehr zurück zu halten. Es betraf gewisse Duckmausereien, die man im Staatsdienste, seines Fortkommens wegen, mit sogenannter „christlicher und loyaler Gesinnung" treiben mußte. Gustav wollte es auf seine Entfernung von dem jetzigen Posten, wo möglich mit Beförderung anlegen und rechnete dabei auf die gewonnene Gunst des Generals und auf seine Bekanntschaften bei Hofe.

(Fortsetzung folgt.)

Das schönste Bild vom Himmel selbst gemalt.

Das schönste Bild vom Himmel selbst gemalt,
Und von des Himmels Liebe selbst umstrahlt:
Es ist ein Kind, das still und mild
Auf Mutterschoos mit seinen Blumen spielt.

Wie hilflos arm, und doch wie wunderreich,
Ein Blumenkränzlein ist sein Himmelreich,
Und aus der Mutter sel'gem Blick
Strahlt seine Himmelsheimath ihm zurück.

Es ist dies Bild so rührend und so rein,
Als könnt es nicht für diese Erde sein,
Drum seh'n wir auch, nach kurzem Auferblüh'n,
Manch Kindlein wieder nach der Heimath zieh'n.

Denn jedes Kind, von uns so heiß geliebt,
Ist nur ein Kuß, den Gott der Mutter giebt,
Auf daß sie hin schon ahnend es erkennt,
Was man im Himmelsland die Liebe nennt.

Ferd. Stolle.

H **Herrieden**, Mitte Mai. Witterungsverhältnisse Europas im Monat April. Das über Europa befindliche Luftmeer war im Monat April mit wenigen Ausnahmen, besonders der ersten und letzten Tage des Monats, von seltener Ruhe, bei einem Druck, welcher fast überall den mittleren Barometerstand überstieg. Es herrschte daher in den meisten Ländern heiteres und trockenes Wetter. Die wenigste Bewölkung war in der Schweiz und in Irland (25,9 und 28,1%), dann folgt schon unsere Gegend (dahier mit 30,8). Ebenso heiter und beinahe regenlos war es im mittleren und südlichen Frankreich (31,6), sowie in ganz Italien (32,1). Auch in den Niederlanden (33,6) und im ganzen östlichen und südöstlichen Europa (Odessa 37,5, Moskau 39,4, Wien 39,7) war es sehr heiter und trocken. Genau zur Hälfte war der Himmel im Durchschnitte bedeckt in Schweden und England, etwas über die Hälfte in Nordrußland (Petersburg 51,7), Schottland (Nairn 52,8), im nördlichen Frankreich (Paris 53,3), im südlichen Spanien (Alikante 55,3), in Portugal (Lissabon 56,8) und in Norwegen (Skudesnäs 58,3). Ueber 60% durchschnittliche Bewölkung hatten nur das nördliche und mittlere Spanien (Bilbao 61,7, Madrid 65,4), sowie Lappland (auch 65,4%). Während daher der März in den meisten Ländern Europas über 70% bewölkten Himmel mit sich führte, und die Bedeckung des Horizonts nur im südlichen Spanien und Frankreich unter 40% sich entzifferte, war im April der heitere Himmel vorherrschend.

Die mittleren an den Hauptstationen Europas um 7 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen waren der Reihe nach: Alikante, Südspanien, 14,3 (zwischen 10,3 und 21,1); Bilbao, Nordspanien, 12,7 (6,8 und 19,9); Palermo, Sizilien, 12,2 (5,1 und 28,8); Lissabon, Portugal, 11,1 (8,3 und 13,4; Marseille, Südfrankreich, 10,6 (1,6 und 15,6); Paris, Nordfrankreich, 9,9 (2,9 und 13,9, absolut 1,2 und 20,5); London, England, 9,3 (1,9 und 15,9); Valentia, Irland, 8,9 (2,7 und 12,5); Rom, Süditalien, 8,8 (3,2 und 12,8); Turin, Norditalien, 8,7 (2,0 und 13,0); Madrid, Mittelspanien, 8,4 (2,3 und 11,5); Brüssel, Belgien, 8,3 (2,6 und 14,0); Herrieden, Bayern, 8,0 (—0,3 und 13,0, absolut —7,4 und 20,0); Nairn, Schottland, 6,9 (3,5 und 12,8); Wien, Oesterreich, 6,5 (—0,2 und 14,5); Amsterdam, Holland, 5,9 (1,0 und 10,3); Bern, Schweiz, 5,4 (—2,9 und 11,0); Odessa, Südrußland, 3,9 (0,3 und 8,8); Skudesnäs, Norwegen, 3.0 (1,1 und 7,5); Moskau, inneres Rußland, 1,1 (—8,6 und 7,5); Stockholm, Schweden, 0,7 (—5,7 und 8.0); Petersburg, Nordrußland, 0,4 (—4,7 und 10,4); Haparanda, Grenze von Lappland, —2,8 (—7,1 und 2,6° R.).

Professor Dove hat in einem wissenschaftlichen Vortrage zu Berlin den heurigen Winter, gleichwie ich in meinem letzten Monatsberichte, den von 1845 sehr ähnlich gefunden. Indessen scheinen beide Jahrgänge vom April an zu differiren — wahrscheinlich zu unseren Gunsten. Der April 1845 hatte viel bedeckteren Himmel, die Morgenfröste dauerten bis zum 11. einschließlich, von da begann die Gewitterbildung, welche bis zum Ende fast ununterbrochen fortdauerte, 5 Gewitter mit Gußregen, von denen 2 kieselten, zogen über unsere Gegend, die Mitteltemperatur war 2,61° über dem Durchschnitt. Der heurige April fing nur mit 5 Frosttagen an, die Bedeckung des Himmels war sehr gering, Gewitterbildung fand fast nur am 13. statt, der Regen war nicht ergiebig, und die Mitteltemperatur war 3,05° über dem 54jährigen Durchschnitt.

Merkwürdig ist, daß in den letzten Jahren der April bei uns so wenig Niederschlag hat, während nach dem Jahresdurchschnitte auf einen Monat dahier 18,82 pariser Linien Regenhöhe treffen, war diese im April 1861 nur 1,31, 1862 7,51, 1863 7,99, 1864 8,23 und im laufenden Jahre 1,57''', mithin weit unter der Hälfte.

Die Vegetation schritt vom 5. an durch die hohe Mitteltemperatur so rasch fort, daß Pflanzen und Bäume, deren Blüthezeit in gewöhnlichen Jahrgängen 14 Tage bis 3 Wochen auseinanderliegt, zu gleicher Zeit blühten, nur hinderte gegen Ende des Monats der Regenmangel im Fortschreiten des Pflanzenwachsthums.

Auf den menschlichen Organismus, welcher durch die hartnäckige Märzkälte schon hart mitgenommen wurde, wirkte der schroffe Temperaturwechsel, sowie die trockene Luft des Aprils um so nachtheiliger, so daß der Krankenstand, welcher sonst im Monat März zu culminiren pflegte, in diesem Jahre im Monate April seine größte Höhe erreichte.

Quellwasserstand und Ernte. Unter dieser Ueberschrift bringt die Hildburghauser Dorfzeitung folgenden Artikel: Vielleicht ist es nicht aller Welt bekannt, daß die Quellen und Brunnen ebenso gut ihre Periode des Fallens und Steigens haben, wie Ebbe und Fluth, und das gleichmäßige Zu- und Abnehmen sich nicht auf einen einzelnen Quell beschränkt, sondern sich zugleich über unsern ganzen Erdtheil verbreitet, so daß, wenn in Frankreich wenig Wasser in den Brunnen ist, man dies auch bei uns in Deutschland beobachtet. Es mögen da gleichmäßige Ursachen

wirken, die man noch nicht ergründet hat, wie denn die Natur noch so manches Unaufgeklärte bietet. Aber noch eine weitere, hochwichtige Beobachtung läßt sich daran machen: der enge Zusammenhang guter und schlechter Kornerndten, hoher und niedriger Kornpreise mit dem hohen oder niedrigen Quellwasserstande, also: steht das Wasser in den Brunnen hoch, so gibt's schlechte Erndten, steht es tief, so gibt es gute Erndten; — mit dem Steigen des Wassers verschlechtert sich der Ertrag, weil der Boden „sauer" wird, mit dem Fallen vermehrt er sich. —

Seit hundert Jahren wird in meiner Familie mit Aufmerksamkeit diese Wechselwirkung beobachtet und hat uns nicht getäuscht; den höchsten Quellwasserstand hat mein Großvater 1771 und 1772 aufgezeichnet, mein Vater 1816 und 1817 und ich 1851 und 1852. Viele Leipziger werden sich aus den letztgenannten Jahren noch erinnern, daß damals Quellen mitten auf Feldern zu Tage traten, wo man sonst keine Spur davon fand, daß man solch „Gesundheitswasser" mit 6 Pfg. pro Maß bezahlte und selbst den Schlamm solcher neuer Quellen als heilbringend verkaufte. Ob jenes Quell-Hochwasser heilkräftig wirkt, mag dahin gestellt sein; für mich hat es nur die Bedeutung, daß bei Quell-Hochwasser die Lebensmittel bedeutend steigen; damals sagte ich sofort zu meinen Bekannten, daß der Scheffel Korn in einigen Jahren auf 7 Thaler kommen würde; daß er noch mehr gekostet hat, haben wir erlebt. —

Seit 1851 und 1852 sind die Quellen und Brunnen fortwährend gefallen; schon im Jahre 1860 bezeichnete ich das Jahr 1863 als dasjenige, mit welchem die billigen Jahre eintreten würden und wir sind noch jetzt nicht am Ziele, sondern haben nach dem Quellwasserstande noch drei gute Erndten zu erwarten und einen Abschlag des Korns von 1 Thlr. pro Dresdener Scheffel zu gewärtigen. In die Jahre 1868 und 1869 aber fällt der Uebergang vom Fallen zum Steigen der Quellen. —

Nach meinen Familien-Aufzeichnungen hatten wir 1824 denselben Quellwasserstand wie heuer; seit jener Zeit ist nur zwei Mal ein Abweichen des Erndte-Ergebnisses vom Quellwasserstande vorgekommen: erstlich 1832, wo am 16. Mai das Korn erfror und dann 1845, da gerade zu Pfingsten ein starker Nordostwind mit Regen und Schneeflocken das ziemlich blühende Getreide so zusammenpeitschte, daß wir zwar Stroh, aber keine Körner erhielten, so daß, entgegen aller Erwartung, die Theuerung von 1846 zu 1847 eintrat. Diese unvorherzusehenden Abweichungen haben sich aber nur auf ein Jahr erstreckt und die allgemeine Regel nicht gestört. —

Solcher Einzelheiten und Beobachtungen aus dem Leben der Natur könnte ich noch manche anführen, muß mich aber für heute auf das Obengesagte beschränken.

Friedr. W. Stannebein,
Windmüller seit 35 Jahren, Wirth zur „freien Umschau."

Eine heitere Anekdote. Die „Erinnerungen eines Musikanten" erzählen: Mozart und Haydn waren einst zusammen zum Essen eingeladen. Der Erstere, der ein lustiger Gesellschafter war und den Champagner sehr liebte, sagte zu Haydn: „Ich wette 6 Flaschen Champagner, daß ich ein Stück componiren will, welches Sie nicht vom Blatte spielen sollen." —

„Ich nehme die Wette an," antwortete der Meister lächelnd. —

Mozart ging an den Schreibtisch, warf einige Noten auf's Papier und reichte sie Haydn hin. Dieser war erstaunt über die Leichtigkeit der Composition, setzte sich an's Piano und rief: — „Mozart leidet an Geldüberfluß! Er will durchaus Champagner bezahlen!" —

Plötzlich hielt Haydn nach dem Vorspiel an und rief: „Wie soll ich das spielen? Meine beiden Hände sind an die äußersten Ende des Piano's geschickt und zu gleicher Zeit soll ich eine Taste in der Mitte anschlagen!" —

„Das stört Sie? Gut, sehen Sie her," antwortete Mozart und setzte sich an's Piano. Er präludirt. An der betreffenden Stelle angekommen, schlägt Mozart ohne anzuhalten, die Taste in der Mitte an, indem er sie mit der Nasenspitze berührt. Alle Zuschauer brechen in ein Gelächter aus. —

Haydn nämlich hatte eine Stumpfnase, Mozart eine sehr lange. Haydn bezahlte auf diese Weise die Geringfügigkeit seines Riechorgans mit 6 Flaschen Champagner.

Germanisches und Romanisches Christenthum. Der berühmte deutsche Bischof Heinrich v. Wessenberg, als ihm eines Tages (i. J. 1817) auf dem Wege von Albano nach Rom eine Rotte von 500 Banditen begegnet war, äußerte gegen den päpstl. Premierminister, Cardinal Consalvi, sein Befremden, warum man denn dieses schreckliche Gesindel nicht auszurotten vermöge. Der Cardinal gab achselzuckend die Größe des Uebels zu, setzte aber hinzu: „Wie viel ärger stünde es aber mit diesem Lande, wenn es nicht so viel Religion hätte." Da brach nun aber der deutsche Priester los: „Religion? Auch die Banditen bilden sich ein, solche zu besitzen; sie rufen alle den heiligen Antonius von Padua an und tragen geweihte Medaillen mit dem Mariabild auf der Brust, allein das hält sie nicht ab, ihre Mitmenschen zu berauben und zu ermorden: es muß also Etwas krank sein in dieser Religion!" — ja betrachtet auch diese Verschiedenheit der Auffassung des deutschen und italienischen Prälaten und ihr habt etwas von dem Unterschied germanischem und romanischem Christenthum leibhaft vor euch . . .

Räthsel.

Du findest mich in allen Landen,
Wo Sitte herrscht, Gesetz und Recht,
Und unter vielerlei Verwandten
Bin ich vortrefflich, gut und schlecht.
Ein Name wird mir auch gegeben,
Doch eine Taufe weiht ihn nie;
So tret ich in's bewegte Leben,
Ich bin bald das, bald der, bald die,
Und niemand fragt nach dem Geschlechte
Doch nach der Farbe jeder sieht
Und sucht für sich die einzig ächte,
Die mancher Andre haßt und flieht.
Ich lebe kämpfend nur und streitend,
Heut' Niederlage, morgen Sieg,
Und Frieden wünschend, Kriege meidend,
Ist doch mein Leben Kampf und Krieg.
Im endlos fortgeführten Kampfe
Entquillt so mancher herbe Preis,
Steh' ich auch nicht im Pulverdampfe,
Bin ich doch fast so schwarz als weiß.
Und was in allerfernster Gegend
Erheiternd hallt, was drohend rauscht,
Was Freude weckend, Grau'n erregend,
Mein vielgeübtes Ohr erlauscht;
Was drangvoll sich Bestand erstreitet,
Empor sich hebt, was untergeht,
Was Wohlfahrt gründet, Weh bereitet,
Hat wachend stets mein Aug' erspäht.
Im Kampfe für das Rechte, Wahre
(Erwünschtes wird so gern geglaubt!)
Empfängt mich plötzlich oft die Bahre,
Hinwelkend neigt sich auch mein Haupt.
Den Lorbeer wünscht ihm der zum Lohne,
Und jener gar die — Dornenkrone!

Auflösung der Räthsels in Nro. 20:
„Weltgericht."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

89

Sonntags-Beigabe der Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 22. Sonntag, den 28. Mai. 1865.

Langsam kommendes Glück pflegt auch am längsten zu weilen;
Schnelle Vortrefflichkeit stehet am ehesten still.
Vögel, entschlüpfend dem Ei, sind, was sie sollen, von Anfang;
Langsam wächset der Mensch, aber zum Herrscher der Welt.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

7.

(Fortsetzung.)

Es war wieder einer seiner absonderlichen Wege, auf dem er zwischen alter Gunst und neuem Unwillen seines Vorgesetzten vorwärts zu kommen dachte; wobei er seine Kenntniß der Heimlichkeiten des Generals als Mittel benutzen wollte.

Mit diesem Vorsatze war es ihm ein leichtes bei erster Gelegenheit unangenehme Erörterungen mit seinem Chef herbei zu führen. Dies geschah eines Abends, während der General, ungeduldig zu seinem Spiel zu kommen, auf die Reinschrift eines ihm wichtigen Berichts oder „Rapports" zur Unterzeichnung warten mußte. — „Donnerwetter, Herr Auditeur," fuhr er endlich los, ich habe ihr Benehmen und Raisonniren satt. Ich werde mir bei Sr. Hoheit als besondere Gnade ausbitten, Sie zum Teufel zu jagen!"

„Alles, Herr General," versetzte Gustav, „überall hin, nur nicht zum Teufel, er mag Ihnen heut Nacht roth oder schwarz begegnen; beides sind ja die Farben seiner Uniform. Nur setzen Sie mich nicht auf rouge oder noir, Herr General! Ich habe in meiner jetzigen Stellung so viel höllisches Brandmaterial eingenommen, daß ich bei der geringsten Annäherung dieses Freundes Urian gleich lichterloh angehe, und dann als höllische Pechfackel ein grelles Licht und einen garstigen Gestank verbreiten könnte."

Der General starrte ihn mit wüthenden Blicken und bebenden Lippen an; dann sagte er mit halbverbissenen Worten und drohend gehobenem Finger: „Männlein, Männlein, ich verstehe Sie! Aber — ein Donnerwetter soll Sie —, wenn je ein Wörtchen von meinen — Abendfahrten über Ihre Lippen!"

Indem kam der Schreiber mit der erwarteten Ausfertigung. Der General setzte sich zur Unterschrift, zu der er erst einige Federn zerstampfte, wobei er schalt, daß er den Bericht auch noch umwenden müsse; die Papiere sollten ihm stets mit der Schlußseite vorgelegt werden. Wie oft soll ich Das noch befehlen? rief er.

Gustav winkte den Unteroffizier hinaus und nahm dann das unterzeichnete Papier mit den Worten auf:

„Verzeihung, Herr General, was denken Sie von mir? Sie können mir doch die Rechtschaffenheit zutrauen, zu wissen, daß man nicht alles darf, was man kann! Auf Ehre, Herr General, auf die Ehre des Degens, den ich sehr ungern trage, ich wollte Sie nur gebeten haben, da Sie meiner doch müde sind, mir eine beruhigende Stelle in der Administration zu erwirken. Nur ein Wort von Ihnen, und — ich weiß, was der Herzog auf Ihr Urtheil hält. Ich bin zwar kein in der Administration „gearbeiteter Mann," aber doch ein darauf „studirt habender." Das dürfen Sie wörtlich sagen. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, und mich wahrhaft christlich halten und betragen!"

Der General trommelte auf seiner goldenen Dose mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, dann öffnete er den Deckel und schnupfte zu den gutmüthig barschen Worten: „Gut! bei nächster Gelegenheit werde Ihrethalben berichten. Auf Ehre! Ich schaffe Ihnen eine Landrathsstelle. Sie sind der Mann dafür. Parole d'Ambrosch! Da! Nehmen Sie eine Prise — Urlaub auf Morgen! Morgen fahre ich zum Grafen Hurlach und — wir haben morgen nichts!"

Der General meinte — nichts zu thun, und mit diesem Nichts ritt Gustav in der Frühe des nächsten Tages gen Wiesenbrücken. „Aus nichts wird nichts!" Dieser früheste Einfall seines Tages verfolgte ihn den ganzen Weg, und er hoffte doch so viel von diesem Besuche. Nachdenken und Verlangen, Ueberlegung und Sehnsucht schwankten heut mehr als früher im Gleichgewichte seiner Gedanken und Empfindungen, und so kam sein Kohlfuchs auch mehr in die gewohnte Abwechselung von Schritt und Trab. Roß und Reiter langten in guter Stimmung und zur rechten Zeit an.

In welch tieferem Sinn es aber für Gustav die „rechte Zeit" war, sollte er, ohne daß er es eben so nahm, alsbald inne werden.

Die meisten Menschen leben in den Tag hinein. Mit Begehren und Vermeiden glauben sie alles selbst zu bewirken und nehmen den unsichtbaren Finger nicht wahr, der bald aus ihrem eigenen Innern, bald aus der Umgebung ihres Daseins die Fäden zieht, die sich zum Gebilde ihres Lebens verschlingen. Wenige, oft einfarbige Fäden, die aber bald unter-, bald übergeschlagen, doch nicht selten ein figurenreiches Gewebe darstellen.

Von weitem hatte Gustav den Assessor Jürgens gedankenvoll und eilig aus der Wohnung des Fabrikherrn kommen sehen, und vernahm nun bei seinem Empfange von Mutter und Tochter, daß der Landrath in Folge wiederholter Schlaganfälle, wie solche die Frühlingswitterung begünstigt, letzte Nacht gestorben sei. — „Er war bei aller Amtstüchtigkeit und Pflichtstrenge doch auch ein seelenguter Mensch!" bemerkte Josephine nicht ohne Bewegung. „Wie heiter war er noch an den traulichen Abenden des letzten Winters! Wohlwollend in seinen Neckereien, sinnreich in seiner Spaßhaftigkeit. Seit dem ersten Schlaganfalle, nach einem Zwiste mit seinem Assessor, stand leider sein Ende zu erwarten; er konnte sich nicht wieder erholen!"

„Aber Du mußt doch gestehen, Josephine, daß Jürgens, wenn er auch damals Unrecht hatte, uns eben doch das Hinscheiden mit inniger Betrübniß berichtete,“ bemerkte die Mutter, in Bezug auf den eben erwähnten Zwist entschuldigend.

„Ja wohl, liebe Mutter!“ antwortete Josephine mit leiser Bitterkeit, und er ließ dabei etwas von Hoffnungen für sich selbst durchschimmern, was unser Leid mildern konnte; so — Herr Auditeur — wie durch einen Frühregen das Morgenroth schimmert zur Beruhigung, daß es nur ein vorübergehender Nebel sei.“

„Allerdings,“ fuhr Frau Neumayer noch lebhafter fort, „allerdings lag für uns die Beruhigung in den Worten, daß wir an ihm einen Ersatz des Verstorbenen wie für das Amt, so für unser freundschaftliches Haus gar wohl erwarten dürften. Denn, wissen Sie, Herr Auditeur, er hat mir vertraut, daß ihm bei seinem jüngsten Aufenthalte in der Residenz die besten Zusagen Seitens des Herrn Ministers geworden seien. Ich hoffe nur, daß er sich jetzt eine Frau wählen wird, wie er sie verdient.“

„Diese Hoffnung hat er schon selbst gefaßt, beste Mutter,“ lächelte Josephine. „Ich habe vorhin schon etwas von dem Anker seiner Hoffnung in seinen Blicken bemerkt: er sah umher, als ob er ihn eben auswerfen wolle, schien aber doch zu bemerken, daß da kein guter Ankergrund sein möchte.“

Sie sprach dies mit schalkhaftem Seitenblicke nach Gustav, und dieser versetzte der Mutter wegen in sehr verbindlichem Tone:

„Am guten Ankergrunde möchte ich nicht zweifeln, Fräulein Neumayer, vielleicht aber reicht seine Fadenlänge nicht für die Tiefe.“

Die Mutter schien mit dieser Bemerkung nicht sehr zufrieden; sie wurde aber in diesem Augenblicke hinausgerufen und sagte nur etwas spitz und gezwungen lächelnd: „Das war aber nichts, Herr Auditeur!“

Gustav, indem er den Augenblick benutzte, Josephinen stürmisch zu umarmen, flüsterte: „Ein zweites Nichts für heute, mein Herz! Aber aus nichts hat Gott die Welt erschaffen und — hat sie mir geschenkt. Auch mein General entließ mich mit dem Wort: ‚Morgen haben wir nichts.‘ Heut ist morgen, und ich habe hier mein Alles! Aus seinem Nichts will ich Landrath werden; aus dem Nichts Deiner Mutter — Dein Mann. Aber — werde ich denn Ankergrund finden, hier in diesem Herzen?“

„Das fragst Du noch, böser Mensch?“ erwiederte sie. „Bist Du nicht heimlich heruntergestiegen in einer Taucherglocke und hast unser Lebensschiff vor Anker gelegt? Oder zweifelst Du jetzt an Deiner Fadenlänge? Aber komm, wir müssen den Vater begrüßen!“

Sie gingen nach dem Garten. Gustav äußerte der Geliebten mit flüchtigen Worten seine Absicht, sich um die Landrathsstelle zu bewerben. Auf das Nähere seines Versuches konnte er sich eben nicht einlassen. Josephine lachte ihn aus. „Dazu hast Du wenig Hoffnung, mein Freund,“ sagte sie. „Halte Dich auch ja für kein solches Glückskind, daß Dir zwei Bewerbungen so kurz hinter einander glückten! Nicht wahr, Du bist übermüthig, daß Du mich so leicht gewonnen hast? Aber sei nun auch zufrieden damit, und laß die Mutter sich immerhin nach einem Landrath umsehen. Ich denke nicht daran, was Du im Staate werden, sondern nur, was Du mir bleiben sollst. Oder — auf welchem Wege hoffst Du denn Landrath zu werden?“

„Weg? Nun, laß das nur! Es ist noch gar kein Weg. Ich denke nur, aus nichts hat Gott die Welt erschaffen, und — wir sollen's ihm nachmachen.“

Der Fabrikherr kam ihnen entgegen, Gustav zu begrüßen. Der junge Gärtner folgte ihm. — „Nun, Herr Neumayer,“ rief Gustav, „wie weit sind wir vorgerückt? Guten Morgen, Glunzinger! Ich sage Garten-Inspektor!“

„Sie müssen sich zusammen nehmen, Herr Glunzinger,“ lachte Josephine, „damit der Park fertig werde, ehe der neue Herr Landrath eintrifft!“

8.

Josephine dachte den Tag über nicht weiter an Gustav's Absicht auf die Landrathsstelle. Sie nahm seine Aeußerung für einen flüchtigen Einfall des verlangenden Herzens und beglückt durch seine Gegenwart, getheilt in der Aufmerksamkeit für ihn und für die Eltern, achtete sie seiner jeweiligen Zerstreuung wenig. Ihm selbst aber lag der Landrath fortwährend im Sinn, und es beunruhigte ihn, daß Josephine sich so wenig um sein Vorhaben bekümmerte. Ihre Theilnahme, ihre Wünsche sollten ihm über die Bedenken hinaus helfen, die er sich selbst über die Mittel und Wege zu seinem Ziele machte. Doch gerade um dieser Scrupel willen war er auch wieder froh, daß sie nicht weiter nach seinem „Wege,“ Landrath zu werden, fragte. Weder von den Dienstgeheimnissen, auf die er baute, hätte er ihr Mittheilung machen können, noch ihr auch bekennen mögen, wie er solche zu benutzen denke. Und so entschlug er sich endlich seiner Träumereien, um den Tag nicht gänzlich zu verlieren, der ihm durch das Heimlichhalten seiner Liebe schon genug Entbehrung auflegte.

Nach seiner Rückkehr aber, in der trüben Atmosphäre seiner Geschäfte, trat auch das ungünstige Aussehen seines Vorhabens mehr in's Dunkle. Wie er seinen Degen ablegte, kam ihm die Betrachtung, daß noch immerhin nicht die Waffe, sondern der Gegenstand eines Kampfes die Ehre bestimme, und daß in keinem gerechten Kriege die List verschmäht werde. Es gibt bei uns einmal kein offenes Ringen des Verdienstes, sagte er zu sich selbst; was ist dann aber besser, den freien Weg der Bewerbung als Heuchler — oder einen versteckten Pfad als offenherziger Mann zu versuchen? Auf jenem wage ich meine Selbstachtung, auf diesem setze ich mein dienstliches Fortkommen auf's Spiel, — ein Einsatz der Muth erfodert und für ehrenhaft gelten kann.

Noch Eines bestärkte oder täuschte ihn bei seinem bedenklichen Vorhaben. Wenn er nämlich nicht die verschiedenen Wege, sondern das Ziel in's Auge faßte, so durfte er sich bekennen, daß es ihm nicht blos Josephinens wegen, um ein ansehnliches Amt gelte, sondern daß ihm dabei das öffentliche Wohl und die Wahrheit des Volkslebens am Herzen liege; während Männer wie Jürgens nur auf eignes Fortkommen bedacht waren, unbedingt bereit den Absichten einer einflußreichen Partei in deren Interesse, wenn selbst auf Kosten des öffentlichen Wohls, zu dienen. — „Traurig genug,“ rief er aus, „daß man nur hinter ihnen her durch List zum Rechten und Guten kommen kann! Und verdienen sie es nicht, hintergangen zu werden?“

Mit dieser Fassung setzte er sich an den Schreibtisch. „Es ist vielleicht dennoch nur Sophisterei, womit ich mich selbst täusche, indem ich mich ermuntere,“ lachte er, „allein — ich athme einmal in der Luft unserer kleinen Staatswelt und — im Hofgarten bin ich aufgewachsen!“

In der Idee gefaßt, war Gustav sich dessen klar, was er wollte; die ausführenden Gedanken aber behielten ihr Bedenkliches und nöthigten ihn, die rechten Wendungen zu suchen und manche gefundenen zu verbessern. Er entwarf nämlich im Namen des Generals einen vertrauten Bericht an den Fürsten, einen Antrag, wie ihn derselbe ja — „versprochen“ hatte. Gustav nahm es im strengsten Sinne für ein Versprechen. „Parole d'Ambrosch.“

Der schriftliche Gedankengang des Generals war folgender: Der Herzog solle ihm die besondere Gnade erweisen und dem Auditeur Gustav Amstetter die eben erledigte Stelle eines Landraths in Wiesenbrücken verleihen. Dem jungen Manne sei durch die Versetzung in die richterliche Karriere schon ein Unrecht geschehen nach dem ausgezeichneten Examen, das er für das Administrative gemacht habe. Zum Auditeur passe er eben gar wenig; die Uniform kleide ihn nicht, und er könne sich nicht gewöhnen, ordonnanzmäßig zugeknöpft zu erscheinen, was überdies auch seine Freimüthigkeit zu sehr begünstige. An recht militärische Haltung sei gar nicht zu denken; es hänge ihm nach, daß sein Vater und Großvater sich ihr Leben lang zu bücken gehabt, nicht wie man sich geziemenderweise bei Hof bücke, sondern wie beim Pflanzen und Jäten im Hofgarten. Mit der Feder sei der junge Mann ungemein gewandt, und schreibe eine flüssige Dinte, wie der beste Diplomat und wie ein viele Jahre in Geschäften „gearbeiteter“ Mann, so daß er in seinem hervorragenden Talente die ihm fehlende Ancienneität besitze. Er, General, habe ihn daher auch zu den häkeligsten und vertrautesten Aufträgen gebraucht,

was indeß bei der erwähnten Aufgeknöpftheit desselben nachgerade bedenklicher werde; wobei jedoch von dessen Ehrlichkeit zu erwarten sei, daß er in Wiesenbrücken das Vergangene radikal vergesse. Denn rechtschaffen sei der Empfohlene in einem Grade, daß es für eine, vielleicht noch zu wünschende Frömmigkeit fast am nöthigen Platze fehle. Sintemal es aber in jüngster Zeit hie und da vorgekommen, daß mit dem begünstigten Fortkommen der Frommen die Geschäfte minder gut vorwärts gekommen seien, so habe sich mehr und mehr die Ueberzeugung herausgebildet, daß man die öffentlichen Angelegenheiten vor allem in rechtschaffene Hände geben und es dann einem Jeden überlassen müsse, auch mit dem Himmel fertig zu werden. Der Himmel könne doch schlimmsten Falls eher einen Verlust erleiden und einen Ausfall ersetzen. — Uebrigens habe Amstetter keine Kirchenparade versäumt und für die Zukunft eine christliche Haltung versprochen.

Die launigen Einfälle und pikanten Ausdrücke, die dem Schreibenden in die Feder kamen und theilweise wieder gestrichen werden mußten, erregten oft sein lautes Lachen, und diese Stimmung führte ihn vollends über alles Bedenkliche hinaus. In gleicher Laune machte er am andern Morgen eine Reinschrift und nahm sich vor, das Ding nun auch nicht mehr zu überlesen, bis es dem Kommandanten vorgelegt würde.

(Schluß folgt.)

Eisenbahn-Poesie.*)

Erster Student.

„Süßer an der Quelle schmeckt das Wasser"
Sagt ein Römer schon zu alten Zeiten.
Ich als Hasser von dem Wasser will es leiden,
Wenn nur Malz und Hopfen in dem Wasser
In gehör'ger Menge auch vorhanden ist,
Und dieß Wasser an der Quelle man genießt.

B minor.

Zweiter Student.

O Absolon, o Absolon!
Du bist kein ächter Musensohn,
An dir ist Hopf' und Malz verlor'n,
Du bist im Weinland nicht gebor'n.
Dämpf' deinen Geist mit brauner Bieresfluth —
Ich lobe mir der Rebe Blut.

† † †
Rhenanus.

Philister.

Trinkt meinetwegen, was Ihr wollt,
Bier, Wasser oder Rebengold;
Wenn Ihr nur, was Ihr trinkt, bezahlt,
Die Zeche an die Wand nicht malt;
Damit des Alten Schweiß und Blut
Nicht fortschwimmt in der Opfergluth,
Und katzenjammer-nüchternes Erwecken
Euch mahnt an die verlorne Zeit mit Schrecken.

Ein Philister.

Tristan und Isolde.

Die „Didaskalia" bringt folgenden Auszug aus dem Libretto zu Wagners „Tristan und Isolde." Die Handlung beginnt auf

*) Nachstehende Verse hat ein Abgeordneter zum Landrath auf seiner Reise zur Kreishauptstadt der Rückwand eines Sitzes im Eisenbahnwagen entnommen und sie uns zu dem Zwecke mitgetheilt, daß wir sie ihrer Originalität und des bekundenden gesunden Humors wegen an das Licht der Oeffentlichkeit ziehen mögen.

einem Schiffe. Der Neffe und Heerführer des Königs Marke von Cornwallis, Tristan, führt die irische Prinzessin Isolde seinem Oheim als Braut zu. Er hält sich auf der Fahrt fern von ihr, während ihr Herz in Liebe zu ihm entbrennt. Eben im Begriff, an Cornwallis Küste zu landen, faßt sie den verzweiflungsvollen Entschluß, sich an dem stolzen Manne zu rächen und mit ihm sich zu verderben. Sie gebietet ihrer Begleiterin Brangäne, ihr aus dem Kästchen einen Gifttrank zu reichen, den sie dem Geliebten kredenzt und dann auch selbst trinkt. Brangäne jedoch statt des gewünschten Giftes reicht ihnen einen Liebestrank. „Beide von Schauer erfaßt — so schreibt der Text den Darstellern vor — blicken sich mit höchster Aufregung, doch mit starrer Huldigung unverwandt in die Augen, in deren Ausdruck der Todestrotz bald der Liebesgluth weicht. Zittern ergreift sie; sie fassen sich krampfhaft an das Herz und führen die Hand wieder an die Stirn, dann suchen sie sich wieder mit dem Blicke, senken ihn verwirrt und heften ihn von Neuem mit steigender Sehnsucht auf einander."

Isolde (mit bebender Stimme).
„Tristan!"
Tristan (überströmend).
„Isolde!"
Isolde (an seine Brust sinkend).
„Treuloser Holder!"
Tristan (mit Gluth sie umfassend).
„Seligste Frau!"
(Sie verbleiben in stummer Umarmung.)

Der Trank hat seine Wirkung gethan; während des Landens schließt der erste Akt. Der zweite Akt spielt im Garten, vom Mond beleuchtet, vor dem Gemach Isoldens. Der König und sein Gefolge sind zur Jagd, man hört aus der Ferne die Jagdhörner. Isolde erwartet mit Sehnsucht ihren Geliebten, dem sie trotz Brogänen's Mahnen ein Zeichen durch Auslöschen der Fackel gibt. Tristan erscheint. Glühende Umarmung. Langer Liebesjammer mit folgenden Worten endend:

„Wie es fassen?
Wie sie lassen
Diese Wonne,
Fern der Sonne,
Fern der Tage
Trennungsklage?
Ohne Wähnen
Sanftes Sehnen,
Ohne Bangen
Süß Verlangen,
Ohne Wehen
Hehr Vergehen,
Ohne Schmachten
Hold Umnachten,
Ohne Scheiden,
Ohne Meiden,
Traut allein,
Ewig heim,
In ungemessenen Räumen
Ueberseliges Träumen,
Du Isolde:
Tristan ich,
Nicht mehr Tristan,
Nicht Isolde;
Ohne Nennen,
Ohne Trennen,
Neu Erkennen,
Endlos ewig
Ein-Bewußt:
Heiß erglühte Brust,
Höchste Liebeslust."

Melot hat inzwischen den König zurückgebracht, die Liebenden werden überrascht und König Marke macht dem beschämt dastehenden Tristan in einem langen Rezitativ die bittersten Vorwürfe über seinen Verrath. Da dringt Tristan mit dem Schwert auf den verrätherischen Freund Melot ein und wird verwundet. Damit schließt der zweite Akt. Im dritten liegt Tristan vor seinem Schloß verwundet, den Blick nach der offenen See gewendet, von seinem treuen Knappen Kurwenal gepflegt. Der Liebes- und Leibeskranke ergeht sich in langem, sehnsuchtsvollem Jammern nach der geliebten „Aerztin," die endlich von einem Boten herbeigerufen, erscheint. In einer letzten Anstrengung wankt er ihr entgegen und stirbt in ihren Armen. Isolde wirft sich über den Leichnam. Da erscheint König Marke, um den Liebenden seine Verzeihung zu verkünden, nachdem ihm Brogäne die Geschichte mit dem Liebestrank mitgetheilt hatte. Kurwenal, wüthend, sucht dem König und seinen Begleitern den Eingang streitig zu machen, streckt den Verräther Melot nieder, wird jedoch tödtlich verwundet und stirbt auf der Leiche seines Herrn. Des Königs Verzeihung kommt zu spät. Isolde erholt sich wieder, um nach einem langen, klagenden Rezitativ ebenfalls auf Tristans Leiche niederzusinken. „Große Rührung und Entrücktheit unter den Umstehenden. Marke segnet

die Leichen, der Vorhang fällt langsam." — So glücklich Richard Wagner in der Wahl seiner der Sagenwelt entnommenen Sujets ist, und so geschickt im Ganzen die Anlage und der dramatische Bau genannt werden kann, so bizarr erscheint der Versbau und schwulstig die Diktion, die, wie seine Musik, von dem Bestreben ausgeht, gewöhnliche Gedanken in neue Formen zu kleiden, zu welchem Zwecke der Text mit ganz neuen Wörtern ausstaffirt ist, z. B. „sehren," (statt verzehren), oder (statt Fackel) „scheuchende Zünde," oder „der Tag, der dich umgliß." "Die Lyrik" kulminirt in folgendem, von Tristan und Isolde zugleich rezitirten Duett:

„Bist Du mein?	Ohne Gleichen!
Hab' ich Dich wieder?	Ueberreiche!
Darf ich Dich fassen?	Ueberselig!
Kann ich mir trauen?	Ewig! Ewig!
Endlich! Endlich!	Ungeahnte,
An meiner Brust!	Nie gekannte,
Fühl' ich Dich wirklich?	Ueberschwänglich
Bist Du es selbst?	Hocherhabene!
Dies Deine Augen?	Freude-jauchzend!
Dies Dein Mund?	Lust-Entzücken!
Hier Deine Hand?	Himmel-höchstes
Hier Dein Herz?	Welt-Entrücken!
Bin ich's, bist Du's?	Mein Tristan!
Halt ich Dich fest?	Meine Isolde!
Ist es kein Trug?	Tristan!
Ist es kein Traum?	Isolde!
O Wonne der Seele!	Mein und Dein!
O süße, he'rste,	Immer ein!
Kühnste, schönste,	Ewig, ewig ein!"
Seligste Lust!	

Wiener Bonmont.

Richard Wagner ist ein Musiker und Poet dazu.

Eine jugendliche Rococoschöne im Paradeanzuge. Während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten hatten die Pariser Modisten und Modistinnen, welche ganz Europa mit Unsinn versahen, die Frauentracht glücklich bis zum Wahnwitz hinaufgegipfelt. Lassen wir eine jugendliche Rococoschöne im Paradeanzug uns sich selber vorstellen, eine noch dazu, die zu ihrer Zeit ein scheinendes Romanlicht auf dem Theeklatschtisch deutscher Frauenliteratur gewesen ist. (Johanna Schoppenhauer, Jugendleben.) „Ein ungeheurer — so schildert sie ihre Erscheinung, als sie zum ersten Ballbesuch angekleidet war — ein ungeheurer, mit Drahtgestell und Roßhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen und Bändern gekrönter Haarthurm setzte über meinem Haupte meiner Länge mindestens eine Elle zu. Die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen suchten dagegen am anderen Ende meiner Person dieses Mißverhältniß auszugleichen. Die Stelzchen waren hoch genug, um mich fast nur mit den Fußspitzen den Boden berühren zu lassen. Ein aus dicht aneinder gefügten Fischbeinstäbchen gefertigter Harnisch, fest und steif genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenform ein. Und nun der Reifrock und über diesem der mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen fast bis ans Knie hinauf garnirte seidene Rock und über diesem noch das mit einer langen Schleppe versehene Kleid vom nämlichen Stoffe. Das letztere ging vorn weit auseinander und war zu beiden Seiten ebenso garnirt wie der Rock. Hals und Brust wurden freier — (in der That sehr viel freier) — getragen, als man es jetzt schicklich finden würde. Die Aermel reichten bis an den Ellenbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Bändern reich garnirt. Ein großer Strauß von künstlichen Blumen vollendete den Putz." Zur Vervollständigung desselben muß noch das Perlmutterdöschen angeführt werden, worin die Damen stets einen gehörigen Vorrath von Schönpflästerchen („Muschen") mit sich führten. Es gab deren von kleinerem und größerem Format, in Gestalt von Sonnen, Monden und Sternen, von Täubchen und Amoretten, welche letztere „Assassins" hießen, vermuthlich ihrer mörderischen Wirkung auf die Männerherzen wegen. Diese Muschen wurden auf Stirne, Wangen, Kinn und an die Mundwinkel geklebt, ja sogar auf den Busen. Die richtige Wahl und Platzanweisung dieser schwarzen, aus englischem Pflaster geschnittener Dinger machte eines der wichtigsten Geheimnisse der Toilettenkunst und Koketterie aus.

Die Herrenhuter-Kolonie **Königsfeld** bei Villingen im Schwarzwalde, etwa 400 Einwohner zählend, bildet einen Musterstaat im Kleinen. Seit den fünfzig Jahren, welche die Gemeinde besteht, hat noch nie ein Bewohner derselben irgend etwas mit der Polizei zu schaffen gehabt, weder ein Verbrechen noch ein Frevel kam vor. In dem Orte wurde nie ein Prozeß erhoben und noch nie ein Zwangsverkauf vorgenommen; auch gibt es keinen Bettler dort.

Zum Erwerben eines Glückes gehört Fleiß und Geduld und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

Hebels Schatzkästlein.

Charade.

Dreisilbig.

1.

Hoch von Bergen, tief aus Schachten
Bricht der Mensch mich mühsam los;
All sein Dichten, all sein Trachten
Berg' ich oft in meinem Schoos.
Werthlos, nützlich, unentbehrlich,
Bis zur höchsten Kostbarkeit;
Massenhaft, bescheiden, spärlich,
Bin auf Erden ich verstreut.

2 und 3.

Ich streckte zum Himmel die grünenden Wipfel,
Ich rauscht hernieder vom waldigen Gipfel,
Da nahm mir die zehrende Flamme das Leben,
Um schaffenden Gluthen Nahrung zu geben,
Doch was meine Erste ihr kostbarstes nennt,
Besteht nur aus mir, seinem Urelement
Riesenhaft ist die Bedeutung,
Die mein Ganzes sich errungen,
Weltverkehr und Lichtverbreitung
Hat durch mich sich aufgeschwungen;
In des Auslands reiche Quellen
Strömen dafür Millionen,
Eifrig suchte man nach Stellen
Auch bei uns wo Schätze thronen;
Doch man grub mit kühnem Muthe
Und vertrauend, tief — ach tief,
Bis die falsche Wünschelruthe
Auch die Aktien nach sich rief.

Mit den Summen dort begraben,
Mehrfach Thätigkeit entfaltet
Und es hätte „Soll und Haben"
Vielleicht anders sich gestaltet. —

Auflösung der Räthels in Nro. 21:
„Zeitung."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 23. Sonntag, den 4. Juni. 1865.

Pfingsten.

In den hellen Pfingstentagen
Grüßt ich eine Braut im Glanz;
Keine jemals schien zu tragen
Mir so schön den Hochzeitkranz.

In den hellen Pfingstentagen
Sah ich einer Leiche zu;
Keine schien so schön getragen
Unter Blumen mir zur Ruh.

In den hellen Pfingstentagen —
Sollt' ich sterben, sollt' ich freyn:
Was Dir, Himmel, will behagen,
Laß es nur um Pfingsten seyn!

Rückert.

Eigene Wege.

Novelle von H. König.

8.

(Schluß.)

Ein widerwärtiger Tag folgte. Mancherlei Verdruß im Dienst erinnerte ihn nur allzu lebhaft an die Selbstüberwindung, mit welcher er den Auditeurdegen an der Seite trug.

Auch der General, der ihn auf den Nachmittag befohlen hatte, ließ ihn mürrisch an. Er schien die Prise Urlaub zu bereuen, die er vorgestern angeboten hatte und die ihm nun als Verlegenheitsprise nachprickelte. Was er nur zu Gustav's Verdruß aufstochern konnte, gab er ihm, dem heute so Schweigsamen, zu verschlucken. Denn wirklich war der Auditeur mit dem Vorsatze gekommen, auch das Unangenehmste über sich ergehen zu lassen, bis etwa der Moment käme, sein Anliegen vorzubringen. Allein die Stimmung des Generals zeigte sich mehr und mehr von der Art, daß sich ihr nichts abgewinnen ließ. Gustav zweifelte nun, daß er je den General für sein Anliegen umstimmen und gewinnen werde. Um so tiefer empfand er nun die Kränkungen, die er vergebens mit Stillschweigen hingenommen hatte, und ein Ingrimm erfüllte seine Brust, der ihn im Augenblicke, wo der General die Papiere zum Umschreiben forderte, wie das Va banc! eines verzweifelten Spielers hinriß. Er holte die Schriften herbei und mischte den aus der Brusttasche gezogenen Bericht darunter.

Die erste legte er mit der Rubrik ihres Inhalts vor. Rasch wendete der General das Blatt um, indem er auf der dritten Seite unterschreibend sagte: „Haben Sie denn schon wieder vergessen, wie ich die Sachen vorgelegt haben will?"

Alsbald kehrte Gustav die übrigen Schriften um und versetzte, indem er seinen Anstellungsbericht auf der letzten Seite nicht ohne Herzklopfen vorlegte: „So, Herr General! Wie Sie befehlen!"

„Ha! Wie ich befehle!" lachte der Kommandant, indem er mit Sorgfalt seinen Namen schrieb. „Ich weiß nicht, wie Sie einmal ein selbständiges Amt versehen wollen, da Sie selbst unter Befehl und Subordination so vergeßlich sind!"

„Sie werden sich überzeugen, Herr General, daß ich wenigstens mich selbst nicht vergesse! lächelte Gustav etwas boshaft. —

„Das haben Sie meiner Autorität zu verdanken," versetzte der General. „Weh' Ihnen, wenn Sie sich gegen mich vergessen wollten."

„Verzeihung! Ich meine, wenn ich demnächst das Amt habe, das ich recht gern Ihrer Autorität verdanken will."

Indem fuhr der Wagen vor. Der General stand auf. — Gustav bezeichnete noch eine Sache, die noch nicht ganz fertig sei, jedoch in einigen Minuten. — — „Hat Zeit bis morgen!" rief Herr von Ambrosch, warf einen Mantel über seinen Civilanzug und eilte hinab in den Wagen.

Gustav packte mit bebenden Fingern die unterzeichneten Sachen in ein Packet, überschrieb es zu des Fürsten höchsteigenen Händen und schickte es zur Post. Nach Hause geeilt, warf er sich auf das Sopha und verathmete den ängstlichen Aufruhr seines Herzens, — die Vorwürfe, die er sich machte, und die Besorgnisse, die ihm aufstiegen.

Auch die folgenden Tage brachte er in der unruhigsten Erwartung hin, und wenn er an Josephine dachte, überfiel ihn eine ganz ungewohnte Verzagtheit; es war ihm zu Muthe, als hätte er ein geliebenes Glück auf die Nummer seines Wagnisses gesetzt. Auf's ängstlichste kam ihm ein längst vergeßnes Erlebniß, wie ein Vorwurf des Gewissens, in Erinnerung: — wie er nämlich als Knabe im Hofgarten umherspringend in übermüthiger Lust einen schönen glatten Kieselstein in die Luft geschleudert. Welche Angst, als er den kecken Wurf im Bogen gegen das Spiegelfenster des fürstlichen Kabinets niedersinken sah! Glücklicherweise erreichte der Stein die Scheiben nicht, sondern schlug nur von dem über den Balkon geneigten Ast eines Pomeranzenbaumes den schönsten goldnen Apfel ab, den der aufathmende Knabe rasch in die Tasche steckte. Vorerst war es ein Briefchen Josephinens, das ihn zu heiterm Aufathmen brachte. Der ihm bisher so oft versagte Urlaub hatte beiden Liebenden das Bedürfniß eines schriftlichen Verkehrs erweckt, zu welchem, der Heimlichkeit wegen, die gute Flora Merle

die Hand lich. Gustav war im Stillen dankbar — „für das Vergnügen zu haben."

Während nun unser Auditeur sich täglich mit einer gewissen verzagten Höflichkeit bei seinem General einfand, und Angst wie Hoffnung aufzugeben anfing, erhielt er durch seinen Vater die Nachricht, er sei aus allerhöchster Gnade zum Landrath in Wiesenbrücken ernannt. Der Vater hatte die erste Kunde davon durch des Herzogs Kammerdiener, einen Freund des Hofgärtners. — „Du kannst Dich beim General nicht genug bedanken," schrieb der Alte; „der Bericht soll ungemein eindringlich abgefaßt sein und den Herzog sehr angesprochen haben; Du wärst gewandt, wie ein schon lange Jahre gearbeiteter Diplomat hingestellt worden."

Die Erwartung, mit welcher von nun an der junge Freund vor dem General erschien, war nicht ganz ohne Aengstlichkeit, durch innern Jubel aber mit einer kleinen Schalkheit gemischt. Erst am dritten Tage lief ein Packet mit dem Kabinetssiegel ein, und Gustav athmete, während der General es erbrach, mit dem Gedanken auf: Aha, das enthält die Pomeranze für mich!

„Was ist das?" fuhr im Augenblick der General auf.

„Was befehlen Herr General?"

„Hier eine Ernennung zum Landrathe für Sie, Herr Auditeur! Offenbar ein gnädigster Irrthum!"

Gustav ergriff das dargereichte Rescript, warf einen Blick hinein und sagte: „Es gibt keinen gnädigsten Irrthum, Herr General. Das Rescript hat die fürstliche Unterschrift, und so will ich es für eine höhere Wahrheit annehmen."

Inzwischen hatte Herr von Ambrosch ein zweites Schreiben eröffnet, worin ihm, mit Bezug auf seinen Antrag, dienstliche Nachricht von der Ernennung ertheilt wurde. — „Auf meinen Antrag? rief er aus. „Donnerwetter, bin ich denn —? Hm, Herr Auditeur?"

„Ha, Herr General, jetzt fällt mir ein, wie's damit zugegangen sein kann," sagte Gustav. „Hören Sie ruhig meinen Rapport! Als Sie mir jüngst zugesagt, — parole d'Ambrosch — daß Sie wegen meiner Beförderung berichten wollten, habe ich zu Ihrer Erleichterung gleich so ein Ding entworfen und war im Begriff, es Ihnen vorzulesen und sie um gütige Unterzeichnung zu bitten, als Sie damals in sehr ungnädiger Stimmung über Nacht nach dem Bade fahren wollten. Erinnern sich der Herr General? Sie befahlen auch, Ihnen die Sachen nicht zum Durchlesen, sondern nur zum Unterschreiben vorzulegen. In der Hast, womit ich nun die Ausfertigungen umwendete, muß der mich selbst betreffende Bericht mit untergelaufen sein, denn ich konnte ihn nachher nicht wieder finden."

Einen Augenblick war der General wie vom Schlag getroffen; er starrte den Auditeur argwöhnisch an; die Augen traten ihm unter der Stirn hervor, er erhob sich und die geballten Fäuste bebten, als er gegen den Auditeur vorschreitend ausrief: „Mensch! Verwegener Bursche, das hast Du mir mit spitzbübischer List gethan!"

„Herr General," entgegnete Gustav zurückweichend und die Hand an seinen Degen gedrückt, „wagen Sie's nicht, Hand an mich zu legen! Was Sie mir da zutrauen, ist das Kühnste nicht, was ich zu thun fähig wäre, wenn Sie mich anrührten!"

„Bursche!" schrie Ambrosch.

„Ich bitte mir aus, Herr General, daß Sie mich Landrath nennen. Ich habe des Fürsten Bestallung in der Tasche." —

„Heraus mit dem Papier! Es ist erschlichen!" gebot der Kommandant, worauf Gustav aber mit ruhigem Nachdrucke versetzte:

„Herr General, das Rescript ist auf meinen Namen ausgefertigt und Ihnen zur Aushändigung an mich zugekommen; Sie haben es mir überantwortet und ich bin im rechtmäßigen Besitz. Klagen Sie mich, wenn Sie wollen, aus dem Besitz heraus! Aber Sie nöthigen mich dann zu einer Verantwortung! Ich kann freilich nur erklären, daß ich durch das gute Beispiel meines Generals ermuntert, auch einmal mein Glück auf eine Nummer gesetzt habe. Es sollte mir leid thun, wenn ich Sie dadurch bemühte, Seiner Hoheit begreiflich zu machen, daß Sie die wichtigsten Sachen unterzeichnen können, ohne solche gelesen zu haben. Ich muß mir allerdings gefallen lassen, wenn Sie sagen, ich hätte die Sachen verzögert und Sie hätten dringend nach R. gemußt — über Nacht! Gewiß eine gute Entschuldigung, die ich Ihnen, gutmüthig genug, auch noch selbst an die Hand gebe."

Der General bebte vor verhaltener Wuth, in der ihm jedes Wort versagte. Daher fuhr Gustav in milderem vertraulichem Tone fort: „Dürfte Ihnen der scheidende Auditeur noch einen letzten Rath geben, so könnten Sie das Publikum ruhig auf der Vermuthung lassen, daß ich um geheimer und vertrauter Arbeiten willen befördert worden sei. Auf meine unbedingte Verschwiegenheit können Sie rechnen, und ich darf Ihnen noch sagen, daß — wie mir mein Vater aus einer Mittheilung des Kammerdieners Seiner Hoheit geschrieben — der Herzog Ihren Bericht über mich mit ungewöhnlichem Wohlgefallen aufgenommen hat. Und nun — bitte ich mich zu verabschieden."

Ehe der Geneneral noch den rechten Ton zu einer einlenkenden Erwiederung fand, stürzte der Diener herein und rief: „Herr General, der eine Bienenstock schwärmt im Garten. Sie setzen sich auf den Aprikosenbaum!"

„Was, was?" rief Ambrosch.

„Geschwind, Lorenz!" — „Eine Gießkanne, Lorenz, mit Wasser!" versetzte Gustav, „eine Handspritze!"

„Handspritze?" fragte Lorenz. — „Ja ja, irgend etwas Spritzendes, was es ist, — was Sie zuerst haben!"

„Ja, Lorenz! Daß wir die Königin retten! Nur schnell!" rief der General und eilte dem Diener nach, indem er, Gustav hart am Arme fassend und ihn mit sich fortreißend, seinem Groll gegen denselben ein heimliches Genüge that. Gustav, in sich hineinlachend, folgte mit den Worten: „Setzen Sie aber eine Bienenkappe auf, Herr General. In solchem Helm und mit der Haubitze einer Spritze retten Sie die Königin. Auf! Es lebe die Königin!

9.

Nachdem sich nun Gustav aus seinem Verhältniß als Auditeur, zuletzt noch durch seine Geschicklichkeit als Gärtner, von dem Kommandanten und Bienenzüchter gelöst hatte, kam er einigermaßen zur Betrachtung seiner Lage. Er konnte sich einem Manne vergleichen, der aus Frohsinn und Uebermuth den gewöhnlichen Fahrweg der Menschen verlassen und durch bald anmuthiges, bald verwachsenes Gestrüppe dringend, plötzlich wieder auf die Landstraße hervorkommt, froh des Schatzes, den er auf seinem tollkühnen Umwege unerwartet gefunden.

Die bekannten breitgetretenen Pfade lagen nun wieder vor ihm. Er mußte zuvörderst nach der Residenz eilen, um sich dem Fürsten und den Ministern dankbar darzustellen. Gustav wußte, daß dies erwartet wurde; sein Herz aber trieb ihn an, vorher, wenn auch nur für den Abend, nach Wiesenbrücken zu gehen. Er kam ja in der Residenz auch zu seinem Vater, dem er nicht blos das alte kindliche Herz, sondern auch ein durch Liebe neues und glückliches mitzubringen dachte. Er eilte daher noch vor Tisch zum Regierungs-Direktor, sich zu präsentiren und auf 8 Tage zu beurlauben. Dann packte er zu dieser Reise seinen kleinen Koffer und kleidete sich zu seinem Besuch in Wiesenbrücken.

Diesmal verschmähte er den gewöhnlichen Kohlfuchs, dem er den richtigen Schritt für solchen herzensschweren Besuch nicht zutrauen mochte. Er hatte sich einen rechtschaffenen Paßgänger gewünscht, und entschloß sich endlich zu einer Fahrt mit Extrapost. So im Wagen ruhend hoffte er sich auf die anmuthigste Art seiner Werbung zu besinnen. Aber er hatte noch keine gefunden, die ihm zusagte, als er bei guter Zeit und lieblicher Abendsonne mit dem blasenden Horn des Postillons an Neumayers Fabrik anfuhr und mit dem Vorsatze, lieber alles dem günstigen Zufalle zu überlassen, aus der Kalesche sprang.

Der Fabrikherr, einen Geschäftsbesuch vermuthend, trat ihm an der Haustreppe entgegen. — „Sie, Herr Auditeur?" fragte er verwundert und ließ zwischen diesem und dem Wagen den räthselnden Blick hin und her gehen.

Auch Josephine, die den Freund durch das Fenster erblickt hatte, trat verlegen grüßend in die Thür.

„Ja," antwortete Gustav mit angenommener Amtsmiene, „ja, Herr Neumayer, ich, und zwar um zu sehen, ob Fräulein Josephinens Befehle vollzogen sind."

Mit diesen Worten drängte er in's Empfangzimmer zu kommen, wo er die Hausfrau fand und begrüßte.

„Meine Befehle, Herr —?“ fragte Josephine verwundert.

„Ja, mein Fräulein! Haben Sie nicht bei meinem letzten Besuche Herrn Glunzinger aufgefordert, den Park fertig zu bringen, ehe der neue Herr Landrath einträfe?“

Sie erschrak, erröthete und forschte mit lodernden Blicken in Gustav's Mienen.

„Ei was!“ rief Neumayer gespannt. „Wäre die Stelle schon besetzt? Und — wer ist? Herr Jürgens? Hm?“

Auch Frau Neumayer trat mit großäugiger Erwartung heran.

Gustav hielt einige Augenblicke lächelnd mit seiner Antwort zurück, bis er aus Josephinens ängstlichem, farbewechselndem Gesichte las, daß sie ihn in seinem Kommen und Vorhaben errieth. — „Nein, nicht Jürgens!“ sprach er. „Aber Sie, Josephine, errathen ihn, Sie kennen ihn, den neuen Landrath! O nennen Sie den verehrten Eltern seinen Namen und geben Sie ihm dadurch ein Signal —.“

Josephine innigst bewegt, wehrte ihm mit der Hand, weiter zu reden, preßte dann die gehobene Linke auf die schwer athmende Brust und sagte: „Der neue Landrath heißt Gustav Amstetter.“

„Ja, so heißt er,“ rief Gustav, „und hier — seine Ernennung!“

Er überreichte sein Anstellungspatent, und während beide Alten hineinblickten, faßte er Josephinens Hand, indem er weiter sprach: „Und der neue Landrath bittet die verehrten Eltern um die Hand der Tochter, deren Herz ihm bereits geschenkt ist.“

Das junge Paar in seiner Herzensbewegung kniete Hand in Hand nieder.

Beide Eltern blickten einander überrascht in lächelnder Verwirrung an. — „Mein Gott, ihr erschreckt uns ordentlich!“ meinte Frau Neumayer, nicht ohne Befangenheit.

„Ei, ja wohl, Gustel!“ erwiderte lächelnd der Vater. „Das geht wie im Sturm. Vorgestern Gärtner, gestern Auditeur, heute Landrath! Rasche Stationen, — mit Extrapost freilich — fast mit Eisenbahn!“

„Aber nur fast!“ lachte Gustav, „und in der frommen Karriere gar nicht, Josephine!“

„Und alles auch so — incognito, lieber Martin! Weißt Du vielleicht auf welcher Station sie einander lieb gewonnen haben?

„Auf den zwei ersten, liebe Mutter!“ antwortete Josephine aufstehend und mit lächelndem Erröthen die Mutter umarmend.

Auch Gustav stand auf, indem er hinzusetzte: „Und auf der vierten möchte ich Halt machen für immer, — hier, im elterlichen Hause!“

„Nun, Gustel, — wenn Du meinst, so wollen wir sie fest halten, damit Ruhe wird!“ sagte der Fabrikherr. „Der Landrath da ist so im Stürmen: er rennt mir die Fabrik um!“

Er umarmte und küßte Gustav; Josephine wechselte mit ihm die Umarmung der Mutter. Dann umschlang und küßte sich das junge Paar. Gustav rief fröhlich aus:

„Ja, hier bleiben wir, Josephine, wo unsere Liebe angepflanzt ist. Wo können wir auch eines wachsenden Glückes froher sein, als im heitern Hause der Eltern, das zwischen dem Amt und dem Garten liegt, aus welchem ich dorthin eile, zu wirken, und dahin wandle, zu schaffen, dort zu verdienen, was mich hier beglückt, dem Fürsten ein Landrath, dem Fabrikanten ein Hofgärtner, und Dir, mein Alles — alles, was Du willst!“

„Ja, mein Gustav,“ entgegnete Josephine, „und wie unsere Liebe mit dem Garten angefangen, soll der Garten uns zu einem Paradiese werden, — mit keinem Apfelbaume darin, der verboten wäre!“

„Richtig, mein Kind!“ schlug Neumayer, in die Hände, „und so bald die Fontaine springt, ist Eure Hochzeit.“

Jüngst wurde mitgetheilt, Friedrich Rückert sei von seiner Heimatbstadt Schweinfurt zum Ehrenbürger ernannt worden. Es wurde beigefügt, der Dichter werde bei all seiner Herrschaft über die Sprache schwerlich einen Reim auf den Namen des Ortes finden, von dem ihm die Ehre zu Theil geworden. Rückert hat jedoch diesen Zweifel schon längst durch die That widerlegt, nämlich in dem im Jahre 1829 gedichteten, nicht nach Verdienst bekannten Zyklus: „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannsohnes“. Hier erzählt er die alte Sage, daß die Stadt eigentlich ihren Namen von einem Lamm erhalten sollte; der Bildhauer aber, der das Thier über dem Rathhausthor in Relief darzustellen hatte, machte seine Sache so ungeschickt, daß es einem Schwein ähnlicher sah als einem Lamm. Daher blieb der mißlautende Name an der Vaterstadt des berühmten Dichters haften, der seine Verstimmung also darüber ausspricht:

Ueber deiner Rathhaus-Einfurt
Steht gehau'n in Stein
Das Geschöpf, von dem du Schweinfurt
Sollst benamet sein.

Kann man eine Stadt erbauen,
Um den Namen dann
Ihr zu geben, den mit Grauen
Man nur singen kann.

Hättest Mainfurt, hättest Weinfurt,
Weil du führest Wein,
Heißen können, aber Schweinfurt,
Schweinfurt sollt' es sein!

Doch die Schuld nicht des Erbauers
Brachte dir die Schand';
Ach, nur eines Steinbildhauers
Ungeschickte Hand.

Ludwig Ritter von Förster.*)

Christian Friedrich Ludwig Förster, geboren im Jahre 1797 in Bayreuth, war der Sohn des Forstinspektors und Oberingenieurs der damaligen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, Christoph Förster. Letzterer starb 1809 und ließ seinen 12jährigen Sohn in ziemlich ärmlichen Verhältnissen zurück. Doch wie in so vielen Fällen waren Kampf und Entbehrungen der Funke, welcher die Thatkraft und den Geist nur um so heller entflammten. Er betrieb anfänglich in Ansbach Gymnasialstudien, zugleich aber auch Mathematik und Zeichnen mit besonderer Vorliebe. Im Jahre 1816 verließ er Ansbach und widmete sich auf der Akademie der bildenden Künste in München dem Studium der Baukunst. Es war dieses die Zeit seiner härtesten Entbehrungen, seines angestrengtesten Kampfes; die Spannkraft seines Geistes, die ihm bis an sein Ende treu verblieb, ließ ihn über alle Hindernisse triumphiren. Im Jahre 1818 am 1. April kam Förster nach Wien. Sein einziges Vermögen waren seine Kenntnisse. Zu seinem Glück war kurz vorher Peter Nobile von Kaiser Franz nach Wien berufen worden. Förster schloß sich bald innig an ihn an und Nobile, der an dem strebsamen Jünglinge Gefallen fand, nahm sich seiner thätig an, indem er sowohl einerseits durch Beschäftigung in seiner nächsten Umgebung mit Fach- und mit literarischen Arbeiten seine Kenntnisse und seinen Ideenkreis erweiterte, als auch anderseits durch die Anstellung als Correktor an der Architekturschule für sein weiteres materielles Fortkommen sorgte. In letzterer Stellung war Förster sechs Jahre thätig. Nachdem er dieselbe im Jahre 1826 aufgegeben hatte, gründete er seine artistisch-lithographische Anstalt, wobei er sich namentlich mit der Pflege, der bis dahin in Oesterreich noch ziemlich unbekannten Zinkographie beschäftigte.

Eine besondere Epoche seines Lebens fällt in das Jahr 1836, als Förster seinen lange gehegten Plan der Gründung der „Bauzeitung“ ausführte. Dieses Unternehmen, welches seinen Ruf auch in weiteren Kreisen begründen half, genoß gleich von

*) Auf mehrseitiges Verlangen findet dieser Nekrolog hier nachträglich Aufnahme, da Förster's Mutter, so viel wir wissen, bis zu ihrem Tode in den zwanziger und dreißiger Jahren hier lebte.

Anfang an einer besonderen Unterstützung der österreichischen Regierung, indem letztere zum Zwecke der Vertheilung an die verschiedenen Baubeamten auf 200 Exemplare abonnirte. Ausgezeichnete Dienste leistete ihm hier die Zinkographie. Seine zahlreichen Reisen durch Deutschland, nach England, Frankreich und Italien boten ihm Gelegenheit, die besten Mitarbeiter zu werben, und ausgedehnte Erfahrungen zu machen, welche er in dieser Zeitschrift niederlegte. Seine rastlose Strebsamkeit konnte sich jedoch nicht mit einer lediglich literarischen Thätigkeit begnügen; praktisch, wie er durch und durch war, hörte er nie auf, diese Seite seines Fachs zu cultiviren. Neben zahlreichen Bauten führte er im Jahre 1839 auf Anregen des Barre L. Pereira einen Plan zur Regulirung und Erweiterung der Stadt Wien aus, der damals freilich bloß Projekt blieb, später aber wohl Bedeutung gewann.

Im Jahre 1843 erhielt Förster einen Ruf als Professor der höheren Baukunst an die Akademie der bildenden Künste in Wien, welche Stelle er jedoch nur drei Jahre bekleidete, indem er derselben auf Ansuchen enthoben wurde.

Nun fing Förster an, als Unternehmer größerer industrieller Werke aufzutreten, und es reihte sich ein Unternehmen an das andere. Zuerst richtete er einen großen Theil seines Hauses im Verein mit M. Geiß aus Berlin zu einer Zinkgießerei ein, welche man bis dahin in Wien noch nicht gekannt hatte, und führte die größten Bestellungen mit Erfolg aus. An dieses Unternehmen anschließend eröffnete er ein Zinkbergwerk bei Merklin in Böhmen und legte mit großen Opfern Hütten zum Rösten der Zinkblende und zur Gewinnung des Metalles aus derselben an. Leider jedoch scheiterte dieses große Unternehmen an dem für seine Kräfte zu hohen Kostenpunkte und namentlich an dem Umstande, daß Krakau an Oesterreich kam und dadurch der Zinkpreis nun plötzlich über 100% herabsank. Trotz dieses Mißgeschicks, finden wir Förster schon nach zwei Jahren an Eisenbahn- und anderen Bauunternehmungen sich betheiligen, wobei er wieder einigen Ersatz für seine großen Verluste bei der Zink-Aufbereitung fand.

Wollten wir Försters Thätigkeit als praktischen Architekten gerecht werden, und die verschiedenen öffentlichen wie Privat-Bauten namhaft machen, die er theils selbst anlegte und ausführte, theils bei deren Conceipirung er thätig war, so könnten wir damit mehrere Seiten anfüllen. Wir beschränken uns jedoch lediglich darauf, die besonders erwähnenswerthe Thätigkeit Försters bei dem Arsenalbaue in Wien hervorzuheben. In Verbindung mit seinem Schwiegersohne Hansen entwarf und baute er daselbst die Gewehrfabrik und die Schießstätte; die Kanonenwerkstätten im Arsenal sind in Entwurf und Ausführung allein Försters Arbeit. Zu dem letzterwähnten Zwecke unternahm er auch, mit Empfehlungen Metternichs ausgerüstet, Reisen in die englischen, französischen und belgischen militärischen Etablissements.

In seinen Arbeiten trat Försters Charakter klar zu Tage. Obgleich sein Geist stets voll von Phantasie, war er im Leben wie in seinen Werken, trotzdem der Mann des Denkens und der Praxis. Das Gefühl für Schönheit, das er im hohen Grade besaß, strebte er dem Bedürfnisse unterzuordnen, und höher als die Ornamentik stand ihm der Zweck.

Im Jahre 1855 wurde Förster Vorstand des österreichischen Ingenieur-Vereins. In demselben Jahre fungirte er als Jury-Präsident auf der Pariser Weltausstellung. Für seine einschlägige Thätigkeit erhielt er das Ritterkreuz der Ehrenlegion, nachdem er bereits früher bei der Grundsteinlegung des Arsenals in Wien mit dem österreichischen goldenen Verdienstkreuz dekorirt worden war.

Als im Jahre 1858 auf Befehl des Kaisers Franz Joseph die Basteien der inneren Stadt Wien fielen und die Stadt-Erweiterung Thatsache wurde, betheiligte sich Förster mit Erfolg an dem behufs derselben ausgeschriebenen Concurs und war sein Plan einer der drei preisgekrönten, welcher auch bei der Compilation des definitiven Planes verwendet wurde.

Förster war theils Ehren- theils correspondirendes Mitglied der Akademie der schönen Künste in Venedig, der k. Societät der Architekten in London, der kaiserl. Akademie in Petersburg, der kgl. Akademie in Brüssel u. m. a. Kurz vor seinem Tode noch erhielt er den mit Erhebung in den Adelstand verbundenen Orden der eisernen Krone als Anerkennung für seine Verdienste im Baufache. Außerdem besaß er neben den bereits früher erwähnten Dekorationen den griechischen Erlöserorden.

Eine Lungen-Krankheit, für die er im Herbst und Winter des Jahres 1862—1863 Heilung in Italien suchte, machte am 16. Juni 1863 in Gleichenberg seinem thätigen Leben ein Ende.

Sein vorzüglichstes Werk, das er gegründet, die „Allgemeine Bauzeitung" wird von seinen beiden Söhnen fortgeführt und so ihm das schönste Denkmal, das er sich selbst errichtet hat, durch kindliche Pietät erhalten und gepflegt.

(Lincoln's Grabmal.) Die Leiche des Präsidenten Lincoln wurde auf dem Kirchhofe Oak-Ridge zu Springfield in einem Grabgewölbe beigesetzt, das am Fuße eines von hundertjährigen Bäumen beschatteten Hügels liegt. Ueber dem Gewölbe erhebt sich ein Monument in Form eines griechischen Tempels, dessen Dach von 15 Fuß hohen Säulen dorischer Ordnung getragen wird. Der Sarg ruht zwei Fuß über dem Boden auf einer Marmorplatte und ist mit einem reich gearbeiteten Eisengitter umgeben. Das Grabmal selbst ist durch eine massive Thüre verschlossen, die mit geschnitzten Ornamenten geschmückt ist; am Giebelfelde trägt es die Inschrift:

In Memoriam
Abraham Lincoln
des sechszehnten Präsidenten der Ver. Staaten.
1809. 1865.

Eine gegossene Kirche. In der Gegend von Paris wird gegenwärtig eine große Kirche gebaut, die in Bezug auf die dazu verwandten Baumaterialien einzig in ihrer Art sein dürfte. Das ganze Gebäude, bis auf das Fundament ist gegossen. Gewölbe nebst Sparrwerk bestehen aus Gußeisen. Von der Dachwurzel bis zum Fundament, nicht ein einziger gebrochner Quadratstein. Die gebrauchten Steine kommen sämmtlich aus der Form. Sand, Kalk und verschiedene andere Ingredienzen werden mittelst einer Maschine gehörig gemischt. Die Masse wird in eine eigens dazu hergerichtete Preßform gethan und nach Verlauf einer bestimmten Zeit nimmt man die Steinblöcke heraus, die nicht nur von bedeutender Härte sind, sondern auch gar keiner weiteren Bearbeitung von Seiten des Bildhauers bedürfen da der äußere architektonische Mauerschmuck ihnen „angeformt" ist.

Räthsel.

Die erste — wie beschreib ich sie?
Doch halt, sie ist ja stets beschrieben,
In ihrem Inhalt spiegelt sich
Der Menschen Thun, der Menschen Lieben;
So viel sie Freude oftmals bringt,
So viel des Schmerzes kann sie bringen,
Kann dir als liebreich Trosteswort,
Als Todesstoß zu Herzen dringen.

Die beiden andern, schütze sie
Mit wucht'gem Schwert und freier Rede,
Daß ihre Grafen treue Wacht
Drob halten, das sei Dein Gebete,
Und hoffe, daß einst wiederkommt
Der alt Recke im Kiffhäuser,
Dem Reich die alten neu verleiht
Und stolz gebeut als deutscher Kaiser.

Das Ganze: an die Lippen drückt's
Das Mädchen ohne Scheu und Schande
Und gibts der ersten Silbe mit
Als sich'ren Paß durch alle Lande!

Auflösung der Charade in Nr. 22:
„Steinkohle."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 24. Sonntag, den 11. Juni. 1865.

Zählt man die Zeit im Jahr',
Drin freudvoll war ein Herz,
Sind's wen'ge Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr',
Drin blau der Himmel blieb,
Sind's wen'ge Tage nur,
Die andern waren trüb.

Drum, da der Himmel selbst
So oft in Thränen steht,
Klag' nimmer, Menschenherz,
Daß Dir's nicht besser geht.

J. Kerner.

Jugend und Erziehung

Karl August's von Weimar.

Von

C. A. H. Burkhardt.

(Aus Westermann's Monatsheften.)

Zu eben der Zeit als Preußens größter König den Kampf mit der halben Welt aufnahm und mit bewundernswerther Kraft und Ausdauer sieben Jahre hindurch mit seinen Tapfern die schwersten Prüfungen bestand, eilte Weimar unvermerkt jener großen Zeit zu, in welcher die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf dasselbe sich richten sollte.

Es war die Mitte des 18. Jahrhunderts, in dem neben den absolutistischen Bestrebungen deutscher Fürsten eine so vielseitige Thätigkeit auf geistigem Gebiete einsetzte, daß sie mit Nothwendigkeit auf die ernstesten Verwickelungen vorbereitete, in denen die deutsche Nation noch heute steht und um die höchsten Ziele weiterkämpfen wird.

Nicht um Namen handelt es sich hier; denn wer vermag alle die Männer aufzuzählen, welche im geistigen Schaffen unwillkürlich darauf hinwirkten, daß er die religiöse Bewegung, welche der Gemüther sich bemächtigt, in eine politische sich umsetzte, und daß diese allmählich aus den obersten Schichten der Bevölkerung in die tief untersten herniederstieg.

Und wenn wir da mitten in dieser Bewegung auf das weimarische Land und sein Verhältniß zu dem unaufhaltsamen Drange der Zeit unsere Blicke lenken, so stehen wir still an jener Periode seiner Geschichte, deren Größe und Tragweite wohl in ihren Resultaten erfaßt und gekannt ist, in ihrer Kindheit aber und in ihrer Entwickelung noch verschleiert vor uns liegt.

Keine andere Periode meinen wir, als die, in welcher Weimars Fürstenhaus eine Verbindung mit Braunschweig anstrebte und vielleicht in nie geahnter Weise in der Vermählung der jugendlichen Fürstin Amalia mit dem an Jahren fast gleichen Herzog Ernst August Constantin, die Vorbedingungen erfüllte, daß zwanzig Jahre und noch später bis dahin etwa, wo die unglücklichen Tage bei Jena erschütternd auf die literarischen Kreise wirkten, Weimar der Mittelpunkt eines geistigen Lebens wurde, wie es noch nie auf einem so kleinen Raume gesehen ward.

Und da ist es wohl von besonderm Interesse, die Jugend und den Bildungsgang jenes Fürsten zu betrachten, der im innigsten Verkehr mit Goethe, dem Träger der geistigen Größe Weimars, diesen Sammelpunkt und Brennpunkt der Cultur in Weimar schuf. Liegt doch von all' Jenen, die Theil hatten an Weimars Glanz, das Jugendleben mit größerer oder minderer Klarheit, je nachdem der Forscher glücklich war, vor; warum sollte grade das Bild eines fürstlichen Jugendlebens, wie das Karl August's, uns länger vorenthalten bleiben.

Auf eine Vollständigkeit kann und will das nachstehende Bild keinen Anspruch erheben. Denn noch liegen uns die Zeiten Karl August's zu nahe, als daß nicht eine absichtliche Beschränkung in der Verarbeitung des gebotenen Materials ihre Berechtigung hätte.

Und trotzdem holen wir weiter aus, weil man eigentlich keines Kindes Leben ohne das seiner Eltern betrachten kann.

Es war am 10. Februar 1756, als der eben mündig gewordene jugendlich frische Herzog Ernst August Constantin seine im Stillen vorbereitete Reise nach Braunschweig antrat, um sich dort mit Amalia, der Tochter Herzogs Karl, zu vermählen.

Die Reise ging mit all' der Beschwerlichkeit vor sich, wie sie dem Verkehrswesen jener Zeit eigen war. Die Hotels waren noch nicht besonders für die Aufnahme fürstlicher Persönlichkeiten geeignet, die Wege schlecht und bodenlos, Schlagbäume, Accisstellen und Brückengeldeinnahmen gab es in solcher Menge, daß schon dies allein genügte, um die wahren Cultur- und politischen Zustände unseres Vaterlandes als keine besonders glücklichen bezeichnen zu können. Eine dreitägige Fahrt führte mittelst Relais, welche von der Reichspost besorgt wurden, den Herzog Ernst August Constantin mit 37 Personen seines Gefolges nach Braunschweig über; Silbergeschirr und Betten, Bier und Wein, überhaupt Victualien aller Art fehlten dem Reisezuge nicht, gleich als ob man beabsichtigt, die Wüste zu durchwandern.

Sanfter allerdings glauben wir, wäre man durch diese dahingezogen, denn die öfteren Wagenreparaturen möchten ein stichhaltiger Beweis sein, daß es eben nicht sehr sanft auf diesen Landstraßen zuging.

Am 16. Februar langte der Herzog in Braunschweig an. Unter seinem Gefolge war der Erbstatthalter Graf von Bünau und seine Gemahlin, der Legationsrath Fritsch und als nothwendiges Element der Capellmeister Bach.

Wir sind ungemein graziös und höflich empfangen worden, schrieb Graf Bünau nach Weimar, und werden vermuthlich unter vierzehn Tagen bis drei Wochen nicht retourniren.

Hoffeste aller Art häuften sich in Braunschweig, Concerte, Bälle und Maskenfeste, auf welchen der junge Herzog als Hoher Priester, dann als Mohr auftrat, verkürzten die Zeit, und mitten darunter war die jugendlich heitere, schöne Amalia. Braunschweig bot das Abbild eines reichen Hoflebens, das auf die Besuchenden einen großartigen Eindruck machte.

Wenn dann einmal die geräuschvollen Feste ruhten, wurde musicirt. Violinen und Noten kamen von Weimar nach Braunschweig; Symphonien, Solos, Sonaten und Trios erfüllten die glänzenden Räume des Schlosses. Amalia und Constantin, in vielen Beziehungen heterogener Natur, lebten sich in einander ein; ihr reiner, froher Sinn zeigte die wunderthätige Kraft, daß er die Gemüther bei aller Verschiedenheit der Meinungen vereint und zusammenhält.

Unvermerkt nahte der Tag, an welchem Amalia und Constantin ihren Bund für das Leben schlossen und unmittelbar darauf nach Weimar übersiedelten.

Wenn wir den in's Auge fassen, welchen die Vorsehung zur Regierung der weimarischen Lande im 18. Jahre seines Lebens bestimmt, so müssen wir in gerechter Weise anerkennen, daß Constantin eine Fülle trefflicher Eigenschaften in sich vereinigte, die bei aller Jugend zu den schönsten Hoffnungen für das Land berechtigten.

Vor Allem basirte seine Anschauung auf sittlich guter Grundlage; ein religiöser Sinn leitete ihn in dem, was er beabsichtigte. Es war nicht jene oberflächliche Herzensbildung, wie jenes Jahrhundert sie so oft in den Spitzen der Gesellschaft erzeugt; sie ging tief und das bei einer Schärfe des Verstandes, und einer jener Zeit angemessenen wissenschaftlichen Bildung, daß kein Zweifel gegen ihre Aufrichtigkeit aufkommen kann.

Hätte ihn die Vorsehung zu längerer Regierung bestimmt, so läßt sich mit viel Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß er an der Seite einer Amalia zu den trefflichsten Fürsten des Jahrhunderts gehört haben würde. Ihm war es nicht verborgen, daß sein Land in vielen Beziehungen krankte und trauerte, daß Industrie und Wohlstand darniederlag; er war sich vor Allem bewußt, daß die lange vormundschaftliche Regierung nahestehender Fürsten keine segensvollen Spuren zurück gelassen hatte. Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung, namentlich Reducirung des Militär- und Beamtenstandes, Verminderung des Steuerdrucks waren fest ausgesprochene Principien, die er in seinem wenige Monate nach seiner Vermählung aufgesetzten Testamente ganz vorzüglich betont hatte.

Und treu diesem Grundsatze zog er am 24. März mit seiner „herzlieben" Amalia in Weimar ein. — Er hatte den strengsten Befehl gegeben, daß Alles, was zu einem solennen Einzug beitragen könne, unterlassen werde. Nur der Postmeister mit seinen Postillonen und das Husarencorps warteten seiner an der Grenze des Landes. Er verlangte nicht die übliche Aufstellung der Bürgerschaft mit ihren Fahnen; nur die Miliz unter dem Obersten Burgsdorf paradirte beim Einzug, und eine Illumination verbat er sich alles Ernstes.

Erwartungsvoll harrten Tausende vor den Thoren der Stadt, als der Donner der Kanonen das Herannahen des Zugs verkündete. Im offenen Wagen nahm das fürstliche Paar die Huldigungen entgegen; die jugendliche Fürstin mit dem Purpur bekleidet, die rothe Rose in dem weißgepuderten, weit hinauf gehaltenen Haar, mit ihrem reichen blau und golddurchwebten Blumenkleid, prangte in jugendlicher Frische zu seiner Rechten.

Der Jubel wollte kein Ende nehmen, bis sie im Schloß eingezogen waren, wo nach der Cour eine herrschaftliche Tafel von nicht viel über zwanzig Personen neben zwei Marschallstafeln zum frohen Feste vereinigten.

Unmittelbar nach der Tafel zog der Hof nach Belvedere über. Eine kleine Wache von 25 — 30 Mann Grenadieren mit ihren Tambouren und Pfeifern sollte das Schloß besetzt halten. Charakteristisch für die damaligen kleinen Verhältnisse war es, daß jene Wache Belvedere an diesem Tage nicht bezog, damit die reguläre Miliz in Weimar nicht „zu sehr geschwächt" werde.

Froh und heiter — wie hätte es an Amalia's Seite in einem Alter von 16 Jahren anders sein können, rollten Tage und Monde dahin. Die kleine Hofhaltung, welche aus nicht mehr als dreißig Personen bestand, wechselte zwischen Belvedere und Weimar. Und als nochmals über diesem Leben voll Harmonie die Sonne an ihrem sommerlichen Wendepunkte angekommen, deutete das Gebet in den Kirchen des Landes an, daß die fürstlichen Eltern in ihrer Ehe von Gott gesegnet seien.

Und wieder wenige Monate darauf am 3. September 1757, Morgens 6½ Uhr, verkündete weithin dreimaliges Freudengeläute in der Stadt die Geburt eines Prinzen. — Trüb und schwer war diese Zeit; noch war es bei dem Wechsel des Glückes nicht abzusehen, welchen Ausgang der unheilvolle Krieg nehmen werde, in welchen das nahestehende preußische Königshaus und mit ihm das halbe Deutschland verwickelt war. Durchzüge und Einquartierungen drückten das Land, und eben die Truppen standen an der Wiege des Prinzen, der fünf Decennien später dazu ausersehen sein sollte, gegen sie und für die Befreiung vom fremden Joch den Kampf aufzunehmen.

Aber die Freude besiegte die trübe Stimmung, das Trauergewand des Hofes, welches das Ableben der Königin von Preußen beklagte, machte dem bunten Kleide Platz, und der Dankgottesdienst in der Hofkirche leitete den Freudentag ein. Und noch ehe der Tag sich geneigt, erhielt der neugeborne Prinz in der Taufe die Namen: Karl August. Vierzehn deutsche Fürsten und die Landschaft des Herzogthums waren in der Person des Grafen von Bünau als Pathen an seinem Taufstein repräsentirt.

Nachdem Amalia am 16. Oktober ihren feierlichen Kirchgang gehalten, und Karl August gedieh und zunahm, schien nichts an dem innern Frieden und dem Segen Gottes zu fehlen; freudig trotz aller Trübheit lag die Zukunft in rosigem Licht vor dem jungen Elternpaare. Wie mochte ihnen das Herz aufgehen, wenn das kleine mit rothem Leder ausgeschlagene Eisschlittchen des kaum ein Vierteljahr alten Prinzen über die Eisfläche dahinglitt, welche Hoffnungen mochten da im Stillen ihre Herzen bergen!

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen; selten hat es Freud und Leid auf einer so kurzen Spanne Zeit zusammengedrängt als hier.

Kaum hatte das Freudenjahr seinen Kreislauf vollendet, als Ernst August Constantin in ernstester Weise erkrankte. Daß er selbst der Gefahren sich bewußt, die ein längst nagendes Leiden bringen konnte, beweist sein letzter Wille, den er am 21. Februar 1758 niederlegen ließ.

Und noch ehe die Erde das saftige Grün deckte, war er dahingegangen. Eine achtzehnwöchentliche Krankheit trennte ihn am 28. Mai kurz nach vier Uhr Morgens von seiner trefflichen Amalia und einem liebenden Kinde. An einem Herzfehler endete sein hoffnungsreiches Leben im neunzehnten Jahre.

Wenn wir da einen Blick auf diesen seinen letzten Willen werfen, wenn wir neben den Eigenschaften, die ihn als Regent und Landesvater auszeichneten, vorzüglich ihn als Gatte und Vater zu charakterisiren haben, so muß man bekennen, daß ein Vater im vollsten Sinne des Wortes dahin gegangen war. Wohl sprach er die Hoffnung aus, daß ihn Gott nicht in der Hälfte seiner Tage abfordern möchte, damit er seinen Prinzen noch in den Jahren sehe, wo er selbstständig die Regierung antreten könne. Ist aber der unerforschliche Rathschluß des Allmächtigen anders, so wollen wir vor Allem, daß unser Erbprinz schon im vierten Jahr der Aufsicht der Frauen entnommen, einem Hofmeister übergeben und keine Mühe, Sorgfalt und Kosten gescheut werden, damit der Prinz ohne Pedanterie erzogen, ihm vor den Wissenschaften durch Zwang oder üble Methode kein Widerwillen gemacht und er auferzogen werde in Gottesfurcht und wahrer Frömmigkeit, damit er seine Ehre fördern, sich selbst vor Lastern hüten, Land und Leuten nützlich sein und den Ruhm unseres Hauses bis auf die spätesten Zeiten erhalten und mehren könne.

Mochten die Verhältnisse schwierig sein — und wir erinnern nur daran, daß Amalia noch nicht das achtzehnte Jahr ihres Lebens vollendet, daß sie ein zweites Kind unter ihrem Herzen trug und minderjährig mit politischen Schwierigkeiten kämpfend, zur Regierung des Landes durch Testament bestimmt war; — sie war gewappnet für diese Verhältnisse und ihre geistige Größe gepaart mit dem Ernst des Lebens bei aller Jugend und Beweglichkeit, und vor Allem ihre edle Weiblichkeit zeichneten sie aus. Damit strebte sie weiter, sie leistete, was das Weib nur Gutes leisten und erstreben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Colibri.

(Dieses Gedicht ist schon vor vielen Jahren entstanden.)

Freunde! laßt die Arbeit liegen,
Daß ihr euch mit mir entzückt!
Seht hier winz'ge Vögel fliegen,
Mit Smaragden rings geschmückt,

Rings geschmücket mit Rubinen!
Wie sie wenden sich und dreh'n,
Scheinet jede Farb' an ihnen
Alle Töne durchzugeh'n.

Und sie senken nie zur Erde
Sich von ihrem Flug hinab,
Wo wir Kinder der Beschwerde
Bauen uns das tiefe Grab.

Zu den Blumen, die geboren
Sich zum Schmucke hat das Licht,
Das aus seines Himmels Thoren
Alle Welt beglückend bricht,

Zu den Blumen, welche scheinen
Edelsteine selbst zu sein,
Gaukeln liebend diese kleinen
Reichgezierten Vögelein.

Und der Blumen Schmuck erhöhen
Sie durch ihre reiche Zier;
Aber gleich des Windes Wehen
Sind sie flüchtig dort und hier.

Und doch scheint sie nur zu heben
In der Luft des Zaubrers Hand,
Wenn sie honiglüstern schweben
Ueber einer Blume Rand.

Denn die Regungen der Schwingen,
Die behend und leicht gescheh'n,
Während lieblich sie erklingen,
Diese lassen kaum sich seh'n.

Und durch ihrer Schwingen Regen
Wiegen sie in Schlummer ein
Die Insekten, denen pflegen
Blumen Tisch und Bett zu sein.

Seht! wie Edelsteine leuchten
Ihre Augen, da sie schlau
Spähn nach Honig in der feuchten
Blumenkronen tiefem Bau.

Doch die Blumen, scheint es, reichen
Ihnen ihre Säfte gern,
Weil an Glanz sie ihnen gleichen
Wie ein Stern dem andern Stern.

Wie? den kleinen Körper rinne,
Meinst du, feiges Blut hindurch,
Weil ihm selbst das Netz der Spinne
Wird zur luft'gen Todtenburg?

Nein, mit größern Vögeln gerne
Kämpfen sie, und kämpfen kühn,
Daß du ihrer Augen Sterne
Siehst von hellen Funken sprüh'n.

Und nach schön erfochtnen Siegen
Kehrt zum Weibchen heim der Mann,
Welcher durch sein stolzes Fliegen
Zeigt, daß er die Schlacht gewann.

Ach! wie hat sie ihn so gerne,
Weil er sich geschlagen kühn,
Daß du ihrer Augen Sterne
Siehst von heller Liebe glüh'n!

Dann im Traume kämpft er wieder
Manchen ehrenvollen Strauß,
Breitet träumend das Gefieder
Stolz vor seinem Weibchen aus.

Kleinstes Vögelein der kleinen!
Von den schönen schönstes du!
Muthigstes von allen kleinen!
Lebhaft selbst noch in der Ruh'!

Bildniß deines Lands, des großen,
Wo der Freiheit Fahne weht,
Wo aus manches Urwalds Moosen
Noch gar manche Stadt ersteht!

Will man dich gefangen halten,
Folgst du schnell des Todes Spur,
Und man sieht dich bald erkalten,
Schmuck des Freistaats der Natur!

Da der König Aar, der strenge,
Dessen Auge Hoheit blitzt,
Zürnend in des Kerkers Enge,
Aber doch gefesselt sitzt.

C. W. S.

H. Herrieden, Mitte Juni. Witterungsverhältnisse in Europa im Monat Mai. Der diesjährige Mai war im Allgemeinen in Europa heiterer, als dies gewöhnlich der Fall ist. Am heitersten, aber auch am heißesten war es im ganzen Donaugebiete bis zum schwarzen Meere, im südlichen Frankreich, in Italien und der Schweiz, indem hier die mittlere Bedeckung des Himmels zwischen 30 und 40% schwankte. Unter der Hälfte durchschnittlicher Bewölkung hatte der Himmel außerdem noch in Sizilien, Nordfrankreich, Holland, Schweden, im östlichen und nördlichen Rußland, sowie in Südspanien und Schottland. Zwischen 50 und 60% des Horizonts waren bewölkt im mittleren und nördlichen Spanien, in Norditalien, Lappland, Belgien und England. Noch mehr bedeckt war der Himmel in Portugal (61,5), Norwegen (64,8), und am meisten in Irland (75,0%). Im Allgemeinen blieben von 23 Hauptstationen 13 unter und 10 über mittlerer Bewölkung.

Im nachstehenden folgen die um 7 Uhr Morgens an den Hauptstationen Europas beobachteten Mitteltemparaturen sammt Extremen der Reihe nach, wobei ich bemerke, daß unser fränkisches Hochland, soweit es auch im Winter zurück war, im Monate Mai unter die heißesten Klimate vorgerückt ist: Alikante, Südspanien, 17,6 (13,9 und 20,8); Bilbao, Nordspanien, 17,0 (10,6 und 26,0); Palermo, Sizilien, 16,0 (12,9 und 18,9); Marseille, Südfrankreich, 14,2 (11,7 und 17,1); Rom, Süditalien, 14,2

(11,0 und 19,2); Herrieden, Bayern, 13,4 (6,3 und 20,5); Lissabon, Portugal, 12,8 (11,5 und 15,4); Turin, Norditalien, 12,6 (9,6 und 18,8); Wien, Oesterreich, 12,4 (2,8 und 19,2); Brüssel, Belgien, 12,0 (4,3 und 15,9); Paris, Nordfrankreich, 12,0 (7,9 und 16,8); London, England, 11,6 (7,1 und 17,9); Odessa, Südrußland, 10,9 (3,4 und 17,6); Madrid, Mittelspanien, 10,7 (5,9 und 16,1); Amsterdam, Holland, 10,4 (1,1 und 16,0); Bern, Schweiz, 9,7 (3,9 und 15,2); Valentia, Irland, 9,3 (6,7 und 12,5); Nairn, Schottland, 8,9 (4,9 und 14,3); Skudesnäs, Norwegen, 7,9 (4,0 und 15,0); Stockholm, Schweden, 7,9 (1,2 und 14,4); Petersburg, Nordrußland, 3,6 (—2,4 und 12,0); Moskau, inneres Rußland, 3,5 (—7,8 und 12,3); Haparanda, Grenze von Lappland, 2,5 (—3,9 und 7,6° R.).

Der Monat Mai würde bei uns nicht so trocken gewesen sein, (die Regenhöhe war nicht viel unter dem Mittel) wenn nicht der ungewöhnlich heiße und trockene April, welcher sowohl dahier als in Ansbach nicht den 5. Theil des Niederschlages des Mai hatte, vorausgegangen wäre, und die durch die abnorme Hitze beider Monate ungewöhnlich schnell vorgerückte Vegetation — abgesehen von der vermehrten Verdunstung — auch einer außerordentlich großen Feuchtigkeitsmenge bedurft hätte, so daß selbst in Paris, wo die Regenhöhe im Mai das Dreifache der unsrigen, (102,61mm statt 34,76mm), betrug, doch über Trockenheit geklagt wurde.

Wie Frankreich im Großen, so haben Preußen und Sachsen im Kleinen meteorologische Institute. Da man sich aber wahrscheinlich über die Beobachtungszeit nicht einigen konnte (Paris beobachtete um 7, die andern um 6 Uhr Morg.), so sind die Beobachtungen der letzteren mit denen zu Paris leider nicht in Einklang zu bringen. Amerika ist jetzt vollständig meteorologisch organisirt, und erhält in seinem großen Smithsonian-Institut täglich die telegraphischen Beobachtungen von 300 Stationen.

(Eingesandt.)

Gottes Gruß

an

die Freunde zum Feste der heiligen Dreieinigkeit.

Am Pfingstfest unter Sturmes Brausen
Ward ausgegossen Christi Geist;
Man hörte wohl des Windes Sausen;
Doch GOttes Name ward gepreis't
Von einer kleinen Zeugenschaar,
Die voll des festen Glaubens war,
Daß alle Menschen noch auf Erden
Des Heilands Jünger sollen werden!

O möchte doch auch dieser Segen
Sich senken heut' in uns're Mitt',
O möcht' sich hier der Glaube regen
An den, der uns vor GOtt vertritt!
O möcht' sein Wort die Herzen rühren,
Dann würden wir den Segen spüren,
Und würden jenen Jungen gleich,
Und erben einst das Himmelreich!

Am heil. Pfingstfest 1865.

Auch ein Protestant im alten Vaterland.

Im Münchener Schweiger-Theater wird bekanntlich eine Parodie auf „Tristan und Isolde" gegeben. Auf dem Theaterzettel dieser parodistischen Aufführung ist Folgendes zu lesen: „Zum allerersten und schon oft verschobenen Male: Tristanderl und Süßholde. Dramatische Verslein mit Worten ohne Melodie, gegenwärtige Parodie von einer Zukunftsoper in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Richard, Wagnermeister und Stückschreiber, so wie musikalischem Dramatisirer. Personen: Tristanderl, Floßknecht von Ammerland und Vetter des Hopfenkönigs Markl, Bräuer zu Bernried. Süßholde, eine fesche Bäckerstochter von Wolfrathshausen. Braugänschen, ihre Gespielin in Mariage und Sechsundsechzig. Kuhwenzel, ehemaliger Viehtreiber, der sich aber jetzt mit Tristanderl umeinandertreibt. Melotte, erster Pfannenknecht des Marktbräu. Ein Schweinhirt und Schalmeienbläser. Ein Steuermann, der zukünftige Opern über Bord halten soll. Bräuknechte, Schiffsvolk, unnöthige Kranzeljungfern und nothige Hochzeitsgäste. Für dieses Stück sind nur drei Vorstellungen angesetzt; wenn es das Publikum aushaltet und die Schauspieler nicht umbringt, wird man schon sehen, was noch weiters geschieht. Auswärtige Bestellungen an Logen und Sperrsitzen werden aus der alten und neuen Welt angenommen, und bittet man den Betrag derselben in den landesüblichen Briefmarken franko einzusenden."

Folgender authentischer Nachweis theilt die verschiedenen Mittel mit, deren sich hervorragende Sänger bedienen, um während der Vorstellungen ihre Stimme aufzufrischen: Die Sonntag aß in den Zwischenräumen Sardinen, Frau Dorus kalten Kalbsbraten, Frau Desparre trank heißes Wasser, Fräul. Cruvelli Bordeaux mit Champagner gemischt. Adelina Patti labte ihre Kehle mit Bier, Fräulein Sax speist Beefsteaks, Frau Cabel Birnen, die Ugalde dürre Zwetschgen und die Trebelli Erdäpfel. Michot trinkt Unmassen schwarzen Kaffee's, Troy labt sich mit Milch, Mario raucht nur so lange nicht, als er auf der Scene steht, und die Borgi-Mamo kann nicht einmal die Zwischenakte abwarten, sondern geht, wenn es nur irgend möglich ist, während der Scene auf einem Moment zwischen die Coulissen — um zu schnupfen.

Räthsel.

Sehnst Du Dich, Freund, aus Winters frostigen Armen
Und kehrst in meine ährbegrenzte Wohnung ein,
Du sollst an meinen glüh'nden Lippen schnell erwarmen,
Sollst reich geschmückt mit Wiesenblumen sein.

Und wenn Du ruhst nach süß genoss'nen Freuden,
Und Deine Schläf ein lauer West umfängt,
So wird Dir sanften Schlummer die bereiten,
Die Ruh' und Frieden auf die Erde senkt.

Deckt süßer Schlaf dann Deine Augenlider,
So tret' auch ich als treuer Freund zu Dir,
Aus naher Zukunft senke ich hernieder
Glanzvolle Bilder, ja, zu heitrer Spende Dir.

Wen diese drei in holder Eintracht lieben,
Wer würdig ist, daß jede ihn umschlingt,
Der kennt sie, wenn auch stets sie nicht vereint ihm blieben
Und Wonne fühlt er, wenn nur Eine freundlich ihm zuwinkt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 23:

„Briefmarke."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 25. Sonntag, den 18. Juni. 1865.

Beachte sorgsam Alles, die Welt wie das Gedicht,
Den Weisen, wenn er schweigt, den Thoren, wenn er spricht
Des Menschen Aug' erträgt nicht das ungetrübte Licht,
Und ohne Träumen hätte das Wachen kein Gewicht.
Erkenne was dir wurde, woran es dir gebricht;
Was Welt und Stunde fordern, vollbring's und zaudre nicht!
Verschließ in Groll dein Herz nicht, es liebe bis es bricht;
Erinnre dich und hoffe, vergiß und fürchte nicht!

E. v. Feuchtersleben.

Jugend und Erziehung

Karl August's von Weimar.

Von

C. A. H. Burkhardt.

(Fortsetzung.)

Und damit wir einen Blick thun in dieses Frauenleben, gehen wir über auf Karl August's Jugend und Erziehung. Denn: „Ein Einziges auf Erden ist nur schöner und besser als das Weib — das ist die Mutter." —

Die ersten Jahre der Kindheit Karl August's sind in ein tiefes Dunkel gehüllt und lassen sich ohne Beihilfe der Braunschweigischen Archive, wo Amalia's reicher Briefwechsel mit dem Vaterhaus noch unangetastet ruht, nicht durchsichtig darstellen.

Es ist bekannt, alle Kinder in ihrer Art sind reizend und als solches wird auch Karl August gegolten haben. — Läge die Zeit näher, so würde uns seine Berliner Amme gar drollige Geschichten erzählen können, wie er mit dem silbernen Breilöffel umgegangen, und vielleicht die Stunde bezeichnet werden, wo das wohlthuende Mama seinen Lippen entronnen. Außer seiner Schlittenpartie als vierteljähriges Kind wissen wir nicht viel mehr zu berichten, als daß zwei Tage vor des Vaters Tode im Schloß ein halbverdecktes Wäglein ankam, das gemalt und vergoldet mit Bildhauerarbeit versehen war und in dem Karl August ausgefahren wurde. — Vielleicht dürfen wir noch hinzufügen, daß er in späterer Zeit mit einem Hoffräulein von der Belvedere'schen Schaukel fiel und daß er trotz strengen mütterlichen Verbots die weibliche Umgebung zur Erfüllung seiner Wünsche durch lebhaften Ungehorsam zum Nachgeben zu bringen verstand.

Leicht kann man sich das Bild seiner ersten Jahre weiter ausmalen, wenn man sich in Göthe's Jugendleben versetzt.

Nur eins war anders, Karl August's Mutter war eine andere als die des kleinen Wolfgang. Sie war streng bei aller Liebe, wachsam bei jedem Zug, der im Kinde auftauchte, erfüllt von dem Pflichtgefühl, dem jungen Erbprinzen die Geistes- und Herzensbildung zu geben, der Karl August als künftiger Regent im vollsten Maße bedurfte.

Eben hatte der Erbprinz das dritte Jahr zurückgelegt, als sie mit einer gewissen Besorgniß die Kämpfe ansah, welche Karl August's selbstständiges Wesen hervorrief. Sie ward inne, daß die weibliche Umgebung den herrischen Sinn zu brechen nicht mehr im Stande sei.

Da berief sie zunächst aus Braunschweig den Gymnasiallehrer Johann Wilhelm Seidler, der im Frühjahr 1761 nach Weimar übersiedelte. Im Princip konnte man damit sich einverstanden erklären, wie er den Erbprinzen zu leiten gedachte. Er war darauf bedacht, die Anlagen des Kindes spielend zu benutzen, durch die sokratische Methode richtige Antworten und deutliche Begriffe von den Dingen zu erzielen, auf Schärfung des Verstandes hinzuwirken, um dann in der zweiten Periode des kindlichen Lebens allmählich sich den Boden für die leichtere Conception zu ebnen. Stellte er zunächst die Kenntniß des Lateinischen, der Geschichte und Mathematik als die ersten Haupterfordernisse für einen künftigen Regenten in den Vordergrund, so schwebte ihm über all diesem und mit vollem Recht — die religiöse Grundlage als die Vorbedingung für alles menschliche Leben vor Augen, auf welche mit allen Mitteln der Erziehungskunst hingearbeitet werden müsse. Darauf, sagt er, sei hinzuwirken, daß der Prinz sich der sittlich hohen Aufgabe früh bewußt werde, „er muß sich klar werden, daß er der Vater seines Landes, er muß ein Herz, das nur die Religion bildet, für alle seine Kinder haben, ihm muß die harte und saure Arbeit des Bauernstandes ebenso bemerkenswerth sein als das künstliche schönste Meisterstück."

Allein Amalia beruhigte sich dabei nicht. Sie — der Genius des Kindes, vertiefte sich in die Art und Weise, wie ihr zu früh dahin geschiedener Gemahl unter der Vormundschaft des Herzogs Friedrich von Gotha geleitet sei, ein Beweis, wie sie von dem erfüllt, über welchem sich die Erde geschlossen hatte. Und wie sie die hohe Aufgabe beschäftigte, den richtigen Weg zu finden, auf welchem Karl August wandeln sollte, das beweist der folgende von uns übersetzte Brief, vielleicht der herrlichste, den je eine Mutter in der Sorge um die Zukunft des Kindes niedergeschrieben hat.

Es ist Zeit, schrieb sie am 4. Mai 1761 an das Geh. Conseil, recht ernstlich an die Wahl eines Erziehers für meine Söhne zu denken, besonders was den Aelteren betrifft, dessen Geist im Verhältniß seines Alters wächst, ja vielleicht über dasselbe hinausreicht. Ich fühle, wie schwierig solch eine Wahl ist und

wie selten in einem einzigen Menschen alle die Eigenschaften vereinigt sind, um einen Prinzen, der zur Regierung einst bestimmt ist, würdig zu erziehen. Seit länger als sechs Monaten habe ich die ernstesten Erwägungen darüber angestellt und wiederholt, vor Allem bin ich mir klar geworden über den Gehalt der verschiedensten Charaktere, die an meinem Hofe mich umgeben. Und um klar und sicher zu sehen, habe ich mir ein Bild von ihnen zu entwerfen gesucht, seine Richtigkeit geprüft. In dem einen habe ich gute, in dem andern treffliche Eigenschaften gefunden, aber gemischt mit fehlerhaften, die sich mit der wahren Humanität nicht vereinigen lassen. Endlich bin ich bei dem Grafen Görtz stehen geblieben und ich glaube von ihm versichern zu können, daß er Christ im vollsten Sinne des Worts, ein trefflicher Mensch, ohne Widerspruch im großen Ganzen wie in den einzelnsten Beziehungen die herrlichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Geist und Welt sind ihm eigen, er gehört zu denen, die mit Freudigkeit die Dinge erfassen, ihn zeichnen Kenntnisse aus, die er durch Fleiß, Lectüre und ernstes Studium der Wissenschaft zu vermehren strebt.

Seinen deutschen Stil kenne ich nicht, aber er schreibt und spricht ein treffliches Französisch. Er ist weder frech noch anmaßend, sondern bescheiden und demüthig, vielleicht ein wenig schüchtern; er ist weder ränkevoll noch menschenfeindlich, aber willfährig und dienstfertig. Sein einziger Fehler ist, daß er eine satirische Ader, einen großen Hang zur Schalkheit, doch ohne Bosheit besitzt. Doch ist ihm große Vorliebe zum Spiel eigen, aber auch diese hat ihn verlassen, er spielt nicht mehr Hasard.

Seine Jugend bildet für mich kein Hinderniß; im Gegentheil, sie setzt ihn bei mir in Gunst. — Ein Mann dieses Alters, der solch eine Arbeit von der Dauer verbunden mit so vielen Schwierigkeiten auf sich genommen, dessen Muth und Eifer muß durch die Aussicht auf Dankbarkeit, die er in der schönsten Zeit seines Lebens mit vierzig Jahren zu ernten hat, sich mehren, während ein Mann, welcher in diesem Alter erst anfängt, ermüden wird, je weiter er vorwärts schreitet.

Hier, meine Herren, meine Ideen über den Grafen Görtz. Als die Jüngste habe ich meine Meinung zuerst gesagt, um berichtigt zu werden durch Ihre Erfahrung und Weisheit. Ich erwarte, daß Sie mir die Ihre mittheilen, sei es einzeln oder in Gesammtheit, wie es Ihnen gefällt. — Gefällt Ihnen der Vorgeschlagene nicht, wohlan, so zeigen Sie mir einen Andern. Ich schmeichele mir, Sie überzeugt zu haben, daß ich mit Vergnügen Ihre Rathschläge höre und befolge. Ihre Redlichkeit und Ihr wahrer Eifer, welchen ich stets erkannt, haben mich Sie lieben gelehrt. Keine Persönlichkeit und Parteilichkeit wird mich jemals bestimmen können, wenn es sich um das Wohl meiner Kinder handelt. Wenn ich Ihre Antwort habe, werde ich sie diesem Blatte beifügen und Alles meinem Vater schicken, von dem ich weiß, daß er mich herzlich liebt und daß ich mich stets bei seinem Rathe wohl befunden habe.

Wenn man einen flüchtigen Blick in des jungen Grafen von Görtz Vergangenheit thut, wenn man erwägt, daß er noch nicht das 25. Jahr zurückgelegt, so wird man es begreiflich finden, daß das Geh. Conseil und Amalia's Vater fürerst nur bedingungsweise ihm das Amt eines Erziehers übertrugen, indem man ihn zum Cavalier mit dem speciellen Auftrag designirte, den älteren Prinzen zu überwachen.

Man ließ ihm Zeit, seine schwierige Stellung zu prüfen. Wie er seine Aufgabe erfaßte, sollte er selbst darlegen, und seine Darlegung, wennschon sie auf fremden Anschauungen, auf epochemachenden Basedow'schen Ideen beruhte, berechnet für eine von Sentimentalitäts- und Humanitätsideen durchdrungene Nation — machte ihm alle Ehre. Er war nicht der Cavalier des gewöhnlichen Schlages. Auf dem Carolinum in Braunschweig vorbereitet, auf der Universität Leyden gebildet, hatte er in Haag und Straßburg das Glück, in den höchsten diplomatischen und besten Kreisen zu verkehren. Eben im Begriff, in französische Dienste zu treten, eröffnet sich ihm in Weimar eine andere Bestimmung. Mit 22 Jahren wurde er hier als Regierungsassessor angestellt, als welcher er hier das vollste Vertrauen des Ministers von Bünau genoß. — Aber lebhaft und talentvoll wie er war, konnte ihm Weimar mit seinem alten stolzen mürrischen Minister auf die Dauer nicht gefallen. Auch das Hofleben Weimars, wie seine Denkwürdigkeiten sagen, behagte ihm nicht. — Er trat in Gothaische Dienste, und in Weimar immer im guten Andenken, kam er 1759 dahin zurück.

Und nach langem Ueberlegen sagte er zu. Der Vorsatz, schrieb er, mich der Welt nützlich zu machen, hat allein mich zu der Entschließung bringen können, ein Amt anzunehmen, welches die schwerste Verantwortung mit sich führt. Ich opfere dem theuren Prinzen meine besten Jahre; ich entsage dem Vergnügen dieser Welt, dem zärtlichen Umgang mit den Meinigen. Allen Hindernissen, welche von oben herab mir zukommen sollten und welchen menschlicher Witz vorzubauen nicht fähig, werde ich mich mit Standhaftigkeit unterwerfen. Nur das Eine behalte ich mir vor, nach meiner Freiheit eilen zu dürfen, wenn, was Gott verhüten möge, mir das nöthige Zutrauen in diesem wichtigen Geschäfte fehlen sollte. —

Und damit stellte er zugleich sein Erziehungsprogramm auf. Ehrfurcht und zärtliche Liebe gegen die Mutter, gleiche gegen Alle, die ihn umgeben und unter ihm stehen, deren Wohl zu fördern, die höchste Aufgabe sein muß, erklärte er als höchstes Ziel, das nur mit wahrem religiösen Sinn, der sich in der Wirklichkeit an jeder Stelle offenbaren müsse, zu erstreben sei. Der Prinz müsse zunächst in Demuth inne werden, daß die Vorzüge seiner Stellung dem Glück und der göttlichen Vorsehung zu verdanken, und daß vor allem das Gefühl für das Recht wach zu halten, Schmeichelei, Ohrenbläserei als das schädlichste Gift und als die Pest der Fürsten fern zu halten seien.

Wer hätte diesem seine Zustimmung versagen mögen! Fest und entschieden und doch mit bewundernswerther Liebe und seltener Geduld trat er mit solchen Grundsätzen dem vier Jahre und acht Monate alten Prinzen an die Seite.

Daß er — dem das Herz Alles war — den Prinzen nicht fand, wie er gewünscht, war für ihn eine trübe Wahrnehmung.

Karl August, außerordentlich lebhaft, erfüllt von einer Lernbegierde, wie sie selten vorkommt, ausgestattet mit Fassungsvermögen und gutem Gedächtniß, stand weit noch zurück hinter seinen Erwartungen.

Denn die Hoffnung in den wichtigsten Beziehungen, das gebietet mir, schrieb Görtz — die unwandelbare Treue und ungeheucheltste Aufrichtigkeit zu bekennen, die Hoffnung, daß sein Herz voll Liebe gegen den Nebenmenschen, voll Gehorsam gegen Gott erfüllt und durchdrungen sei, Eigenschaften, die allein die wahre Hoheit, die Vollkommenheit und das Glück eines Fürsten ausmachen — das alles ist noch nicht so zuverläßig, wie es erwünscht und erstrebt werden muß. — Vor Allem stellte sich Karl August's stolzes Wesen dem Erzieher schroff gegenüber, der Prinz war sich mit seltener Intensität bewußt, in welch hoher Würde er stand, er wußte, daß er Fürst ganz in dem Sinne war, wie es für das achtzehnte Jahrhundert charakteristisch ist, ihm fehlte Gehorsam und Liebe gegen seinen Erzieher, sein Herz war kalt gegen Alles, was auf menschliches Mitfühlen den gerechtesten Anspruch erheben darf. Das einseitige Streben Seidler's, den Erbprinzen seiner hohen Stellung bewußt werden zu lassen, hatte bereits die verderblichsten Früchte getragen.

(Schluß folgt.)

Friedhofsstimmen.

Nur wie ein Traum, in Phantasien verloren,
Verirrt ich mich zu dieses Gartens Thoren.
Weß ist dies Feld, wem grünet dieser Boden?
— „Den Todten.“

Was schauderst du, mein Fuß, hineinzutreten?
Wie grünt's und blüht's in diesen Rosenbeeten!
Woher das Oel zu all den süßen Düften?
— „Aus Grüften.“

Sieh hier, o Mensch, wo deine Pfade enden,
Ob schlangengleich sie durch die Welt sich wenden;
Zu Füssen flüsterts dir aus welkem Laube:
— „Im Staube!"

Wo sind sie all, die wechselnden Geschicke,
Der Erdenpilger kurzes Lebensglücke?
Auf diesen Grabeskreuzen kannst du's lesen:
— „Gewesen!"

Wo sind die Herzen, die in Erdentagen
So bang in Leid, so hoch in Lust geschlagen,
Die einst so heiß in Lieb' und Haß gelodert? —
— „Vermodert!"

Wo sind die holden, blühenden Gestalten,
Die froh die Welt im Sonnenschein durchwallten?
Was decken diese moosbewachs'nen Steine?
— „Gebeine!"

Wo sind die Starken, die durch's Leben stürmten
Und himmelan die stolzen Pläne thürmten?
Dort von der Friedhofsmauer krächzen Raben:
— „Begraben!"

Wo sind die Theuren, denen beim Versenken
Die Liebe schwur ein ewig Angedenken?
Leis flüstern diese düsteren Cypressen:
— „Vergessen!"

Und sah denn Niemand, wo sie hingegangen?
Reicht übers Grab kein noch so heiß Verlangen?
Die finstern Häupter schütteln jene Fichten,
— „Mit Nichten!"

Der Abendwind seufzt kläglich in den Bäumen,
Mein Geist versinkt in schwermuthsvollen Träumen,
Das Spätroth bleicht, schon dämmerts trüb und trüber:
— „Vorüber!"

Aus den Palmblättern.

Tristan und Isolde.

(Ein Urtheil aus der A. Abdztg)

Am 10. Juni ging diese vielbesprochene Kunstschöpfung Richard Wagners im Münchener k. Hoftheater zum Erstenmal über die Bühne. Das Theater war in den Sperrsitzen und Logen dicht besetzt, der Adel dagegen wenig vertreten (ein großer Theil davon hatte ja schon der Hauptprobe beigewohnt), Parterre und Galerie ebenfalls auffallend leer. Die kgl. Logen an der Bühne bevölkerten sich schon vor dem Beginn der Oper, wir sahen den Prinzen Luitpold mit seinen beiden älteren Söhnen, den Prinzen Adalbert mit Gemahlin, König Ludwig und Herzog Karl Theodor, welche fast alle bis zum Schlusse blieben. Zehn Minuten nach 6 Uhr erschien der König in der Kaiserloge und wurde mit lautem herzlichen Zurufe, in den sich die schmetternden Fanfaren des Orchesters mischten, empfangen; er war darüber sichtlich erfreut und gerührt und dankte in gewohnter freundlicher Weise nach allen Seiten. Somit hatten sich die Wogen der Begeisterung schon gehoben und die Oper fand ein empfängliches Publikum. Hr. v. Bülow trat an's Dirigentenpult und seine Battuta gab das Zeichen zum Anfang. Da erhoben die Saiteninstrumente ein süßes Gesäusel, durch das nur selten der kräftige Ton eines Blasinstrumentes drang und erweckten eine unklar dämmernde Stimmung. Unterdeß füllten sich in überraschender Weise das Parterre und die Galerie und es scheint, daß dieses unerklärliche Verspäten der Parterre und Galeriegäste, die doch sonst bekanntlich nie auf sich warten lassen, mit den Vorsichtsmaßregeln, die zur Verhütung etwaiger Demonstrationen getroffen waren, in genauem Zusammenhange stand. Der Vorhang hebt sich: Irlands Königstochter „Isolde" (Frau Schnorr) liegt auf einer Polsterbank, mit aufgelöstem Haar, wallendem Gewande, das Haupt in den Kissen begrabend. „Brangäne", ihre Magd (Frln. Deinet) betrachtet sie theilnahmsvoll. Sie sind auf dem Schiffe, das nach Kornwall, König Marke's Land, segelt, Isolde soll ihm angetraut werden; Brautführer aber ist Tristan (Herr Schnorr), der Held ohne Gleichen, der einst Isoldes Geliebten, Herrn Morold, welcher um Zins zu fordern, nach Kornwall fuhr, erschlagen; Tristan aber war dann später einmal krank und siech an Irlands Küste gekommen, Isolde's Zaubertränke hatten ihn dort geheilt. Seitdem sie ihn gepflegt, liebt sie ihn heiß und heimlich und jetzt holt sie der kräftige Mann als Braut für seinen Ohm, den „müden" König. Während der Fahrt wagt es Tristan nicht, sich der hohen Frau zu nahen, und als sie ihn das erstemal zu sich bitten läßt, erhält sie eine ausweichende Antwort, das Schiffsvolk aber höhnt die Frau, da es den Tod Morolds erzählt. Nun faßt Isolde den Plan, sich und Tristan zu verderben; von der Heimath her hat sie den Schrein mit Tränken mitgebracht, die für verschiedene Lagen des Lebens ersprießliche Wirkung üben — den Todestrank will sie trinken und Tristan soll ihr darin Bescheid thun. Da ertönt der Ruf des Schiffsvolkes. Unter diesen Leuten zeichnet sich vor allen Kurwenal (Hr. Mitterwurzer) durch sein robustes Wesen und seine Anhänglichkeit an Tristan aus; dem Publikum hat dieser Kurwenal durch seine Darstellung manchen Spaß gemacht, manchen langen Augenblick erheitert und gekürzt. Das Land ist nahe, die Gefahr drängt, gerade recht noch kommt Tristan nun zum Besuche. Brangäne, die Magd, wird von Isolde geheißen, den Todestrank bereit zu halten, diese aber stellt das verlangte Glas zurück und holt aus dem Schrein den Liebestrank; sie dauerte ja ihre Gebieterin zu sehr. Tristan und Isolde leeren den Becher gefüllt mit diesem Tranke, der Trank macht seine Wirkung, er fährt ihnen im Leib umher, was die Musik ganz genau malt, das unselige Verhältniß ist fertig und Tristan und Isolde — lieben sich. In fester Umarmung findet sie der Ruf, daß das Schiff gelandet sei und herrlich geschmückt steigt Isolde, die Braut des Ohms, die Geliebte des Neffen an's Ufer. Damit schließt der erste Akt. — Wir wollen hier einen Augenblick aushalten, um die Musik zu betrachten, die uns bisher vorgeführt worden. Was uns in „Tannhäuser" und „Lohengrin" angenehm erschienen, was uns diese Opern erträglich und genießbar gemacht, das ist hier über Bord geworfen. Ohne Schranken, ohne Form, eine endlose Kette von Phrasen, tönt das Klingen und Schmettern fort, bald leise klagend, bald wahnsinnig wüthend; die Situation ist stets mit einer Uebertreibung und Ueberreizung geschildert, daß wie nie zur Ruhe, nie zum Genusse kommen, die ergriffenen überschwänglichen Mittel regen nur auf, die Komposition befriedigt nicht und versäumt somit die erste und höchste Pflicht eines Kunstwerkes. Zudem sind das keine Menschen, deren Stimmungen solcher Mittel bedürfen, um gezeichnet zu werden, das sind Ungeheuer, und ungeheuer ist auch der Ausdruck ihrer Gefühle. Die Singstimme ist in den meisten Fällen vollständig gleichgiltig, sie ist nicht verwoben mit den Orchesterstimmen, diese sind nicht durch sie bedingt; würde sie weggelassen — kein Mensch würde sie vermissen. In den abnormsten Intervallen bewegt sich der Gesang und vor Allem bewunderswerth erscheint das Gedächtniß, das diese Musik auswendig zu lernen im Stande war. Eine schillernde Instrumentation führt über die traurige Inhaltslosigkeit hinweg und nur wer es vermag, der mitunter wahrhaft geistreichen Führung einzelner Instrumente zu folgen, hat noch einigen Genuß von dem tollen Treiben. Diese musikalische Parforcejagd ermüdet die Zuhörer unendlich und doch ist der erste Akt noch derjenige, welcher uns in musikalischer Beziehung als der empfehlenswertheste erscheint. Wir sehen ein großes poetisches Talent auf einer Bahn dahinstürmen, wohin es nur die Sucht zu glänzen geworfen. Wir bestaunen die Energie, die ein solches Riesenwerk geschaffen; aber das Riesenwerk ist roh unheimlich, ohne Klarheit, ohne Symetrie, keinem Menschen zu Lust und Dank; denn wer es einmal gesehen, den verlangt es nimmer nach einem zweiten Besuch. — Nach einer Zwischenpause von einer halben Stunde beginnt der zweite Akt. Die Szene stellt einen Garten an Marke's Königsburg vor, Nacht deckt das Land,

durch die großen alten Bäume fällt zweifelhaftes Mondlicht. Eine Fackel brennt an der Pforte der Burg: Isolde erwartet Tristan. Brangäne bittet ihre Gebieterin, nur heute das Stelldichein aufzugeben, nur heute nicht „die scheuchende Zünde" zu löschen, ihr ahne Schlimmes; sie habe den tückisch-lauernden Blick Melot's beachtet, der den letzten Theil der Umarmung auf dem Schiffe noch gesehen; die heute angesetzte Jagd des Königs gelte wohl einem edlen Wilde. Doch Isolde hört nicht auf die mahnenden Worte der treuen Dienerin, sie verlöscht die Fackel und Tristan kommt. Volle drei Viertelstunden lang sind wir nun die gefolterten Zeugen von einem Liebesduett, das sich lange nur um die Erklärung des Tages und der Nacht dreht, bis es endlich zu etwas Reellerem übergeht: da zieht er sie an sich, sie ihn an sich, ganz müde, in seliger Allvergessenheit legen sie sich dann auf die Gartenbank und in süßem Dusel haben sie den berühmten „Niewiedererwachens wahnlos hold bewußten Wunsch." — Nur selten unterbricht diese gräßlich lange Szene der Ruf Brangäne's, der den Tag kündet und zur Vorsicht mahnt. Da plötzlich stürzt der treue Kurwenal herein, weckt die beiden aus ihrer nimmer endenden Umarmung und meldet die plötzliche Heimkehr Marke's (Hr. Zottmaier). Dieser erscheint auch, von Melot, dem Verräther (Hr. Heinrich) geführt und von seinem Jagdgefolge begleitet auf der Bühne; nach kurzem Kampfe schlägt Melot dem Tristan eine tiefe Wunde und der Vorhang fällt. Das lange Liebesduett wird nur durch die naive gedehnte Rede des Königs, der immer wissen will, warum ihm Tristan das gethan habe, an Langweiligkeit überboten. Die Musik zu dem Duett ist gegen den Schluß hin ein roher berauschender Trank, mit allem Raffinement ersonnen, aus derbem Materialismus bereitet, mit einer Portion Poesie gemischt und von betrunkenen Bacchantinnen kredenzt; er wirkt nimmer auf die zarten Fühlfäden des Gemüthes, er wirkt allein auf das Rückenmark und daher ist es kein Wunder, daß seine Wirkung zunächst die Jugend verspürt. — Allgemein übereinstimmender Beifall rief auch diesesmal das Schnorr'sche Ehepaar, welches wirklich mit einer dramatischen Kraft sang und spielte, wie wir es nie vereinigt gefunden. Das sind gewaltige Musterbilder für derartige Partien und wer sie gesehen, der findet er begreiflich, daß nur von der Existenz eines solchen Künstlerpaares die Möglichkeit einer Aufführung dieser Oper abhängt. — Im dritten Akt finden wir Tristan an der erhaltenen Wunde krank in seiner Burg Kareol, den treuen Kurwenal ihm zur Seite. Dieser hatte nach der „Aerztin" geschickt, und als Tristan erfährt, daß Isolde kommen werde, durchrieselt ihn die ganze Seligkeit der genossenen Stunden; von einem Extrem zum andern springend, wie es einem Fieberkranken zukommt, erwartet er wilderregt die Ankunft der Süßholden, und als er endlich die sichere Kunde von dem Nahen ihres Schiffes erhält und Kurwenal an den Strand zu Isolden eilt, da schreit Tristan auf in wonnigem Entzücken, da greift er „im freudigen Rasen" nach seinem Verband, reißt ihn ab, das Blut strömt durch die neugeöffneten Thore, eine Musik ertönt in nie gehörtem Lärm; was der Sänger noch an Stimme vorräthig hat, wird jetzt losgelegt, sein Hals schwillt an, wir sehen das krampfhafte Spiel seiner Gesichtsmuskeln, wir sehen das gewaltsame Oeffnen und Schließen des Mundes, das ängstliche Rollen des Auges, doch wir hören keine Stimme, noch wilder tobt der Lärm, noch wüthender brüllt der Sänger, nachher braucht er ja keine Stimme mehr, das Spiel der Muskeln wird noch lebendiger, noch grausamer arbeitet der Dirigent, da schlägt er todt hin, der wahnsinnige Tristan und unter diesem Höllenspektakel tritt Isolde auf. Sie ruft ihrem Tristan bekümmert zu: „Auf! Noch einmal! Nur eine Stunde bleibe bei mir wach!" — umsonst — Tristan liegt verendet und weinend sinkt sie auf seine Leiche. Oben auf der Warte steht Kurwenal, er bemerkte ein zweites Schiff, er kennt es, es gehört Tristans königlichem Ohm. In flüchtiger Eile, von einem Hirten unterstützt, verrammelt er mit Steinen den Eingang der Burg; er glaubt nicht an Marke's friedliches Erscheinen, die Burg aber ist bald erstiegen, jedoch nicht eher als Melot von Kurwenal getödtet ist. Marke kommt, um den Liebenden seine Verzeihung zu bringen, er kommt auch diesesmal zu spät; Tristan liegt ohne Leben und auch Isolde legt sich zu seligem Liebestod nieder. „Soll ich athmen, soll ich lauschen? Soll ich schlürfen, untertauchen, süß in Düften mich verhauchen? In des Wonnemeeres wogendem Schwall, in der Duft-Wellen tönendem Schall, in des Welt-Athems wehendem All — ertrinken — versinken — unbewußt — höchste Lust!" Das sind ihre und der Oper letzten Worte und unter dem Schein der untergehenden Sonne endet und verduftet sie.

Nachträglich ist noch der herrlichen Dekorationen Erwähnung zu thun, welche von den HH. Angelo Quaglio und Döll geschaffen wurden. Ersterer malte ein Schiff, groß und geräumig, mit phantastischem Schiffsschnabel, welches die Szene für den ersten Akt bildet, sodann die Burg Tristans im dritten Akte. Herr Döll schuf für den zweiten Akt einen Park an der Burg Marke's der den Beschauer in eine wahrhaft poetische Stimmung versetzt. — Die Maßregeln für das Parterre und die Galerie, die wir neulich mitgetheilt haben, werden von dem Theater nicht zugestanden, das Gerücht davon erhält sich aber doch mit auffallender Uebereinstimmung.

Das Loos der Erfinder.

Als Bonaparte, damals noch erster Consul der Republik, den Gedanken einer Landung an der englischen Küste ins Auge gefaßt und zur Verwirklichung desselben Anstalten gemacht hatte, soll ein armer Teufel von vagierenden Yankee, der im Jahre 1767 irgendwo in Pennsylvanien geboren worden, vor Bonaparte getreten sein und zu ihm gesagt haben: „Das Meer und Englands Flotten verwehren Euch den Zugang zu Eurem Feinde. Wohlan, ich besitze ein Mittel, Euere Heere binnen wenigen Stunden, den Winden und Wellen und feindlichen Orlogschiffen zum Trotz, nach Albions Gestaden hinüberzuschaffen." Damit überreichte der Mann eine Denkschrift, in welcher sein wunderbares Mittel erörtert war, und der erste Consul, auf welchen der Fremde einen „ideologischen" Eindruck machte, überwies diese Denkschrift den Hochweisen der Akademie. Die Hochweisen aber, siehe, zogen die Brauen professorlich hinauf und die Schultern doktorlich hernieder und sprachen mit der ganzen Salbung des Zunftbewußtseins: „Charlatanerie!" Worauf Bonaparte erwiderte: „Ich dachte mir's. Gebt dem Kerl den Laufpaß." Der Kerl war Robert Fulton und die Charlatanerie die Erfindung des Dampfschiffs. Nur eine Variation eines sehr alten immer neuen Themas: — Die wahren Helden der Menschheit sind in den Augen der Hochweisen und Hochmächtigen bloß Charlatane. Und in den Augen des Volkes? Das Volk kennt sie nicht.

Druckfehlerberichtigung. In der vorigen Nummer 24 S. 96 Spalte 1 bei dem (Eingesandt) „Gottes Gruß ꝛc." ist in der vorletzten Zeile statt „Zungen" zu setzen Zeugen.

Räthsel.

Gekleidet in der Unschuld Kleid —
Verträglich still sind wir auf grüner Flur zerstreut;
Doch wo es Menschen gibt, fehlt's da wohl je an Streit?
Man störet grausam unsern stillen Frieden,
Umgibt — die Waffen in der Hand —
Von allen Seiten unser kleines Land,
Und zwingt uns gegen uns zu wüthen.
Hier tritt, besiegt, ein Theil der Kämpfer ab,
Hier fällt — mit bangem Klaggeläute
Der Bruder an des Bruders Seite,
Vom Feind verfolgt, ins off'ne Grab,
Kaum, daß ihm noch die Ehre übrig bleibt,
Daß man den Todesfall in's Sterbregister schreibt;
Doch ruhig — stützt uns nicht bei unsers Kummers Wehen,
Der größte Trost: wir werden auferstehen!

Auflösung des Räthsels in Nr. 24:
„Sommernachtstraum."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 26. Sonntag, den 25. Juni. 1865.

Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht wie?

H. H.

Jugend und Erziehung
Karl August's von Weimar.
Von
C. A. H. Burkhardt.
(Schluß.)

Voll Sorgen mochte Görtz, dem der Erbprinz ganz überlassen war, auf die Zukunft hinblicken. In Belvedere war in einem der Pavillons für den Sommer eine eigene Hofhaltung eingerichtet, der Erbprinz lebte dort mit seinem Erzieher, den er nur Abends von 6 bis 7½ Uhr verlassen durfte, um die fürstliche Mutter zu besuchen, in vollständiger Abgeschlossenheit.

Nur in einigem zeichnete sich Karl August aus: durch unbegrenzte Liebe zu seiner fürstlichen Mutter; mit ihrer Hilfe durfte Görtz auf Erfolge rechnen; sie war das Motiv zu allem Guten, sie betrüben, war für den jungen Prinzen das Unerträglichste, was es nur geben konnte.

Ueber Alles verfügte Görtz. Niemand näherte sich ohne seine specielle Erlaubniß. Voll fürstlichen Bewußtseins stolzirte dort der kleine Erbprinz mit seinem polnischen Orden, seiner grünen ungarischen Weste und dreifach mit Silber besetzten Beinkleidern, Säbel und Säbeltasche, Dolman und Quastenmütze, das sich Alles zur Abwechselung in den verschiedensten Farben, in Blau und Lilla, in Weiß und Roth wiederholte.

Und doch sah Görtz mit festem Vertrauen auf die Zukunft. Hatte er doch vor Allem die trefflichste Mutter Amalia zu seiner Stütze, die mit seltenem Ernst und Interesse Alles verfolgte, was sich in Görtzens halbjährigen Erziehungsberichten an Trefflichem und minder Gutem herausstellte. Kein Mittel wurde gescheut, um auf das Herz des Kindes zu wirken. Für Wohlthaten, die Karl August mit eigener Hand spenden mußte, waren allein 400 Thaler jährlich ausgesetzt.

Immer und überall sollte er die Gelegenheit haben, in seiner Stellung sich des Leidens Anderer bewußt zu werden und seiner Aufgabe, dasselbe zu lindern.

Ganz anders waren die Fortschritte auf geistigem Gebiete. Am Ende seines fünften Jahres las er fast ohne Anstoß; den Trieb, sich zu unterhalten, bewies er selbst während des Frisirens; er nahm in der Regel Gellert's Fabelbuch zur Hand, selten verließ ihn sein gutes Gedächtniß im Recitiren der Lafontainischen Fabeln und allmählich gab sich zum Trost des Erziehers auch die Regung des Herzens zu erkennen. Mit Freuden konnte Görtz berichten, daß der Prinz aus eigenem Antriebe Rechenschaft über sein Verhalten zu geben suche.

Was Karl August war und versprach, stellte das sechste Jahr seines Lebens, wo sein jüngerer Bruder, der nur 1 Jahr und 5 Tage weniger zählte, an dem Unterricht Theil nahm, in volle Klarheit. Ein weit klarerer Verstand zeichnete ihn vor diesem aus; er fühlte sich mächtig gegen den Jüngeren, den er zu meistern suchte, wo er konnte. Ganz unverhohlen trat das Vergnügen über die Schwächen seines Bruders zu Tage, der ihn früh an herzlicher Empfindung überholte, aber auch den Trieb der Nachahmung und die mindere Selbständigkeit nicht bergen konnte. Alles bemerkte Karl August; für ihn gab es in der Erziehung überhaupt nichts ohne das Warum! Was ihn nicht ansprach, darüber ging er mit Leichtigkeit hinweg. Gespräche über die Leiden Anderer wußte er mit Geschicklichkeit in andere Bahnen zu lenken, bis dann plötzlich eine momentane Regung des Herzens Platz griff, und er — Thränen im Auge — mit Wohlthaten die überschüttete, die solcher bedurften. Dabei war er abgeschlossener Natur; Gleichalterige genügten ihm nicht im Umgange. Ganz wie Goethe verkehrte er lieber mit Erwachsenen und in ganz vorzüglichem Maße zeichnete ihn der Ehrgeiz aus; das geringste Lob seiner Lehrer hatte für ihn das Gift der Schmeichelei.

Es liegt nicht in der Absicht, Schritt für Schritt in allen Disciplinen die Fortschritte des Hochbegabten zu zeichnen. Sie ergeben sich gewissermaßen von selbst.

Es war eben doch noch der vorherrschend französische Einfluß, daß Karl August eher französisch als deutsch schrieb, und daß mit gar wenig Harmonie eine Menge Bücher zur Erweiterung der Bildung eines so jugendlichen Gemüthes herangezogen wurden, die vor der heutigen pädagogischen Kritik schwerlich stichhaltig erscheinen dürften.

Wenn man erwägt, daß einem fünfjährigen Kind zur Erlernung des Latein Ovid's Werke eher als Eutrop's römische Geschichte gegeben, wenn man sieht, daß Genealogie und Heraldik neben den Anfangsgründen in deutscher Geschichte, geistliche Oden mit der Fluth religiöser Bücher neben Gellert's Fabeln hergingen, so charakterisirt das die ganze Erziehungskunst des vorigen Jahrhunderts, in der man sich nicht klar war, wie man Stufe für Stufe weiter gehen sollte.

Seit dem siebenten Jahre war in Karl August's ganzem Wesen eine merkwürdige Umänderung bemerkbar. Sein Fleiß nahm in bedenklicher Weise ab und seine Lebhaftigkeit schlug in zügellose Wildheit um. Es war die Zeit, wo er mit seiner schweren Artillerie, zwei aus einer Auction gekauften und hergestellten Kanonen, die Belvedere'schen Wege unsicher machte, und wie Görtz sagt, ihm nur angenehm war, was er selbst verrichten

könne. Aufmerksamkeit schien für immer dahin zu sein; nur sein sich selbst gefälliges Aeußere zog ihn an. Er war so eitel auf seine Kleidung, daß er aus einer ganzen Sonntagspredigt nicht ein einziges Wort zu referiren im Stande war; er gestand zu, daß er nur an seine Kleider gedacht habe.

Und wenn er Abends schriftlich Rechenschaft von dem Tagesleben gab, so überging er selten einen Fehler, bemerkte aber das Gute mit solchem Vergnügen und Nachdruck, daß das mindere Gute wenig Eindruck machen konnte. Die Geschichte seines eigenen Hauses hatte er vollständig wieder vergessen. Es sind schwere Jahre, schrieb Görtz, zu denen Segen von Gott und Geduld gehört. Er verzweifelte wohl selbst an seiner Einsicht. — Hätte der Erbprinz, bemerkte er weiter, nicht die großen Vorzüge der Geburt und ihm die Vorsehung nicht eine so hohe Bestimmung gegeben, so wollte ich ohne Furcht mir das Größte versprechen. Aber eben diese Umstände nebst den, zumal an einem Hofe nicht zu meidenden und einem solchen Gemüthe höchst schädlichen Schmeicheleien erschweren allen guten Erfolg bis in's Unendliche. Görtz stand in Karl August's achtem Lebensjahre daran, fürchten zu müssen, daß er den Schwierigkeiten seines Amtes unterliegen müsse.

Da im neunten Jahre trat die Umkehr zum Bessern ein. Nur an dem Punkte war des Prinzen Wille schwer zu lenken, wo er nicht sofort die Ursache und das Ziel gewisser Anordnungen erkannte. Aber obwohl Meister von sich so früh, sagt Görtz, als man es nur sein könne, war er in jenem Alter mehr als je zur Verzärtelung geneigt. Ohne hochmüthig zu sein, fehlte es ihm an einem gewinnenden, einnehmenden und höflichen Wesen; auch hierin war er der diametrale Gegensatz zu seinem Bruder. — In allen Fächern des Wissens machte er, nachdem einmal die Periode des Sturms vorüber war, die reißendsten Fortschritte; das Latein war ihm formell so geläufig, daß er die schwersten Stellen des Livius mit Leichtigkeit übersetzte, ebenso excellirte er in Mathematik, Physik, und Geschichte; besonders die Ernestinische war ihm die angenehmste Disciplin. Nur im Französischen war in der Conversation kein rechter Fortschritt bemerkbar, während er Zeitungen — sie waren damals nicht gefährlich — liebte und die Malerei dem Zeichnen in solch einer Weise vorzog, daß den Anschaffungen der vielen Farbenkästen nach zu urtheilen, er einer der productivsten Kunstschüler seiner Zeit gewesen zu sein scheint. Musik war nicht sein Fach; es will uns scheinen, daß er mehr Geigenbogen und Tasten des Claviers zertrümmerte, als Fortschritte bemerkenswerth waren. Freilich muß man auch gerecht sein, Karl August lebte nicht in den Zeiten, wo eiserne Mechanik für Liszt'schen Anschlag Sorge trug, und man darf seine scheinbar ungerechtfertigten Kraftäußerungen auch damit entschuldigen, daß Fechten und Musik in ein und derselben Stunde aufeinander folgten.

Je weiter Karl August in den Jahren vorschritt, desto mehr zeigte sich seine geistige Ueberlegenheit, der gemeinsame Unterricht mit seinem Bruder war auf die Dauer unmöglich. Nur in den Fächern, zu denen eine technische Fertigkeit gehört, hatten sie combinirten Unterricht. Und von der Zeit an eilte Karl August seinem jüngern Bruder so weit voran, daß an ein Erreichen und Gleichkommen nicht mehr zu denken war. Bei all' dem war er im zwölften Jahre noch völlig kindlich, die zärtlichste Liebe zu seiner Mutter zeichnete ihn in seltener Weise aus. Aber es fehlte ihm an einer feinern Politur seines Charakters; vom geselligen Zusammenleben zog er sich gern zurück; er vertiefte sich viel lieber in die Lectüre historischer Schriften. Er las Voltaire und Molière mit großer Geläufigkeit, ihn unterhielten die Irrfahrten Robinson's, ein Buch, das damals den ersten Ruf in der großen Menge der Kinderbücher und Volksschriften behauptete. Großen Eindruck machten auch auf ihn die Schriften Wieland's, der von Erfurt aus ziemlich oft am Weimarischen Hofe verkehrte. Selten wird es einen Knaben von dem Alter geben, der mit solchem Interesse Alles erfaßte und in sich verarbeitete, als Karl August.

Nur eines fehlte noch, worauf Görtz unablässig seit zwei Jahren hindrängte, das Schauen anderer und größerer Verhältnisse. Nicht etwa Reisen wollte er, sondern den Aufenthalt an fremden Orten. Darauf ging Amalia nicht ein, in ihren Resolutionen ging sie stets mit Stillschweigen über diese Forderung hinweg.

Und so nahte die Zeit, wo Karl August nach Beendigung des dreizehnten Jahres in der Pfingstwoche des Jahres 1771 confirmirt wurde. Eine umfassende Prüfung, welche beide Prinzen zum ersten Mal vor der fürstlichen Mutter und dem Conseil abgelegt, durfte die Ueberzeugung gewähren, daß Karl August völlig reif zu diesem wichtigen Schritt geworden sei.

Weiter und weiter drängte Görtz zu erreichen, was zur ferneren Ausbildung noch nöthig schien. In größerem Umfang wurde die Landesgeschichte betrieben; er beantragte den Unterricht in der Logik und Geschichte der Philosophie, im Staats-, Natur- und Völkerrecht, und da die bisherigen Lehrkräfte Seidler's, Herrmanns und Albrecht's nicht hinreichten, richtete man neben Wieland, der an der Universität Erfurt einen Lehrstuhl behauptete und den Prinzen in den philosophischen Wissenschaften unterrichten sollte, sein Augenmerk auf den Jenenser Professor Mayer und den Geh. Rath Schmidt, die Karl August in die Jurisprudenz einzuführen die Aufgabe hatten.

Görtz war mit der Wahl Wieland's in völliger Uebereinstimmung. Ich bin, schrieb er, nicht allein völlig beruhigt, sondern habe auch die gegründete Hoffnung, daß durch Wieland's ruhmvolle Wahl die weitere Erziehung und Bildung des Herzens auf das Aeußerste erleichtert wird. Zum Glück des weimarischen Landes darf ich der glücklichen Vollendung meines Erziehungsgeschäftes entgegensehen, welches in vielen Fällen kummervolle und traurige Aussichten darbietet. — So trat Wieland am 28. August 1772 in weimarische Dienste über. Ueber die Art und Weise meines Unterrichts werde ich mich nicht näher erklären können, sagt er in seinem Exposé. Alles wird sich nach den besonderen Fähigkeiten und Bedürfnissen der Lernenden richten und ich kenne mehr als einen „Weg zum Tempel der Weisheit."

Sicherlich, kann man behaupten, hätte Amalia diesen Weg nicht eingeschlagen, sondern den Prinzen die höhere wissenschaftliche Bildung auf einer Universität geben lassen, wenn es ihr gelungen wäre, den Abt Jerusalem in Braunschweig für ihre Ideen zu gewinnen.

Noch ehe sie an Wieland dachte, wendete sie sich an diesen trefflichen Gelehrten, hörte seinen Rath über die Wahl einer Universität und ob er, der das unzweifelhafteste Vertrauen der Fürstin besaß, sich entschließen könne, die Prinzen zu begleiten. Aber Abt Jerusalem dankte in der rührendsten Weise für diese Gnade, seines hohen Alters wegen schlug er die Ehrenstelle aus. Und da er nicht für die Universitäten Genf und Straßburg, allerdings aus weit gewichtigeren Gründen als aus dem, daß dort nur „wilde Engländer" sich aufhielten, — sein konnte, vielmehr Utrecht vorschlug, um in der Nähe des Haags, der besten Staatsschule Europa's, zu sein, da zerschlugen sich die Aussichten Amalia's, und ihre Söhne vollendeten an ihrer Seite ihre Universitätsstudien in Weimar.

Zwei Jahre hindurch bis gegen Ende 1774 genossen beide Prinzen den trefflichsten Unterricht in den philosophischen und juristischen Disciplinen, nachdem noch Karl August sich des Englischen befleißigt und sein Bruder für die militärische Laufbahn durch den eigens dazu berufenen Hauptmann Karl Ludwig Knebel vorbereitet wurde.

Längst hatten Görtzens ernste Sorgen um seinen fürstlichen Pflegbefohlenen aufgehört, ihm war die Gewißheit geworden, daß Karl August der würdige und dankbare Sohn seiner Mutter und der Vater seiner Unterthanen werden würde.

Aber noch hatte Görtz seine Aufgabe nicht beendet. Der innigste Wunsch Amalia's, daß Karl August möglichst früh auf die Prinzessin Louise von Darmstadt seine Wahl lenken möchte, veranlaßte ihn, am Ende des Jahres über Karlsruhe, wo der Prinz die ihm bestimmte Braut sehen sollte, in Begleitung des jüngern Prinzen zu reisen.

In der ersten Hälfte des December 1774 gingen sie dahin ab. Bezeugt etwas, was Karl August geworden, mit welcher kindlichen Verehrung er seine Mutter liebte und was sie ihm war, so gibt es wohl keine geeignetere Periode aus dem Leben Beider als diese. — Schreiben Sie mir Alles, sagte Amalia zu Görtz, so oft es nur möglich ist, Alles, was meine Kinder betrifft, selbst das Unbedeutendste interessirt mich unendlich. — Und

wieder Karl August; seine Briefe athmen die kindlichste Liebe; wo wird die Herzensfreude, Sie wiederzusehen mich froh machen.

Amalia hatte erreicht, was sie erstrebt. Glücklich, als sie den Brief in Händen hielt, in dem ihr Karl August zugestand, daß seine Vermählung mit Louise hinausschieben, das Glück seines Lebens verzögern hieße.

Von Paris über Straßburg, Karlsruhe und Erlangen kehrten die Prinzen Mitte Juni 1775 zurück — Wie Karl August die Welt durchwandert, mit welch' offenem Auge er sah, was ihn interessirte und von untergeordnetem Werth erschien, das beweist sein Briefwechsel mit seiner theuern Mutter. Man darf sagen, Görtz hatte vollendet, was er unter den schwierigsten Verhältnissen begonnen.

Und als der dritte September 1775 nahte, an dem Karl August die Regierung seines Landes aus der Hand seiner treuen Mutter empfing, da noch einmal ließ Görtz seine Mahnung hören und er schrieb dem jungen Herzog:

„Morgen also, lieber Prinz, werden Sie das erhabene Amt, wozu Sie die Vorsehung bestimmt hat, antreten, und anfangen, der Vater von vielen Tausenden Ihresgleichen, und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird. — Mögen Sie sich stets dieser ernsten und wichtigsten Stunden erinnern.

Lassen Sie keinen Tag vorübergehen, ohne von der Glückseligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu sein! Die meisten Fürsten machen sich unglücklich, weil sie die hohe Stufe, auf der sie stehen, für eine Last ansehen; sie suchen sich deshalb durch frivole Lustbarkeiten Zerstreuung zu verschaffen, und vergessen auf der Jagd oder im Schauspielhause ihre Pflichten. Vergeblich suchen sie dort Befriedigung für ihr Herz, diesen empfindsamen Theil ihres Wesens, und unglücklich sind sie, wenn sie dessen Regungen ersticken. Gewöhnen Sie sich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und freuen Sie sich, daß Sie die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, zu jeder Stunde Ihresgleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie sich am leichtesten das höchste Glück verschaffen können; mit jeder Morgenröthe nehmen Sie sich vor, Gutes zu thun, und am Abend mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Vorsatz erfüllt haben."

Was soll unser Geist doch voll Hochmuth sein?*)

Von Abraham Lincoln.

Was soll unser Geist doch voll Hochmuth sein?
Wie Wolkengebilde, wie Blitzesschein,
Wie ein sinkender Stern, wie die Woge sich bricht,
Schnell trennt ihn das Grab von dem rosigen Licht.

Wie von Eichen und Weiden der Herbstwind streift
Die Blätter und welk durcheinander sie häuft,
So wird Jugend und Alter des Todes Raub,
Der Fürst und der Bettler zerfallen in Staub.

Das Kind, der Mutter theuerstes Gut,
Die Mutter, der's eben am Herzen geruht,
Der Vater, der segnend sie beide umfaßt,
Sie alle erstarrten im Tode erblaßt.

Deine rosige Wange, dein leuchtender Blick,
O Mädchen, der Liebe, der Jugend Glück,
Sie liegen im stummen, im finstern Grab
Mit ihm, der so glühende Küsse dir gab.

Die Königshand, welche das Scepter trug,
Der Priester, der Geister in Fesseln schlug,
Der Weise, der Held, den der Dichter uns preist: —
Verloren, versunken, von Würmern verspeist.

Der Bauer, der schwer sich durch's Leben geplagt,
Der Hirte, der flink über die Felsen gejagt,
Der Bettler, der ängstlich die Gabe erspäht,
Sie schwanden wie Gras von der Wiese gemäht.

Sie Alle vergingen, wie Blumen verblüh'n,
Sie wichen, daß And're nach ihnen sich müh'n;
Nach Tausenden Tausend — in Wonne, in Leid, —
Im ewigen Wechsel das Alle erneut.

Was unsere Ahnen — das sind wir auch heut:
Dieselbe Natur uns're Blicke erfreut;
Wir trinken vom Quell, an dem sie auch geruht,
Es wärmt uns der nämlichen Sonne Gluth.

Wir denken nichts Neues, was sie nicht gedacht,
Wie sie, schreckt uns auch des Todes Nacht,
Wir klammern, wie sie, an das Leben uns fest,
Das doch Alle im Fluge erlahmen läßt.

Sie liebten — die glühenden Herzen sind kalt;
Sie zürnten — die Flüche sind längst verhallt;
Sie weinten — die Augenhöhlen sind leer;
Sie jubelten — Todte jubeln nicht mehr.

Sie starben, ja, starben — wir wandeln dahin
Auf Blumen, die ihrem Moder entblüh'n,
Sind Gäste des Hauses, das sie sich erbaut,
Und schau'n, was die tausenden Wand'rer geschaut.

O Hoffnung, Verzagen, o Lust und Pein,
Ihr wechselt wie Regen und Sonnenschein,
Mit Lächeln und Thränen, in Nacht und Licht,
Wie Brandung auf Brandung im Strome sich bricht.

Wie ein Athemzug nur, wie des Auges Blick,
So kurz ist der Weg in das Nichts zurück,
So kurz vom Palaste zum Todtenschrein:
Was soll unser Geist da voll Hochmuth sein?

*) Dieses, von dem hingeschiedenen Präsidenten der Union vor vielen Jahren geschriebene Gedicht in fünfgetreuer Uebertragung dürfte jetzt mit Interesse gelesen werden.

Die Marseillaise.

Die Marseillaise — das „revolutionäre Tedeum," wie Göthe sie genannt hat — ist eine der wenigen schicksalsmäßigen Erscheinungen in der modernen Geschichte Frankreich's, welche nicht von Paris über das Land ausgegangen sind. Gedichtet von Rouget de l'Isle, einem Juraissier, Geniecapitain bei der Besatzung von Hüningen, wurde die gewaltige Hymne der Schlachtgesang des an der Ostgränze Frankreichs gegen die Coalition sich sammelnden Rheinheeres, flog, zuerst in Straßburg im Hause des Maire Dietrich gesungen, von Stadt zu Stadt und wurde durch das Pikenbataillon der s. g. Marseiller Föderirten, welches auf Barbaroux's Betreiben am 29. Juli 1792 in Paris anlangte, dorthin gebracht. Daher der Name Marseillaise. Die Pariser vernahmen das Lied zum erstenmale von der Bühne der Oper aus dem Munde eines Choristen, welcher es in einem Zwischenakt anstimmte. Worte, wie Weise, wühlten die Herzen der Hörer in ihren Tiefen auf. Dumouriez, der doch fürwahr nicht gerade ein Rebler und Phantast gewesen, hat bezeugt, daß die Marseillaise für das Schlachtfeld dieselbe elektrisirende Wirkung gethan, ja da erst recht: — bei Jemappes, am 6. Nov. 1792, bringt er die schon mehr als halb verlorne Schlacht zum Stehen, indem er mit heller Stimme das wundersame Lied anstimmt und den dadurch bewirkten „Elan" seiner Bataillone rasch benützend das Treffen zum Siege wendet. — Seltsame Fügung, daß dieser Päan der Revolution, welcher für so viele Tausende und wieder Tausende von Deutschen zu einem Todtenmarsche werden sollte, zuerst in der deutschen Stadt Straßburg seine Adlerschwingen gelüftet hat. Eine seltsamere noch, daß die welthistorisch gewordene Melodie von de l'Isle's Lied sechzehn Jahre vor Entstehung des Textes von einem deutschen Musiker (Holtzmann) ersonnen wurde, der sich gewiß nicht träumen ließ, daß der Satz des „Credo" einer seiner Messen dereinst den Feuerworten des revolutionären Sturmlieds brausende Fittige leihen würde. Lamartine, der in seinem glänzenden historischen Roman von den Girondisten so oft über jene, Personen und Ereignisse blitzartig erleuchtende, Schlag-

lichter gebietet, wie nur poetische Inspiration sie an die Hand gibt, hat wahr, wenn auch etwas geziert, gesagt: „Die Noten dieser Melodie rieselten gleich der auf dem Schlachtfelde in noch heißes Blut getauchten Fahne. Sie machte erbeben, aber dieses das Herz mit seinen Schwingungen erfassende Beben war furchtloser Art. Sie gab Schwung, sie verdoppelte die Kräfte, sie verschleierte den Tod, sie goß die Trunkenheit des Kampfes in die Sinne und die Seele des Volkes."

Schon vielfach ist die Behauptung ausgesprochen worden, daß der Gang die Physiognomie des Körpers ist und daß die verschiedenen Bewegungen im Gehen, die ganze Haltung des Körpers ein Ausdruck unseres Willens sind, die, wie die Sprache, unsere Gedanken verrathen. Es erinnert uns dies an eine Anekdote, die ein alter Diplomat von der Kaiserin Maria Theresia erzählt. Dieser wurden einst 3 Prinzessinnen vorgestellt, unter denen sie eine als Gemahlin für einen Prinzen auswählen sollte. Ohne ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben, entschied sie sich für die zweite. Ich habe sie aus dem Wagen steigen sehen, erklärte sie später dem Diplomaten; die ältere that einen falschen Tritt, die zweite stieg natürlich und ungezwungen aus, die dritte sprang über den Tritt hinweg. Die älteste muß demnach linkisch und ungeschickt und die jüngste muthwillig und leichtsinnig sein. Und so war es.

Das Städtewesen hat in der jüngsten Zeit wieder eine seit dem Mittelalter verschwunden gewesene Bedeutung erlangt. Die Großstädte wachsen plötzlich im kolossalsten Maßstabe. Europa umfaßt dermalen drei Städte mit mehr als einer vollen Million, drei weitere mit mehr als einer halben Million Menschen: das gewaltige London (nach der Zählung von 1860) mit 2,800,000, Paris mit 1,700,000, und Konstantinopel mit angeblich 1,075,000. Dann kommen Berlin mit 630,000, Wien und St. Petersburg mit je 580,000. Kolb bezeichnet die Städte mit einer Bevölkerung von 200,000 bis 500,000 als Großstädte dritter Klasse. Es gibt deren 16, und davon gehören nicht weniger als 7 dem großbrittannischen Staat an; Frankreich und Rußland haben je 2, Italien (ohne Venedig), Belgien, Niederlande, Spanien und Portugal je 1; Deutschland ist zur Zeit in dieser Kategorie nicht vertreten. — Eine vierte Klasse bilden die Städte von 100—200,000 Einw. Es sind ihrer 42, wovon 8 auf Großbrittannien und 7 auf das deutsche Bundesgebiet kommen (Hamburg 180,000, München 166,000, Prag 142,000, Breslau 140,000, Dresden 140,000, Köln 119,000, Triest 105,000, Frankreich und Italien erscheinen mit je 5, Spanien mit je 3, Belgien mit je 2 ꝛc.) — So ergibt sich für ganz Europa eine Gesammtzahl von 64 Großstädten mit mehr als 100,000 Bewohnern, wovon 16 in Großbrittannien, 9 im deutschen Bundesgebiete (im ganzen österr. Kaiserstaate 5, in ganz Preußen 3, im übrigen Deutschland 3). In Frankreich finden sich 8, in Italien (ohne Venedig) 6; in Rußland nur 4; eben so viel in Spanien; in Belgien und der Türkei je 3, in den Niederlanden 2, in Dänemark; Schweden, Portugal und Rumänien je 1. Hieran reihen sich die Mittelstädte, nämlich a. 76 Gemeinden mit 50—100,000 Einw.; b. 48 zwischen 40 und 50,000 und c. 146 zwischen 25 und 40,000. Von der Gesammtzahl dieser Mittelstädte (270) sind 54 in Großbrittannien, 39 in Frankreich, 36 im deutschen Bundesgebiete (33 in Gesammtösterreich, 16 in Gesammtpreußen, 21 im übrigen Deutschland). Italien erscheint (ungerechnet Venetien) mit 22, Rußland mit 26, Spanien mit 13, Belgien mit 8, die Niederlande mit 7 ꝛc. — England ist weitaus am reichsten an Groß- und Mittelstädten, dann kommen fast gleichstehend Frankreich, Deutschland und Italien. Arm an solchen Mittelpunkten sind Spanien und Rußland, was unverkennbar mit der ganzen Kulturentwickelung dieser Länder zusammenhängt. (N. Frankf. Ztg.)

Das Oberpostamt in London ist an sich eine kleine Welt; eine wunderbare Ordnung bei einem Verkehr, der in's Unglaubliche geht, herrscht darin. Was aber das Herabsetzen des Briefporto's, welches seine Einrichtung dem Oberpostmeister Sir Rowland Hill verdankt, wirkte, zeigen folgende amtliche Nachrichten. Im Jahre 1839, dem letzten der früheren Einrichtung, war die Zahl der Briefe 76 Millionen, 1863 betrug sie 642 Millionen! Die Zahl der Postämter, Briefkästen ꝛc. war von 4,500 auf 14,776 gestiegen, die Einnahme von 2,390,763 Pfund Sterling auf 3,800,000 Pfund Sterling. Rechnet man dazu: 130,000 Pfund Sterling für Zeitungsstempel und die Einnahme von durch die Post ausbezahlten Geldanweisungen von 16,494,000 Pfund Sterling, so gibt sich eine Posteinnahme von einer in der That respektabeln Summe. Als Ergänzung dieser Angaben möchte zu beachten sein, daß die Posten, welche diesen schriftlichen Verkehr befördern, täglich 160,000 englische Meilen in dem vereinigten Königreiche zurücklegen, wovon 50,000 Meilen auf Eisenbahnen, 72,000 auf Boten zu Fuß, der Rest aber auf Dampfschiffe und Postkutschen kommen.

Eine lebendige Stundenuhr ist wohl eine der seltsamsten Erscheinungen. In der kalten und öden Hochebene der Anden Peru's lebt ein Vogel von der Größe des Staars. Sein Gefieder ist sehr bescheiden: auf dem Rücken braun mit schwarzen Streifen, an der Kehle grau mit zwei dunkeln Binden und am Unterleibe reinweiß; aber er besitzt eine Eigenthümlichkeit, die in der bekannten Schöpfung nur allein ihm zukommt, nämlich Nachts, genau nach jeder vollendeten Stunde, läßt er einen eintönigen, aber weit vernehmbaren Ruf hören. Die Indianer nennen ihn: Jugalzualtpa, „Hahn der Juga's," sein wissenschaftlicher Name ist: Thinocorus Iugae, wie ihn Tschudi benannt hat. Schade, daß er nicht auch die Zahl der Stunden angibt, meint ein Pfiffikus, er könnte dann als Nachtwächter bestellt werden.

(Blauer Montag.) Der Ursprung des sogenannten „blauen Montages" dürfte in einer Verordnung des Kurfürsten Maximilian I. vom 15. November 1605 zu finden sein. Diese enthält eine Abstellung überflüssiger und kostspieliger Zehrungen bei verschiedenen Gelegenheiten, und bestimmt unter Anderem: „daß man keine gemeine Handwerks- oder sonst unvermögliche Leute, weder in den Wirths- noch andern Gasthäusern in der Woche setzen, noch zechen lassen soll, ausgenommen an einem Feiertage Nachmittag, oder, da kein Feiertag in der Wochen, am Montag Nachmittag."

Ein bekanntes Sprüchwort ist: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten." Dasselbe heißt im Lateinischen: „Ne sutor ultra crepidam." Ein Schuhmacher in Siena, der dies oft gehört, und sich darüber geärgert hatte, stiftete von seinem großen Vermögen ein Hospital und ließ über dem Eingang seine Büste anbringen mit der entgegengesetzten Unterschrift: „Sutor ultra crepidam", d. h. „der Schuster geht über den Leisten hinaus."

Charade.

1.

Am Orte, wo ich aufgesprossen,
Ergötze ich durch Ueppigkeit,
Ich werd' im Lande weit und breit
Mit großem Appetit genossen.

2.

Auch mich beliebt man oft zu speisen;
Doch schöner ist's, mein Farbenkleid
Und meiner Farben Lieblichkeit,
Mein flüsternd Zephyrlied zu preisen.

Das Ganze.

Ihr könnt in mir die Mehrheit finden,
Doch bin ich Eins zu gleicher Zeit,
Ein Bild der Treu und Aehnlichkeit,
Wodurch sich mehrere verbinden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:
„Billardkugeln."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 27. Sonntag, den 2. Juli. 1865.

Liegt deine Zukunft dunkel dir versiegelt,
Als wie ein Thal von Bergen rings umriegelt,
Sei nur getrost! es öffnet sich dem Blick
Ein neuer Weg zu neuem Lebensglück! —
Seh' ich voraus, so trübt sich oft mein Blick,
Seh' ich zurück, so segn' ich mein Geschick.

Eckermann.

Die Drangsale einer Frau.

Ein Lebensbild aus Schweden, von Emilie Flygare-Carlén. *)

1. Was die vornehme Dame sah und hörte.

An einem Vormittage im Februar des Jahres 1854 ereignete sich auf einer der entlegensten Straßen von Ladugardslandet in der Nähe des Zolles folgender Auftritt. Einige Schritte von der Hütte eines niedrigen und unscheinbaren Hauses stand ein prächtiger gedeckter Schlitten, bespannt mit einem schönen Pferdepaar, stattlich bedeckt mit dem neuen Schlittennetze. Der Kutscher war abgestiegen, um die Thür offen zu halten, denn es war kein Bedienter da, um diesen Dienst zu leisten. Als die Uhr eben zwölf schlug — der Kutscher hatte schon eine ganze Viertelstunde in den Schnee gestampft — erschien in der Hausthür, aus dem Hause kommend, eine junge Dame, gekleidet in dem ganzen Reichthume eines schönen nordischen Winterkostümes, nämlich schwarzer Seide mit kostbarem Pelzwerk. Um das Gesicht wölbte sich ein kleiner Hut von schwarzem Sammet, geziert mit einer wiegenden Feder und einem Spitzenschleier, welcher das Gesicht zum Theil verbarg. Was von diesem zu sehen war, zeugte von einer fast allzu blassen Farbe und von einem Augenpaar von unbestimmtem Farbenton, der zwischen dem tiefsten Blau und dem lichtesten Schwarz schillerte. Doch der Ausdruck in diesen Augen bildete ihre beste Schönheit: dieser war so, daß ein Fremdling, der sie eben jetzt gesehen hätte, sogleich geahnt haben würde, daß sie von einem jener Besuche käme, an denen gewöhnlich nur das Herz Theil nimmt.

Als sie auf die Straße herausgekommen war, fiel ihr Blick auf eine weibliche Person aus dem Volke, die vor Kälte zitternd mit einem kleinen Kinde auf dem Arme in geringer Entfernung vorwärts schritt. Die vornehme Dame fuhr zusammen und blieb unbeweglich an der Schlittenthür stehen, als die Weibsperson mit dem Kinde stehen blieb, um auf die Anrede eines Begegnenden Antwort zu geben.

„Ja leider, guter Herr!" sagte sie in erregtem Tone; „ich bin gewiß unglücklich auf alle Weise. Mein Mann hat sechs Wochen lang im kalten Fieber gelegen, und meine beiden anderen Kinder sind noch allzu klein, um nach diesem armen Wichte sehen zu können; daher muß ich ihn mitnehmen, wenn ich in die Stadt gehe, um mit Gottes und guter Leute Hülfe ein wenig zum Mittagsessen zusammen zu schaffen. Heute aber habe ich nicht viel Glück gehabt, und um des Kleinen willen wage ich nicht länger in der Kälte an den Straßenecken zu stehen.

„Arme Frau!" Der wohlgesinnte Samariter, der eine Art Künstler zu sein schien, zog sein Portemonnaie hervor, und schwankend zwischen zwölf Schillingen und einem ganzen Reichsthaler, sichtlich bekümmert, daß er nichts dazwischen hatte, gab er ihr endlich den Reichsthaler und verschwand mit der glücklichen Miene eines Menschen, der lieber nur eine einzige Portion zu Mittag ißt, als sich das Bewußtsein einer guten Handlung versagt.

„Andersson!" sagte die junge Dame zu dem Kutscher, und stieg leicht in den Schlitten; „siehst Du diese Frau? Fahre ihr sachte nach und halte still, wenn Du ein kleines Stück Weges entfernt bist von dem Hause, in welches sie hineingeht!"

Der Kutscher nahm seinen Platz ein und setzte den Schlitten in Gang. Die arme Frau ging noch ein gutes Stück Weges. Endlich stand sie still an dem Ende eines Geländers, das einen Thorweg und eine kleinere Thür hatte. Sie ging hinein durch die kleinere, welche offen stand, und begab sich in eines der beiden kleinen Häuser auf dem Hofe. Der Schlitten hielt in einiger Entfernung, und die vornehme Dame stieg so eilfertig hinaus, daß sie noch den letzten Zipfel des Kleides der Frau in der Thür über einer kurzen steilen Treppe verschwinden sah.

Ohne sich zu besinnen, ging die Besitzerin des Schlittens eben diesen Weg, und schon lag ihre feine behandschuhte Hand auf der Klinke der Thür, als sie von einer wahrscheinlich bekannten Stimme zurückgehalten wurde, welche in rohem Tone rief: „Hier, Madam Thungren, werfe ich den Jungen in's Bett — nun mag ihn wer da will zum Betteln leihen! Ich habe keinen guten Markt gemacht, aber ich will dennoch die zwei Stunden bezahlen, wie wir verabredet haben . . . hier sind achtzehn Schillinge!"

„Du Schlampe, Du!" antwortete eine noch schärfere weibliche Stimme. „Hast ja den Jungen drittehalb, ja beinahe drei Stunden gehabt! Wenigstens sollst Du mir noch vier und einen halben Schilling bezahlen."

„Nein, das thu' ich bestimmt nicht, denn da hätte ich ja nichts für die Geschichte. Und dann habe ich ihm ein Mandelbrod gekauft! Laß ihn nun bis morgen sich wieder erholen, so nehm' ich ihn wieder."

*) Aus deren frischen und fesselnden „Stockholmer Skizzen", von denen kürzlich eine deutsche Ausgabe von C. F. Schirf im Verlags-Comptoir zu Wurzen erschien, welche wir sehr empfehlen können.

„Bemühe Dich nicht — er ist schon vermiethet."

„Oho, Madam Lundgren! Ich weiß wo das Mädchen dient, von der Du das Kind hast. Sie soll wahrhaftig erfahren, wie das Kind hier behandelt wird!"

„Pfui, Lotta! Schäme Dich vor so gemeiner Rede! Das arme Mädchen kann mir nur sieben Thaler im Monate geben, und damit käme ich nicht aus, wenn ich nicht mit beitragen könnte!"

Mit frechem Lachen antwortete Lolla: „Ich meine, der Junge selbst muß beitragen! . . . Nun, bekomme ich ihn morgen?"

„Nein, übermorgen . . ."

Die Dame, welche das Gespräch Wort für Wort gehört hatte, war eine Minute lang unentschlossen. Darauf zog sie sich zurück, indem sie zu sich selbst sagte: „Wie abscheulich! . . . doch sie wohnt hier nicht — ich will sie hier im Schlitten erwarten." Sie trat wieder hinaus auf die Straße. In dem Augenblicke, da sie mit dem Schleier vor dem Gesichte wieder auf den Fußtritt stieg, stieß sie einen leichten Ruf aus, in welchem sich so viele Bestandtheile vereinigten, daß man nicht sagen konnte, ob Freude, Erstaunen oder Schrecken am vorherrschendsten war.

Ein junger Mann saß in dem verdeckten Schlitten, streckte ihr lächelnd die Hand entgegen, und rief mit der leicht erkennbaren Stimme des Herrn Kurz, aber doch freundlich dem Kutscher zu: „Die kleine Promenade um den Thiergarten!"

2. Zwischen Mann und Frau.

„Welche Ueberraschung, mein Lieber! Ich glaubte . . ." Die junge Dame sah sich um durch das Fenster, vermuthlich nach der Weibsperson, die sie hatte erwarten wollen.

„Aber was ist's denn, liebe Amelie? Haben Dich vielleicht schöne Lumpen bezaubert? — Wende Dich her zu mir, damit ich sehe, ob Du nicht voller Conspirationen steckst!"

Sie wendete sich um, und als nun der Flor von derselben gefälligen Hand, die ihr neulich beim Einsteigen behülflich gewesen war, aufgehoben wurde, konnte man sie bei dem klaren Sonnenschein, der durch die Scheiben hineinleuchtete, ganz ohne Hinderniß betrachten. Das Gesicht besaß keine Schönheit in Rosen und Lilien: es war vielmehr eine tropische, blaßgelbe Schönheit, und die wunderbar schönen schwarzblauen Augen mit ihren schwarzen gewölbten Bogen und ihrer verschleierten Gluth besaßen über dieser einen Ausdruck von so hinreißender Sanftmuth, daß es verzeihlich gewesen wäre, wenn ein Dichter oder Liebhaber diesen Ausdruck „göttlich" genannt hätte.

Der junge Mann, welcher einen militärischen Grad besaß, führte übrigens den Titel ‚Baron' und wurde beneidet nicht allein wegen seines Reichthums, seiner Unabhängigkeit und seines eisenfesten Charakters, sondern auch darum, weil er nach einer fast vierjährigen Ehe außer seiner Gattin kaum noch ein anderes Weib anblickte. Wie viele Ehemänner in der Welt konnten wohl verfügen über einen solchen Fond von Liebe, eine solche nicht allein buchstäbliche, sondern lebendige Treue, bei welcher die Gewogenheit im Vergleich mit dem Gefühle ein Nichts war! Am allermeisten aber wurde er beneidet, weil dieses liebliche, unwiderstehliche und seelenvolle Weib, dessen sämmtliche Bewegungen Weichheit und Anmuth waren, nur für ihn vorhanden zu seyn schien. Trotz alledem war seine Macht über sie nicht unbedingt; denn er war nicht im Stande, eine Wolke von Betrübniß zu verscheuchen, welche oft einen Schatten über ihr klares Antlitz warf und welche eben in diesem Augenblicke sichtbar war, da sie gleichsam aus ihrem Traume auffuhr, als er ihre Gedanken wissen wollte.

„Was kannst Du meinen, Georg?" fragte sie mit einem Schwanken der Stimme, die man leicht hätte für Zittern halten können: „Conspirationen?"

„Mein Gott, wie feierlich wiederholst Du das Wort! Ich dachte an Conspirationen gegen eine Kasse."

„Aber wie hast Du Dich denn hieher gefunden — wie konntest Du ahnen . . .?"

„Das ist sehr einfach. Ich kam nach Hause, da Du eben weg gefahren warst, fragte, ob man wüßte wohin, und erfuhr, Du hättest dem Kutscher die Hausnummer und die Straße angegeben. Ich glaubte, Du habest in einem von Euren Damen-Comitees von irgend einer armen Familie gehört, und beschloß Dich aufzusuchen, um mich zu überzeugen, daß man Dich nicht betrogen hätte. Ehe ich aber hinkam, sah ich Dich schon wieder herauskommen und darauf weiter fahren bis hieher. Ich ging Dir nach. Da ich jedoch müde war, zog ich es vor, Dich in dem Schlitten zu erwarten . . . Nun, meine liebe Amelie! ich sehe, daß ich Dir keine angenehme Ueberraschung gemacht habe."

„Wenn das wäre, Georg, so wäre der Grund ein dunkler Gedanke an Deine alte Thorheit."

„Bei meiner Ehre," erwiderte Baron T. erröthend, „Du thust mir sehr Unrecht!"

„Um so besser, Georg! Aber Du weißt, daß diese Phantasie-Eifersucht bisweilen eine Finsterniß über den Sonnenschein unsrer Ehe geworfen hat. Bei jeder meiner Handlungen fürchte ich immer Deine Unruhe zu wecken."

„Gesteh', meine Amelie, daß diese hier ganz gelegen kommenden Ideen sehr sonderbar sind! Kann ein Mann, der seine Frau anbetet und sie in den letzten Tagen nicht gesehen hat — ich kam ja gestern Abend spät nach Hause — nicht das Recht haben, sie aufzusuchen, ohne daß es aus Verdacht geschieht? Eher sollte ich mich darüber wundern, warum Du nicht mit mir auf's Land zu meinen Eltern reisen wolltest — ich glaube nicht, daß Husten, Glatteis oder Kälte die Schuld davon trugen"!

„Mein theurer Georg! Ich brauche nicht Deinen flammenden Blick zu sehen — ich brauche nur Deine Stimme zu hören, um zu wissen, daß Du Dich anschickst ein kolossales Luftschloß aufzuführen. Aber ich will Dir gleich alle Deine Materialien wegnehmen und Dir aufrichtig sagen, warum ich nicht mitreiste."

„Dank, Dank! . . . Mir wird so ruhig und warm im Herzen, wenn Du so lächelst! Sage nun die Ursache!"

„Dein Bruder, Georg . . ."

„Wie, Amelie! Er hätte gewagt Dir . . ."

„Ach, wie einfältig Du bist — Du meinst also, es kann mich Niemand ansehen, ohne sich zu verlieben? Denke Dir einmal zum Zeitvertreibe, wenn die Welt von Deiner Schwäche eine Ahnung hätte . . . die Welt, welche nur die Außenseite des strengen, ernsten, vorurtheilsfreien Mannes sieht!"

„Die Welt hat nichts zu schaffen mit unseren inneren Angelegenheiten . . . Nun, mein Bruder?"

„Er hat mich auf eine feine Art verstehen lassen, was ich lange zuvor wußte, daß Deine Mutter es am liebsten sehen würde, wenn sie Dich bisweilen allein besitzen könnte. Sie ist eifersüchtig, und so viel ich mich auch bemüht habe, sie zu gewinnen, so gewinne ich sie doch eben darum nicht, weil Du mich mehr liebst, als sie billigt."

„Das ist wahr, Amelie; sie erkennt aber doch Deinen hohen Werth an. Sie weiß, daß Du eine Frau mit den strengsten Grundsätzen bist, eine Frau, auf welche ein Mann ruhig seine Hoffnung auf irdisches Glück bauen kann, und die weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart die geringste Handlung begangen hat, über welche sie zu erröthen brauchte . . . Wie ist's? . . . Sitzest Du nicht gut? . . . Du bist so unruhig!"

„Gewiß nicht — ich bewege ja nur den Arm! . . . Doch erlaube mir eine Frage: gibt es wirklich auf Erden irgend ein so vollkommenes Wesen, daß jede Handlung desselben spiegelklar ist?"

„Wie kannst Du so fragen, da der Friede meines ganzen Lebens auf diesem Glauben ruht? Du entsinnst Dich ja: als ich Dich zu meiner Lebensgefährtin wünschte, hatte ich den Muth zu sagen, wenn ich auch ein Mädchen bis zum Wahnsinn liebte, so könnte ich mit ihr nimmermehr das rechte Glück finden, wenn ihre Gefühle zuvor einem Anderen geweiht gewesen wären, oder wenn es einen einzigen Punkt gäbe, den sie mir nicht gleich anvertraute. Wahrheitsliebe, strenges Ehrgefühl, Reinheit des Herzens und der Sitten — das alles, außer den zärtlichen Gefühlen, forderte ich von ihr, die ich dafür glücklich machen wollte durch meine Liebe, und die ich ehren wollte durch die tiefste Achtung, wie der Mann das Weib ehren muß, das ein Theil seines eigenen Wesens werden soll."

„Ich entsinne mich sehr wohl Deiner feierlichen Brautwerbung, Georg! . . . Fährt aber nun der Kutscher nicht allzuweit?"

„Er soll gleich umkehren. Willst Du mir nicht erst Deine Meinung sagen?"

„Nein, aufrichtig gesagt, wünsche ich lieber, daß wir von

diesem Gegenstande abbrechen. Glaube mir — ich beschwöre Dich darum — wir würden noch glücklicher sein, als wir schon sind, wenn Deine Gedanken sich nicht sowohl in die Vergangenheit als auch in die Gegenwart und Zukunft vertiefen wollten! Ich liebe Dich so, Georg, ja so, wie wenige Gattinnen lieben können! Störe also nicht unsern Frieden mit Deinen Blicken und Fragen, vor denen ich zittern muß!"

„Ich will Dir blind glauben, Amelie; denn ein Zweifel an Deine Wahrheitsliebe würde . . . Doch genug! Leugnen läßt sich inzwischen nicht, daß bisweilen in Deinen Worten eine Scheu, ein Zögern liegt, die ich nicht verstehe. Jede Deiner Handlungen ist rein wie das Licht — ich habe nun vier Jahre lang jede derselben auf der Goldwage gewogen, und dieß muß mir eine Bürgschaft sein für Deine Handlungen vor der Zeit, da wir einander kennen lernten. (Fortsetzung folgt.)

Mittagszauber.

Im Garten wandelt hohe Mittagszeit,
Der Rasen glänzt, die Wipfel schatten weit;
Und oben sieht, getaucht in Sonnenschein
Und leuchtend Blau der alte Dom hinein.

Am Birnbaum sitzt mein Töchterchen im Gras,
Die Märchen liest sie, die als Kind ich las;
Ihr Antlitz glüht, es zieh'n durch ihren Sinn
Schneewittchen, Däumling, Schlangenkönigin.

Kein Laut von außen stört, 's ist Feiertag
Nur dann und wann vom Thurm ein Glockenschlag,
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall.

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar,
Gleichwie ein Traum verschmilzt was ist und war,
Die Seele lös't sich und verliert sich weit
In's Märchenreich der eig'nen Kinderzeit.

E. Geibel.

(Aus dem Düsseldorfer Künstler-Album.)

Das Gedächtniß und seine Launen.

Keine Begabung des Menschen ist so unerklärlich als das Gedächtniß. Die Stärke desselben aber ist nicht allein verschieden bei allen Menschen, sondern sie ist auch den mannichfachsten Zufällen und Wechseln unterworfen. Woher es kommt, daß lebhafte Eindrücke, die wir empfanden, in diesem Augenblicke völlig verwischt aus unserm Gedächtnisse schwinden, dann aber plötzlich, ohne irgend welche Anstrengung unsererseits, wie durch den Stab des Magiers hervorgezaubert, wieder vor unserem Geiste stehen, ist ein Räthsel, welches noch kein Metaphysiker zu erklären im Stande war. Wir haben alle bereits die Erfahrung gemacht, daß, wenn wir uns vergebens bemühten, einen Namen, ein Citat oder einen musikalischen Ton in's Gedächtniß zurück zu rufen, dies oft erst nach einer längeren Zwischenpause möglich war, und gerade dann, wenn unsere Gedanken mit einem ganz anderen Gegenstande beschäftigt waren. Wir kennen Alle das unbehagliche Gefühl, mit welchem wir das Vermißte suchen und die Erleichterung, welche wir empfinden, wenn es plötzlich in unserem Geiste durchschimmert, oder, wie mit unsichtbarer Tinte hingezeichnet, plötzlich klar und glänzend vor uns steht.

Die Natur hat es sehr weise angeordnet, daß wir uns der angenehmen Gefühle mit weit größerer Lebhaftigkeit erinnern, als der traurigen. Eine schöne Aufführung, welcher wir mit Vergnügen beiwohnten, ein Wohlgeruch, den wir einathmeten, ein Gesang, den wir lauschten, können sämmtlich mit einem Grade von Vergnügen in's Gedächtniß zurückgerufen werden, der nicht weit hinter dem wirklichen Genuße zurückbleibt; jedoch eines körperlichen Schmerzes, dessen Empfindung uns während seiner Dauer mehr übermannt als irgend eine andere, kann man sich nicht mit derselben Lebhaftigkeit erinnern. Wir gedenken des Letzteren im Allgemeinen als eines großen Uebels, aber wir können uns der Leiden nicht so erinnern, wie wir sie in Wirklichkeit fühlten. In der That, wir gedenken der Schmerzen, aber wir können uns in das Vergnügen zurück versetzen. Der Unterschied zwischen diesen beiden ist sehr bestimmt.

Ein treues Gedächtniß ist von so unendlicher Wichtigkeit, daß die Ausbildung und beständige Uebung dieser Fähigkeit den ersten Gegenstand unserer Erziehung bildet und daß künstliche Hilfsmittel zur Vervollkommnung derselben erfunden worden sind. So wesentlich und wichtig betrachteten die Alten die Stärke derselben, um Werke der Phantasie zu schaffen, daß sie „die Musen als die Töchter des Gedächtnisses" darstellten. Obgleich ein starkes Gedächtniß auch bei Personen ohne Genie gefunden werden mag, so mangelt, wenn auch manchmal, doch nur selten dem Genie diese schätzbare Gabe. Es gibt so viele Beispiele von Geistesstärke bei Männern von vorzüglichen Fähigkeiten, daß man sie massenweise anführen könnte. Einige Mittheilungen würden sogar unglaublich scheinen, wenn sie nicht durch untrügliche Autoritäten überliefert worden wären.

Themistokles soll jeden Bürger Athens mit seinem Namen genannt haben, obgleich es deren zwanzig Tausend gab. Cyrus kannte den Namen jedes Soldaten seiner Armee. Hortentius gab, nachdem er am Tage einem öffentlichen Verkaufe beigewohnt hatte, Abends einen Bericht über jeden Artikel, welcher verkauft war, über die Preise und den Namen der Käufer. Bei Vergleichung desselben mit dem notariellen Akte fand sich's, daß Alles übereinstimmte, gerade als sei eine Copie des letzteren gemacht worden. Ein Engländer Thomson, der seines außerordentlichen Gedächtnisses halber „Memory Thomson" genannt wurde, zeichnete in zwei und zwanzig Stunden einen genauen Plan der Kirchspiele von St. James, Westminster und Theilen von St. Marylebone, St. Ann und St. Martin in London, inclusive aller Plätze, Straßen, Höfe, Gassen, Alleen, Märkte, ferner alle Kirchen, Kapellen, Häuser, Pumpen, Posten, Bäume &c., und zwar that er dieß in Gegenwart zweier Herren ohne allen anderweitigen Plan oder Skizze und nur aus dem Gedächtniß. Er vervollständigte seinen Plan später, indem er andere Kirchspiele hinzufügte. Wurde ein Haus in einer öffentlichen Straße genannt, so konnte er sagen, welcher Handel in den Läden desselben betrieben wurde, und zwar sowohl auf der rechten als linken Seite des Hauses. Er konnte aus dem Gedächtniß ein Inventar von allen Gegenständen eines jeden Hauses, vom Boden bis zum Keller, anfertigen, in welchem er gewohnt hatte.

Die außerordentliche Gabe des Kopfrechnens ist bei manchen Menschen Staunen erregend. Der englische Mathematiker Wallis konnte im Bette und im Dunkeln die Kubikwurzel von einer Zahl ziehen, die aus 30 Ziffern gebildet war. Georg III. hatte ein merkwürdig treues Gedächtniß. Man sagt, er habe niemals ein Gesicht vergessen, welches er einmal gesehen, oder einen Namen, welchen er einmal gehört. Carolan's Gedächtniß war außerordentlich scharf und treu. Einstmals traf er in dem Hause eines irischen Edelmannes mit einem berühmten Musiker zusammen. Er bat denselben, seine musikalische Geschicklichkeit zu zeigen, und es spielte der Meister ihm das 5. Violinconcert von Vivaldi vor, welches Carolan nie gehört hatte und dessen Vortrag er mit der größten Aufmerksamkeit folgte. Nach Beendigung derselben holte er seine Harfe und wiederholte darauf das ganze Concert, ohne eine Note auszulassen. (Ein wohl eben so treues Gedächtniß hatte Mozart, von dem gesagt wird, daß er nach der Aufführung des Miserere von Allegri in der Sixtinischen Kapelle dieses Tonstück aus dem Gedächtniß vollkommen niedergeschrieben habe.) Ein anderes Beispiel von Gedächnißtreue wird von La Motte erzählt, den Voltaire, als er noch ein junger Mann war, einstmals einlud, um eine von ihm so eben beendigte Tragödie anzuhören. La Motte hörte mit größter Aufmerksamkeit zu und war entzückt davon; er habe jedoch, sagte er, einen Fehler darin gefunden. Auf das Drängen Voltaire's, ihm den Fehler mitzutheilen, erwiderte er, es thäte ihm leid, erklären zu müssen, daß ein Theil des Gedichtes abgeschrieben sei. Voltaire, verdrießlich und ungläubig, verlangte, daß ihm die Stelle bezeichnet würde. La Motte nannte die 2. Scene des vierten Aktes und sagte, da er sie einmal gesehen, sei sie ihm der Art aufgefallen, daß er sich die Mühe genommen, sie seinem Gedächtniß einzuprägen. Er wiederholte dann die Scene gerade wie sie Voltaire gelesen hatte, und mit einem Feuer, welches

bewies, wie entzückt er davon war. Voltaire schwieg vor Bestürzung und die anwesenden Freunde sahen sich erstaunt an, bis La Motte die während einiger Augenblicke herrschende Verlegenheit einerseits und Muthlosigkeit anderseits durch die Worte brach: „Beruhigen Sie sich, mein Herr, die Scene ist ihr völliges Eigenthum. Ich war von der Schönheit derselben so entzückt, daß ich sie augenblicklich meinem Gedächtniß eingeprägt habe, um mir einen Scherz zu erlauben."

Es ist nicht ungewöhnlich, ein Gedächtniß für verschiedene Sachen treu, für andere aber äußerst mangelhaft zu finden. Es gibt Menschen, welche nur ein gutes Gedächtniß für Namen und Daten haben; so eine Dame, bei welcher dasselbe im Uebrigen nicht sehr stark war, die aber genau die Stufen aller Stiegen der ihr bekannten Häuser kannte. Von Miß Addison, der Tochter des berühmten Addison, heißt es: „Sie erbte ihres Vaters Gedächtniß, aber nicht seinen Verstand, und bei ihrem merkwürdigen Erinnerungsvermögen war sie im Uebrigen schwachsinnig. Sie vermochte in jedem Theile der Werke ihres Vaters sich zurecht zu finden, und war im Stande, sie alle auswendig herzusagen, aber nicht fähig, einen eigenen verständlichen Satz zu sprechen oder zu schreiben."

Zu den eigenthümlichen Launen des Gedächtnisses gehören die Fälle von gelegentlichem Vergessen solcher Sachen, die den Geist interessirten.

Als Dr. Priestley die Abhandlungen schrieb, welche als Vorrede eines Werkes dienen sollten, bemühte er sich sehr über einen Gegenstand nachzuforschen, über den viel gestritten worden war und der sich auf das israelitische Osterfest bezog. Er zeichnete die Resultate seiner Untersuchungen auf, verlegte aber das Papier. Da unterdeß seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gerichtet wurde, so vergingen vierzehn Tage, ehe er wieder an den ersten Gegenstand dachte. Er hatte dann dieselbe Mühe wie zuvor und schrieb die Früchte seiner neuen Arbeit wieder auf. Er hatte so vollständig das früher Geschriebene vergessen, daß er sich desselben, sowie des schon einmaligen Nachforschens, erst wieder erinnerte, nachdem er das erste Papier wieder fand. Zu manchen Zeiten las er seine eigenen, schon gedruckten Werke, ohne sie zu erkennen. (Schluß folgt.)

Die Bonaparte's und Cäsar.

Nicht bloß der Neffe Louis Napoleon hat sich mit Cäsar, den er als einen geistesverwandten ansieht, so viel beschäftigt, auch sein großer Oheim Napoleon III. hat in Cäsar sein Vorbild erblickt. Davon zeugt unter Anderem das Gespräch Napoleon's mit Göthe, den er am 2. Oktober 1808 zur Audienz nach Erfurt beschied. Hier sagte Napoleon, auf die tragische Dichtung das Gespräch lenkend, unter Anderem: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und Völker sein. Das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie, Monsieur Göthe, sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen (!?), wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Dort gibt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für ihre Dichtungen finden." — Wenige Tage darnach, am 6. Oktober in Weimar kam Napoleon im Gespräche mit Wieland wieder auf Julius Cäsar zu sprechen. „Julius Cäsar wäre — lauteten die Worte Napoleons — ohne Frage der größte Mann der Geschichte, falls er nicht einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Er kannte die Menschen genau, die ihn auf die Seite schaffen wollten, und so hätte er sie bei Seite schaffen müssen." . . . —

Die „Weser-Zeitung" schreibt aus Bremen: „Der sog. Moorrauch (Höhenrauch) hat uns in diesem Frühjahr wieder reichlich heimgesucht und manchen unfreundlichen Wunsch auf das Haupt der Haidebewohner geladen. Am schlimmsten war es Montag Nachmittag, wo ein erstickender Qualm mehrere Stunden über Stadt und Umgegend lagerte. Dieses Mal war die Ursache nicht freiwilliges Moorbrennen allein, sondern auch ein Moorbrand im Hundsmühler Moor, der am Sonntag etwa 400 Fuder Torf vernichtet und außerdem einen Theil der Holzungen ergriffen hat. Am Montag wurde man dort des Feuers Herr. Auch an anderen Stellen hat das zum Abbrennen des Moors angelegte Feuer die ihm gesteckten Grenzen überschritten. Die Frage, ob Moorrauch den Regen zurückhalte und überhaupt der Gesundheit und Vegetation schädlich sei, ist natürlich wieder vielfach besprochen worden. Genaue wissenschaftliche Beobachtungen stellen beides in Abrede, die Verkümmerung eines schönen Frühlings durch das Moorbrennen können sie aber nicht wegdisputiren. In dieser Beziehung ist es entschieden eine Landplage und schon aus diesem Grunde wäre eine veränderte Cultur der Moordistrikte dringend zu wünschen. Freilich hilft dazu nicht allein ein polizeiliches Verbot, Vermehrung der Communicationsmittel ist nothwendig. Die Anlegung von Eisenbahnen, welche so dringend in Ostfriesland verlangt wird, würde auch nach dieser Seite hin wohlthätig wirken und eine rationellere und ergiebigere Bewirthschaftung fördern — den Moorrauch beseitigen oder wenigstens vermindern." Auch am Thüringer Wald war der Moorrauch in diesen Tagen wieder eingetroffen und hatte weithin die Luft vergiftet.

Bemühe Dich aus allen Kräften, Deinen Kindern Selbstbeherrschung beizubringen. Wenn ein Kind leidenschaftlich ist, so lehre es mit geduldigen und sanften Mitteln, wie es seines Zornes Herr werden soll; wenn es geizig ist, so suche ihm Freigebigkeit einzupflanzen; wenn es selbstsüchtig ist, so fördere in ihm die Großmuth.

Dreisylbige Charade.

1.

Nicht Menschenweisheit hat mich spät ersonnen,
Den ersten Menschen war ich schon bekannt,
Mein Dasein hat vor ihrem schon begonnen,
Mich kennt auch jedes kaum bewohnte Land.
Ich wandre stets auf streng gezognen Bahnen
Und doch erkennt kein Auge meinen Pfad.
Wer kann die Zahl der Brüder auch nur ahnen,
Selbst derer, denen nie Dein Auge naht'.
Du forschtest einst mit glaubensvollem Blicke
Nach Deines Lebens vorbestimmter Bahn,
Doch heute gilt Erkennung der Geschicke
Aus unserm Stande nur als eitler Wahn.
Zu welches Dunkel soll ich Licht verbreiten?
Du sieh'st mich nur bei unbewölkter Nacht.
Du sieh'st an andern mich, doch nur der beiden
In ihrem Glanz' wird schwärmend oft gedacht.

Die letzten und das Ganze.

Wenn Stürme schwarze Wetterwolken jagen,
Dein Auge nicht durch Nacht und Nebel dringt,
Dann magst Du Dir zum Trost die letzten sagen
Bis heitrer Tag die Sonne wieder bringt.
Die letzten sieh'st Du noch auf altergrauen
Verlaßnen Sitzen alter Herrlichkeit,
Auf manchem Hügel sind sie noch zu schauen.
Entschwunden ist die oft geprief'ne Zeit,
Wo jeder nur dem eignen Arm vertraute,
Der oft den Unbeschützten arg bedroht',
Dem Adler gleich auf steile Felsen baute
Zum Schutz' vorhäufig selbst geschaffner Noth.
Das Ganze zielt nicht auf der ersten Pflege,
Es kümmert sich um sie auch keinen Tag,
Doch folgt es ihr mit Fleiß auf ihrem Wege,
Und rechnet dessen Meilen gründlich nach. —

Auflösung der Charade in Nr. 26:
„Kleeblatt."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 28. Sonntag, den 9. Juli. 1865.

Hast du Familienfesseln erst zu tragen,
Dem Freiheitstraume mußt du dann entsagen:
Die Sorg' um Kind und Brod und Kleid und Geld
Zieht dich zurück vom Pfad der Geisterwelt.

Die Drangsale einer Frau.

Ein Lebensbild aus Schweden, von Emilie Flygare-Carlén.

3. Die Salondame und das Weib von der Straße.

Am folgenden Vormittage hielt in der Nähe des schon erwähnten Geländers ein anspruchsloser Miethschlitten, und aus demselben stieg die Dame, welche wir schon kennen. Eine entschiedene Willenskraft lag heute auf ihrem schönen Gesichte, und ohne zu zaudern erreichte sie die Thür, vor welcher sie am vorhergehenden Tage gestanden, und nachdem sie dieselbe geöffnet hatte, befand sie sich in einem langen, dunklen Zimmer, in welchem der Rauch von einem mit feuchtem Holz unterhaltenen Ofenfeuer alle Gegenstände mit seinem dicken Schatten einhüllte.

„Wen sucht die Dame?" fragte eine Stimme, welche die junge Baronin T. als diejenige der Weibsperson erkannte, welche die Schändlichkeit beging, das Kind auszumiethen, dessen Pflege sie übernommen hatte.

Ihren Abscheu überwindend antwortete sie: „Ich suche eine Person, die ich gestern mit einem Kinde auf dem Arme hier hereingehen sah."

„Ach so! — ja, sie wohnt nicht hier. Sie hatte mir nur den Dienst erwiesen, dieses kleine Kind zu der Mutter zu tragen, welche krank ist und nicht ausgehen kann und sich so sehr darnach sehnte, den Jungen zu sehen."

„Da hat Diejenige, welche Sie schickten, Ihr Vertrauen gemißbraucht. Ich sah sie mit dem Kinde betteln und Geld annehmen."

„Behüte mich Gott! Ist das möglich? . . . Ja ja, ich habe die Lotta Larsson immer für schlecht gehalten. Da kann mich's auch wahrlich nicht wundern, daß das Kind den Husten bekommen hat! Wenn Sie näher treten wollen, so können Sie es selbst sehen. Ich bekomme leider nicht mehr als sechs Reichsthaler im Monate dafür — doch der Arme muß dem Armen dienen."

Noch immer ihren Aerger dämpfend, versetzte Amelie: „Wollen Sie mir die Adresse der Person sagen?"

„Das ist mir rein unmöglich — sie sollte eben heute aus ihrer alten Wohnung ziehen."

„Wenn das ist", erwiderte die junge Frau, die inzwischen an die Wiege getreten war und sich zärtlich herabgebeugt hatte über das kleine Wesen, welches, mit Ausnahme des Hustens, von seinen Wanderungen in der freien Luft nicht gelitten zu haben schien, „wenn das ist, so will ich aufpassen und sie morgen hier treffen. Ich weiß, wann sie kommt . . . Machen Sie übrigens nur keine Umwege — ich weiß Alles! Sie haben zu wählen zwischen meinem Stillschweigen nebst einem solchen Monatsgelde für das Kind, daß Sie im Stande sind, das Kind ordentlich zu unterhalten, oder einer Angabe vor der Polizei. Wählen Sie jedoch das Erste und für Sie das Beste, so müssen Sie auch darauf gefaßt sein, daß über die Behandlung des Knaben mit Aufmerksamkeit gewacht wird".

Natürlich fiel das Resultat der Verhandlung so aus, wie unsre entschlossene Dame vorgesehen hatte. Als sie herauskam, warf sie erst einen spähenden Blick durch die offene Hausthüre. Heute wartete Niemand in ihrem Schlitten. Leicht wie ein Vogel sprang sie hinein und gab dem Kutscher die Anweisung auf eine andere eben so entlegene Straße.

Dießmal hielt der Schlitten vor einem kohlschwarzen Thorwege mit schmutzigen, triefenden Wänden und mit einem kleinen Hofplatz dahinter von fürchterlich unangenehmem Ansehen. Auf diesem Hofe standen zwei keifende Weiber, eine damit beschäftigt, einen Haufen nicht besonders appetitlicher Stockfische zu waschen, die andere ein an einer Stange hängendes nüchternes Kalb, das ebenso wie die Stockfische in der nächsten Stunde auf den Markt geführt werden sollte, aufzublasen oder, wie man auch sagt: ihm Fraicheur zu geben.

„Schweig!" schrie die eine Alte. „Du hast meine Stockfische in üblen Ruf gebracht — Du brauchst es gar nicht zu leugnen! Aber wart' nur, Du! . . . Deinen krepirten Kälbern soll bei Deiner Gemeinheit auch nicht wohl werden! Ich habe eine ebenso gute Zunge, wie Du . . ."

„Um Entschuldigung — will mir eine von den Frauen sagen, welcher Eingang zur Madame oder Jungfer Lotta Larsson führt?"

„O Gott behüte! sucht eine so feine Dame sie! Sie ist gewiß keine Madam. Sonst wohnt sie bei mir — die Treppe links . . . Seien Sie so gut!"

Mit Neugierde sahen die beiden alten Weiber den Mantel der feinen Dame in der schmalen Treppe verschwinden, und nur ihr gegenseitiges Mißtrauen, daß sie sich Etwas stehlen könnten, hielt sie zurück, nachzugehen und zu lauschen. (Die Kälbermadam hatte ja alle Eingeweide im Kübel neben sich liegen.)

Inzwischen folgen wir Amelie in ein kleines Loch, das mit der Benennung „Stube" beehrt wurde. An einem Tische saß jene Weibsperson, die am Tage zuvor mit dem Kinde betteln gegangen war. Sie sah schrecklich erbärmlich und unreinlich aus und war gerade beschäftigt, eine alte Jacke zusammen zu flicken. Als sie die Eintretende erblickte, sprang sie auf und warf sich augenblicklich vor Amelie auf die Kniee, und rief schluchzend und stotternd: „Verzeihung! Verzeihung! Ich that es aus Noth, Frau Baronin! . . . Ich betheure Ihnen! . . . aus der größten Noth!"

„Lotta, wie kannst Du es wagen, so zu reden?" fragte die junge Frau, und in ihrem edlen, sanften Gesichte stieg die

Wolke eines düstern Aergers auf. „Du warst in dem Dienste meiner Eltern. Aus Rache gegen mich, weil ich aus aufrichtig guter Absicht Dir Dein leichtsinniges Leben vorwarf, nahmst Du den Brief hinweg, den ich — ohne jemals in einer solchen Sache Mißtrauen gegen Dich zu hegen — in die Lade der Kommode warf, als Du mit der Nachricht von der Ankunft meines Bräutigams zu mir kamst."

„Wollte Gott im Himmel, er wäre in diesem Augenblicke nicht gekommen, und meine verdammten Finger hätten den Brief nicht angerührt!" antwortete Lotta. „Wenn ich aber aufgebracht bin, so frage ich nach nichts. Nachher hat mich die Erinnerung an den Augenblick, da das Fräulein zurückkam, an die Lade eilte und den Brief nicht fand, schrecklich geplagt. Hätte ich mich nicht so entsetzlich geschämt, und wäre ich nicht so erschrocken gewesen, so würde ich's gewiß sogleich bekannt haben. . . . Ach, wie wendete nicht das Fräulein in der Angst Alles um! Und wäre ich dem Fräulein nicht noch einmal so böse geworden, weil Sie mir meine Fehler vorwarfen und mich bessern wollten — das war zwei Tage vor der Hochzeit — so hätten Sie meinen gemeinen Streich niemals erfahren. Sie trauten mir ja so sehr, daß ich die Antwort hintragen mußte . . . Darf ich fragen", setzte sie mit scheuem Blick hinzu, „ob das Fräulein je Etwas davon gehört hat?"

„Das gehört nicht hieher!" antwortete die junge Dame. (Ach, Amelie wußte nicht, wie sehr es zu der Sache gehörte!) „Sage mir, Lotta! willst Du Alles wieder gut machen, dann hast Du es ja in Deiner Macht, mir den Brief zurückzugeben, denn ich bin überzeugt, daß Du ihn nicht vernichtet hast. Es ist sogar sehr zu verwundern, daß Du Dich desselben in Deiner jetzigen Armuth nicht bedient hast."

„Was in des Herrn Namen sagen Sie, Frau Baronin? Haben denn Sie den Brief nicht . . ."

„Rede aus, rede aus! . . . . dieser Brief? — Hast Du ihn weggeschickt an . . ." Zitternd sank Amelie auf den wackligen Stuhl, der ihr von dem Weibe in diesem Loch angeboten wurde.

„Ich suchte die Frau Baronin wohl zehnmal auf", versetzte Lotte, „wurde aber immer von der Bedienung abgewiesen, und ich schreibe so schlecht, daß ich dachte, ein Brief mit solcher Aufschrift könnte der gnädigen Frau Unannehmlichkeiten zuziehen; auch wagte ich es nicht, mich einer andern Person anzuvertrauen, und darum, als ich einmal vor der Hausthür der Herrschaften die Schwiegermutter der Frau Baronin antraf, die mir als eine so ehrenwerthe Dame geschildert worden ist . . ."

„Meine Schwiegermutter? . . . Hast Du . . ."

„Beste, gnädigste Frau! ich gab ihr unter vier Augen den Brief, nachdem ich von ihr das Versprechen erhalten hatte, daß sie ihn an Diejenige abgeben wollte, welcher er gehörte".

„Wann geschah das?" fragte Amelie mit einer Selbstbeherrschung, die ihr ungemein schwer wurde.

„Vor sechs Monaten."

Die Weltdame fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht. Die ehemalige Dienerin durfte diese zitternde Angst, welche sich sowohl in den Augen, als auch in jedem Zuge malte, nicht sehen. Nach einigen Augenblicken sagte sie: „Du führst jetzt ein betrübtes Leben, Lotta! Ich folgte Dir gestern . . . Nimm dieses Geld und mögen wir uns nie wieder treffen! . . ."

„Hätte sie das nicht gesagt," äußerte Lotta zu sich selbst, als sie ihren Gast demüthig hinausgeleitet hatte, „so weiß Gott, ob ich ihr nicht Alles erzählt hätte . . . Aber Dummheiten! . . . Die Vornehmen meinen, es ist genug, wenn sie uns armen Leuten nur Geld geben. Es schmeckte ihr nicht, daß die Schwiegermutter mit um das Geheimniß weiß; aber es war dennoch gleichsam eine Beruhigung, daß der Brief nicht länger in meinen simplen Händen war . . . Je nun, wer's erlebt, der wird's wohl sehen . . . Vielleicht sucht sie mich noch einmal auf!"

4. Was die Schwiegermutter an die Schwiegertochter schrieb.

Acht Tage waren verflossen. Es war an einem Abende gegen sieben Uhr. Vor der prachtvollen Toilette in ihrem bequemen und geschmackvollen Schlafgemache, das mit so dicken und weichen Matten belegt war, daß die Fußtritte nicht zu hören waren, stand die junge Baronin und prüfte ihren Anzug. Um sie her bewegte sich geschäftig die Kammerjungfer, wenig befriedigt durch die Gleichgültigkeit, welche ihr für ihre Beschwerde zu Theil wurde.

„Wenn die gnädige Frau sich nur richtig im Spiegel betrachten wollten, so glaube ich sicherlich, Sie würden mit sich selbst zufrieden sein und mit dem weißen Kranze, der so schön auf der Seite liegt. Ich habe nie Etwas gesehen, das sich so gut auf einem hellblauen Taffetkleid ausnimmt."

„Sophie, geh hinaus und frage nach, ob die Lichter überall angezündet sind!" Ehe aber Sophie hinaus war, trat der Bediente an die Thür und rapportirte, alle Lampen und Kronleuchter wären angezündet, und er hätte einen Brief an die gnädige Frau.

„Nimm ihn," sagte Amelie zu der Kammerjungfer, „lege ihn hier auf die Toilette und erinnere mich daran, falls ich ihn vergessen sollte! Jetzt kannst Du gehen! . . . Doch noch Eins! Frage Fredriksson, ob der Baron schon da ist." — Die Antwort fiel bejahend aus. Der Baron war im großen Salon. — „Es ist gut — ich bin auch sogleich da!"

Amelie blieb allein. Noch einmal warf die junge Frau einen zerstreuten Blick in den Spiegel und schob mechanisch, ohne die geringste Koketterie, den Kranz noch etwas mehr auf die Seite. Wären nicht ihre Gedanken so weit entfernt gewesen von Putz und Eitelkeit, so würde sie ihr Bild, das von dem Spiegel so blendend wiedergegeben wurde, angelächelt haben.

„Mein Gott!" sagte sie zu sich selbst, nahm aus einem Wasserglase ein Bouquet von weißen Syringen und einigen duftenden Resedastengeln, trocknete dasselbe sorglich ab und steckte es in ihre Schärpe, „wie glücklich wäre ich ohne diese peinigende Qual! . . . Und zu wissen, daß ich durch ein wenig Muth und Entschlossenheit von Allem hätte abkommen können — denn hätte ich damals offen geredet, so hätte er meine Wahrheitsliebe hochgeachtet und mit Sicherheit seinen Antrag erneuert. Aber was ist das für eine unselige Macht, die unsere Zungen bindet, wenn es gilt, einen Umstand zu bekennen, auf welchem das Glück oder das Unglück unseres Lebens beruhen kann? Ja warum zwingen wir uns zu dem Glauben, eine Sache sei allzu unbedeutend, um eine Erwähnung zu verdienen? Wissen wir wohl, wie die unbedeutendste verschwiegene Sache späterhin wachsen, sich verändern und Gott weiß welche Waffe gegen uns werden kann! . . . ‚Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Vertrauen vor allen Dingen!' sagte er. Und ich — ich liebte ihn so unaussprechlich, ich wurde so in die Wolken des Himmels gehoben, als er mich erwählte, daß ich meinte, ich könnte lieber Alles thun, als mich von dem sanften Richterblicke ausforschen lassen."

Gedankenlos schob Amelie das Wasserglas zurück. Dieses stülpte über und spritzte einige Tropfen auf den eben dahin gelegten Brief. Ohne Absicht nahm sie denselben auf, um ihn bei Seite zu legen; da fiel ihr Blick auf das Familienwappen in dem Siegel.

„Was ist das?" — Ein Fieberschauer durchflog ihre Glieder — „die Handschrift meiner Schwiegermutter! . . . Also die Wolke, die so lange über mir gestanden und mich bedroht hat, soll sich entladen, und noch dazu in diesem Augenblicke, da ich gezwungen bin, die Pflichten einer Wirthin zu erfüllen! — Mein Gott, ich habe alles wohl verdient! Soll ich den Brief einschließen? Es liegt bestimmt Etwas darin! Ich fragte nicht, ob Georg ihn selbst abgegeben hätte; es ist möglich, daß der Bediente ihn direkt gebracht hat . . . O, kommt da nicht schon ein Wagen an? . . . Nein, es ist noch zu früh . . . Wenn aber Georg ebenfalls einen Brief erhalten hätte! Es ist wirklich sonderbar, daß er nicht wie gewöhnlich zu mir hereinkommt . . . Ach, wenn alle diese geschmückten Damen, die heute in unseren Salons tanzen und lächeln werden, die Gemüthsstimmung der Wirthin, ihre Angst unter der schönen Maske ahnen könnten, sie würden sich vielleicht in Acht nehmen vor diesen kleinen Heucheleien, die man für so nothwendig erachtet . . . Aber ist es nicht das Beste, wenn ich mir Gewißheit über mein Schicksal schaffe? Ja, ich muß!"

Sie erbrach das Siegel und las:

„Meine theure Amelie!

„Schon etwas über sechs Monate bin ich im Besitze des

eingeschlossenen gefährlichen Briefes gewesen, den ich von Deiner vorigen Kammerjungfer erhalten habe, welche ihn mir für zehn Reichsthaler anbot. In dem ersten Augenblicke, nachdem ich ihn gelesen, war ich in Versuchung — Du wirst das entschuldigen — ihn, meinem gerechten Zorne gehorchend, an meinen Sohn zu senden, welcher thöricht Deiner Versicherung geglaubt hat, daß er der Erste gewesen ist, dem Dein Herz gehuldigt hat. Es steht auch noch etwas Anderes in diesem kurzen, aber infamen Brief, den Deine Jungfer verkaufte, und um dieser Worte willen — ich habe sie unterstrichen — schicke ich ihn Dir selbst, denn Georg's Glück heischt eine fortwährende Blindheit. Meine Rechtschaffenheit als Christin gebietet mir anzuerkennen, daß ich seit der Zeit, da Du die Gattin meines Sohnes wurdest, niemals den geringsten Fehler an Dir gefunden habe. Allein die Vergangenheit erhebt sich bisweilen drohend gegen die Gegenwart. Zähle inzwischen stets auf meine Verschwiegenheit!

„Anna von T."

Ueber und über roth von bitterem, harmvollen Verdruß über den geringschätzigen Brief, hielt Amelie sowohl ihn als auch den eingeschlossenen Brief hart zusammengepreßt in der Hand, als die Thüre aufging. Beinahe ohnmächtig zu Boden sinkend, schob sie schnell die verrätherischen Briefe in die Schublade der Toilette, welche sie dießmal aber ordentlich verschloß, und steckte den Schlüssel zu sich.

„Kommst Du denn gar nicht heraus, Geliebte?" fragte Georg, der gar nichts bemerkt hatte. „Ich bin neugierig, Deine Toilette zu sehen."

Es war in diesem Augenblick ein schneidender Gegensatz zwischen der Laune des Gatten und der Stimmung der Gattin.

„Ich komme sogleich, mein Lieber!... Ich hätte unglücklicher Weise beinahe ein Wasserglas über mich ausgegossen!" Die arme junge Frau erröthete noch mehr -- die eine Unwahrheit mußte ja immerfort die andere erzeugen.

„Je nun, wenn's nur glücklich abgegangen ist, so bedeutet es ja nichts: Du hast wirklich keine Zeit, eine neue Toilette zu machen. Ah, wie prächtig Du bist! welche glänzende Farbe! welcher blitzende Glanz in Deinen Augen! Allein Du bist aufgeregt, Amelie! Was ist vorgefallen? Ist Etwas beim Souper mißlungen? Aber ich entsinne mich, daß ich Dir einen Brief von meiner Mutter hereinschickte. Gewiß ist sie auf irgend eine Weise nicht delikat gegen Dich gewesen?"

„Sie ist ja Deine Mutter, Georg — sie hat ja das Recht zu schreiben was sie will."

„Ja, insofern sie Dich nicht betrübt. Aber Du weißt, meine Amelie, daß sie etwas neidisch auf Dich ist. Gib mir den Brief — ich lese ihn bald — so kann ich Dich hernach trösten."

„Still, lieber Georg! . . . laß uns hinaus eilen . . . ich höre bestimmt das Geraffel von Wagen!" Und ihre tödtende Unruhe verbergend, legte die junge Wirthin ihre schönste Miene, ihr schönstes Lächeln an und eilte, um den fernern Fragen ihres Gatten zu entziehen, vor ihm hinaus in den Salon.

(Fortsetzung folgt.)

Bundeslied der deutschen Schützen.

Von Hermann Lingg.

Wohl ist im Nord und Osten,
Das Land vom Feinde frei,
Doch soll darum nicht rosten,
Der Stutzen und das Blei.
Die Schüsse sollen knallen
Zur rechten Freud' und Lust,
Die Lust soll widerhallen
In jeder deutschen Brust.

Wo Meereswogen brausen,
Wo stolze Ströme geh'n,
Und wo im Sturmessausen
Die hohen Tannen weh'n —
Wir halten blank die Wehre
In Frieden und Gefahr
Und wahren deutsche Ehre
Und Sitten immerdar.

O Vaterland, und schallet
Dein Ruf, wir sind bereit;
Hoch schlägt das Herz und wallet,
Dir bis zum Tod geweiht.
Ja deutsches Land, du Wiege
Der Kraft und Tüchtigkeit,
Der Männer und der Siege,
Dein sind wir allezeit.

(Bremer Festbl.)

Das Gedächtniß und seine Launen.

(Schluß.)

John Hunter's Gedächtniß versagte einstmals, als er sich in dem Hause eines Freundes befand, so sehr, daß er nicht wußte, wo oder in welchem Hause, welchem Zimmer und auf welcher Straße er sich befand, und selbst nicht, wo er wohnte. Er war sich dieses Mangels an Gedächtniß wohl bewußt und versuchte, seine Erinnerung wieder herzustellen, indem er zum Fenster hinaussah, um sich zu vergewissern, wo er war, jedoch ohne Erfolg. Nach und nach kehrte sein Gedächtniß zurück. Bei Rednern und Schauspielern findet man häufig ein Stocken des Gedächtnisses; jedoch etwas Sonderbares theilt uns das „Psychologische Magazin" mit, nämlich, daß in vielen Fällen Personen ihren eigenen Namen vergessen hätten. Bei einer Gelegenheit, sagte dasselbe, mußte sich ein Herr an seinen Begleiter wenden und ihn bitten, ihm seinen eigenen Namen, den er bei Gelegenheit eines Besuches an der Thüre abgeben sollte, zu sagen, da er ihn selbst plötzlich und vollständig vergessen hatte. Nach heftigen Krankheitsfällen oder überstandenen großen Mühseligkeiten ist der Verlust des Gedächtnisses nicht ungewöhnlich. Thucydides erzählt, daß nach der Pest in Athen viele Leute ihr Gedächtniß so vollkommen verloren hatten, daß sie weder Freunde noch Verwandte mehr erkannten und sich nichts mehr von dem erinnerten, was mit ihrer Person in Beziehung gestanden hatte. Man sagt auch, daß unter Denjenigen, welche bei den Unfällen des russischen Feldzuges 1812, und den Krankheiten, welche unter den Truppen in Wilna wütheten, mit dem Leben davon kamen, sehr Viele waren, welche ihr Gedächtniß vollständig verloren hatten und nicht die geringste Erinnerung mehr an ihr Heimathland, Haus und ihre Verwandte hatten.

Da der Körper immer das auszuführen hat, was der Geist beschließt, und beide Theile durch die geheimnißvollsten Bande vereinigt sind, so finden wir, daß Verletzungen, die dem einen Theile schädlich sind, dem andern verhängnißvoll werden. Geisteszerrüttungen hindern oft oder beenden in vielen Fällen die Funktionen, welche Körper und Geist zusammen hervorbringen. Das Gedächtniß wird häufig durch eine Verletzung des Gehirns gestört. Ein Fall, ein plötzlicher Schlag oder ein Unwohlsein können alle Erinnerung verwischen.

Wir haben schon von solchen Personen gesprochen, welche ihre Freunde und Verwandte vergessen und nicht mehr das Gesicht ihrer Angehörigen erkennen konnten. Aber die Wirkungen der äußeren Einflüsse sind manchmal als partielle noch sonderbarer und gehen ganz über alle Begriffe. Die Funktionen des Gedächtnisses werden manchmal nur zeitweise gehindert; bei der Wiedergenesung fahren sie fort an dem Punkte zu wirken, an welchem sie gehemmt wurden. Dr. Abercrombie kannte eine Dame, die einen Schlaganfall erlitt, gerade als sie am Kartenspielen war. Sie war von Donnerstag Abends bis Sonntag Morgens ohne Bewußtsein. Zuletzt kam ihre Sprache wieder und ihre ersten Worte waren: „Welche Farbe ist Trumpf?"

Eine besondere Laune des Gedächtnisses wird in dem Falle des Dr. Braussanet berichtet. Durch einen Zufall erlitt derselbe einen Schlaganfall. Als er genas, hatte er die Fähigkeit, Eigennamen oder irgend ein Substantiv auszusprechen oder zu schreiben,

vollständig verloren, während sein Gedächtniß mit Adjektiven verschwenderisch überhäuft war, durch deren Anwendung er dann das Hauptwort, welches er anwenden wollte, andeutete. Wenn er von Jemand sprach, so bezeichnete er ihn nach seiner Gestalt oder der Farbe, durch welche er sich bemerklich machte. Wenn eine Person rothes Haar hatte, so nannte er sie „roth"; war sie über gewöhnliche Größe, so nannte er sie „groß"; verlangte er seinen Hut, so rief er „schwarz", und forderte er „braun" oder „blau", so verstand er darunter einen Rock von jenen Farben. Eben so benannte er die Pflanzen, da er ein großer Botaniker war, so kannte er eine große Anzahl derselben, er war aber nicht im Stande, sie mit Namen zu nennen. Herr Millingen erzählt von einem Manne, welcher die Worte wohl aussprechen konnte, aber vergessen hatte, wie sie geschrieben wurden, und von einem Anderen, welcher sich nur der ersten Silben aller Worte, die er gebrauchte, erinnerte. Manche Personen verwechselten die Substantive miteinander, so daß sie die Uhr — Hut nannten oder Papier verlangten, wenn sie Kohlen wünschten. Ein Musiker, welcher theilweise sein Gedächtniß verloren hatte, nannte seine Flöte „Töfel", indem er hier und bei vielen anderen also verdrehten Substantiven jeden Buchstaben des richtigen Wortes gebrauchte.

Oftmals ereignete es sich auch, daß die Erinnerung an ein plötzliches Unglück sich zu der Zeit verlor, als das Ereigniß stattgefunden hatte. Ein Pfarrer in St. Sulpice, der nie müde wurde, Gutes zu thun, übte bei sich die strengste Enthaltsamkeit aus, nur um die Mittel zu erlangen, Anderen zu dienen. Er nahm einst einen Waisenknaben zu sich, welcher seine Güte mit zärtlicher Zuneigung erwiderte, die mit jedem Jahre zunahm. Kurz, beide liebten einander, wie Vater und Sohn. Der arme Knabe ward ein fähiger Schüler und bei seinem musikalischen Talent bald ein ausgezeichneter Musiker. Er zeichnete sich besonders auf der Harfe aus, und seine Stimme, obschon nicht stark, war der ergreifenden Modulationen fähig, welche zu Herzen dringen. Wenn er sie durch sein Saitenspiel begleitete, konnte nichts Bezaubernderes gehört werden; es fand der arme Pfarrer seine angenehmste Erholung darin, dieser Musik zu lauschen; er war eben so stolz als entzückt von den Fortschritten seines Sohnes — wie er den Musiker nannte. Jedoch wurden nur zu bald Frieden und Harmonie auf die traurigste Weise unterbrochen. Zur Zeit der französischen Revolution am 2. Sept. 1792 wurde der Pfarrer mit dem Erzbischof von Arles im Carmeliterkloster zu Paris mit noch 30 anderen Geistlichen vor dem Altar, an den sie sich geflüchtet hatten, ermordet. Der Knabe war seinem Beschützer bis zum Tode gefolgt und weigerte sich, von seiner Seite zu gehen. Des armen Kindes Gemüth war ganz zerrüttet. Er wollte nicht an den Tod seines Vaters glauben und bestand darauf, daß er nur schliefe. Er vergaß die Mordscene, welche ihn umgab, blieb während drei Stunden bei dem blutenden Leichnam sitzen und erwartete jeden Augenblick, daß derselbe erwachen werde. Dann stürzte er fort, holte seine Harfe und spielte an der Seite seines todten Beschützers die klagendsten Melodien. Zuletzt ermüdet durch das Abwarten seines Erwachens, fiel er selbst in tiefen Schlummer; das mitleidige Volk, welches umher stand, hob ihn auf und legte ihn zu Bette. Sein Schlaf oder vielmehr die Erstarrung, in welche er gefallen, dauerte achtundvierzig Stunden. Man vermuthete, daß wenn seine Besinnung zurückkehre, er etwas gefaßter sein würde — aber nein, sein Geist wurde nie wieder gesund. Er blieb völlig geistesabwesend, indem er schweigend durch die Gemächer schritt, bis es drei Uhr schlug; dann sprang er auf, holte seine Harfe und spielte, an die Trümmer des Altars gelehnt, die Weisen, welche sein Lehrer besonders geliebt hatte. Mit dem ersten Schlage der sechsten Stunde beendete er sein Spiel und sagte langsam weggehend: „Noch nicht, noch nicht; aber bald wird er kommen und mit seinem Kinde sprechen." Bald darauf fiel er wieder in seinen Zustand von Geistesstarrheit bis zum nächsten Tage. Jedermann bemitleidete den armen irrsinnigen Knaben, und blieb nicht ungerührt, wie er, obgleich aller Vernunft und des Gedächtnisses beraubt, zwischen Zuneigung und Hoffnung dahin lebte. (Nach der N. Fr. Ztg.)

Die kirchlichen Rechte des Königs von Ungarn.

Bei dem gegenwärtigen Standpunkte der ungarischen Frage und der bevorstehenden Krönung des Kaisers Franz Joseph zum König von Ungarn dürfte es unsere Leser interessiren, die Rechte kennen zu lernen, welche sich in kirchlicher Beziehung an die ungarische Krone knüpfen, und wodurch das Prädikat „Apostolische Majestät" seine Begründung hat: Der König von Ungarn ist ausschließlich oberster Patron aller kirchlichen Pfründen im ganzen Reiche. Er ernennt aus eigener Machtvollkommenheit alle Erzbischöfe, Bischöfe, Domherren, Aebte und Pröpste. Der vom König ernannte Bischof tritt sogleich in alle Rechte in weltlichen Angelegenheiten ein, und enthält sich nur der Pontifikalien oder der Gerichtsbarkeit in geistlichen Angelegenheiten, bis ihn der Papst konsecrirt. Die Bestätigung darf, wenn alle Bedingungen erfüllt sind, nie ausbleiben. Die Einkünfte vacanter Bisthümer und Abteien bezieht der König und der Kronfiscus eignet sich den Nachlaß ohne Testament verstorbener Kirchenfürsten ganz oder theilweise zu. Der König leitet das ganze Erziehungs-, Schul- und Stiftungswesen, gründet neue Bisthümer oder vereint die alten, und gibt Amortisationsgesetze gegen übermäßigen Erwerb der todten Hand. (Reichstags-Artikel 54 von 1498, und Artikel 26 von 1715.) — Keine päpstliche Bulle darf ohne placetum regium (königliche Genehmigung) verkündet werden. Der König schreibt den Eid vor, welchen die Bischöfe dem Papste schwören dürfen. Auf die zu große Ausdehnung der Appellationen an den päpstlichen Stuhl stand die Strafe des Hochverraths, und wer sich gegen den König von Ungarn am kirchlichen Rechte verfehlte, sollte nach einem Reichsgesetze von 1495 ertränkt werden. Der apostolische König von Ungarn ist geborner Legat des heiligen Stuhles zu Rom. Zum Abzeichen dessen trägt ihm ein Bischof das zweifache Kreuz vor; Pius II. und Sixtus IV. dachten den Grenzpfahl ihrer Rechte bei guter Gelegenheit etwas weiter zu rücken, aber sie stießen auf den Widerspruch des kräftigen Königs Mathias Corvinus. Dieser drohte 1483 in seiner Antwort nach Rom sich künftig der päpstlichen, statt der Legaten-Insignien zu bedienen, und schrieb: der Papst möge wissen, daß das ungarische Volk jenes zweifache Kreuz, welches ein Abzeichen unserer Herrschaft ist, lieber in ein dreifaches*) umgestalten möchte, als einwilligen, daß die Pfründen und Prälaturen, welche zu verleihen ein Recht der Krone ist, jemals von dem päpstlichen Stuhle in Anspruch genommen werden. Die Rechte des evangelischen und des noch weit bedeutenderen helvetischen Bekenntnisses in Ungarn beruhen auf der durch Bocskay und Illeshazy von Rudolf II. erhaltenen Wiener Pacifikation von 1606, auf dem Linzer Frieden mit dem älteren Rakoczy 1645, auf den Reichstags-Gesetzen von 1715, 1731 und 1791 und auf Josephs II. Toleranzpatent — die der griechischen nicht unirten Kirche basiren auf dem Einwanderungsprivilegium von 1690 in das damals entvölkerte, von anderthalbhundertjährigem Türkenjoche befreite Ungarn, auf dem Theresianischen Reglement von 1777 und den Reichstags-Gesetzen 27 von 1791 und 10 von 1792.

*) Ein dreifaches Kreuz ist bekanntlich ein Abzeichen der päpstlichen Würde.

Die Häuslichkeit der Frau, besonders die Besorgung des Täglichen, muß dem verdeckten Triebwerk der Uhr gleichen, die Ordnung sich als anwesend in stiller Gleichheit zu erkennen geben, wie der Weiser schweigend die Stunden und Minuten zeigt. Isidorus.

Räthsel.

Den nennt man so, der vieles kann und weiß,
Dem vieles sich erschloß durch Müh und Fleiß,
Und ohne Zweifel schätzt ihn Jedermann.
Doch stellt ein kleines Wörtchen sich voran,
So wird vom Weisen er gar leicht zum Thoren —
Denn die Bescheidenheit ging ihm verloren. P. J.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 27:
„Sternwarte."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 29. Sonntag, den 16. Juli. 1865.

Wie der Epheu fester seine Ranken
Stets um morsche Säulen klammert:
So erfaßt der Mensch mit dem Gedanken
Inniger, was er bejammert.

E. v. Feuchtersleben.

Die Drangsale einer Frau.

Ein Lebensbild aus Schweden, von Emilie Flygare-Carlén.

5. Eine Ehestandsscene.

Es war etwa 2 Uhr in der Nacht. Wiederum stand Amelie vor der Toilette, jetzt beschäftigt mit der Abnahme des weißen Kranzes, der ihrer südlichen Schönheit eine so liebliche Anmuth verliehen hatte. Sie ging übel damit um, sichtlich undankbar gegen die armen Blumen, und riß ihn endlich unsanft herab von den schwarzen Flechten.

„Wirst Du denn niemals fertig?“ sagte sie zu der Kammerjungfer. „Siehst Du denn nicht, daß ich so schläfrig und müde bin und kaum auf den Füßen zu stehen vermag? . . . Das war recht — trage Alles in's Kabinet, so liegt's hier nicht im Wege. Nun schnell . . . mein braunes seidenes Jäckchen! . . . Mit dem Uebrigen behelfe ich mich selbst.“

Die gejagte Jungfer hatte kaum den abgenommenen Anzug in's Kabinet gebracht und nachgesehen, daß nichts vergessen war in dem feinen Schlafgemach, wo ihre Herrin, dem Geschmacke einer feinen Dame huldigend, alles ordentlich und aufgeputzt haben wollte, so erhielt sie schon wieder neue Befehle, sich zu beeilen. Endlich verschwand sie mit der vollen Ueberzeugung, die Baronin sei dermaßen müde, daß sie kaum im Stande, zu Bette zu gehen.

Ja, gewiß war die Frau müde, jedoch nur ihr Körper, der sich in den leichten Wogen des Tanzes bewegt hatte; ihre Seele war von diesem blendenden Ballsaale weit hinweggeschweift, zurück in die Vergangenheit, hinein in die Zukunft und in den bevorstehenden Augenblick, denjenigen, welchen sie jetzt erreicht hatte, da der Ball zu Ende sein würde. Und sie war von dieser schrecklichen Unruhe so angegriffen, daß sie, weit entfernt, dagegen anstreiten zu wollen, vielmehr den entscheidenden Augenblick beschleunigte. Sie setzte sich auf das Sopha, und in dem blassen Lampenschein von der alabasternen Kuppel sah sie noch bleicher aus. Ihr Herz schlug . . . Es nahten Schritte von dem angrenzenden Zimmer, und nun war es ihr, als ob das Herz stille stände.

Georg trat herein; er war warm und aufgeräumt. „Endlich, Geliebte, sind wir also allein?“ sprach er und schloß schnell die junge Gattin in seine Arme. „Man muß einen Augenblick wie diesen mit einer wilden Jagd von einigen Stunden unter den sogenannten Vergnügungen der Welt erkaufen, um ihn recht schätzen zu können. Aber Du bist so blaß! Die Rosen sind mit allen Deinen Bewunderern entflohen. Bist Du nicht stolz über die Huldigung, die Dir zu Theil geworden ist?“

„O nein; ich lege meine Triumphe Dir zu Füßen, mein Georg!“ versetzte sie mit einem matten Versuche, in seinen Ton einzustimmen.

„Dank! Ich will nicht darauf treten, denn sie waren alle von der Art, daß man sie mit dem größten Anstande einer verheiratheten Frau darbieten kann, deren bester Schmuck die unbefleckte Reinheit ihrer Seele und ihres Herzens ist . . . Weißt Du, liebe Amelie, ich war so boshaft, zu mir selbst zu sagen, als ich diese schmachtenden und koketten Damen sah: ‚Wie viele von Euch haben wohl nicht eine Unwahrheit bei der Hand für Eure Männer, welche vielleicht niemals recht in Eure innersten Gefühle hineinblicken dürfen, und es vielleicht noch niemals gethan haben!‘ Ich fühlte ein förmliches Mitleiden mit diesen armen Teufeln. Es scheint mir, als müßte es schwerer für einen Mann sein, nicht klar in das Herz seiner Gattin zu sehen, als sein eigenes Wesen nicht begreifen zu können.“

„Aber es kann ja unschuldige Dinge geben, Georg, die ein Weib dem Gatten aus Furcht nicht anzuvertrauen wagt.“

„Nein, meine Liebe, das ist ein falscher Satz, und ich fürchte, diejenige Gattin, die so denkt, hat eine falsche Sache zu vertheidigen. Auch wenn eine Frau weiß, daß ihr Mann es in Ehrensachen oder in jedem andern Falle ganz außerordentlich streng nimmt, so muß sie dennoch den geraden Weg dem krummen vorziehen. — Allein, lassen wir das, meine Geliebte! Sage mir lieber, was meine Mutter geschrieben hat, das Dich vor dem Balle so aufgeregt! Ich bin wirklich neugierig, das zu erfahren.“

Amelie, welche vor kurzem solche Eile gehabt hatte, an's Ziel zu gelangen, fühlte wiederum ihren Muth hinschwinden. — „Willst Du mir erlauben, Georg, gar nicht mehr von diesem Briefe zu reden? Ich könnte Dir sagen, ich hätte ihn gleich verbrannt, aber ich ziehe die Aufrichtigkeit vor und bitte Dich lieber, ihn zerstören zu dürfen, und daß Du mir wenigstens keine Frage vorlegst, bis ich selbst mit Deiner Mutter geredet habe.“

„Meine eigenste Amelie, jetzt mußt Du mir im Gegentheil den Brief sogleich zeigen, nicht um in mir eine niedrige Neugierde zu befriedigen, sondern weil Du meine Mutter nicht so gut kennst, wie ich. Es muß hier ein Mißverständniß obwalten, denn sie hat allzu humane Gefühle und allzu viel Weltton, als daß sie mit bestimmten Worten irgend jemand beleidigen sollte, geschweige denn diejenige, welche ich liebe. Zeige mir also den Brief, damit wir uns die Sache näher ansehen können!“

Amelie erhob sich. Hätte sie sich blos nach den einfachen und sanften Worten richten können, so wäre wohl eine Hoffnung gewesen, ihnen widersprechen zu dürfen und Zeit zu gewinnen; doch in seinen Augen, die sie gewohnt war stets um Rath zu fragen, spiegelte sich dieser eiserne Wille ab, gegen welchen nichts fruchtete.

Man sagte dem Baron nach, er, der sonst so streng war,

sei durch seine Liebe gegen die geringsten Wünsche seiner Frau schwach, und das war auch in gewissen Fällen wirklich wahr, in andern aber forderte seine herrschende Natur, auch wenn es sie betraf, ihr volles Recht; und so liebevoll er immer war, so war er doch jeder weiblichen Koketterie unzugänglich: hätte Amelie sich erniedrigt, dergleichen Waffen anzuwenden, so wären sie an seinem gepanzerten Herzen abgeprallt. Aber sie versuchte so etwas gar nicht — sie kannte ihren Mann. Sie holte also den Brief. Als sie damit zurückkehrte, stand die Verzweiflung auf ihrer Stirn, das Auge aber hatte seine Blitze wieder angezündet, und es lag nichts Weiches oder Flehendes darin, als sie sagte: „Du hast es gewollt, Georg; allein gestatte Deiner Gattin wenigstens so viel, daß sie Dir mittheilen darf, was dem Lesen dieses Briefes nothwendig vorangehen muß!“

„Nein, Amelie! Nicht für alles in der Welt will ich mich durch irgend eine Erklärung von Deiner Seite mißleiten lassen, ehe ich den Brief gelesen habe — ich will unparteiisch darüber urtheilen.“

„Leider ist dieß eine Sache, über welche Du nicht unparteiisch urtheilen kannst, wenn Du nicht das Vorhergehende kennst; und ich weiß, daß ich statt dessen ungehört verurtheilt werde.“

„Aber, in Gottes Namen! Was sind das für wichtige Dinge?“ rief er mißtrauisch, trat an die Lampe und öffnete den Brief. Einmal schien er auf dem Wege zu sein, ihn ungelesen hinzulegen; aber er nahm ihn wieder auf, und sagte mit merklicher Angst in der Stimme: „Glaube mir, Amelie! Es wäre nichts schlimmer, als wenn ich ihn nicht läse!“ . . . Und er begann sogleich.

An der andern Seite des Tisches stand Amelie, weißer als die weißen Spitzen an ihrer Haube. Der Ausdruck auf Georg's Gesicht veränderte sich allmählich so, daß in den Adern der Frau das Blut fast gerann. Jetzt war er zu Ende, und ohne daß ein Wort seinen Lippen entfloh, zündete er systematisch langsam ein Schwefelholz über der Lampe an und verbrannte den Brief der Mutter. Darauf erhob er sich, immer noch unter diesem drückenden Schweigen, und ging an die Thüre zu seinem eigenen Zimmer.

„Georg! Du fragst nichts? — Du verurtheilst mich, wie ich glaube, ungehört! Siehst Du denn nicht, daß dieses eisige Schweigen mein Tod ist? Um Gottes Willen glaube nicht, geliebter Georg, daß es etwas Gefährliches ist für Deine und meine Ehre!“ . . . Sie wollte sich ihm nähern.

Mit einer befehlenden und abwehrenden Bewegung streckte er die Hand gegen sie aus. „Den Brief, von welchem meine Mutter redet, will ich gar nicht sehen! Für mich reicht es hin zu wissen, daß das Weib, welches ich als ein Abbild der Reinheit angebetet habe, mein Vertrauen getäuscht, daß sie Geheimnisse gehegt hat, die eine Dienerin zu verkaufen im Stande gewesen ist. Rede nicht! Ich werde reden, wenn ich meinen Entschluß gefaßt habe.“ Er ging, ohne daß eine Muskel in seinem Gesichte den grenzenlosen Schmerz verrieth, den die letzten Augenblicke in seine Seele geschleudert hatten.

Als Amelie allein war, sank sie auf ihre Kniee und betete inbrünstig zu Gott; aber sie war allzu aufgeregt, um einen Trost fühlen oder fassen zu können; denn sie hatte gerade darin gefehlt, worin eine Frau niemals fehlen darf: in Vertrauen und in Wahrheitsliebe.

Welche Gegensätze in dem Leben! Vor einer Stunde umgeben von Musik, Freude, Huldigung und Vergötterung, befand sich diese beneidete Frau jetzt allein, verzweifelnd, zitternd vor der Zukunft, zitternd vor dem morgenden Tage.

6. Was die Welt sagte, und was der Mann that.

Zwei Jahre sind verflossen seit dem Abende, da Baron Georg den Brief der Schwiegermutter an die Schwiegertochter las; und von dem Augenblicke, wo er das Zimmer verließ, bis jetzt hatte er niemals die Schwelle desselben überschritten. Der Schlüssel zu der Thür war von ihm selbst ausgezogen worden.

Alle lieblichen Erinnerungen von einer vierjährigen Ehe, so glücklich, wie sie selten gefunden wird, hatte er in seiner Brust begraben, und von dort stieg keine einzige empor, ohne daß er sie mit unerschütterlicher Festigkeit wieder hinabsenkte. Er fragte nichts mehr nach der Freude, nach dem Gesellschaftsleben, ja kaum nach dem Sonnenscheine; milzsüchtig aber war er nicht auf die Weise, daß er todt war für die Freude oder die Bekümmernisse Anderer. Ein treufester, wenn auch wortkarger Kamerad, ein ruhiger und klarblickender Vorgesetzter, ein guter Hausherr und ein artiger, aber kalter Gesellschafter, wenn er sich bisweilen in einer Gesellschaft zeigte — so war die Oberfläche.

Die junge Frau dagegen — hatte sie einen guten Weg gefunden? Kaum hätte man das geglaubt, wenn man sah, mit welcher fast wilden Lust sie sich in die Zerstreuungen warf, die sie nie geschätzt hatte. Schauspiele, Concerte, Diners, Soupers und Bälle wechselten unaufhörlich mit einander ab. Allein nicht ein Hauch von Verleumdung berührte ihren Ruf, denn sie war äußerst streng in allen Formen, und dennoch schien sie nicht länger zu leben, wenn sie nicht von dem Einen zu dem Andern flatterte.

Selten begleitete sie ihr Mann. Doch kam sie niemals allein, sondern immer in Gesellschaft einer bejahrten Dame. Geschah es aber, daß das Ehepaar einmal zusammen erschien, so ließ sich über ihr gegenseitiges Betragen gar keine Anmerkung machen. Er saß ungenirt und zugleich unbeweglich am Spieltische; sie belustigte sich, und wenn er kam und in lauem Alltagstone sagte: „Der Wagen ist da, Amelie — wünschest Du vielleicht, daß er wartet?“ so erhob sie sich ohne Widerrede und antwortete eben so nachlässig: „Das ist nicht nöthig, mein Lieber... ich bin bereit!“ Das Alles war ja so, wie es sein mußte, oder so, wie es hatte werden müssen, nachdem man einige Jahre verheirathet gewesen war: anständig, artig, aber gleichgültig. Auch sagte die Welt: „Keine Liebe währt ewig — das sieht man sehr wohl an dem Baron T. und seiner Frau. Sie liebten einander lange genug mit dieser Ewigkeitsliebe; aber es überstieg zuletzt ihre Kräfte, sich in der Uebertreibung oben zu halten. Das Ruhigste ist immer das Beste.“

Wie wenig inzwischen sah wohl die Welt von dem Verhältnisse! Sie erfuhr niemals die Ursache, warum diese Ehe so vielen anderen Ehen zu gleichen schien; denn sie konnte nicht sehen, wie Amelie an jedem Abende, da sie in ihrem Schlafgemach allein und das falsche Lächeln von ihren Lippen, die kummerfreie Miene von ihrem Antlitz geflohen war, sich stumm aber in tödtlicher Angst an die verschlossene Thür schlich, um auf Georg's Zimmer zu lauschen, und um bei dieser Schwelle Gott anzurufen, daß er sich ihrer erbarmen und entweder den stummen Zorn ihres Gatten mildern, oder auch ihr die beinahe eben so große Barmherzigkeit erzeigen möchte, sie hinwegzunehmen von diesem unerträglichen Leben — denn da würde Georg klar sehen und ihr glauben.

Mehr als einmal, wenn sie so in ihre stillen Gebete versenkt war, meinte sie an der andern Seite der Thür, deren Schlüsselloch gleichwohl immer mit dem herabgelassenen Schilde bedeckt war, einen heftigen Athemzug zu vernehmen. Sie glaubte sogar von dem brennenden Hauche dieses Athemzuges umschwebt zu werden; plötzlich aber hörte die kurze, heftige Bewegung desselben auf — vielleicht hatte er auf seiner Seite eine gleiche Entdeckung gemacht. Wenn das der Fall war, so bewirkte gleichwohl diese Entdeckung nichts Anderes, als einen concentrirten Sturm, denn gleich darauf begann ein heftiges Auf- und Abwandern durch das Zimmer . . . Und so ging es Abend für Abend. Wenn der Morgen kam, so traf man sich mit derselben kühlen Gleichgültigkeit, mit welcher man sich dort getroffen hatte, und mit welcher man sich morgen wieder treffen sollte. Bei den Mittagsmahlzeiten und an den Abenden war man selten allein.

Hier die Erklärung, wie es zu dieser regelmäßigen Unregelmäßigkeit gekommen war. In derselben Ballnacht, da Georg, nachdem er den Brief seiner Mutter gelesen und verbrannt hatte, in sein Zimmer gegangen war, hatte er gesagt: „Rede nicht! — Ich werde reden, wenn ich meinen Entschluß gefaßt habe“; Amelie aber hatte diesen Entschluß nicht abwarten wollen. Sie setzte sich sogleich hin, um einen Brief an ihren Mann zu schreiben, und schloß in diesen den Brief ein, welchen ihre vormalige Kammerjungfer in Zorn und Rachgier ihr gestohlen und hernach an ihre Schwiegermutter verkauft hatte.

Es war beinahe vier Uhr Morgens, als sie ihr schweres Werk vollendet hatte, sich leise in das Zimmer ihres Mannes schlich und den Brief neben sein Bett niederlegte. Als sie zurück-

kam, warf sie sich auf ihr Bett, um, wo nicht Ruhe zu finden, so doch auf einige Stunden ihr Leiden zu vergessen zu suchen, und sie sank in einen tiefen und traumvollen Schlaf. Als sie erwachte, war es über zehn Uhr. Die Sonne schien klar herein auf die grünen seidenen Vorhänge. Amelie erhob ihre steifen Augenlider . . . Alles war still — nicht ein Laut war in dem Zimmer ihres Mannes zu vernehmen. Es war, als ob ein Todesschlaf das ganze Haus gefesselt hielt.

„Mein Gott! an einem solchen Tage zu erwachen!" seufzte das arme junge Weib. — „Wie wird er sein, wenn es Abend wird?"

In demselben Augenblicke gewahrte sie einen großen Brief — ihren eignen, der unerbrochen neben ihr lag. Aber er war nicht allein da: ein dünnes Billet war an der einen Seite in das Couvert gesteckt worden. Dieses Billet lautete folgender Maßen:

„Amelie! Meine Unerbittlichkeit, Deinen Brief jetzt nicht sehen zu wollen, rührt weder von meiner Schwäche noch von meiner Verachtung her, sondern von meiner Vernunft, welche mir deutlich sagt, daß ich nicht handeln darf, ehe die Maske, die Du von heute an mich wirst tragen sehen, mein rechtes Gesicht geworden ist, dessen laue, gleichgültige Oberfläche sich in mein innerstes Wesen eingedrängt hat, so daß inwendig und auswendig das gleiche Gepräge vorhanden ist. Zu dieser Arbeit reichen zwei Jahre hin. Sind diese verflossen, so will ich Deinen Brief und was er in sich einschließt lesen. Da werde ich so unparteiisch urtheilen können, als ob ich über die Gattin eines fremden Mannes urtheilte. Bis dahin lebe wie Du willst, versuche es aber nie vor dem Ablaufe dieser zwei Jahre, Dich mit dem allergeringsten Vertrauen zu nähern — mir, von dem Du jetzt viel weiter getrennt sein mußt, als durch den Tod, der niemals trennt. Uebrigens wird in den Gewohnheiten des Hauses nichts verändert. Die Welt muß hinter das Licht geführt werden.

Georg."

Man hätte glauben können, daß Amelie, als sie diesen Brief zuerst las, sich eine Illusion machte von Zufälligkeiten und Möglichkeiten, die Georg verändern oder auf ihn einwirken können. Aber sie machte sich keine solchen. Sie wußte allzu wohl, daß der Stahl in ihres Mannes Natur sich weder biegen noch brechen ließ, und daß jede Bitte, die sie hätte versuchen wollen, von dem Panzer abgeprallt wäre, mit welchem er das blutende, das zärtliche und vielleicht schwache Herz verwahrte.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Briefe.

Eine Schrift gibt's, deren Züge
Ohne Thränen ich nicht sehen kann,
Denn sie redet keine schöne Lüge,
Die ein leeres Herz ersann.
Alle Worte sind nur Zeugen
Einer Liebe, tief, unwandelbar,
Einer Liebe, die durch Nichts zu beugen,
Die die Liebe meiner Mutter war.
Ob ich dich auch nicht mehr habe,
Deine stille treue Liebe blieb;
Modert auch die Hand im Grabe,
Die mir diese Thränen schrieb.
Wie vor Jahren noch bewegen
Deine Sorgen heut' mein Herz,
Lindernd fließt um mich dein Segen,
Ach, zu hart wär' sonst um dich der Schmerz!

Hermann Lingg.

H. **Herrieden**, Mitte Juli. Witterungsverhältnisse Europa's im Monat Juni. Nachdem in Folge des in den ersten Tagen dieses Monats von Westen nach Osten über unseren Erdtheil hingezogenen Luftthales in den meisten Gegenden Regen mit oder ohne Gewitter entstanden war, bildete sich im Westen und Norden Europa's ein flacher und ziemlich ausgebreiteter Luftberg mit meist heiterem Wetter. Am 10. wurde derselbe von einem von heftigen Gewittern begleiteten Luftthale durchbrochen. Diese elektrischen Entladungen waren auch bei uns sehr heftig; ich erinnere nur an die Blitzschläge in Aurach und Beyerberg. Von da stellte sich in obengenannter Gegend unseres Erdtheiles abermals ein flacher länglicher Luftberg her, welcher bei fortwährend heiterem Wetter bis zum 23. nur geringe Schwankungen erlitt. Hierauf machte sich nun ein vom atlantischen Meere kommender Aequinoktialwirbelsturm geltend. Derselbe, bereits am 24. und 26. einige kleine Luftwellen voraussendend, erreichte mit seinem trichterförmigen Luftthal in der Nacht vom 28. auf den 29. die Westspitze Englands und ging über London und Köln in's Innere Rußlands. Die Spitze des Trichters verflachte sich während ihrer Fortbewegung. Beim Eintritt in Penzance einem Druck von nur 737mm entsprechend, war dieselbe bei London 742, bei Köln nur mehr 743mm u. s. w. Jene Gegenden, welche nur der Rand des Trichters passirte, wie Süddeutschland und Norditalien, hatten einen einmaligen heftigen Weststurm, während in jenen, welche der Spitze des Trichters näher waren, wie unser fränkisches Hochland, der Sturm in 2 Abtheilungen auftrat, indem an der Spitze des Trichters fast Windstille herrschte. So wüthete bei uns am 30. Mittags, wo der südöstliche Abhang der Cyclone unsere Gegend passirte, der erste Sturm, worauf nahezu Windstille eintrat, und am 1. Juli Nachmittags, wo wir aus dem südwestlichen Rand des Trichters austraten, der zweite.

Die Bewölkung des Himmels war höchst verschieden, sie schwankte von 10 (Marseille in Südfrankreich) bis 84 pro Cent (Odessa am schwarzen Meer). Im Allgemeinen war es heiterer als trüb, von 23 Hauptstationen waren nur 8 über der Hälfte durchschnittlich bewölkt, 6 sogar unter dem Viertel. Ueber die Hälfte mittlerer Bedeckung des Himmels mit Wolken hatten das nördliche Frankreich, die Niederlande, das ganze Donaugebiet (am schwarzen Meer sogar über $^3/_4$), Lappland, Schweden, Norwegen und England. Von $^1/_4$ bis $^1/_2$ durchschnittlich bedeckten Horizonts hatten Spanien, Portugal, Irland und Schottland. Weniger als $^1/_4$ mittlerer Bewölkung hatten Südfrankreich, ganz Italien, die Schweiz und das mittlere und nördliche Rußland.

Die um 7 Uhr Morgens an den einzelnen Hauptstationen Europas beobachteten Mitteltemperaturen waren der Reihe nach: Alikante in Südspanien 21,3, Palermo in Sizilien 18,7, Bilbao in Nordspanien 18,2, Marseille in Südfrankreich 16,7, Rom in Süditalien 16,6, Turin in Norditalien 16,5, Lissabon in Portugal 16,4, Madrid im mittleren Spanien 13,9, London in England 13,6, Odessa im südlichen Rußland 13,5, Valentia in Irland 13,2, Herrieden im westlichen Deutschland 12,8, Brüssel in Belgien 12,7, Paris im nördlichen Frankreich 12,4, Wien im östlichen Deutschland 11,9, Nairn in Schottland 11,3, Bern in der Schweiz 10,9, Amsterdam in Holland 10,5, Moskau im Innern Rußlands 8,3, Skudesnäs in Norwegen 8,2, Haparanda an der Gränze von Lappland 7,7 und Stockholm in Schweden 7,5° R. Die höchste Temperatur um 7 Uhr Morgens war am 12. in Alikante mit 25,5, die tiefste am 4. in Moskau mit 3,3°. Die absoluten Thermometerschwankungen waren in Paris zwischen 5,9 am 13. und 23,8 am 7., dahier zwischen 2,1 gleichfalls am 13., und 23,0 am 24. Die Regenhöhe in Paris betrug nur 18,30mm, dagegen bei uns 43,85mm, mithin ist es dort noch viel trockener.

Der warme Mai, wo unsere Temperatur die 6. Stelle in der Reihe einnahm, während sie im Winter bis zur 18. zurückgeht, hatte Abendschmetterlinge aus der Gattung der Schwärmer, welche ihres Flügelbaues wegen zu weiten Reisen in kurzer Zeit besonders geeignet sind, in unserem Klima getäuscht, so daß sie sich wie schon manchmal in früheren Jahren, von Südeuropa in unsere Gegend verirrten und ihre Brut absetzten. So fand ich Mitte Juni eine erwachsene Raupe von Deilephila lineata, eines sonst nur in heißeren Ländern, namentlich um Livorno in Italien vorkommenden Schmetterlings.

Auf den menschlichen Organismus wirkte der Monat Juni günstiger als sein Vorgänger, der Krankenstand war wenigstens in hiesiger Gegend sehr gering, wie dieß immer in trockenen und dabei kühlen Monaten der Fall ist.

Auf die Vegetation übte die fortwährend verhältnißmäßig

geringe Regenmenge mit vielleicht alleiniger Ausnahme der Kartoffel um so ungünstiger, da auch im Winter der Boden fast immer gefroren war, und sich durch Thauwetter keine sogenannte Winterfeuchtigkeit bilden konnte. Es war deshalb auch der Grundwasserstand so niedrig, wie ich ihn seit meinen freilich erst sechsjährigen Messungen noch nie beobachtete.

Die Ehen der Vögel.

Die „Maje" in Wiesbaden bringt einen interessanten Aufsatz von Pfarrer Snell in Hohenstein (Nassau) über eine merkwürdige Erscheinung, welche erst in neuerer Zeit allgemeiner anerkannt worden ist. Danach leben alle Vögel mit wenigen Ausnahmen in fester, lebenslänglicher Ehe (Monogamie), wie man das an Raben, Elstern, Tauben, Spatzen rc. leicht beobachten kann. Zu den ganz unzertrennlichen Vögeln gehören die Lerchenfalken trotz ihrer sonstigen Wildheit. Wenn man im Herbste, wo sie wandern, einen dieser Schnellsegler in den Lüften seine wundervollen Schwenkungen machen sieht, so wird man in der Regel auch bald den andern Gatten gewahr werden. Sehr viele Vögel schaaren sich regelmäßig im Herbste zu größeren oder kleineren Heerden zusammen. Aber auch hier hat man gefunden, daß die einzelnen Paare sich zusammenhalten. Doch gibt es auch Zugvögel, von welchen die Männchen wie die Weibchen im Herbste sich in besonderen Schaaren vereinigen und so getrennt von einander ihre Wanderungen machen, dieß ist z. B. bei den Buchfinken der Fall. Im Frühlinge aber finden sich dieselben Paare wieder zusammen. Das Nachtigallen-Männchen schlägt in den ersten Tagen seiner Ankunft im Frühlinge so lebhaft Tag und Nacht ohne Unterbrechung, um sein Weibchen, welches erst später ankommt, an sich zu locken, oder vielmehr um demselben, das ja ohnehin seine Heimath kennt, seine Anwesenheit kundzuthun. Der Sperber findet sich, nachdem er den Winter über einsam mancherlei Kreuz- und Querzüge gemacht, und zur Abwechslung vielleicht auch einmal den Palmenhainen Afrika's einen Besuch abgestattet hatte, im Frühling mit seinem Weibchen wieder auf demselben Baume ein, wo er im Jahre vorher von demselben Abschied genommen hatte, und bezieht wieder denselben Horst (wofern er noch vorhanden), den er vorher bewohnt hatte.

In Vielweiberei leben nur wenige Vögel, die Auerhühner, die Haushühner, die zahmen Enten und Gänse und einige andere. Die Ehen werden meistens im Frühjahr nach dem Geburtsjahr geschlossen, und es findet dabei eine ganz bestimmte Wahl statt, deren Gründe ebensowenig wie bei den Menschen zu enträthseln sind, wenn nicht die gewöhnlichen Rücksichten des Lebens obwalten. Oft entscheidet der bloße Zufall, oder wenn mehrere Bewerber sich um eine Braut drängen, das Recht des Stärkeren. Selbst wenn die Ueberzahl auf Seiten der Weibchen ist, was aber selten der Fall, da es bei den Vögeln mehr Männchen als Weibchen gibt, entstehen oft Kämpfe der Eifersucht. In der Ehe kommen Streitigkeiten nicht vor, das Weibchen fügt sich dem Willen des Männchens. Die Wahl des Nestes z. B. trifft immer das Männchen, und Herr Snell beobachtete bei Spatzen und Tauben Fälle, wo das Männchen aus Dummheit und Aengstlichkeit einen ganz unpassenden Platz wählte und das Weibchen sofort Material herbeischleppte, obwohl dasselbe gar nicht anzubringen war. Nur bei den Lerchenfalken kommen manchmal Streitigkeiten über eine Beute vor, die aber nie zu Thätlichkeiten führen. Die Tugend der ehrlichen Treue muß man im Allgemeinen allen in Einweiberei oder Monogamie lebenden Vögeln zuerkennen. Doch ist ein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern zu machen. Von Seiten des Weibchens habe ich, sagte Snell, so lange und sorgfältig ich auch die Vögel beobachtet habe, niemals einen Fall von Untreue erlebt, bei den Männchen hingegen kommen, wenn auch selten, solche Fälle vor. Wenn man erwägt, daß dem Weibchen von Natur eine größere Zurückhaltung und Schüchternheit eigen ist, so wird man diesen Unterschied erklärlich finden. Wohl zu unterscheiden ist die förmliche Auflösung der Ehe. Diese kommt bisweilen vor und wird auch manchmal von Seiten des weiblichen Theiles vollzogen. Bei den Tauben finden solche freiwillige Ehescheidungen nur dann statt, wenn sie sich von Anfang an nicht nach Neigung und freiwillig, sondern zufolge eines Zwanges miteinander verbunden hatten. In solchen Fällen war also von Anfang an eine „Mißehe" (eine wahre Mesalliance) vorhanden, und die Trennung derselben findet auch gerade deßhalb statt, weil der eine der Gatten seinen früheren Ehegatten, von welchem er durch die Laune seines Herrn gewaltsam getrennt worden, wieder aufsucht.

Bei den wilden Vögeln kommen wohl solche Ehescheidungen viel seltener vor, weil bei der Schließung ihrer Ehen aller Zwang wegfällt. In der Brütezeit werden die Weibchen von den Männchen treulich unterstützt; bei den meisten Vögeln brüten sie sogar mit und tragen Nahrung zu. Sobald die Jungen ausgebrütet sind, bekömmt das Männchen alle Hände voll Arbeit, denn bei allen Vögeln, deren Junge gefüttert werden müssen, nimmt dasselbe an dem Aetzungsgeschäft Antheil, ja wenn die Jungen herangewachsen, liegt dieses sowie das Erziehungsgeschäft ihm vorzugsweise ob. Bei den Vögeln aber, deren Junge davonlaufen und allein fressen, wie z. B. die Rebhühner, hat sie das Männchen an die geeigneten Futterplätze zu führen und bei Gefahr zu warnen und zu schützen. Bei den Rebhühnern bleibt die ganze Familie den Winter über beisammen, und erst im Frühjahr trennen sich die Gatten von den Kindern. Wer es beobachtet hat, wie so zwei Ehegatten stets beisammen sind, stets einander zurufen, Freude und Leid mit einander theilen, bei hartem Frost auf ihrer Schlafstätte sich dicht aneinanderdrängen, um sich gegenseitig warm zu halten, und dies Alles zu einer Zeit, wo die sinnlichen Triebe in der Vogelbrust so tief schlafen, wie die ganze Natur unter der Decke von Eis und Schnee schläft, der wird damit übereinstimmen, daß eine solche Ehe keine gewöhnliche, sondern eine echte, auf wahrer Freundschaft beruhende ist.

Wenig bekannt ist, daß 1775 ein Komplott zur Ermordung Washington's entdeckt wurde. Die „New-Yorker Chronik" bringt darüber folgenden von dem General-Kommissär Peter T. Curtinus an den Kolonel Richard Barrick gerichteten Brief: „New-York, den 26. Juni 1775. Mein Herr! Gestern Nacht wurde ein infernalischer Anschlag gegen das Leben der Generale Washington, Putnam u. s. w. entdeckt. Einige der betheiligten Schurken sind in Gewahrsam. Die Einzelnheiten sind noch nicht bekannt; von den Beamten, welche die Verschwornen ergriffen haben, theilen einige mit, daß eine große Belohnung für die Ermordung der Generale Washington, Putnam rc. angeboten wurde, daß in ihrem Besitz ein Plan aller Befestigungen gefunden worden. Während die Regulären einen Angriff machen sollten, waren Personen angestellt, die das Pulvermagazin in die Luft sprengen und Kings Bridge zerstören sollten, um das Anlangen von Verstärkungen von Neu-England zu verhüten. Der Anschlag war höchst nichtswürdig, und ich hoffe, daß die Schurken eine Strafe erhalten werden, welche ihnen anhaltendes Jucken verursachen soll, ohne daß sie sich kratzen können. Ich bin rc. rc." Wir fügen dem Vorgehenden noch hinzu, daß einer von diesem Komplott, Thos. Heckory, in General Washington's Leibgarde, wegen dieses Anschlags gehängt wurde.

Räthsel.

Mit D ergötzt es dich in mancherlei Gestalt,
Ist launig, scherzhaft, oft auch ernst und hehr.
Mit R hat es mit Fug und Recht Gewalt,
Und gibt dem Frevler die verdiente Lehr'.
Mit S ist's hoch und werth zu halten,
Wohl dem, der's nimmerdar verliert.
Mit W hat's Jeder so zu halten,
Wie es nach Vorschrift ihm gebührt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 28:
„gebildet und eingebildet."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 30. Sonntag, den 23. Juli. 1865.

Wunder.

Das Wunder war nicht das, was geschah,
Nein das, was als Wunder geglaubt ist.
Die Wunderdinge sind immer noch da,
Wenn du nicht des Glaubens beraubt bist.

E.

Die Drangsale einer Frau.

Ein Lebensbild aus Schweden, von Emilie Flygare-Carlén.

(Fortsetzung.)

Hatte sie nicht einmal ihre Zukunft auf doppelte Weise in ihrer Hand gehabt an jenem Tage, da er sie um ihre Liebe und ihr Vertrauen bat, und da das an und für sich geringe Geheimniß ohne Zweifel in seine eigenen Gefühle der Dankbarkeit und Achtung hätte aufgenommen werden und darin verschmelzen können? Ja; aber obgleich sie oftmals von seiner strengen Gerechtigkeitsliebe, von seinen ernsten Forderungen an die Tadellosigkeit einer Gattin gehört hatte, so wählte sie das Stillschweigen. Durfte sie sich also wohl beklagen, daß die an Liebe so verschwenderische Natur jetzt ihre Schätze, so wie auch ihre Klagen über ihr getäuschtes Vertrauen in sich verschloß? Nein, sie durfte das nicht, denn der Beantwortung der Bitte eines ernsten Mannes um eine redliche Aufrichtigkeit von derjenigen, die er zu seiner Gattin wählt, darf sich ja kein rechtliebendes Weib entziehen; früher oder später werden sonst diese kleinen Geheimnisse ihre Schatten auf ihr Leben werfen.

Amelie stand auf mit dem festen Beschlusse, während dieser beiden Jahre nicht in der Einsamkeit zu leben wie ein büßendes Weib, das von der Welt als eine Heilige kanonisirt werden will, sondern als eine Frau, die sich mit aufrechtem Haupte in dem Weltleben sehen lassen kann — denn was sie auch gegen ihren Gatten und ihren gemeinsamen Frieden gefehlt hatte, so gab es doch nichts in ihrem Leben, worüber sie zu erröthen brauchte. Ueberdieß wußte sie wohl, daß der einzig mögliche gute Eindruck, den sie jetzt auf ihn machen konnte, in Verstand und Selbstbeherrschung bestand, so daß nichts in ihrem Umgangskreise bekannt wurde. — Sie kleidete sich eilfertig, zwar mit Fieber in jedem Pulse, aber doch mit gewählter Sorgfalt, und als sie ihren Mann im Frühstückzimmer traf, sagte sie mit einer Ruhe, die ihr unerhörte Anstrengungen kostete: „Entschuldige das späte Frühstück, mein Lieber! . . . Ich habe mich verschlafen."

„Ich auch!" antwortete er. Und der laue Ton klang schon ganz natürlich. Amelie schauderte und brannte. Der Kaffee wurde um des Scheines willen eingeschenkt und getrunken. Und um des Scheines willen unterwarf man sich späterhin — wie schon oben erwähnt ist — dem gleichen Zwange . . . . Endlich näherten sich die beiden Jahre ihrem Ende, und Amelie hatte während dieser Zeit mehr als einmal Gott dafür gedankt, daß er das einzige Kind, welches er ihr geschenkt, so früh hinweggenommen hatte. Wie sich jetzt ihr Leben auch gestalten würde, brauchte Georg auf nichts Anderes als sie selbst Rücksicht zu nehmen. Und hatte sie nicht jetzt eine so bittere Strafe erlitten, daß diese einen größeren Fehler hätte versöhnen können — nämlich einen Fehler, der möglicher Weise vergessen werden konnte! Aber sie wußte nicht das Allermindeste davon, ob er ihre Ausflüge in das Weltleben gebilligt hatte, oder ob er ein häuslicheres Leben vorgezogen haben würde. Nur das wußte sie, daß sie in letzterem Falle von ihrer ewig brennenden Unruhe erstickt worden wäre. Außerdem mußte die Schwiegermutter gar keine Ahnung von ihren Gefühlen haben, diese Schwiegermutter, der sie wohl eine Erklärung hätte geben können, wenn sie nicht allzu stolz gewesen wäre, irgend einem Menschen eine solche zu geben, ehe sie sich vor ihrem Gatten erklärt hatte. Wäre die Schwiegermutter eine liebende Mutter gegen sie gewesen, so würde sie ohne Zweifel anders gehandelt haben.

7. Der Schlüssel steckt wieder in der Thüre. Die Beichte.

Es war an einem Abende gegen Ende Februars im Jahre 1856. Amelie hatte eine von jenen langen Opern, die bis gegen elf Uhr dauern, gehört oder vielmehr sie war dort gewesen, um dieselbe zu hören. Diese Stunde hatte auch wirklich schon geschlagen, als sie, nachdem sie eine Freundin, in deren Gesellschaft sie die Oper besucht, nach Hause gebracht hatte, in ihre eigene Wohnung trat und sogleich fragte, ob der Baron zu Hause wäre, und ob er soupirt hätte. Sie erhielt zur Antwort, der Baron sei schon vor neun Uhr von dem Diner, zu welchem er geladen gewesen war, nach Hause gekommen und sogleich zu Bette gegangen.

Amelie trank in aller Eile eine Tasse Thee und eilte dann in ihre Zimmer, wo sie ihre Kammerjungfer unter irgend einem Vorwande bald wegschickte und allein blieb.

Sie hatte nicht vergessen, was für ein Tag der heutige war. Der zweite Jahrestag nach jenem Balle . . . Man hatte zwar auch späterhin Bälle gehabt, doch diese waren nicht merkwürdig.

„Endlich," sagte die junge Frau zu sich selbst, indem sie eher auf das Sopha sank als sich darauf setzte, „endlich sind diese schreckensvollen Jahre abgelaufen und auch dieser schreckensvolle Tag ist zu Ende, trotzdem daß ich glaubte, es würde niemals Abend werden! . . . Allein wie wird es morgen sein? Wird er mir etwas sagen, wird er schreiben, wird er . . .? Ach, vielleicht thut er von dem Allem nichts! Habe ich wohl bei ihm eine einzige sanfte Bewegung während dieser beiden Ewigkeiten spüren können? Haben wir nicht in einem und demselben Wagen gesessen, wenn wir aus- oder nach Hause gefahren sind, ohne daß er etwas anderes geäußert hat als Kleinigkeiten, und zwar

noch dazu in einem so ruhigen Tone, daß sein Inneres jetzt ein Abbild seines Aeußern zu sein scheint. — Vielleicht erfahre ich durch seine Mutter . . . O nein, das kann er nicht wollen! — Unmöglich! ja unmöglich! Denn trotz Allem liebt er mich immer noch."

Sie stand auf und nahte leise der Thür, um, wie so oft zuvor, an dieser Schwelle ein stummes Gebet zu sprechen; aber — „Großer Gott!" (beinahe wäre ihr dieser Ausruf laut entfahren) — der Schlüssel steckte ja in der Thür an ihrer Seite! — Wie brannten ihre Wangen, wie flog ihr Herz! — Was bedeutete diese stumme Botschaft? Ganz gewiß, daß sie, wie vor zwei Jahren, den unglückseligen Brief hineintragen und auf den Tisch legen sollte. Ja, ohne Zweifel war es so . . . . Und er würde schlafen, sich den Anschein geben, als schliefe er, und sie nicht sehen.

Die arme Frau, welche ihren Mann so innig liebte, küßte leise den Schlüssel. Darauf flog ihr Seufzer zu Gott empor — möchte er doch einen Strahl der Barmherzigkeit senden und Georg's Seele erleuchten! Dann trat sie an den Schreibtisch, nahm den Brief hervor, öffnete ihn jedoch, um einige Zeilen hinzuzufügen. — Wir benützen die Gelegenheit, um diesen Brief zu lesen, während sie ihn selbst noch einmal durchliest:

„Mein theurer, einzig geliebter Georg!

„Wie soll ich schreiben, wie wirst Du diese Beichte annehmen, da Du in einer so harten Gemüthsstimmung von mir gingst? Wenigstens will ich jetzt wahr sein. Ich war, wie Du weißt, nur siebzehn und ein halbes Jahr alt, als Du mich batest, Deine Gattin zu werden, und den ganzen unschuldigen Roman meines verflossenen Lebens hättest Du ohne die geringste Schwierigkeit erfahren, wenn Du nicht eben dieses zu einer so strengen Bedingung gemacht hättest. Ach, Georg! Ich liebte Dich, und fürchtete so sehr, daß ich Dich verlieren könnte. Erfahre also, was geschehen ist! Mein Vetter, Carl H., hatte für mich eine Studentenphantasie gefaßt, die sich während zweier Universitätsferien, wo er als Gast in dem Hause meiner Eltern war, entwickelt hatte. Er war einundzwanzig, ich nicht viel über sechszehn Jahre. Meine Mutter schien, ohne sich hierüber auszusprechen, diese frühe Verbindung sehr zu billigen, denn sowohl ihre eigne Kränklichkeit, als auch die meines Vaters drohten, wie es auch wirklich geschah, mich bald elternlos zu machen, und sie wollte meine Zukunft gesichert sehen. Carl war — wenigstens damals — eine gute, heftige, fröhliche, aber leichtsinnige Seele. Er wollte mein Herz mit Sturm erobern, aber dieses gab ihm keine Antwort, und meine Hand lag unbeweglich in der seinigen, wenn er sie ergriff. Dennoch war ich meinem Vetter sehr gut, und da ich nothwendig den Wunsch meiner Mutter ahnen mußte, so mag ich wohl auch bisweilen über diese Sache nachgedacht haben. Weiter kam es nicht, bis eines Tages seine Gefühle gleich einem Sturmwinde über mich kamen und ich ihm versprach, ich wollte ernsthaft über die Sache nachdenken, welche er in so glänzenden Farben malte.

„Nachdem Du das gesagt hast, brauchst Du darüber nicht weiter nachzudenken — es ist also abgemacht!" rief er und raubte mir einen Kuß, ehe ich seiner Kühnheit wehren konnte. Doch eben diese seine Rücksichtslosigkeit gab mir einen völlig deutlichen Ueberblick über mein inneres Wesen. Ich sprang auf und warf ihm einen so strafenden Blick zu, wie ihn nur ein sechszehnjähriges Mädchen in ihre Augen legen kann.

„„Jetzt weiß ich,"" sagte ich, „„daß ich Dich nicht lieben kann, und ich fühle, daß ich Dich niemals lieben werde. Daher bedarf es keiner längeren Ueberlegung — ich werde nicht die Deinige."

„Dem neuen Sturme, welcher jetzt ausbrach, widerstand ich mit Festigkeit, und seine letzten Worte hielt ich für bedeutungslos:

„Im nächsten Jahre," sagte er, „komme ich wieder und fordere da eine neue und bessere Antwort."

„Er reiste. Er schrieb niemals und einige Monate nach meinem siebzehnten Geburtstage war ich mit Dir verlobt.

„Gewiß nimmt es Dich Wunder, daß ich dasjenige, was Carl betraf, nicht mit meiner Mutter überlegte. Das aber wagte ich nicht; denn ich fürchtete, daß, wenn sie etwas von dieser Scene erführe, sie meinen Gefühlen vielleicht Zwang anlegen und meinen würde, ich hätte Pflichten gegen den Vetter. Also schwieg ich, bemerkte aber doch, daß eine dritte Person um mein Geheimniß wußte, wie ich auf eigene Hand eine Verbindung mit Carl sowohl abgeschlossen als auch gebrochen hatte. Diese Person war unsre Hausjungfer, die ich nicht leiden mochte, die ich aber fürchtete, weil sie bei meiner Mutter in großer Gunst stand, weil sie bei Allen gut stehen wollte, im Hause Alles, besonders mich, ausspionirte, und weil man nicht ahnen konnte, wie sie ihre Kenntnisse anwendete. Sie war dazu noch — so unschuldig sie auch aussah — ein intriguantes Geschöpf, das ich aus Instinkt floh, wofür sie mich beinahe haßte, besonders da ich trotz meiner eigenen Jugend sah, was die Kränklichkeit meine Mutter zu merken verhinderte, und ihr über ihr flüchtiges Leben Vorwürfe machte.

„Die Nachricht von meiner Verbindung mit Dir erweckte einen so wilden Tumult in Carl's Seele, daß er in der ersten Gemüthsbewegung von der Universität wegreiste und zu unseren gemeinschaftlichen Verwandten, meiner alten Tante, kam, deren Gut an das meiner Eltern grenzte. Nun wohl, Georg! gleich am Tage seiner Ankunft schickte er mir einen Brief zu, der gegen mich sprechen muß, das sehe ich sehr wohl ein — doch ich versichere Dich, daß Alles, was ich hier geschrieben habe, die reine Wahrheit ist. Als ich so eben seinen Brief erbrochen und die unglückseligen Zeilen durchlaufen hatte, kam Lotta, unsere obenerwähnte Jungfer, mit der Nachricht herein, daß Du angekommen seiest. Ich warf den Brief in die Lade der Kommode und flog hinab Dir entgegen. Ach, wenn ich doch damals den Muth gehabt hätte, aufrichtig zu sein — aber ich hatte ihn nicht! Sobald Du mich verlassen hattest, eilte ich zurück in mein Zimmer, um meinem Vetter ein paar eiskalte Zeilen zu schicken . . . denke Dir mein Entsetzen — der Brief, den er geschrieben, war verschwunden! Hättest Du gesehen, wie ich ihn suchte, so hättest Du mich bedauert. Inzwischen war mein Suchen vergebens. Ich schrieb eine bestimmte und, wie ich glaube, würdige Antwort auf Carl's Begehren, und am Tage darauf reiste er weg, ohne daß wir uns jemals wiedergesehen haben. Zuvor hatte er mich um Verzeihung gebeten und gestanden, daß ich recht gegen ihn gehandelt hatte.

„Zwei Monate vergingen. Da geschah es eines Tages, daß Lotta auf eine unverantwortliche Weise ihre Pflichten gegen meine Mutter, deren Pflege ihr allein oblag, versäumt hatte, — eine Versäumniß, die dadurch veranlaßt worden, daß sie ohne erhaltene Erlaubniß die ganze Nacht hindurch in der Nachbarschaft auf dem Tanzboden gewesen war. Ich hielt ihr, wie ich zugebe, in scharfen Worten ihre Aufführung vor, welche einen harten Krankheitsanfall bei meiner Mutter veranlaßt hatte, weil sie auf ihre wiederholten Aufforderungen mit der Klingel nicht erschienen war. Gereizt, daß ich so mit ihr zu reden wagte, antwortete sie mir zornig: „O, es lohnt sich nicht der Mühe, Fräulein, daß Sie so moralisiren, denn ich kann in jedem Augenblicke dem Baron den verlorenen Brief des Herrn Carl geben und ihm überhaupt noch die Neuigkeit mittheilen, daß Sie schon einmal so gut wie verlobt gewesen sind!"

„Ich glaubte, die Erde sollte mich mit meiner Schande verschlingen, daß ich so gedemüthigt und noch dazu waffenlos vor einer Dienerin stehen mußte; — und endlich, daß ich wußte, wie ich selbst durch eine allzu große unverantwortliche Nachsicht gegen mein Herz, durch bloße Feigheit in Rücksicht auf meine Pflicht, mir dieses Unglück bereitet hatte! Was blieb mir zu thun übrig? Ich wußte sehr wohl, daß zwischen uns Alles aus gewesen wäre, wenn Du den Brief durch ein Dienstmädchen erhalten hättest. Also mußte ich mich einer neuen Demüthigung unterziehen: ich bat sie um den Brief, und sie — schlug ihn mir ab; damit hatten aber die Folgen meines Fehlers noch kein Ende. Nein, jetzt mußte ich alle Fehler dieser hinterlistigen Person übersehen, und dennoch in beständiger Furcht leben. Ohne jemals mehr davon zu reden, vertauschten wir die Rollen: sie wurde die Herrin und ich die Sklavin.

„Am Abende vor meiner Hochzeit bat ich sie noch einmal. Sie war unbeweglich. Mich an meine arme Mutter zu wenden, würde zu nichts gedient haben. Da hätte das boshafte Geschöpf einen großen Aufruhr angerichtet. Ich ging also in den Brautstuhl, zwar mit einem lebhaften Gefühle meines Glückes, aber

doch mit einer Bekümmerniß in meinem Innern, die mich darauf nie mehr verlassen hat. Durch den Tod meiner Eltern im vorigen Jahre wurde der Hausstand aufgelöst. Ich hatte hernach Lotta gar nicht gesehen — sie war verschwunden — und ich hatte nur gehört, sie sei nach Stockholm gezogen und ein ganz verdorbenes Geschöpf geworden.

„Jetzt, Georg, kommt das Letzte: An dem Tage, da Du mich in dem Wagen erwartetest, hatte ich die unglückliche Lotta auf der Straße gesehen und war ihr nachgefolgt. Sie war in jenes Haus gegangen, aber Du hieltest mich ab, sie zu erwarten, wie ich beabsichtigte. Am folgenden Tage verschaffte ich mir ihre Adresse und suchte sie in ihrer eigenen elenden Wohnung, Nr.... Gumshornsgata (Bockhornstraße) auf. Urtheile über mein Gefühl, als ich erfuhr, daß sie mich unzählige Male gesucht hatte, um mir nun endlich meinen Brief zu verkaufen! Da aber Gott nicht wollte, daß sie mich treffen sollte, so hatte sie ihn Deiner Mutter gegeben . . . Das Uebrige ist Dir bekannt.

„Mein edler Georg! Sei Du mir nun ein freundlicherer Richter, als ich selbst bin, und erinnere Dich, daß ich hier keinen andern Fehler zu beweinen habe, als meinen Mangel an Vertrauen zu Dir!

„Deine in Angst wartende
Amelie."

Der eingeschlossene Brief war kurz, aber von gefährlicher Kürze, folgender Maßen lautend:

„Amelie! Wenn Du es ausschlägst, heute Abend in den Fichtenhain am See zu mir zu kommen — ich bin allzu weit gereist, um vergeblich zu reisen — so denke ich Deinem Bräutigam mitzutheilen, daß nicht er Derjenige ist, der von Deinen Lippen den ersten Kuß geraubt hat! Komm' also . . . ich bitte nicht — ich fordere! Carl."

Zusatz von Amelie:

„In welcher Nacht der Verzweiflung schrieb ich nicht diese Erklärung, und mit welcher Angst legte ich nicht diese wahnsinnigen Zeilen von meinem Vetter bei! Und dennoch, Georg, träumte ich nicht von der Möglichkeit, daß ich erst nach zwei Jahren gehört werden würde. Ich will kein Wort der Klage über diese beiden Jahre hinzufügen, aber, Georg! ich glaube, Du bist jetzt verpflichtet, mich mit Deinem Herzen zu hören — laß dieses jetzt allein die Antwort geben!

„Du liebst mich noch . . . ich weiß es . . . Sieh, das ist meine Vertheidigung gegen Dich selbst. Was Du auch beschließen magst: meine Liebe gegen Dich ist gewesen, was sie immer bleiben wird, meine einzige Liebe — und sie soll nicht einmal im Tode erlöschen. Jetzt gehe ich leise hinein zu Dir... Möge Gott mir den Muth geben, den Schlüssel umzudrehen! Willst Du, daß ich von Carl meine Antwort zurückfordere? Warum habe ich daran nicht früher gedacht!"

(Schluß folgt.)

Ruhe.

Du, Ruhe, bist das höchste Gut:
Der Mensch erkämpft dich nur mit Muth,
Durch ernste Uebung bitt'rer Pflicht, —
Er hat dich und sein Auge bricht.

Natur, wie anders ist's bei dir!
Wie weilt der Friede ewig hier,
Wie senkt er seinen Hermesstab
Auf dich, du ewig offnes Grab!

Verwesung, wo mein Auge späht,
Und Leben, wo mein Athem weht;
Der Fels verwittert: sammtnes Moos
Ringt sich auf ihm zum Aether los;

In längst zerbröckeltes Gestein
Schlingt sich des Epheus Grün hinein;
Und wo der See den Quell verschlang,
Furcht jetzt der Pflug das Thal entlang;

Beruhigt stirbt das Abendroth,
Und kaum weint Nacht den schönen Tod
Mit Thränen, die ihr Sterne nennt,
So glüht verjüngt das Firmament;

Ein glücklich Hüttchen ragte dort,
Der Bergstrom riß es mit sich fort
Und an des Stroms verlass'nem Lauf —
Da baut man neue Hütten auf.

Und schaust du auf den Kirchhof nun,
Wo dieses Dorfes Ahnen ruhn;
Was zittert um's Gemäuer hin?
Wie schön auf Gräbern Blumen blüh'n!

Betrübt es dich? wie mag es nur?
Ein Friedensring ist die Natur:
Betrachtend, wie es ewig kreist,
Erhebe sich des Menschen Geist:

An aller Wesen Lust und Schmerz
Vertröste sich des Menschen Herz —
Und schlage liebend sonder Ruh'
Dem Ocean der Gottheit zu.

Ernst v. Feuchtersleben.

Eine Rede gegen den Luxus.

Kürzlich hielt der alte Dupin in einer geheimen Sitzung des französischen Senats bei Gelegenheit einer Petition gegen die Prostitution eine Rede gegen den Luxus. Herr Dupin, der die verderblichen Folgen des Luxus vor der Oeffentlichkeit besprochen haben wollte, ließ seine Rede drucken. Da der Ausfall, welchen derselbe bei dieser Gelegenheit gegen die Herrschaft der Crinoline machte, in Frankreich große Sensation erregt, so theilen wir nachstehend die Hauptstellen mit: . . . . Hier — d. h. bezüglich des Luxus — muß man zu verbessern suchen. Was nützen die Gesetze, wenn die Sitten nicht helfen? Es haben sich Mäßigkeits-Vereine gebildet. Was mich betrifft, so wünsche ich, daß man einen Verein von Familienmüttern in's Leben rufen möge, die, ohne aufzuhören, sich mit Anstand und selbst mit dem Luxus zu kleiden und aufzutreten, der ihrem Vermögen und Stande zukommt, das Beispiel geben würden, den Ueberfluß unbarmherzig wegzuschneiden, und die dadurch zur Erleichterung der Lage der anderen Klassen beitragen würden, die allmählich durch Nachahmung immer einen Gipfelpunkt erreichen wollen, wohin zu gelangen ihnen nicht gegeben ist. Dieses, meine Herren, sind die einzigen vernünftigen Bemerkungen, zu denen, wie ich glaube, die Petition Anlaß geben kann. Ich unterstütze die von Herrn von Boissy in Vorschlag gebrachte Tagesordnung". — Der Senat nahm dieselbe auch an. Was die Toiletten der Frauen anbelangt, so sind dieselben jetzt hauptsächlich deshalb so kostspielig, weil, seit die Crinoline erfunden wurde, man mehr als das Doppelte, und bei den großen Toiletten das Dreifache an Stoff gebraucht, als dieses früher der Fall war. Die Crinoline in ihrem jetzigen ungeheuren Umfange ist aber eine Erfindung der Kaiserin, die vor 10 Jahren, als sie sich in gesegneten Umständen befand, doch nichts von ihrer schönen Taille verlieren wollte. Seit jener Zeit blieb sie Mode, und die Vorwürfe, die Herr Dupin der Damenwelt machte, gehen also bis zur höchsten Spitze. Was aber die Prostitution in Frankreich anbelangt, so steht heutzutage das Maitressenwesen in seinem vergiftenden höchsten Flor, und General-Prokurator Dupin hat als Senator und Patriot wohl Ursache, die hohen und höchsten Klassen zu warnen, denn sie sind es in der That, welche den „Dämchen", die sich überall breit machen, ihre Toiletten, ihre Diamanten und Carossen liefern.

Wir dürfen wohl an dieser Stelle eines deutschen Buches gedenken. Der unermüdlich fleißige, als Culturhistoriker rühmlichst bekannte Johannes Scherr hat eine zweite umgearbeitete und stark vermehrte Auflage seiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt" erscheinen lassen. Wir halten dies Werk für

eines der besten und lehrreichsten, welche in neuester Zeit für denkende Männer und Frauen geschrieben worden sind. Getreu seinem Wahlspruch: „Eine von redlichem Freimuth getragene Geschichtsschreibung ist die Stimme des Gewissens der Menschheit", verschmähte der Autor die Schleichwege der sogenannten „diplomatischen Historiographie", ging vielmehr ehrlich und muthig den Pfad der geschichtlichen Wahrheit, ohne da zu beschönigen und dort zu verdächtigen. Das Resultat seiner Forschung und Darstellung lautet dahin, daß die deutschen Frauen an der vielhundertjährigen Bildungsarbeit der Nation redlich und wirksam Theil genommen haben, und, da der Fortschritt unseres Volkes auf dem Gebiete der Intelligenz sowohl als dem der Sittlichkeit unleugbar ein mächtiger ist, dem Verdienste der Frauen die herzlichste Anerkennung gebührt. Freilich haben sich auch noch in den jüngsten Tagen in den unteren Ständen, wie Scherr meint, meist in Folge der Pest der Pietisterei, in den höheren namentlich in Folge der physischen und moralischen Gebrechen der Pensionserziehung, traurige Verirrungen gezeigt. Aber das sind doch vereinzelte Fälle geblieben und darf unser Land mit Grund sich rühmen, daß seine Frauen von bodenloser Sittenverderbniß, der ihr Geschlecht z. B. in Paris und Newyork verfallen ist, keine Ahnung haben. Die deutschen Frauen besitzen doch immerhin einen ganz anderen Fond von Sittlichkeit, als die vornehmen oder geringen Loretten der französischen Demi-monde und die Löwinnen des Broadway-Yankeethums. Einzelheiten aus der reichsten Fülle der interessantesten und überraschendsten Thatsachen, welche in Scherr's Buch enthalten sind, können wir hier nicht wohl anführen, doch sei es wenigstens gestattet, aus dem Schlußwort die folgende beredte und flammende Mahnung an die Eltern der heranwachsenden Nation herauszuheben: „Jagt die welschen Parlirmeister weg; zerschlagt die ewigen Klimperkasten, welche nachgerade jedes Haus zu einer Clavierhölle machen; lehrt die jungen Mädchen zeitig den sittlichen Werth der Arbeit kennen und woher das Brod komme; laßt sie Hände und Finger statt auf den unverantwortlich viele Zeit raubenden und noch dazu die Denkfähigkeit abstumpfenden Tasten lieber in Küche, Vorrathskammer und Garten rühren; bringt ihnen bei, daß die wahre Heimath der Frauen nicht der Ball-, Concert- und Opernsaal sei, sondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt eure Töchter denken, klar und folgerichtig denken, und wäre es täglich nur fünf Minuten lang; entwickelt in ihnen statt der Phrase, statt der Sucht, zu scheinen und zu brilliren, den Eifer, etwas Besseres zu sein, als die Toilettenpuppen an den Schaufenstern der Modemagazine; gebt ihnen statt elenden Verbildungskrames lieber Verständigkeit, Arbeitslust und Genügsamkeit zur Aussteuer!"

Der Ursprung des Domino-Spiels.

Von einem so allgemein beliebten Spiel, wie das Domino, dürfte es manchem Leser nicht unwillkommen sein, die Entstehungsgeschichte kennen zu lernen. Die Erfindung dieses Spiels soll nach der Sage in das 6. Jahrhundert fallen. Zwei Bettelmönche von dem berühmten Kloster des Monte Casino waren um irgend einer kleinen Sünde willen zusammen in eine Zelle gesperrt worden, und da sie sich langweilten, erfanden sie ein Spiel, zu welchem sie weiße Steine, wahrscheinlich Kreide, nahmen, sie viereckig schnitten und mit schwarzen Punkten bezeichneten. Sie setzten sie dann so zusammen, daß Reihen nach einer bestimmten Berechnung entstanden, welche ihren Geist munter erhielt. Da der Abt sie aber aus der Nähe überwachte, hatten sie verabredet, sowie sie Geräusch im Korridor vor ihrer Zelle hörten, den ersten Vers des ersten Vesper-Psalmes laut herzubeten: Dixit Dominus Domino . . . Weiter konnten sie aber den Vers nicht auswendig und blieben daher stets beim Domino stecken. Und weil sich dies Wort nun immer wiederholte, nannten sie ihren neuen Zeitvertreib das Domino-Spiel. Als später ihre Strafzeit beendet war, fingen die Bettelmönche ihre Exkursionen wieder an und lehrten dabei den Italienern dieses Spiel, verkauften ihnen auch die weißen, viereckig geschnittenen und mit schwarzen Punkten versehenen Steinchen, zeigten ihnen die verschiedenen Kombinationen, und bald war dieses Spiel, das der Trägheit dieses Volkes der Lazzaroni zusagte, überall unter dem Namen bekannt, den ihm die beiden Mönche gegeben. Man machte später die sogenannten Steinchen aus Holz, Metall, Knochen, Elfenbein etc., das Spiel vervollkommnete sich. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber verbreitete es sich und zuerst in Frankreich, wo es zu dem abenteuerlichen, zum Spiele geneigten Charakter des Volkes gut paßte. Die ernsteren Deutschen spielten es nicht so viel und die Engländer noch viel weniger. In Frankreich haben alle Kaffeehäuser bis zur ärmlichsten Dorfschenke dies Spiel aufgenommen, mit alleiniger Ausnahme des vornehmen Café Tortoni und einiger ihm gleichstehender in Paris. Am stärksten wird es, so wie das Schach, im Café de la Régence gespielt, und Paris, Rouen und Poitieres sind die drei Städte, welche sich rühmen, die feinsten Spieler zu haben. Aber in dieser industriösen Zeit bleibt dem Menschen kaum noch einer seiner Vorzüge unbestritten. Viele unserer Leser haben gewiß schon den berühmten Hund gesehen, der mit seinem Herrn Domino spielt! Früher reiste dieses Wunderthier mit seinem Meister umher; aber Berlin besitzt solch ein merkwürdiges Exemplar, und Jeder kann die Geschicklichkeit desselben täglich bewundern. (Nordd. Allg. Ztg.)

Eine wunderbare Seltenheit war vor einigen Tagen im Bahnhof der Main-Rheinbahn in Darmstadt zu sehen. Gerade an der Stelle, an welcher zwei frequente Fahrgeleise sich kreuzen, hatte nämlich ein Lerchenpaar sein Nestchen an einen Schienenast fest angebaut. Es waren bald in dem gefahrvollen Nestchen vier Eierchen vorhanden und mit größter Aufmerksamkeit wurde jetzt das Nestchen von einigen Bahnbeamten beachtet. Bei jedem Zuge, der über dem Haupte des brütenden Vögelchens hinwegsauste, bückte es sich jedesmal mit dem Köpfchen so lange, bis die Waggons sämmtlich vorüber waren, dann erst richtete es sich wieder auf. Drei Eierchen wurden unter diesen lärmenden Umständen glücklich ausgebrütet. Als eins der Jungen zum erstenmale das Nestchen verließ, setzte es sich auf die Eisenbahnschienen. Die beiden Alten waren dabei zugegen. Der Zug kam herangebraust. Das besorgte, verzweifelte Locken derselben half nichts. Im Nu, als die Gefahr den höchsten Grad erreicht, flog eins der Alten zum Jungen, packte es mit dem Schnabel an seinem Kopfbüschelchen und schleuderte es neben die Bahnlinie. Der Zug rollte im nämlichen Augenblicke vorbei: das Junge war gerettet. Ein Bahnbeamter, welcher diesen Akt wunderbarer Rettung gerade mit angesehen hatte, entschloß sich, das Nestchen mit den Jungen der Gefahr nicht mehr ausgesetzt zu lassen. Er legte das Nestchen mit den andern Jungen zur Seite der Bahnlinie in den Klee nieder, wobei ihm die alten Lerchen so zu sagen auf dem Fuße folgten. Bald werden nun, Alte und Junge zusammen, ihren Dankgesang in hoher Luft trillern.

Eine Dame aus Berlin fragte in einem schweizerischen Kurort einen Herrn: „Sagen Sie mich, Herr Rath — wird man wohl hier den Kuhreigen nicht zu sehen bekommen?"

Worträthsel.

Den Waidmann erfreu' ich
Und gönne ihm Ruh'.
Den Menschen empfiehl' ich,
Kommt Sitte dazu.

Den Abschluß verschieb' ich,
Gar oft zum Gewinn. —
Nun sage: was bin ich
In dreifachem Sinn?

Auflösung des Räthsels in Nr. 29:
Gedicht — Gericht — Gesicht — Gewicht.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 31. Sonntag, den 30. Juli. 1865.

Wer liegt dem Glück so tief im Schooß,
Daß er vor jedem Leid geborgen?
Der Erde Sohn wird erst der Sorgen
Tief in dem Schoos der Erde los.

Die Drangsale einer Frau.

Ein Lebensbild aus Schweden, von Emilie Flygare-Carlén.

(Schluß.)

8. Was Amelie am Morgen des ersten und am Mittage des vierten Tages erfuhr.

Es war acht Uhr vorüber, als Amelie heftig aus dem Schlafe auffuhr. Ihr erster Blick fiel auf die Thür, welche in das Zimmer ihres Mannes führte. Der Schlüssel war noch da.

„Sollte er wohl noch eben so fest schlafen, wie in der Nacht? . . . Gewiß schlief er, als ich den Brief hinlegte . . . Vielleicht hat er ihn noch nicht einmal gesehen? . . . Ach! . . ."

Bald erhielt sie eine andere Ueberzeugung. Es war ein Billet zu ihr hereingekommen, ein sehr dünnes Billet, und dennoch war Etwas in demselben. Wie ihre Hände zitterten, als sie das Siegel brach! Was enthielt der Brief? Ein wenig Asche und fünf Zeilen:

„Sieh' hier das Einzige, was noch übrig sein darf von den Papieren, die Du gestern Abend auf meinen Tisch legtest! Wenn Du dieses erhältst, bin ich weggereist. Wenn ich zurückkehre — vielleicht binnen drei oder vier Tagen — wollen wir uns mündlich erklären. Bis dahin enthalte Dich aller und jeder Maßregel!

Georg."

Amelie ließ das Billet zu Boden und das Haupt tief auf die Brust hinab sinken. Lag Hoffnung oder Verzweiflung in diesem Aufschube? Und wohin war er gereist? Ohne Zweifel zu seiner Mutter. — Konnte aber die Ueberlegung mit ihr wohl drei oder vier Tage erfordern? Und sollte sie vielleicht aus Gnaden? . . .

Kein Lichtstrahl drang aus dieser Finsterniß herein zu der jungen Frau. Dennoch empfand sie eine Befriedigung in der beruhigenden Gewißheit, daß jetzt zwischen ihr und ihrem Gatten kein Geheimniß mehr vorhanden war.

Kaum wußte Amelie, wie sie die drei ersten Tage lebte. So viel aber erinnerte sie sich, daß sie während ihres ganzen Lebens nie so viele Mühe gehabt hatte, sich vor den Dienstboten zu beherrschen; und sie hatte doch als junges Mädchen von dem Mangel dieser Fähigkeit so viel gelitten, daß sie jetzt als vierundzwanzigjährige junge Frau in allen Wechseln des Lebens einen instinktmäßigen Begriff von einer solchen Nothwendigkeit besaß. Der Vormittag des vierten Tages hatte immer noch keine Nachrichten von ihrem Manne gebracht. Um sich zu zerstreuen, beschloß die Heldin in diesem Miniatur-Romane aus der Wirklichkeit sich nach ihrem Schützlinge, dem kleinen Knaben, der für achtzehn Schillinge in der Stunde zum Betteln ausgeliehen war, umzusehen.

Das Wetter war schön und kalt, die Beschaffenheit der Straßen gut; also war die Promenade zu Fuß ihrer Gemüthsstimmung bei weitem nützlicher, als wenn sie sich in ein Fuhrwerk gesetzt hätte.

Als sie in der Gegend von Frederikshof*) war, blickte sie zerstreut vor sich hin, ohne gleichwohl Etwas zu sehen, fuhr jedoch heftig zusammen, als sie mit der ganzen gutmüthigen Herzlichkeit einer Person, die bei der Ankunft aus der Provinz zufällig eine liebe Verwandte trifft, einen jungen Offizier auf sich zukommen sah.

„Nun sieh', mein liebes Cousinchen Amelie! — das war meiner Seel' eine Ueberraschung, für welche ich dem Schicksal danke! . . . Ich kam gestern Abend an, war aber nicht recht sicher, ob Du so früh schon sichtbar wärest; und dann so . . ."

Amelie that alles Mögliche, um ihren in jeder Hinsicht unromantischen Vetter Carl, der ihr zufällig so viel Böses zugefügt hatte, obgleich er einer der ehrlichsten Menschen von der Welt war, auf die ungenirteste Weise zu behandeln. Aber wie konnte wohl sie, deren Kopf voll war von den gegenwärtigen Verhältnissen und von der Unruhe für die zukünftigen — auf welche Weise würde wohl ihr Mann diesen Besuch betrachten, der sich gar nicht vermeiden ließ? — wie konnte wohl sie es hindern, daß der Zwang hervorleuchtete aus der Art und Weise, wie sie ihm die Hand reichte, und noch mehr in den wenigen Worten: „Carl! . . . Wie seltsam, daß wir uns gerade jetzt treffen mußten!"

„Warum in Gottes Namen, meine liebe Amelie, sollten wir das nicht? Du wirst mir doch wohl nicht länger böse sein wegen eines einfältigen Jugendstreiches? Ich habe die Ehre, mich selbst Dir als einen verlobten Mann zu präsentiren . . . . Und höre, meine beste Amelie! darf ich nicht ein wenig mit Dir gehen?" Er begann neben ihr herzugehen, ohne eine Antwort zu erwarten . . . „Ich bin nach Stockholm gekommen, um hier meine Braut zu treffen, welche mit ihrer Mutter einen Ausflug hierher gemacht hat. Und kannst Du denken, sie ist dermaßen eifersüchtig, daß ich wahrhaftig gezüchtigt würde wie ein Schulknabe, wenn sie nur eine Ahnung davon hätte, daß ich in meinen fröhlichen Studententagen die Augen bis zu meiner schönen Cousine erhoben! Wenn Ihr also erst mit einander bekannt seid und sie meine Antecedentien hinsichtlich der Liebe zu erforschen sucht, so berühre bei Leibe diese Seite nicht!"

„Daß Du verlobt bist, bester Carl, freut mich von ganzem Herzen — aber nimm von mir einen Rath an, der gewiß gut ist! Erzähle Deiner Braut Alles; es mag sein was es wolle!"

„Ei der Tausend! Sagst Du das? Wozu aber sollte das dienen?"

*) Ein ehemaliges königliches Schloß, Wittwensitz der Mutter Gustavs des Dritten, am östlichen Ende von Ladugardslandet, jetzt als Kaserne für die schwedische Leibgarde benützt.

„Es dient dazu, Dich vor tausendmal schwereren Unannehmlichkeiten zu bewahren, falls sie nach Eurer Hochzeit durch Klatschereien Etwas erfahren sollte."

„Das werde ich mir überlegen, liebe Amelie! Nun — und Du als eine kleine Heilige legtest wohl vor Deinem Manne eine gründliche Beichte ab, als er um Dich anhielt ... und da mußte ich wohl dazwischen sitzen?"

„Scherze nicht mit solchen Dingen, Carl!" antwortete Amelie ausweichend, wobei gleichwohl die hohe Röthe auf ihren Wangen offener redete; ... „da wie uns aber getroffen haben, so bitte ich Dich, mir jenes Billet zurückzuschicken, — es darf nicht in Deinen Händen sein."

„Seid Ihr denn Beide toll und besessen? Ich weiß nicht, welches Billet Ihr meint."

„Ihr!" stammelte Amelie und wurde weiß wie Kreide.

„Ja, Dein Mann und Du ..."

„Mein Mann?"

„Nun ja, er war wohl berechtigt, das vermeintliche Stückchen Papier zu verlangen, als er bei der Vorbeifahrt auf seiner Reise auf meinem Gute bei mir einsprach und mich in Deinem Namen um eine Sache bat, die ich niemals erhalten habe. Ganz gewiß, meine liebe Amelie, hast Du geschrieben, um mich von Rechts wegen für meine große dumme Kühnheit zu züchtigen, aber Du hast wohl vergessen, das Blatt abzusenden — das ist die ganze Sache."

„Glaubt mein Mann das?"

„Glaubte es? — Ja natürlich, vermuthe ich. Er war sehr artig und vertraulich gegen mich und redete von der alten Geschichte, als wäre sie ein Ammenmährchen, was sie auch in der That ist."

„Aber, Carl," rief Amelie und hatte nach allen diesen merkwürdigen Neuigkeiten kaum Athem; „wie konntest Du denn schreiben, daß Du es ganz billigtest, daß ich nicht ... zu dem Stelldichein gekommen war, welches Du vorschlugst?"

„Ich schrieb das, weil ich Dein Nichtkommen als die vollständigste Antwort betrachtete, die Du mir geben konntest. Und ich dachte auch, meine Ehre forderte, daß ich mein Unrecht eingestände und daß Du mich auf eine gerechte Weise gestraft hättest ... Dein Mann hat Dir doch wohl gesagt, daß wir als die besten Freunde von einander schieden?"

„Mein Mann ist noch nicht wieder zurückgekehrt. Er wollte wohl zu gleicher Zeit seine Mutter besuchen."

„Nein, daraus wurde nichts ... da muß er sich irgendwo in der Nähe von Stockholm aufhalten, denn ich sah gestern Vormittag seinen Namen im Tagebuche auf Barkarby*). Aber, Herr Gott, meine liebe Amelie! Du bist gewiß krank! Entweder hast Du zu lange promenirt ..."

„Ja, ich bin nicht gewohnt, so lange Wege zu machen. Jetzt aber bin ich gezwungen, Dich zu verlassen. Ich habe hier einige Arme, die ich besuchen will. Und höre, ich bin so neugierig, Deine Braut zu sehen, daß Du nicht kommen darfst, ohne sie mitzubringen!"

„O, das war allzu artig! Heute hat sie keine Zeit, doch morgen Vormittag — bist Du da zu Hause?"

„Ja, willkommen! Adieu!"

„Lebe wohl! Grüße Deinen Mann! — Gewiß kommt er heute." — Sie schieden.

Mein Cousinchen, dachte der junge Lieutenant, ist gewiß übel daran gewesen wegen jenes Briefes! Ich vermuthe, der Herr Baron hat ihn irgendwo gefunden und für eine Copie gehalten. Ja, ja, die Ehe hat wahrhaftig dennoch ihre ernsten Seiten! Es war fein von mir, daß ich mir den Anschein gab, als verstände ich gar nichts. Und so gab sie mir auch gar keine Antwort auf das von der Beichte. Ich glaube, sie hat es damit gerade so gemacht, wie ich zu thun denke — denn daß ich beichten sollte, davon kann die Rede gar nicht sein.... dieses Sündenregister würde allzu lang werden.

*) Barkarby heißt die erste Station (Gästgifvaregard) auf dem Wege nach Westeras, 1½ schwed. Meile von Stockholm. Jeder Reisende, der Pferde requirirt, muß in das Tagebuch seinen Namen, sowie auch den Ort, von welchem er kommt und den, wohin er fährt, in ein Tagebuch eintragen.
A. d. Ueb.

Amelie ihrerseits dachte: Jetzt verstehe ich Alles! Georg hat mir zuvorkommen wollen, ehe ich mich mit Carl in irgend eine Verbindung setzen könnte. O, daß Carl ein so unbedeutender Mensch war! Georg hat den Brief selbst sehen und urtheilen wollen. Aber was läßt sich darüber urtheilen, daß er gar nicht an Carl gekommen ist? Hat Georg das wohl geglaubt? Und dieser Brief ... O mein Gott! ... Fragte nicht Lotta, ob ich Etwas von der Antwort gehört hätte? Die schlechte Person hat also auch diesen Brief unterschlagen, ohne ihn zu verkaufen! Ich muß sie sogleich aufsuchen, denn bekomme ich diese meine Zeilen zurück, so sind sie ein segensreicher glücklicher Beweis für meine Sache, besonders da Carl sie niemals gesehen hat! ...

Amelie schlug einen andern Weg ein und begab sich unter Grübeln über das sonderbare Zusammentreffen mit ihrem Vetter und noch mehr darüber, wo in aller Welt Georg wohl sein könnte, nach der Straße und dem Hause, wohin wir sie schon einmal begleitet haben.

Heute war der Hofplatz leer: die Stockfischfrau und die Kälberfrau waren beide mit ihren Waaren auf dem Markte, und das einzige menschliche Wesen, das sich hören und sehen ließ, war ein altes Männchen, das in einer Ecke stand und sich die undankbare Mühe nahm, einen braunen und einen grauen Hahn von einander zu bringen, welche in der Abwesenheit ihrer gegenseitigen Herrinnen, die ihren löblichen Nahrungszweigen nachzugehen hatten, sich die Zeit damit vertrieben, auf eigne Hand die Kämpfe der Herrinnen fortzusetzen. Dem Alten war es anvertraut, nach dem Federvieh, d. h. den beiden Hähnen mit ihrem aus je drei weiblichen Individuen bestehenden Harem zu sehen.

„Wolltet Ihr so freundlich sein," fragte Amelie, der es schwer wurde, sich unter dem Kampfstumult Gehör zu verschaffen, „mir zu sagen, ob Jungfer Lotta Larsson zu Hause ist?"

„Lotta Larsson?" wiederholte der Alte, indem er die erbitterten Kämpen sich selbst und ihrem Schicksal überließ. „Sie hat hier wenigstens seit Jahr und Tag nicht gewohnt."

„Ist's denn nicht möglich zu erfahren, wohin sie gezogen ist? ... Nehmt diese Kleinigkeit für die Mühe!"

„Ich will hineingehen und die Wirthin fragen — sie weiß es bestimmt."

Nun aber traf das Unglück ein, daß die Wirthin nicht zu Hause war und daß niemand wußte, wann sie kommen würde.

„Ich komme morgen wieder!" sagte Amelie sehr niedergeschlagen und kehrte ganz ermattet nach Hause zurück, wo sie die Nachricht erhielt, der Baron sei noch nicht zurückgekehrt.

9. Die letzten Scenen.

Um dieselbe Zeit, da Amelie ihren Vetter traf und so viele Entdeckungen machte — wo war da wohl ihr Gatte? — Auch er machte Entdeckungen, war aber dabei glücklicher als Amelie.

In einem kleinen niedrigen Hause, eingebettet unter den „Weißen Bergen,"*) war ein Raum vorhanden, düsterer und kälter, als die übrigen Löcher, und in diesem Raume wohnte eine arme Weibsperson, die seit mehren Monaten krank gewesen war. Die Wirthin, welche das Zimmer besaß und davon lebte, daß sie Miethsleute oder Schlafgänger hatte, war am Tage niemals zu Hause, weder sie noch ihre Nachtgäste, so daß die Kranke aus Mangel an Pflege beinahe vergehen mußte. Sie hatte ein wenig Geld gehabt, jetzt aber besaß sie weder Geld noch Kleider mehr, die sie verpfänden konnte. Sie lag dort dürstend in der Fieberhitze und wendete die leere Schale zwischen den heißen Fingern. Eine nebenan wohnende Frau sollte bisweilen nach ihr sehen, jetzt aber war diese lange nicht bei ihr gewesen. Endlich ging die Thür auf, aber bei dem Anblick, den die Kranke da hatte, schrie sie laut auf und verbarg das Gesicht in den Händen: „Herr Baron?"

„Fürchte Dich nicht, Unglückliche! Ich sehe wohl, daß eine schwere Strafe Dich getroffen hat. Ich komme nicht, um Dir Vorwürfe zu machen — wir sind alle Sünder — aber ich habe Dich mit vieler Mühe aufgefunden, um auf einige Fragen Antwort zu erhalten."

*) Eine entlegene Gegend an der südöstlichen Seite der Südvorstadt (Södermalm).

Der so unerwartet sanfte Ton des Barons Georg und seine sichtbare Rührung, als er das arme Opfer der Leidenschaften, der Noth und der Krankheit sah, wirkten so erweichend auf Lotta's Seele, daß sie in ein convulsivisches Weinen ausbrach. Als aber dieser Anfall sich gelegt und der Baron die Nachbarin fortgeschickt hatte, um Wein und allerlei andere Dinge einzukaufen, setzte er sich zu der Kranken, welche ihn jetzt mit gefalteten Händen ruhig und still betrachtete.

„Fragen Sie was Sie wollen, Herr Baron, und niemand soll vor Gottes Richterstuhle aufrichtiger sein können, als ich jetzt sein will!"

„Hast Du Dein Fräulein gehaßt, weil Du ihr Böses thun wolltest?"

„Ja, so sonderbar es auch war. Erstlich war sie so schrecklich schön, daß ihre Mutter stets davon redete, wie schön und gut sie war und wie viel besser als alle Anderen. Ich war der alten gnädigen Frau sehr gut, und so dumm es aussehen mag, war ich neidisch darüber, daß ich ihr nicht mehr war, als der Halm auf dem Boden, wenn das Fräulein kam . . . Ferner will ich ihnen sagen, Herr Baron, daß ich ein böses und flüchtiges Geschöpf war, und das Fräulein wollte in ihrer Gerechtigkeit und guten Absicht mich von meinem eigenen Untergang zurückhalten; doch sie war allzu jung, um von solchen Dingen zu reden — darum mißtraute ich ihr. Da kam ihr Vetter, Herr Carl, und meinte ebenfalls, das Fräulein wäre die schönste Person auf Erden. Doch das meinte *sie* nicht von ihm — das ist gewiß."

„Wie kannst Du das wissen?"

„O, Herr Baron, ich wußte Alles. Die gnädige Frau, welche es so sehr gerne gesehen hätte, wenn die Ehe zu Stande gekommen wäre, fragte mich oft, ob ich Etwas merkte. Ich spionirte, um mich bei der gnädigen Frau wichtig zu machen; doch niemals merkte ich etwas Anderes, als daß das Fräulein wie Eis gegen ihn war."

„Er hielt also niemals um ihre Hand an?"

„O ja, das that er, glaube ich, täglich und stündlich. Und einmal kam es beinahe so weit, daß er ihr Jawort erhielt, aber er bekam es doch nicht. Ich hörte mit meinen eigenen Ohren, wie sie sagte, sie wüßte nun, daß sie ihn niemals lieben könnte, und daß es sich nicht der Mühe verlohnte, weiter daran zu denken — und so reiste er ganz wild und wüthend ab."

„Erzähltest Du das der gnädigen Frau?"

„Ja, das that ich, und sie war sehr traurig, doch wollte sie das Fräulein wieder nicht zwingen — und als der Herr Baron an die Reihe kam, war sie wohl zufrieden."

„Aber der Brief, Lotta, den meine Mutter . . ."

„Jesus — wissen Sie *das* auch, Herr Baron? . . . Ja, den stahl ich, und ich habe das tief bereut."

„Das hast Du meiner Frau auch gesagt."

„O, Du mein himmlischer Vater! Sie wissen ja Alles!"

„Ja, aber ich muß noch etwas Anderes genau ermitteln — Wer brachte dem Vetter die Antwort des Fräuleins? Er hat diese ja niemals erhalten."

„Darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn leider war ich so hinein gekommen in Bosheit und Ränke, daß ich auch diesen Brief behielt. Das Fräulein gab ihn mir — sie hegte damals gar keinen Verdacht gegen mich — ich kannte sie so gut, daß ich wußte, sie hatte nichts geschrieben, das ihr zum Nachtheil gereichen konnte. Allein in meiner bedauernswürdigen Einfalt — ich schäme mich wirklich, es zu sagen — war ich dem Herrn Carl sehr böse, weil er mich immer so grausam geringschätzig behandelt hatte, und darum gönnte ich's ihm, daß er selbst verachtet wurde, und ich meinte, er könnte das nicht mehr, als wenn er gar keine Antwort erhielte."

„Gewiß hast Du sehr gefehlt, Lotta, und Du hast Etwas angerichtet, das wenigstens nicht gut war; wenn Du aber jetzt aufrichtig gegen mich sein willst, so verzeihe ich Dir gern sowohl in meinem eigenen Namen, als auch im Namen meiner Frau . . . Was hast Du mit dem Briefe gemacht?"

„Der ist nicht weit weg, lieber Herr Baron! Ich habe ihn in einem kleinen Kästchen verwahrt, das ich von meinem zweiten Bräutigam erhielt."

Ein Freudenblitz in den Augen des Barons schoß so plötzlich hervor, daß Lotta verstand, sie besitze wenigstens noch *ein* Mittel, um wieder gut zu machen, was sie verbrochen hatte.

Sie zog das Kästchen unter dem Kopfkissen hervor — es enthielt ihre theuersten Jugenderinnerungen — und unter den Reliquien von Liebe, Sünde und Thorheit war auch dieser Brief, unerbrochen und in ein altes Zeitungsblatt eingewickelt.

Wir verlassen nun diese Scene. Der Baron Georg war beinahe erstickt von Gemüthsbewegung, als er herauskam. Er hatte eine solche Summe auf Lotta's Krankenlager zurückgelassen, daß diese nicht allein hinreichte, für ihre jetzige Krankheit, sondern auch für ihre kurze Genesung und für die letzte Krankheit; denn die Lampe ihres Lebens erlosch noch vor dem Ablauf des Jahres, da ein anderer Engel der Barmherzigkeit, ihre ehemalige Gebieterin, an ihrem Bette saß.

* * *

Es war Abend. In Amelie's Herzen war es Angst und Nacht — ihr Gatte war immer noch nicht zu Hause. Jetzt überstieg alle Selbstbeherrschung ihre Kräfte. Sie hatte den Befehl gegeben, Niemand zu ihr einzulassen. Sie lag auf dem Sopha in ihrem Schlafzimmer; das bleiche Gesicht wurde von dem Monde beleuchtet und die Stirn von der Hand gestützt. So hatte sie sinnend eine ganze Stunde gelegen. Da kam Jemand von dem angrenzenden Zimmer gegangen. Diese Schritte — sie kannte dieselben sehr wohl — waren jetzt nicht schwerfällig und abgemessen, nicht heftig und unsicher; sie waren leicht und hurtig, sie redeten von Leben und Federkraft. Und wer öffnet die Thür, wer streckt die Arme aus, wer preßt das aufspringende junge Weib an ein Herz, das heftiger, heißer als jemals schlägt? Ist er es nicht, ihr Gatte, der endlich mit einer völligen und offenen Verzeihung gekommen ist und das alte Billet an Carl in ihre Hand drückt?

Jetzt verstand Amelie, wo Georg gewesen war seit seiner Rückkehr von der Reise, und daß er dieses Billet gelesen hatte, das eine solche Wirkung hervorbrachte, wie sie hoffte. Sie wußte ja, daß es diese rechtfertigenden Worte enthielt:

„Was Du auch thun magst, Vetter, so kannst Du mich nicht zwingen, nur einen Augenblick meine Pflicht zu vergessen gegen den einzigen Mann, welchen ich liebe und an welchen ich bei allen meinen Handlungen denke. A."

„O, meine Amelie! wir brauchen ja keine langen Erklärungen!" rief der Baron; „Du verstehst sowohl den Zweck meiner Reise, als auch was ich hernach gethan und gewonnen habe. Ich hatte Deinen ehrlichen Vetter nicht zehn Minuten gekannt und mit ihm geredet, so hätte ich beinahe laut gelacht über jenes an meine Mutter verkaufte Billet, das zwei Jahre hindurch für mich eine Drohung gewesen ist, der ich nicht in die Augen zu sehen wagte. Wollte Gott, ich hätte das Lesen desselben nicht so lange verschoben! Allein, meine Amelie, bedenke stets dies: nicht die Sache selbst, sondern das Verhehlen derselben hat uns diese hundert und vier Wochen gestohlen. Vergieb es mir daher, Du meine immer mit gleicher Wärme Geliebte! daß ich Dich so grausam strafte — ich habe mich gleichzeitig eben so grausam gestraft."

„Georg, Georg! — Dieses unermeßliche Glück, dieser unermeßliche Umsturz von der höchsten Angst zur höchsten Seligkeit . . . Weißt Du aber, daß Carl . . ."

„Hier ist und uns morgen mit seiner Braut besucht? Ja, das weiß ich schon — er hielt mich eben jetzt auf der Straße auf!"

Die Welt konnte unmöglich begreifen, wie es kam, daß der Baron sich mit seiner Frau jetzt dem Gesellschaftsleben entzog, um nach sechs Jahren neue Flitterwochen zu haben; die Welt aber zeigte sich großmüthig und — verzieh ihnen.

Amelie selbst verzieh sich inzwischen nicht so leicht. In dem vollen Genusse ihres neuen häuslichen Glückes waren ihre Gedanken oft in der Vergangenheit auf Besuch, und als sie noch einmal Mutter wurde, so nahm sie sich vor, unter den Tugenden, die sie ihr Kind lehren wollte, demselben vor allen andern die *Liebe zur Wahrheit* einzupflanzen.

Nachricht von einer zu Triesdorf unter freiem Himmel aufgeführten Oper*)

N—g, im August 1787.

Kein Schauspiel, wenn es auch noch so sehr mit künstlichen Wänden ausgeschmückt ist, kann so viel Reiz für's Auge, so viel Feierliches haben, als wenn es unter freiem Himmel, mit Begünstigung einer heitern Nacht beim schwachen Scheine des Mondes und bei einer gut gewählten Beleuchtung, aufgeführt wird. So sah ich jüngst die bekannte französische Oper: „Henri IV. oder die Jagdlust“ von einigen Edlen in Triesdorf auf dem dasigen grünen Theater, mit allem, was dieses Stück verherrlichen kann, aufführen.

Da ich bei Zeiten hiervon benachrichtiget wurde, so säumte ich nicht, an dem bestimmten Tage mit noch einigen guten Freunden mich auf den Weg zu machen. Wir waren kaum in Ansbach angekommen, als wir schon Anstalten sahen, die einen zahlreichen Zuspruch vermuthen ließen. Der Weg von Ansbach nach Triesdorf war mit Pferden und Fußgängern, gleich einer Wallfahrt besetzt, so, daß uns für unsere Unterkunft daselbst bange wurde: denn vielleicht ist Triesdorf noch niemals so lebhaft gewesen, als bei dieser Gelegenheit, wo beiläufig über zweihundert Kutschen und gegen 3000 Menschen sich mögen eingefunden haben. Doch lief alles sehr ordentlich ab, und nur blos am Eingange des Theaters war das Gedränge etwas groß, wobei eine unserer Damen ihren Schuh einbüßte.

Die Beleuchtung war nicht blendend und überladen, und die Hauptallee, welche ohngefähr 600 Schritte lang sein mag mit 100 bunten Laternen illuminirt. Die Wirkung war, daß die Lichtstrahlen dadurch gebrochen wurden und der Eingang zum Theater einen romantischen Anblick gewährte, denn im Hintergrund präsentirte sich das erleuchtete Theater gleich einem einzigen halben Stern. Rings um dasselbe erhob sich in einem halben Cirkel ein aus drei Terassen bestehendes Amphitheater für die Zuschauer, und im par terre befanden sich außerdem noch erhöhete Bänke.

Nach 8 Uhr begann der Anfang mit Trompeten und Pauken, und einer hinreißenden Musik von Künstlern, deren Vorzüge in Ihren artistischen Miscellaneen schon mehr als einmal gerühmt worden sind. Eine feierliche Stille herrschte, als das Orchester unter freiem Himmel ertönte — worauf ein hierzu verfertigter und auf das Stück passender Prolog den Anfang machte.

„Einige Freunde nämlich, die gekommen sind, die Parforce-„jagd zu sehen, treffen auf eine Bande Musikanten, welche sie „fragten: Ob sie nicht wüßten, wo die Jagd vorbei gienge? und „auf deren Beantwortung: wie sie solche hier ohnfehlbar erwarten „könnten, verlangten jene, daß sie ihnen unterdessen eins auf-„spielen möchten.“ Dieß geschah, die Musik fiel ein und einer von ihnen sang folgende Volksarie:

Unser Landesvater jagt,
Wie die Edlen pflegen,
Doch des Volkes Liebe zagt
Seines Fürsten wegen.

Huldreich strahlt sein Angesicht,
Und wie Gottes Sonne
Ist es auch der Armen Licht,
Und verbreitet Wonne.

Helfen will er jedem gern,
Keinen gern betrüben.
Diesen lieben, guten Herrn,
Wer sollt' ihn nicht lieben.

Uz schilderte hierin mit Wenigem den ganzen Charakter eines von seinem Volke angebeteten Fürsten. Vom Stück selbst nicht ein Wort; denn, da würde ich für einen Brief zu weitläufig werden, und meine Beurtheilungskraft viel zu gering sein, die Handlungen dieser Oper nach Verdienst zu rühmen. Selbst die Nacht trug das Ihrige dazu bei, um das ganze Schauspiel recht vollkommen zu machen. Der unbewölkte Horizont schien nur durch die Lichter dunkler als sonst. Hin und wieder säuselte das beleuchtete und gleichsam versilberte Laub der dunkeln Wände, und auf den falben Gipfeln der hohen Linden hörte man zuweilen einen schlummernden Vogel flüstern. Auf einer andern Seite sah man undurchdringliche Nacht und Finsterniß, welche um mich herum eine Menge Menschen eingeschlossen hielt. Während, daß ich so im süßen Taumel des Wonnegefühles, theils über die meisterhafte Ausführung des Stücks, theils in Gedanken über diese malerischen Schönheiten versunken war, kam der zweite Akt herbei. In weiter Ferne hörte man endlich das Jagdgeschrei. Die lärmenden Jagdhörner tönten und die bellenden Hunde verkündigten die gute Jagd, welche sich nach und nach dem Schauplatz näherte, bis endlich die ganze Jagd in schönster Ordnung und die Mette der Hunde, ohne daß sich einer verirrte, über das Theater zog. Den Schluß machten etliche dreißig reichgeputzte Handpferde. Ehe sich das Stück endigte, trat der blasse abnehmende Mond über die hintere grüne Wand hervor, dessen schwaches Licht ein Gemisch von Helldunkel machte, daran ich mich nicht satt sehen konnte.

Wir irrten einige Augenblicke in den dunkeln, nun aber hin und wieder mit Pechkränzen erleuchteten Alleen herum, bis wir unter einer zahllosen Menge von Pferden und allerhand Arten von Fuhrwerken, welche zum Theil unter freiem Himmel kampirten, unsern Kutscher fanden, der uns noch in selbiger Nacht ganz wonnetrunken bis in das Posthaus zu Klein-Hailbronn brachte.

*) Diese Nachricht entnehmen wir dem durch die Freundlichkeit des Herrn Musikdirectors Schletterer in Augsburg uns zugekommenen „Museum für Künstler und für Kunstliebhaber“, von J. G. Meusel, hochfürstlich Brandenburgischem und Quedlinburgischem Hofrathe, ordentl. Professor der Geschichtskunde an der Universität Erlangen; herausgegeben bei C. F. Schwan und G. C. Göz in Mannheim 1787, und wollen wir damit unserer gegenwärtigen Bevölkerung nur einen kleinen Blick thun lassen in das Leben und Treiben, welches der markgräfliche Hof vor beiläufig 80 Jahren noch in die hiesige Stadt und ihre Umgebung gebracht hat. Die Red.

Ein Brief der Königin Luise von Preußen.

Die schöne Königin Luise von Preußen, eine wahrhaft königliche Frau, hatte das Wesen der wirklichen Mission Napoleons I. so klar erkannt, wie nur wenige Männer ihrer Zeit, oder gar keine, und es bezeugt schon ihren Hochsinn, daß sie sich aus der Tiefe ihres persönlichen Kummers zur Anschauung und Werthung der weltgeschichtliche Bedeutung des Todfeindes zu erheben vermochte. So schrieb die tiefgebeugte Königin im Frühling des Jahres 1808, nach der Vernichtung Preußens durch den Frieden von Tilsit, an ihren Vater: „Mit uns ist es aus; wenn auch nicht auf immer, doch für jetzt Für mein Leben hoffe ich Nichts mehr. Ich habe mich ergeben . . . Es wird mir immer klarer; daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und als abgelebt in sich zusammengestürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, und deßhalb überflügelt sie uns. Von Napoleon können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.“ Im Fortgang ihres Briefes sprach sie auch die feste Ueberzeugung aus, daß der Napoleonismus nicht dauern könne, sondern nur die schmerzliche „Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele“ sei. „Ich finde — schloß sie — Trost, Kraft und Muth in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch!“

Sylben-Räthsel.

Wohl dem, dem die Erste die Zweite so ist,
Daß er darüber das Ganze vergißt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 30:
„Anstand.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 32. Sonntag, den 6. August. 1865.

Halte Maß im frohen Heute,
Und die Lust wird dir gedeih'n,
Denk', Du sollst nach jeder Freude
Tüchtiger zur Arbeit sein.

Der Sänger-Festzug in Dresden am 24. Juli.

Der beschränkte Raum unseres Blattes gestattet es uns nicht, über den Verlauf des ganzen Sängerfestes, dessen Gipfelpunkt der dritte Tag, der 24. mit dem Festzug war, zu berichten. Doch glauben wir unsern Lesern eine Schilderung dieses großartigen imposanten Zuges, wie sie das „Dresd. Journal" enthält, in Folgendem geben zu sollen:

Aus weiter Entfernung führte der Dampfwagen Schaulustige der Residenz zu, und ebenso strömte in dichten Zügen zu Fuß und zu Wagen die Bevölkerung der Umgegend vom frühen Morgen an zum Thore herein. Welches Wogen und Drängen in den Straßen schon stundenlang, bevor der Festzug begann; boten doch auch die Straßen in ihrer Dekoration noch einen reichern, prachtvollern Anblick, als an den vorhergehenden Festtagen, indem Manche, die dem Feste bisher kühl gegenüberstanden, von der allgemeinen Feststimmung fortgerissen, sich noch zur Dekoration entschlossen hatten. Die Dekoration der Stadt ist eine großartige, großartiger noch, als sie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten der letzten Jahre in andern Städten vorgekommen ist; großartig ist sie besonders durch ihren Umfang, indem der übliche Blumenschmuck bis in die letzten Häuser der Vorstädte sich erstreckt und Fahnen, überall, von Kirchen und Palästen, wie von niederer Hütten Dächer, den Sängern, stumm, aber doch verständlich, ein „Lied hoch!" entgegenflattern. Jede Arbeit, jedes Gewerk schien an diesem Tage zu ruhen, und schon am Morgen wurden die meisten Läden geschlossen. Die Introduktion dieses Schauspiels bildete der Transport der Fahnen von der Festhalle nach der Stadt durch 2 Dampfer. Die schmucken Fahnen waren auf dem Deck der beiden Schiffe aufgepflanzt, und es war ein prachtvoller Anblick, die Schiffe mit den vielen lustig flatternden Fahnen freudig stolz auf dem im Sonnenschein blitzenden Strome unter schmetternden Trompetenklängen dahingleiten zu sehen. Bald darauf sah man die Theilnehmer am Festzuge ihren Sammelplätzen zueilen, und nach 2 Uhr endlich setzte sich der Zug auf Trompetensignale vom „Victoriahotel" aus in Bewegung. Die Ordnung des Festzuges war nach dem Programme folgende: A. Erste Kolonne: 1) Festmarschall zu Pferde. 2) Das Trompetercorps des Gardereiterregiments in Gala-Uniform (zu Pferde). 3) Ein Reiterzug als Fahnenwacht für die Standarte in den deutschen Farben. 4) Ein Vorstandsmitglied des Ordnungsausschusses als Zugführer. 5) Turnerabtheilung mit der Vereinsfahne. 6) Das Musikcorps der Scheibenschützencompagnie. 7) Die Scheibenschützencompagnie mit der Fahne. 8) Das Witting'sche Musikcorps. 9) Eine Anzahl Fechter. 10) Die Fahnenwacht mit der Bundesfahne. 11) Die Ehrengäste, die Mitglieder des Bundesausschusses, des engern Ausschusses, des Empfangs-, Musik-, Finanz- und Bau-Ausschusses. 12) Eine Anzahl Fechter. 13) Das Musikcorps des Jägerbataillons. 14) Die Sänger, deputationen aus Bergen, Bern, Bialystock, Bucharest, Chonoszez, Cilli, Helgoland, Hongkong, Lodz, Lissabon, Liverpool, London, Lyon, Madrid, Manchester, Milwaukee, Paris, Petersburg, Philadelphia, Rewal, Riga, Temeswar, Warschau, Zürich. 15) Ein Musikcorps der Brigade Kronprinz. 16) a. anhaltischer Sängerverein, b. badischer Sängerbund, c. bayerischer Sängerbund, d. Berliner Sängerschaft, e neuer Berliner Sängerbund. 17) Ein Musikcorps der Brigade Kronprinz. 18) f. deutscher Sängerbund in Böhmen, g. braunschweigischer Sängerbund, h. Bromberger Sängerbund, i. Cösliner Sängerbund, k. Elb-Havel-Sängerbund. 19) Musikcorps aus Mittweida. 20) l. erzgebirgischer Sängerbund. 21) Puffholdt'sches Musikcorps. 22) m. mittelerzgebirgischer Sängerbund, n. niedererzgebirgischer Sängerbund, o. obererzgebirgischer Sängerbund, p. Sängerbund aus Frankfurt a. M., q. fränkischer Sängerbund. B. Zweite Kolonne: 1) Festmarschall. 2) Das Musikcorps der Artillerie (zu Pferde). 3) Vorstandsmitglied. 4) Turnerabtheilung. 5) Der Wirthschaftsausschuß. 6) Das vereinigte Bergmusikchor unter Direktor Sorge aus Burgk. 7) Die Dresdener Kunstgenossenschaft mit der Vereinsfahne. 8) Das Laade'sche Musikcorps. 9) Gesangvereine aus: Arnau, Arnoldstein, Auscha, Bodenbach, Borna, Boskoritz, Böhmisch-Leipa, Bremen, Brünn, Carlsbad, Dittersbach bei Friedland, Eger, Eisleben, Ellbogen, Essen a. d. Ruhr, Eydkuhnen, Fünfkirchen, Graslitz, Hainspach, Hollein, Hohenelbe, Hüttenberg, Klagenfurt, Kosten, Kufstein, Krakau, Labschütz, Laibach, Lemberg, Mährisch-Trüben, Morchenstern, Neubidschow, Neudeck, Neundorf, Nixdorf, Olmütz, Oedenburg, Pesth, Posen, Putbus, Preßburg, Reichenberg, Röchlitz, Salzburg, Sternberg, Stolp, Stuhl, Tannewald, Tetschen, Tiefenbach, Triest, Weida, Weißkirchen, Zeidler, Znaim, Weißkirchen in Mähren. a. Fulda-Werra-Sängerbund, b Harzer Sängerbund, c. Henneberger Sängerbund. 10) Ein Musikcorps der Leibbrigade 11) d. Leipziger Gausängerbund. 12) Ein Musikcorps der Leibbrigade. 13) e. Magdeburger Liedertafel, f) Magdeburger Sängerschaft, g. Mainthaler Sängerbund, h. märkischer Zentralsängerbund, i. märkischer Sängerbund. 14) Ein Musikcorps der Leibbrigade. 15) k. Sängerbund des Meißner Landes, l. mecklenburgischer Sängerbund, m. Sängerbund a. d. mittlern Mulde, n. neumärkischer Sängerbund, o. Sängerbund der Niederlausitz. 16) Musikchor aus Meißen. 17) p. niederösterreichischer Sängerbund, q. niedersächsischer Sängerbund, r. niederschlesischer Sängerbund, s. niederschlesisch-märkischer Sängerbund, t. norddeutsche Liedertafeln, u. nordfränkischer Sängerbund. C. Dritte Kolonne. 1) Festmarschall 2) Das Musikcorps der Artillerie aus Radeberg (zu Pferde). 3) Vorstandsmitglied. 4) Turnerabtheilung. 5) Der Wohnungsausschuß. 6) Das Musikcorps der Leipziger Jägerbrigade. 7) a. Ober-Elb-Sängerbund, b. Oberlausitzer Sängerbund, c. Sängerbund der südlichen Ober-

lausitz. 8) Das Bergmusikcorps aus Hänichen. 9) d. oberösterreichischer Sängerbund, e. Odenwälder Sängerbund, f osterländischer Sängerbund, g. ostfriesischer Sängerbund, h pfälzischer Sängerbund, i. Sängerbund des Plauen'schen Grundes, k. pommerscher Sängerbund, l. Sängerbund der Provinz Preußen. 10) Ein Musikcorps der Brigade Georg. 11) m. Quaisthalsängerbund, n. rheinischer Sängerbund, o. riesengebirgischer Sängerburg, p Sängerbund an der Saale, q. schlesischer Sängerbund, r. deutscher Sängerbund im k. k. Schlesien, s. schwäbischer Sängerbund. 12) Ein Musikcorps der Brigade Georg. 13) t. Steier'scher Sängerbund, u. thüringischer Sängerbund (Gotha), v. thüringischer Sängerbund (Rudolstadt), w. Tyroler Sängerbund, x. Sängerbund a. d. Unstrut, y. voigtländischer Sängerbund. 14) Musikcorps aus Oschatz. 15) z. Elbgausängerbund. (Vereine außerhalb Dresden). 16) Das Gerner'sche Musikcorps. 17) z. Elbgausängerbund. (Dresdener Vereine). Es ist unmöglich, den überwältigenden Eindruck des Festzuges zu schildern. Das Ueberwältigende lag in der Idee, in dem Gedanken, daß gegen 20,000 Sänger aus allen Gauen und Stämmen des großen deutschen Vaterlandes, geeint im deutschen Liede, in einem Zuge vorüberschritten. Und welche Begeisterung, welche Freude, welcher Jubel auf allen Gesichtern! Nicht ein Auge, das nicht erglänzt wäre von dem ergreifenden Gefühle dieser Stunde, nicht ein Mund, der nicht begeistert ein „Hoch" gerufen hätte, nicht ein Herz, das nicht schneller und höher geschlagen. Ein fortwährender tausendstimmiger Jubel begleitete den Zug. Alle Straßen, durch welche derselbe ging, waren dicht mit Menschen besetzt; die an verschiedenen Stellen aufgebauten Tribünen brachen fast unter der Last der darauf befindlichen Zuschauer; in den Fenstern überall Kopf an Kopf blühende Mädchen und Frauen, die mit Tüchern herniedergrüßten und Blumen und Kränze auf die Vorübergehenden warfen. Hier wurden ein seinem Quartierwirth schnell liebgewordener Sängergast erblickt und begrüßt, dort ein alter Freund oder Landsmann plötzlich erkannt und freudig umarmt. Bald warf ein Sängerzug, wie die Magdeburger Sängerschaft, in gedruckten Gedichten „Festgrüße an Dresden" in das Publikum; bald wiederum wurde den von Sonnengluth erschöpften Sängern ein kühler Trunk aus dem Fenster dargereicht oder gar von den obern Stockwerken herabgelassen — überall das Bemühen, den Sängern in irgend einer Weise eine Freundlichkeit zu erweisen, und bei den Sängern die unverkennbare Begeisterung über die Aufnahme, die ihnen in Dresden zu Theil wird. Der Zug, obgleich die Sänger in gewöhnlicher Civilkleidung gingen, war doch keineswegs eintönig. Schon die vielen wehenden Fahnen, daneben die von Turnerknaben getragenen größern und kleinern Standarten mit der Bundes- oder Stadtbezeichnung, die Marschallstäbe &c. gaben dem Zuge einen festlichen und zugleich malerischen Anstrich. Ebenso brachte die uniformirte Scheibenschützencompagnie und die ebenfalls am Zuge betheiligte Dresdener Kunstgenossenschaft mit ihren festlichen Emblemen und mittelalterlich gekleideten Herolden, ferner die Turnerabtheilungen, die Fahnenwachen im sogenannten altdeutschen Kostüm, die Studenten und Polytechniker in Corpsburschentracht bunte Abwechselung in die Züge. Besonders aber fesselten die Ungarn durch ihr Nationalkostüm und die stattliche Erscheinung die Aufmerksamkeit; ebenfalls frische stattliche Leute waren die Wiener. Wie die Pesther und Wiener Fahnen, wurden namentlich das amerikanische Sternbanner, das Banner der „Teutonia" in Paris, ferner die Tyroler und der Leipziger „Paulus" Seitens des Publikums lebhaft begrüßt. Enthusiastischen Zuruf Seitens der Sänger fanden hingegen u. A. die schleswig-holsteinischen Farben, welche auf dem Festbau vor dem Ministerium des Aeußern, neben den deutschen und sächsischen Fahnen, flaggten. Viele der Sänger, welche übrigens außer den Sängerabzeichen meist noch einen grünen Zweig auf dem Hute trugen, hatten durch kleine improvisirte Scherze der Prosa des modernen Kostüms abzuhelfen gesucht. Ein heiteres Bild boten die Magdeburger, in deren Mitte ein großes Faß von vier Mann getragen wurde; die Annaberger führten eine kolossale Stimmgabel mit sich und der Leipziger Verein „Nachtlampe" eine große Laterne &c. Außer den 22 programmmäßigen Musikchören wirkten noch viele von auswärtigen Bünden mitgebrachte Musikchöre mit, das originellste darunter die aus zehn Mann bestehende, dem Riesengebirgssängerbunde gehörende Gebirgsschalmeykapelle. Besonders lebhafte und festliche Scenen bot der Zug am Hotel des Ministeriums des Innern, aus dessen erstem Stock Frhr. v. Beust und die meisten Mitglieder des Dresdener diplomatischen Corps der Entwicklung des großartigen Zuges zusahen. Kaum war die Anwesenheit des genannten Staatsmannes von den ersten Theilnehmern des Zuges bemerkt worden, als auch schon mit frohem Jubel unter dem Schwenken der Fahnen und Hüte die harmonischen Hochs ertönten, welche nun, so lange der Vorbeimarsch des Zuges dauerte, kein Ende mehr nahmen. Die Berliner stimmten nicht minder wie die Bayern und die Oesterreicher in diese Begrüßung ein; den höchsten Gipfel erreichte aber die Begeisterung beim Vorübermarsch der Schleswig-Holsteiner, welche, vom Publikum mit Beifallsrufen begrüßt, den Dank, den sie im Herzen trugen, in ergreifender Weise zum Ausdruck brachten. Sie streckten Herrn v. Beust die Hände entgegen, schwenkten die laubbekränzten Hüte in der Luft, und wer in ihren Mienen lesen konnte, mußte erkennen, daß dieser Jubel und dieser Dank aus tiefbewegten Herzen entquoll. Alles zeigte sich tief ergriffen, und die Augen gereifter Männer sah man mit Thränen der Rührung gefüllt. Einen Glanzpunkt des Zuges bot der Platz vor dem Altstädter Rathhause dar, die Spitzen der städtischen Behörden waren hier auf dem Balkon versammelt, und ein großer Theil der Dresdener Innungen hatte sich hier eingefunden und bildete Hecke zu beiden Seiten des vorüberkommenden Zuges. Ebenso begrüßten hier 402 Festjungfrauen die Sänger durch eine Blumenspende im Namen der Dresdener Frauen. Die Damen gingen weiß gekleidet, trugen schwarz-rothgoldene Gürtel und grüne Kränze und erhöhten so das poetische Colorit des Festzuges An dem königlichen Schlosse salutirten die vorüberziehenden Sänger. Der Zug, nach der Brücke zu sich bewegend, bot vom Georgenthor aus einen großartigen Anblick. In der Perspektive der Flaggenaufstellung der Brücke verschwindend, mischten sich die vielen hundert Banner des Zuges mit den zahlreichen, lustig flatternden Flaggen der Brücke. Die Menschenmenge auf dem Platze zwischen Brücke und Schloß, auf der Freitreppe der katholischen Kirche und der Brühl'schen Terrassentreppe, Kopf an Kopf gedrängt, baute sich amphitheatralisch auf, wie ein Meer bewegt von den fortwährend darüberhinlaufenden Wellenlinien der Begeisterung. Nirgends trat eine Stockung ein. Die Polizei-Mannschaft war nur zur Auskunftsertheilung &c. in den Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, aufgestellt. Die sonstige Handhabung der Ordnung beim Festzuge war den Turnern, „Großen" wie „Kleinen", anvertraut, welche diese schwierige Mission mit eben so viel Takt als Geschick, Freundlichkeit und Entschlossenheit durchführten. Die Spitze des Zuges traf auf dem Festplatz um 3/4 4 Uhr ein, während die letzten Sänger erst nach 1/2 7 Uhr anlangten. Der Zug, welcher also eine Länge von fast 3 Stunden hatte, wurde hier mit Glockengeläute und Kanonensalven begrüßt und von den Comités empfangen, welche sich unter dem Bundesbanner vor dem Hauptportale der Festhalle aufgestellt hatten.

Am 25. Juli, dem vierten und letzten Tag des Dresdener Sängerfestes, fand programmmäßig die Sängerfahrt nach dem großen Garten und Abends in der Festhalle der feierliche Schluß statt, über welchen das „D. J." in folgender Weise berichtet: Um Mitternacht Punkt 12 Uhr leitete der Donner der Kanonen und Glockengeläute den feierlichen Schlußakt ein. Zuerst betrat Hofrath Ackermann die Tribüne und riß durch den Vortrag eines auf den feierlichen Moment sich beziehenden Gedichtes zur allgemeinsten Theilnahme hin. Im Namen des Gesammtausschusses sprach Advokat Beck aus Lindau. Zweierlei sei es, sagte er, was die Sängergäste in Dresden zurückließen, das Banner des deutschen Sängerbundes und ihren Dank; dagegen nähmen sie Eines mit fort, die Erinnerung an eines der herrlichsten Feste. Dem festlichen Dankesgefühl der Dresdener Frauen gab Fräulein Bartels durch Vortrag eines sinnvollen Gedichtes Ausdruck; dem Beifall, welchen dasselbe fand, fügte Dr. Gerster noch ein Hoch auf die Frauen Dresdens hinzu. Nachdem der Vorstand des engern Ausschusses, Staatsanwalt Held, noch das deutsche Vaterland verherrlicht hatte, mit einem Hoch auf dasselbe schließend, in welches die Menschenmenge donnernd einstimmte, verkündeten die Geschütze und die Glocken das Ende des schönsten Festes.

Aus „Num. VIII. Mittwoch, den 25. Februarii, 1778. der Gnädigst privilegirt Onolzbachischen Wochentlichen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten. Im Verlag des allhiesigen Umgelds-Verwalters Joh. Jacob Endert, den Jahr-Gang (in klein Quart auf schlechtem Papier) 1 fl. 30 kr. und Stuckweiß à 2 Kreuzer." — Dieses Blatt, welches ein hiesiger junger Bürger interessant genug fand, um es der Vernichtung zu entziehen und es uns mitzutheilen, trägt an seiner Spitze folgendes Gedicht:

Devotester Glückwunsch

bey dem

glücklich erlebten 43sten Geburths-Tage

unsers

glorwürdigst regierenden Herrn Marggrafens

Hoch-Fürstl. Durchlaucht.

Dieß ist der Tag des gütigsten Regenten,
Des Landes-Vaters Lebens-Fest.
O daß wir heute noch sein Antlitz sehen könnten!
Erheb und bring ihn, sanffter West!*)

Ihn denkt sein Volk voll treuer groser Liebe,
Das dem Entfernten Sehnsucht weyht.
Hier wagt man Wunsch auf Wunsch, hier drengen Triebe Triebe
Wo alles seines Blicks sich freut.

Wer weise denkt und geht auf frommen Wegen,
Und so das Glück des Landes liebt,
Der wünscht dem Fürsten Heil, der fleht für den um Seegen,
Durch welchen GOtt uns Wohlfahrt giebt.

Gepriesen sey des Weltbeherrschers Güte!
Der Fürst hat Frieden vor der Noth.
Des Lebens-Krafft bleibt jung, sein Angesicht ist Blüte,
Doch trifft Ihn nicht, was andern droht.

Noch wandelt Er vom Zufall unbeleidigt.
So sicher als sein Herz begehrt;
Die Fürsicht hat bisher sein ganzes Wohl vertheidigt
Und unter uns sich sehr verklärt.

Ihn wolle Gott zur spaten Zukunfft tragen,
Und Seegen sey zu seiner Zeit!
Der alles geben kan, verleyhe seinen Tagen
Zu unserm Trost Glückseligkeit!

So wurde vor 87 Jahren der Fürst (Marggraf Christian Friedrich Carl Alexander — der letzte) besungen, welcher ein Jahr vorher (1777) zwei Regimenter und zwei Bataillone seiner Landskinder nach Amerika verkauft und abgeschickt hatte, und der, als bei der Einschiffung in Ochsenfurt Viele die Gelegenheit ergriffen und sich durch Flucht zu retten suchten, auf die Unglücklichen, die nicht Ordre pariren wollten, mit höchst eigner Hand angelegt hatte. Wenn man mit jener Zeit die Gegenwart vergleicht, kann denn doch ein großer Fortschritt in Gesinnung und Gesittung bei Fürst und Volk im Allgemeinen und Besonderen nicht verkannt werden. — Was übrigens den Charakter Carl Alexanders anlangt, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß er auch im Ausland viel Lob deshalb erhalten hat, weil er der Landwirthschaft in Ansbach große Aufmerksamkeit zuwandte und die Landesschulden deckte.

*) Der Herr Markgraf befand sich damals außer Landes und wahrscheinlich auf einer Reise in Italien.

Der Starnberger See.

In den interessanten „Skizzen aus Oberbayern von einem Süddeutschen" (Dr. Heinrich Noë) lesen wir über den Starnberger See: „... Seine glanzvollste Zeit sah Starnberg vielleicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Regierung des verschwenderischen Herzogs Albrecht IV. Dieser belebte den See mit einer Lustflotte, darunter eine königliche Fregatte, drei Schiffe aus Lärchenholz mit eichenen Säulen darauf, Gondeln nach venetianischer Art; Alles zierlich geschnitzt, bemalt und vergoldet. Gern täuschte er sich auf den Wellen des Lanksees, als hätte er das Meer, und litt mitunter auch dessen Gefahren. So ist, heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „1575 das gros Hagelwetter zu Starnberg geweht. Ist der Herzog grad auf der See gefahren, hat die leut und das schiff jämmerlich abklopft, aber dem Herzog gottlob nichts geschehen. Ist seine liebe Gemahlin nebst andern Frauenzimmern mehr dabei gewest, haben gebetet und verzaget, daß der Herzog Trost zusprechen müssen."

Eine andere Reihe von geräuschvollen Belustigungen begann für Starnberg gerade ein Jahrhundert später unter der Regierung des bigoten und prachtliebenden Kurfürsten Ferdinand Maria. Dieser kam auf den Einfall, nach dem Modell des Bucentoro, des Krönungsschiffes der Dogen, eine große Galeere bauen zu lassen. Vom vordern Schnabel, auf welchem ein riesenhafter Neptun den Dreizack schwang, bis zum Hintertheil war der Stumpf vergoldet; vergoldet waren die Reihen der zierlich geschnitzten Ruder, die von hundert und zehn Knechten in Bewegung gesetzt wurden. Sechszehn Kanonen lagen in den Zwischendecken. Vor dem Eingang des Hintergebäudes, welches einen großen Saal mit zwei Nebengemächern faßte, sprudelte ein künstlicher Brunnen. Zwei Löwen unterstützten eine hohe Leuchte für Nachtfahrten. Der goldene Bucentoro faßte 500 Personen und war, wenn er in die grüne Fluth hinaussteuerte, von einem zahlreichen Geschwader kleinerer Dienstschiffe umgeben. Daß es an Beleuchtung, italienischen Nächten und großen Jagden auf dem Wasser nicht fehlte, läßt sich denken. Bei solchen wurden die Hirsche aus den Uferwäldern von den verfolgenden Hunden in die Wellen gehetzt und von der Galeere aus todt geschossen. Aber auch förmliche Seeschlachten wurden aufgeführt. Eine solche war 1671 bei Gelegenheit des Besuches eines Erzbischofes von Salzburg; es waren zwei Kriegsschiffe da, „welche continuirlich mit Feuren und Schlägen gegen einander gespielet, wie auch 60 allerhand Wasserkugl, die geringste zu 50 Pfund." Später wurde das Schiff morsch; 1759 wurde es ganz auseinander genommen. So war es wieder still am See, bis es erst in neuerer Zeit bei den Münchenern Mode wurde, in Starnberg Landaufenthalt zu nehmen." (Jetzt beleben zwei Dampfschiffe den See, das eine „Maximilian" gehört einer Actiengesellschaft [früher dem Landrath Himbsel], das andere „Tristan" dem Könige von Bayern. Letzteres ist ausschließlich für die Fahrten des Königs bestimmt.) Denselben Skizzen entnehmen wir, daß, während man an den tiefsten Stellen des baltischen Meeres bei 120, der Nordsee bei 450 Fuß Grund findet, an den Ufern des Starnberger Sees, da, wo die Buchen am kiesigen Strande von Almannshausen stehen, das Senkblei 840 Fuß zeigt. Nur der Leman, wo er an die nackten Felsen von La Meillerie schlägt und der Bodensee, wo seine Wellen sich nach dem flachen Hügellande von Friedrichshafen ausdehnen, übertreffen unser Gewässer an Tiefe; man zählt dort über 900 Fuß. Von den südbayerischen Seen erreicht den Starnberger See keiner.

Sonntag, den 23. Juli, Morgens in der siebenten Stunde, fand unter allgemeiner Theilnahme das feierliche Leichenbegängniß des Hofopernsängers Ludwig Schnorr von Carolsfeld auf dem Annen-Kirchhofe zu Dresden statt. Der Trauerzug von der Todtenhalle aus war in folgender Weise geordnet: Voraus schritten zehn Damen des Singchores und streuten Blumen auf den Weg bis zur Gruft. Ihnen folgte der Kammermusikus Hr. Hiebendahl mit einem von der königl. Kapelle gespendeten Lorbeerkranze auf weißem Atlaskissen, dann der Opernregisseur Schloß mit der von dem Hoftheater-Personal gespendeten prachtvollen, gleichfalls auf weißem Atlaskissen liegenden silbernen Krone. Hierauf kamen Mitglieder des königl. Hoftheaters mit Palmzweigen, dann der Sarg, hinter welchem der tiefbetrübte Vater, die Brüder des Verstorbenen, der Herr Generaldirektor der kgl. musikalischen Kapelle und des Hoftheaters, von Könneritz, die beiden Herren Hofkapellmeister, die Mitglieder der königl. Kapelle und die des Hoftheaters, und außerdem noch viele Leidtragende aus allen Ständen, die herbeigeeilt waren, dem vielfach Betrauerten die

letzte Ehre zu erweisen. Sofort, als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, erscholl ein Trauermarsch, componirt von Herrn Kammermusikus Hübler, von Mitgliedern der kgl. Kapelle ausgeführt. Während der Einsenkung des Sarges sangen die Herren Chorsänger den Choral: „Jesus, meine Zuversicht“. Nach dieser trat Herr Generaldirector v. Könneritz an die Gruft und sprach in kurz gedrängter Rede zu der versammelten Menge Worte, die einen tiefen Eindruck zu machen nicht verfehlten. Er wies darauf hin, daß, während die Stadt zu lautem Jubel erwacht sei, wir hier tief erschüttert, fast vom Schmerz überwältigt, an einem offenen Grabe ständen; daß, während Tausende und aber Tausende ihre Lieder anstimmten in voller Lebenslust und Kraft, der Mund eines Sängers verstummt sei, dessen Ruhm die Welt erfüllte. Denn er habe noch vor Kurzem geleistet und vollbracht, was Keiner vor ihm nur zu unternehmen gewagt und sich dabei glänzend bewährt als ächter, für seinen Beruf hochbegeisterter Künstler. „Ja,“ fuhr der Redner fort, „Ludwig Schnorr von Carolsfeld war ein ächter Künstler, nur für seine Kunst, nur in ihr lebte er. Er betrachtete sie nicht als Mittel zum Erwerb, sondern sie selbst galt ihm als Endziel, als Endzweck seines eifrigsten ernsten Strebens. Darum stehen wir auch so tief erschüttert an Deinem Grabe, Verklärter! Mit Dir ist ein Stern erster Größe am Kunsthimmel erblichen, mit Dir geht das Glück einer hochbegabten Gattin, der Stolz und die Freude trefflicher Eltern, welche nunmehr binnen Jahresfrist den Tod dreier Kinder beweinen, zu Grabe. Sie hatten Dir die Wohnung, in der Du bei ihnen fortan leben solltest, sinnig mit liebenden Händen bereitet und geschmückt. Kaum von Dir betreten, ward sie die Stätte Deines Todes. Aus vollstem Leben und vollster Kraft des Schaffens und Wirkens hat Dich der Tod unerbittlich weggerafft! Da schwebt wohl die Frage auf der bebenden Lippe: Warum? warum? Doch, sind auch seine Wege unerforschlich, was Gott thut, das ist wohlgethan! so muß unser gläubiges Gebet lauten Der Herr hatte Dich uns gegeben, der Herr hat Dich uns genommen, sein Wille geschehe, Amen!“ Nunmehr ertönte das von Anselm Weber componirte Lied: „Rasch tritt der Tod den Menschen an“. Nachdem noch der Herr Diakonus Pfeilschmidt das Vaterunser und den Segen über den Verewigten gesprochen hatte, verließen die Leidtragenden unter den Klängen des Chorales: „Auferstehen, ja auferstehen!“ den Kirchhof. Später haben noch mehrere Mitglieder des Wiener Gesangvereines, unter der Leitung ihres Direktors Herbeck, durch Gesang des Liedes von Schubert:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,“

den dahingeschiedenen Sänger gefeiert. (Dr. J.)

H. Herrieden, Ende Juli. **Telegraphische Meteorologie in Oesterreich.** Von neun inländischen Stationen, nämlich Agram, Debreczin, Hermannstadt, Klagenfurt, Lemberg, Lesina, Prag, Szegedin und Triest, außerdem von Ancona und Mailand treffen seit dem 15. Juni täglich die meteorologischen Telegramme in Wien ein. Alle Bemühungen, meteorologische Depeschen aus München kostenfrei zu erhalten, scheiterten troß alles Entgegenkommens und der freundlichsten Unterstützung von Seite des Direktors der dortigen Sternwarte, Herrn Lamont, an der Nichtbeförderung durch den deutsch-österreichischen Telegraphenverein. Während die Bewilligung der freien Beförderung meteorologischer Depeschen troß der gespannten Verhältnisse zwischen Oesterreich und Italien von der italienischen Regierung anstandslos ertheilt wurde, während die Schweiz das nicht unbedeutende Zugeständniß macht, daß täglich zwei meteorologische Depeschen, eine von der k. k. Centralanstalt in Wien an das Observatorium zu Paris (die meteorologischen Beobachtungen von Wien, Triest und Lesina enthaltend) und eine zweite vom Pariser Observatorium an die Centralanstalt in Wien (die allgemeine Uebersicht der Witterungsverhältnisse und die Vorherbestimmung für das adriatische Meer enthaltend) kostenfrei durch die schweizer Linien befördert werden, während man Depeschen aus Frankreich, Spanien und Portugal, Rußland und der Türkei kostenfrei erhält, schließt die deutsch-österreichische Telegraphen-Convention die deutschen Meteorologen von der in der Neuzeit zu so hoher Geltung gelangten Benutzung der Telegraphen-Linien aus! Hoffen wir, daß ein so unnatürlicher Zustand der Dinge in Deutschland nicht von Dauer sein wird!

Die Lücke der ausfallenden Münchener Beobachtungen sucht man nun durch die Alpenstation Bludenz in Vorarlberg und Ischl in Oberösterreich auszufüllen. Außerdem kommen in neuester Zeit die meteorologischen Stationen von Krakau, Pola in Istrien, der Insel Lussin piccolo in Venedig, dann zu Budua an der Südspitze Dalmatiens hinzu.

Die Beobachtungen selbst werden nach dem französischen System, Millimeter für den Luftdruck, und Celsiusgrade für die Temperatur gemacht, und in der zu Wien erscheinenden „neuen freien Presse“ täglich veröffentlicht.

Die bis jetzt noch von Paris aus nach Triest und Ankona gehenden Warnungssignale sollen in Zukunft unter Benützung der pariser Beobachtungen von Wien aus täglich zweimal an achtzehn Stationen gehen.

Isny, im Juli. Von der ledigen Sophie Klaiber, welche Ende Mai von hier nach Amerika auswanderte, am 1. Juni den Dreimaster William Nelson bestieg und der entsetzlichen Brandkatastrophe am 26. v. M. glücklich entrann, ist von Havre aus ein Privatschreiben hier eingelaufen, dessen wesentlichster Inhalt also lautet: „Am 1. Juni ging unser Schiff ins weite Meer. Alle Passagiere waren von den besten Hoffnungen beseelt. Fünfundzwanzig glückliche Reisetage hinter mir, trank ich am Morgen des 26., dem Vorabend meines Geburtstages, den Kaffee, als der Befehl ertönte, daß alle 528 Passagiere aufs Verdeck treten sollten, damit das Zwischendeck behufs Verhütung von Krankheiten ausgeräuchert werden könne. Diese Räucherung erfolgte mittels eines mit Theer angefüllten Topfes, über welchen eine glühende Kette den Theer in Dampf zu verwandeln hat, damit in allen Räumen und an sämmtlichen Gegenständen die schädlichen Stoffe verzehrt würden. Beim letzten Topfe kam die glühende Kette dem Theere zu nahe, entzündete solchen dergestalt, daß die Flamme in die Höhe schlug, die nächsten Betten ergriff und im Nu das ganze Zwischendeck in ein Flammenmeer verwandelte. Der Isnyer Brand am 23. Oktober v. J. war furchtbar, aber dieser Schiffsbrand war weit gräßlicher. Wir hatten den sichern Tod in dreifacher Gestalt vor Augen: entweder verbrennen, oder ertrinken, oder, im Falle augenblicklicher Rettung, verhungern. Die 4 kleinen Boote waren fort, bevor man sich umsah. Ich sprang ins Wasser, erwischte ein Segeltuch und wurde sofort von einem der Boote aufgenommen. Zwei volle Tage ohne Speise und Trank, bemerkte uns endlich am dritten Tage ein Schiff, das uns freundlich aufnahm und am 14. Tage nach Havre zurückbrachte, wo bereits 45 weitere Gerettete angelangt waren. Unter Letzteren befindet sich auch die Familie, welcher ich schon an Bord Dienste geleistet hatte und mit welcher ich muthmaßlich am 24. d. M. zum zweiten Male die Reise nach New-York antreten werde ꝛc. (Schw. M.)

Es sagt ein altes Sprüchwort: „Selber essen macht fett.“ Ich will noch ein Paar dazu setzen: „Selber Achtung geben macht verständig.“ Und: „Selber arbeiten macht reich.“ Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf Andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringts nicht weit und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende. (Hebels Schatzkästlein.)

Charade.

Dehne die Erste und mach' es gerade so auch mit der Zweiten:
Jene zum Vogel dann wird, diese verneinendes Wort;
Lediglich nur ein Zeichen des Alphabets ist die Dritte,
Während vom Ganzen bekannt Vielen die heilende Kraft.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 31:
„Brautschatz“.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 33. Sonntag, den 13. August. 1865.

Die Kraft, die nach des Himmels Sternen
Dich gläubig auswärts blicken heißt,
Dieselbe Kraft läßt auch dich lernen
Im Menschenauge Gottes Geist.

Wer vor dem Lichte edler Seelen
Die Blicke nicht geschlossen hält,
Der wird nicht ganz den Weg verfehlen,
Auf den auch Licht von oben fällt.

Jul. Hammer.

Rede

des königlichen Schulraths und Studienrektors,

Herrn Dr. Elsperger,

zum feierlichen Akte der Preisevertheilung am 8. August 1865.

Die Gymnasien haben das eigenthümliche Schicksal, von ihren Gegnern eines starren Conservatismus, eines zeitwidrigen Festhaltens am Alten bezichtigt zu werden, während doch die zahlreichen Schulpläne der neueren Zeit weit mehr eine Unsicherheit über den Zweck derselben und über die Mittel, ihn zu erreichen, verrathen. Und es scheint nicht bloß die Verschiedenheit der Forderungen über den Bereich des Unterrichtes und die darin aufzunehmenden Gegenstände zu sein, welche dieses Schwanken hervorruft: selbst die Freunde der klassischen Studien theilen sich in zwei Heereslager, die nur so lange einig sind, als sie einen gemeinschaftlichen Feind bekämpfen: haben sie von diesem nichts zu fürchten, so tritt sogleich der innere Zwiespalt hervor indem die einen die Erlernung und Anwendung der alten Sprachen, die andern die Lektüre der Schriftsteller in den Vordergrund stellen, wobei jede Partei das, was der andern als Hauptzweck erscheint, zum bloßen Werkzeug herabdrückt. Irre ich indessen nicht, so kann doch so viel als Meinung der Mehrzahl angenommen werden, daß etwa bis zur zweiten Gymnasialklasse die Erlernung der Sprache am meisten betont werden müsse, von da an aber das Lesen und die Erklärung der Klassiker als der eigentlich befruchtende Theil des Unterrichts anzusehen sei, die Sprachkenntnisse aber mehr nur noch den Werth eines Hülfsmittels haben. Ist so der klassische Unterricht in den drei oberen Gymnasialklassen hauptsächlich dazu bestimmt, dem jugendlichen Gemüthe durch die Lektüre Ideen zuzuführen und diesen durch die schöne Form, in der sie geboten werden, Eingang in das Herz des Jünglings zu verschaffen, so ist klar, daß hier die strengste Auswahl stattfinden müsse, daß hier am wenigsten die Schranken fallen dürfen, die dem Mittelmäßigen, dem bloß Erträglichen den Zutritt versperren. Denn in der That, über die Thüre einer jeden Schule, besonders über die eines Gymnasiums sollte man die goldenen Worte Juvenal's setzen: Maxima debetur puero reverentia,*) und wenigstens bei der Wahl der Schriften, die in Schulen gelesen werden, ist es nöthig, das Vorurtheil ferne zu halten, als ob jeder Schriftsteller, wenn er lateinisch oder griechisch geschrieben hat, sofort auch ein Klassiker wäre, der es verdiene, der Jugend als Muster in die Hand gegeben zu werden.

Aber, wird man uns entgegnen, was nützt die sorgfältigste, ängstlichste Auswahl, wenn sie sich auf eine Sphäre beschränken muß, welche das eigentlich Nachahmungswürdige von vorne herein ausschließt? Und müßten wir eine solche Beschränkung nicht selbst zugestehen, da die Klassiker der Griechen und Römer, wie verschieden sie auch in ihrer sittlichen Richtung sind, doch alle dem Lichte des Evangeliums gleichmäßig ferne stehen. Ihr richtet, ruft man uns zu, allen Fleiß, alle eure Bemühungen darauf, daß sich eure Schüler für heidnische Schriftsteller interessiren, ja ihr würdet euch freuen, wenn es euch gelänge, sie sogar für sie zu begeistern, und nicht bloß für ihre Darstellung, sondern auch für die Gesinnung, die sie an den Tag legen; denn ihr wißt ja selbst, wie wenig man der gerne im Ganzen lebenden Jugend zumuthen dürfe, Form und Inhalt zu trennen und nur die erste zu bewundern, den letzteren aber gleichgültig liegen zu lassen. Jene alte Methode, welcher die Schriftsteller nichts anderes waren, als Fundgruben schöner Redensarten und Wendungen oder Belege für grammatische und rhetorische Regeln, höchstens eine Sammlung interessanter Anekdoten, verfolgte einen beschränkten aber unschädlichen Zweck; aber euer Bestreben, die Jugend für heidnische Schriftsteller zu gewinnen, müßten wir seelenmörderisch nennen, wenn es nicht in der Regel glücklicherweise eine Danaidenarbeit wäre.

Eine schwere Anklage, deren Widerlegung natürlich schon oft von Lehrern und Freunden der gelehrten Schulen versucht worden ist. Wenn ich ebenfalls einen Versuch wage, so thue ich es nicht, weil ich neue Gesichtspunkte zu finden mir schmeichle, sondern weil es mir Pflicht der Schule zu sein scheint, diese bedenklichste Einwendung gegen die Grundlage humanistischer Gymnasien von Zeit zu Zeit zur Sprache zu bringen und die Besorgnisse christlich gesinnter Eltern zu beseitigen. Freilich muß ich, indem ich mir erlaube, Ihre Aufmerksamkeit, hochverehrte Anwesende, für diesen Gegenstand in Anspruch zu nehmen, eine Bemerkung und Bitte voranschicken. Ich bin Protestant und nicht nur durch Geburt und Ueberzeugung, sondern auch durch Gewöhnung, darum sind auch meine Lebensanschauungen durch den Protestantismus vermittelt und ich kann auch die vorliegende Frage nur vom protestantischen Standpunkt betrachten. Möglich, daß der Bekenner der katholischen Kirche sie anders ansieht, aber es ist äußerst schwierig, eine fremde Religionsanschauung in ihre äußersten Consequenzen zu verfolgen, man greift bei dem redlichsten Bestreben häufig fehl, wenn man sich auf einen religiösen Standpunkt versetzen will, der nicht der eigene ist. Darum entschuldigen Sie, wenn das, was ich mir zu sagen erlaube, eine protestantische, vielleicht eine individuelle Färbung trägt.

*) Der Jugend gebührt der größte Respekt!

Ich habe mir gestattet, diese Bemerkung voranzuschicken, weil ich zuerst einer Ansicht Erwähnung thun möchte, die unter den Freunden christlicher Frömmigkeit weit verbreitet ist und die ich doch gleichwohl für irrig zu halten genöthigt bin. Es ist die Meinung, daß man die Jugend gegen die Gefahr des Unglaubens dauernd dadurch am besten schütze, wenn man die religiösen Uebungen mehrt und die Kinder frühzeitig in eine Umgebung bringt, in der alle unkirchlichen Miasmen möglichst von ihnen ferne gehalten werden. Ich will nicht in Abrede stellen, daß dies bei der katholischen Jugend der Fall sein könne, weil ihr die Kirche noch mit ihrer ungeschwächten Autorität entgegen zu treten scheint; aber protestantischerseits bewährt sich die alte Erfahrung, daß auch das Beste nicht aufgedrungen werden dürfe, nirgends mehr als auf dem religiösen Gebiet. Unser Herr vergleicht einmal das Reich Gottes mit einem Sauerteig, den ein Weib nahm und vermengete ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es ganz durchsäuert war. Sollte uns damit nicht auch für die Einrichtung der christlichen Schulen ein Fingerzeig gegeben sein? Der religiöse Glaube will ein Sauerteig sein, welcher die ganze Masse Mehl, das heißt alle Lebensanschauungen und Thätigkeiten durchdringt; wie aber übersäuertes Brod unschmackhaft ist, so ruft auch die allzugroße Aengstlichkeit, mit der Lehrer und Eltern eine fromme Gesinnung zu fördern suchen, leicht das Gegentheil hervor; schwache Naturen verleitet sie zur Empfindelei, und diese ist von Heuchelei nicht weit entfernt; kräftige reizt sie zum Widerstand, weil schon der Knabe im Heiligthum seines Gemüths sein eigner Herr sein und wohl der Liebe, die nicht das Ihre sucht, nicht aber dem Eifer, der unvermerkt doch andere Zwecke vor Augen hat, einen Einfluß gönnen will. Ich ahne zwar, daß es auch religiöse Genies gegeben habe, die sich immer auf gleicher Höhe der Vergegenwärtigung und der Liebe Gottes erhielten, aber wie das Wasser, das rein und klar aus der Quelle geschöpft wurde, dem Einfluß der atmosphärischen Luft ausgesetzt, schon nach kurzer Zeit unter dem Vergrößerungsglase von zahllosen Infusorien bewohnt erscheint, so vermag auch die große Mehrzahl der Menschen das Streben, Gott in Allem die Ehre zu geben und Alles auf ihn zu beziehen, nicht stets mit gleicher Stärke festzuhalten, ohne daß sich dem, was aus dem innersten Heiligthum des Gemüths hervorgehen soll, manches Fremdartige und Erkünstelte beimische. Darum soll zwar der Lehrer sein Amt als einen Gottesdienst ansehen, aber gleichwohl die Schule nicht zur Kirche machen und nicht vergessen, daß auch bei dem Besten die goldene Regel: μηδὲν ἄγαν (nichts zu sehr) nicht übersehen werden dürfe. Möge also Niemand daran Anstoß nehmen, daß wir unsere Schüler, nachdem wir eben die Griechen und Römer Heiden genannt haben, die über die Zeit des Ahnens und Sehnens nicht hinauskamen, doch in der folgenden Stunde anleiten, in Demosthenes nicht blos den ausgezeichneten Redner, sondern auch den unbeugsamen Patrioten und kolossalen Charakter zu bewundern, in Sophokles nicht bloß den großen Dramatiker, sondern auch den frommen, tiefsinnigen Menschen zu lieben und sich selbst an Horazens milder Lebensweisheit zu erwärmen. Wir freuen uns des allbelebenden Sonnenlichtes nicht minder, weil auch die Nacht mit dem stillen Glanze der Sterne uns lieb ist.

Aber, wird man sagen, Niemand verlangt, daß die Lehrgegenstände der Schule alle einer religiösen Behandlung fähig seien, oder daß diese stets in den Vordergrund treten solle: nur geradezu der Förderung einer christlichen Gesinnung, in der auch ihr die vornehmste Aufgabe der Erziehung erkennt, entgegentreten, das sollten sie nicht. Das thun aber jene Schriftsteller, die ihr euren Schülern als Muster nicht nur der Form, sondern auch der Gesinnung hinstellt, weil sie von einer dem Christenthum entgegengesetzten Betrachtungsweise ausgehen, und darum finden wir in ihren Schriften jeden Augenblick Ansichten, vor denen der gewissenhafte Lehrer warnen, die er widerlegen muß. Dadurch kommt ein beklagenswerther Dualismus in den ganzen Jugendunterricht und deshalb verlassen die meisten Jünglinge unsre Schulen nicht, ohne im Glauben schwankend geworden zu sein.

Gewiß werden die Gegner der Gymnasien bei dieser schweren Anklage selbst nur ein geringes Gewicht auf die Irrthümer des eigentlichen Polytheismus legen. Gibt es überwundene Standpunkte, so ist der Polytheismus ein solcher und selbst eine so begeisterte Apotheose desselben, wie Schillers „Götter Griechenlands“ hat schwerlich je einen Leser zum Glauben an mehrere Götter verleitet, so sehr wir es auch bedauern, daß unser großer Dichter sich verirren konnte, die heiligste Wahrheit vor das Forum der Phantasie zu ziehen. Aber schwerer in die Wagschale fällt die Abweichung des Alterthums von den christlichen Grundanschauungen da, wo es der ohnehin sich dreist genug geltend machenden Weisheit des Tages die Hand zum Bunde reicht. Man thut freilich auch dann noch Unrecht, den alten Klassikern allein die leider nicht in Abrede zu stellende unerfreuliche Erscheinung zuzuschreiben, daß schon in den oberen Gymnasialklassen manche Schüler die Lehren des Christenthums als eine Sache ansehen, die sie nichts angehe, aber es muß doch bedenklich erscheinen, den nachtheiligen Einfluß der Zeitvorstellungen, vor dem wir ohnehin unsere Schüler nicht schützen können, auch durch eine Lektüre, die wir ihnen als mustergültig empfehlen, zu unterstützen. — Doch gestatten Sie mir, h. Anw., diese angeblich so große Gefahr in der Nähe zu betrachten. Irre ich nicht, so wurzelt der Gegensatz zwischen dem Christenthum und den hier bezeichneten Vorstellungen des heidnischen Alterthums vor Allem in der Ansicht von dem natürlichen Zustand des Menschen. Dem Christenthum erscheint dieser durch die Sünde getrübt und verunreinigt, dem Alterthum ebenso wie der Ansicht, die wir jetzt so ziemlich die allgemein verbreitete nennen können, rein und unverdorben. In nothwendiger Consequenz muß das Christenthum von dem Menschen verlangen, daß er nie aufhöre, über sich hinauszustreben, daß sein ganzes Leben ein Kampf sei zwischen dem Gesetze, das in seinen Gliedern ist, und dem, das in seinem Geiste liegt, während die moderne Ansicht dem Menschen kein anderes Ziel steckt, als sich auszuleben und auf das Fleisch nicht weniger zu säen als auf den Geist. Diese Apotheose des natürlichen Menschen und seiner Neigungen tritt uns bei den Griechen allerdings oft genug entgegen, zumal da ihr Schönheitssinn sie gerade an der sichtbaren Form ein besonderes Wohlgefallen finden ließ, und welcher Pädagog möchte sich deshalb an der Jugend so versündigen, daß er ihr jedes Erzeugniß des griechischen und römischen Geistes als Muster empfehle? Aber irre ich nicht, so haben die Alten aus dem Principe, der Natur gemäß zu leben, doch andere Resultate gezogen, als es die neue Weisheit thut. Ich will kein besonderes Gewicht auf die Lehren der Stoa legen, wiewohl derselben die edelsten Männer der späteren Griechenzeit und der ganzen Römerwelt anhiengen; sie hat aus jenem Grundsatze eine Moral gefolgert, deren Rigorismus kaum die mönchische Ascetik weicht. Aber auch den nicht philosophisch gebildeten Griechen erlaubte gerade jener Schönheitssinn, dessen wir eben erwähnten, nicht, sich mit der gemeinen Wirklichkeit zu begnügen; er gieng von dem natürlichen Zustand des Menschen aus, aber er gieng auch stets über ihn hinaus und wie sich seine Gymnasien der Körper edler Jünglinge bemächtigten, um alles Eckige, Plumpe, Massenhafte abzuschleifen, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, die Gestalt zu vergeistigen, so war auch die Erziehung und der Unterricht durchaus nicht darauf berechnet, nur für materielle Zwecke zu bilden, nur Kenntnisse mitzutheilen, die im Leben verwerthet werden könnten, sondern der Seele eine ideale Richtung zu geben und sie über das Ordinäre zu erheben. Es ist seltsam: der Grieche liebte das Geld, und Habsucht war ein sehr allgemeiner Fehler: gleichwohl hielt er es für einen Mißbrauch der Wissenschaft, sie für Zwecke des Gewinnes auszubeuten, während vor dem Forum der neuen Zeit sich das wissenschaftliche Streben erst durch seine Brauchbarkeit legitimiren muß. Die griechische Geschichte erzählt uns auf jedem Blatte von Gewaltthätigkeiten, die sich Bürger gegen Bürger erlaubten: gleichwohl erkennt man bereitwillig die ewigen Forderungen des Rechts und der Gerechtigkeit und das Orakel zu Delphi gibt dem Spartaner Glaukus auf seine Frage, ob er sich durch einen falschen Eid einer bei ihm niedergelegten Summe bemächtigen könne, den Rath, ungescheut zu schwören, weil der vollzogene Meineid keine größere Sünde sei, als der bloß beabsichtigte. So erhebt sich der Grieche jeden Augenblick über den Grundsatz, der Natur gemäß zu leben, in das Reich des Idealen, und was einzelne tiefer blickende Männer über die Geschicke der Seele in begeisterten Bildern vortrugen, bietet zur christlichen Lehre vom Sündenfall mehr als eine bloße Analogie; aber selbst wo das nicht geschah, waren, wie mir

scheint, die Folgerungen, welche man aus jenem Grundsatze zog, bei den Griechen und den ihnen nacheifernden Römern minder bedenklich als bei uns. Ich fürchte freilich, es ist ein unbilliges Wort, das ich auszusprechen im Begriff bin, und ich besorge, mich der Anmaßung derer schuldig zu machen, die es sich herausnehmen, über allgemeine Zustände von ihrem einseitigen Standpunkte aus ein Urtheil zu fällen; aber es will mir vorkommen, der Grundton unsrer Zeit sei demokratisch im schlimmen Sinne. Das suffrage universel, dem sie mehr oder minder zustrebt, verführe auch auf dem sittlichen Gebiet, der Masse eine größere Bedeutung einzuräumen, als ihr gebührt. Die Gesinnung, die sie belebt, erscheint als die allein berechtigte, wer sich von ihr abkehrt, ist nicht etwa ein Sonderling, dem man vielleicht innerlich doch nicht Respect versagt, sondern ein Ideolog, der Hirngespinnsten die Wirklichkeit zum Opfer bringt. Wie die Naturforschung die Philosophie verdrängt hat, so muß allenthalben das Ideale dem Realen weichen, und Anläufe wenigstens werden genug gemacht, selbst an die Stelle des Ideellsten, dem ehemals Jedermann und Gottlob auch jetzt noch die meisten in ihrem Herzen den höchsten Thron einräumen, das Gut zu setzen, das unter allem das realste, aber auch ideenloseste ist, die regina pecunia, d. i. das Geld. Man spricht viel von den Gefahren, welche die freigewordene Naturforschung dem Christenthum bringe. Was kann sie ihm schaden? Sie kann etwa die Dogmatik nöthigen, ein paar Außenwerke als unhaltbar aufzugeben, einige Begriffe anders zu fassen, doch dem Kern der Religion wird sie nichts anhaben; aber weit mehr fürchte ich die Gesinnung, die sich hinter ihr verbirgt und von ihrer überreichen Auswahl von Hypothesen nur den Gebrauch macht, die eigne Scheu vor Anerkennung eines Höheren zu maskiren. Es ist nun einmal so in den menschlichen Angelegenheiten: wenn, wie der Dichter sagt, in feurigem Bewegen alle Kräfte kund werden, so bleiben auch die zerstörenden nicht zurück, und der freie Austausch der Gedanken gibt auch dem Unverstande, der Bosheit, der Gemeinheit das Recht, sich auszusprechen. Bei den Griechen und Römern war es anders. Dort übte die öffentliche Meinung wenigstens in der besseren Zeit eine strenge Censur; als Schriftsteller traten nur wenige auf, und diese wenigen nicht, ohne durch ihr Wagstück sich angetrieben zu fühlen, größere Anforderungen an sich zu machen und die allerdings später auch hier nicht fehlende Schaar der Eintagsfliegen ist im Laufe der Zeiten spurlos verschwunden.

Wenn daher die Schriftsteller, die wir die klassischen zu nennen pflegen, durch eine gewisse ideale Richtung sich vor uns auszeichnen, so bin ich verwegen genug, die Behauptung aufzustellen, für unsere Zeit sei die Lektüre der Alten einer christlichen Gesinnung nicht nur nicht hinderlich, sondern sogar förderlich. Und das nicht blos deshalb, weil die Irrthümer der Heidenwelt der Wahrheit des Christenthums zur Folie dienen, weil gegenüber den Verirrungen des Polytheismus der Glaube an Einen Gott, gegenüber dem rathlosen Umhertasten des Alterthums nach Sühnmitteln der Trost der Erlösung, gegenüber den schmerzlichen Klagen über die Unmöglichkeit zu einer beruhigenden Ueberzeugung zu gelangen, die Sicherheit des Offenbarungsglaubens erst im rechten Lichte erscheint, erst das Herz mit voller Freude über die gewordene Hülfe erfüllt, sondern auch noch aus einem ganz anderen Grunde. Warum bringt der Religionsunterricht, in so treue Hände er fast überall gelegt ist, mit so viel Ernst, Liebe und Sorgfalt er jetzt ertheilt wird, nicht einmal mehr die Frucht, die vor 50—60 Jahren jene oberflächliche Redseligkeit gebracht hat, die damals in diesem Lehrgegenstande sich breit machte? Weil das Fundament wankt, auf dem der Religionslehrer sein Gebäude aufbauen soll. Er soll Buße lehren; denn es gibt nur Einen Weg, der zum Glauben führt, den durch die Buße; aber wie kann er dies, wenn die sittlichen Begriffe sich immer mehr verwirren und die Jugend, für die es längst keine Cordonsanstalten mehr gibt, allmählich auch von dem Einflusse dieses Schwankens ergriffen wird. Ich schweige von den Bestrebungen vieler Revolutionsfreunde, die es kaum verhehlen, daß der staatliche Umsturz ihnen nur den Weg zu einer umfassenden religiösen und sittlichen Umwälzung bahnen solle; aber geschieht nicht auch in andern Kreisen alles, um die hausgebackene Moral als bornirte Prinzipienreiterei in Verruf zu bringen? Man warnt mit vollstem Rechte vor Schriften, die auf die Lüsternheit der Leser spekuliren; ist denn aber der Schaden, den diese stiften, zu vergleichen mit dem Nachtheil, den jene Historiker bringen, die bei genauester Registrirung jeder Aeußerlichkeit ihrer Helden kein Wort für ihre Tugenden und Laster haben, oder die es geradezu aussprechen, daß der tüchtige Mann durch sittliche Rücksichten sich nicht abhalten lasse zu thun, was er für zweckmäßig hält. Im Laufe dieses Jahres hat ein Werk eines hochstehenden Autors über den glücklichsten Revolutionär des Alterthums Aufsehen gemacht; aber wie schüchtern, wie verzagt treten die darin entwickelten Ansichten auf, wenn wir sie mit der Zuversicht vergleichen, mit der deutsche Schriftsteller den Vorgänger eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero preisen? Da möchte man es fast als ein Glück ansehen, daß wir unsere Schüler noch auf die blinden Heiden hinweisen können, die sich selten zu jener Geringschätzung der Moralgesetze erhoben, welche Neuere fast renomistisch zur Schau stellen. Die sittliche Grundlage des Christenthums erkennt auch das klassische Alterthum nicht nur an, sondern es ist im Preise derselben fast unerschöpflich und daran kann uns nichts hindern, jene schönen Aussprüche griechischer und römischer Schriftsteller über die Nothwendigkeit und den Werth der Tugend dazu zu benützen, um unseren Schülern zu zeigen, daß die sittlichen Vorschriften nichts willkührliches, nichts selbstgemachtes seien, sondern tief in der menschlichen Natur liegen.

Aber nicht nur die sittliche Grundlage theilt das Evangelium mit dem griechischen und römischen Alterthum, auch die psychologische und metaphysische. Es gibt, wie allgemein anerkannt wird, keine Ansicht, die mit dem Christenthume, und nicht blos mit diesem, sondern mit jeder Religion, ja mit den Grundbedingungen des sittlichen Lebens unvereinbarer wäre, als die Vorstellung, daß die gesammte geistige Thätigkeit des Menschen nur eine Wirkung seiner leiblichen Organe und Zustände sei. Diese traurige Verirrung des spekulirenden Geistes, welche den Geist selbst in Abrede stellt, zählt in unseren Tagen gerade in Deutschland unter allen Ständen viele Anhänger, vielleicht aus dem Grunde, weil die wenigsten sie bis in ihre äußersten Ausläufer zu verfolgen wagen, vielleicht auch, weil die natürliche Neigung des Herzens durch sie den Schein einer wissenschaftlichen Berechtigung erlangt. Denn gewiß würden sich ohne dieses nicht Tausende über die Lückenhaftigkeit der Beweisführung des Materialismus täuschen, er würde nimmermehr zu einer solchen Macht geworden sein und nicht auch einen Theil unsrer Jugend für sich gewonnen haben, ehe sie nur anfängt, über seine Begründung zu urtheilen. Aber eben deshalb ist es wichtig, die Jugend in eine Atmosphäre zu versetzen, wo die Selbstständigkeit des Seelenlebens fast zum wirklichen Glaubensartikel geworden ist. Und das war bei den Alten der Fall, deren ganze Psychologie in den Worten Sallusts gipfelt: Den Körper haben wir mit den Thieren, die Seele mit den Göttern gemein, jener spielt in uns die Rolle des Knechtes, dieser des Herrschers. Den Alten waren die Irrwege des Materialismus nicht unbekannt: ja man möchte sagen, das materialistische System der Neuzeit ist nur eine veränderte Auflage von den Theorieen des Demokritus und Epikur, aber ihre besten Männer und namentlich die meisten Schriftsteller, die wir noch besitzen, verschmähten Ansichten dieser Art als der menschlichen Vorzüge unwürdig, und selbst jener vergeistigte Materialismus, der in der Seele die Harmonie der leiblichen Organe erkannte, konnte sich nur eines beschränkten Beifalls erfreuen. Den homerischen Helden erschien ein Dasein, beraubt der Möglichkeit der schönen Körperwelt sich zu erfreuen, als ein düsteres Traumleben, aber das Fürsichsein der Seele war auch ihnen nicht zweifelhaft, und die folgende Zeit zeigte schon in zahllosen Redensarten der griechischen und lateinischen Sprache, wie sehr das ganze Alterthum an diesem Grundpfeiler einer höheren Auffassung aller Dinge festhielt.

So ist die Welt, in die wir unsere Schüler durch die Lektüre der Klassiker einzuführen suchen, keineswegs dem Christenthum so entgegengesetzt, als die Ansichten, die ihnen jetzt allenthalben in Büchern und Zeitschriften begegnen: ja ich wage zu behaupten, für den Zögling der Alten ist, wenn auch er dem Schicksal nicht entgehen sollte, am Glauben Schiffbruch zu leiden, die Möglichkeit, sich wieder aus dem Meeresstrudel ans sichere Land zu retten, weit größer, als für den, dem diese Vorschule des Christen-

thums verschlossen geblieben ist und der nur mit moderner Wissenschaft genährt wurde. Möchte uns nur, indem ich vom Einführen in das Alterthum spreche, unser Gewissen nicht selbst strafen, indem es uns vorhält, wie wenig die paar Fragmente, die jetzt noch unsre Jugend aus der klassischen Welt kennen lernt, den stolzen Namen einer Einführung in das Alterthum verdienen!

Doch ich habe, hochverehrte Anwesende, Ihre Aufmerksamkeit schon überlange in Anspruch genommen und eile deshalb zu dem Geschäfte überzugehen, das mir noch übrig bleibt. Es verläßt auch dieses Jahr eine bedeutende Zahl von Jünglingen unsre Anstalt, denen nachher der Herr Regierungspräsident das Absolutorium zu übergeben die hohe Gewogenheit haben wird. Man ist gewohnt, diesen Akt als eine Art Emanzipation anzusehen. Aber diesem Worte klebt eine unangenehme Nebenvorstellung an; es läßt nicht nur die bisherigen Verhältnisse als einen Zustand der Knechtschaft erscheinen, die selbst in der Erinnerung das Gemüth noch mit Widerwillen erfüllt; sondern, was vielleicht noch schlimmer ist, es führt leicht zu dem gefährlichen Irrthum, daß das neue Leben nur Genüsse biete, keine Pflichten habe, keine Arbeit erfordere. Ich bitte Sie, geliebte Abiturienten, diesem Wahne auch keinen Augenblick Raum in Ihrer Seele zu geben. Man spiegelt sich vor, daß man sich freue, dem Zwange der Arbeit entgangen zu sein und freut sich in der That, der Arbeit selbst jetzt aus dem Wege gehen zu können. Das ist ein gefährlicher Irrthum, der sich durch Verlust von Jahren bitter straft. Ich verarge es Ihnen nicht, wenn Sie Sich heute ein frohes Gaudeamus igitur gegenseitig zurufen und für Augenblicke zu vergessen scheinen, daß der Becher der Freude auch eine Hefe habe, aber doch möchte ich Ihnen als Supplement jenes Liedes den Spruch unsers Altmeisters Göthe zurufen:

„Nehmet den heiligen Ernst mit ins Leben hinaus,
Denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit."

Leben Sie wohl, Gott begleite Sie auf Ihren künftigen Wegen!

Lebensrichtung.

Die ihr den Geist zu fernen Bahnen lenket
Und nächtlich sinnt bis zu des Tags Erröthen,
Vergeßt nicht, daß ein Andres noch vonnöthen,
Und daß des Lebens Sold euch nicht geschenket.

Und die ihr euch in Scherz und Lust versenket,
Mit kurzem Rausch die kurze Zeit zu tödten,
Verstummen heißet die Musik der Flöten,
Setzt ab den Becher und des Endes denket.

Auch euer wartet jene große Lücke,
Ein Abgrund bleibt der Tod ein ewig trüber,
Wie schön mit Blumen ihn der Dichter schmücke.

Kein Liedchen tändelt fort das Gegenüber,
Kein Schluß der Weisheit schlägt die kühne Brücke,
Und nur des Glaubens Flügel trägt hinüber.

Geibel.

Wichtige Erfindung.

In Wien ist eine atmosphärische Gasbeleuchtungs- und Beheizungsanstalt ins Leben gerufen worden. Der ausgegebene Prospekt besagt Folgendes: „Den Verbrauch des Gases um 60 und 80 Prozent herabzusetzen, ohne dessen Lichtstärke zu verringern; oder das Licht 3—4 mal stärker zu machen, ohne die Menge des Gases zu erhöhen; oder endlich in einem Nu wie durch Zauber für Flecken und Dörfer, die kein Gas haben, die Luft, die wir einathmen, in ein mächtiges und gesundes Beleuchtungs- und Heizungsmittel zu verwandeln; und schließlich die Anwendung desselben Verfahrens der Photogenisation der atmosphärischen Luft zur Beheizung der Wohnungen im Winter, zum Kochen der Speisen in jeder Jahreszeit und überall — zur Feuerung für Dampfkessel in industriellen Etablissements — zum Erhitzen des Eisens und anderer Materien, welche bei den verschiedenen Gewerben im Zustande der Hitze zur Verwendung kommen 2c. Das sind die vornehmsten Probleme (aber nicht die einzigen), welche die atmospärische Beleuchtungs- und Beheizungs-Anstalt zum Vortheile der Consumenten zu lösen übernommen und deren Vortrefflichkeit die Praxis in anderen Ländern schon festgestellt hat. Das obenbezeichnete Verfahren besteht darin: unter Anwendung spezieller patentirter Apparate statt des gewöhnlichen Leuchtgases, jedoch unter derselben Form, mit Kohlenstoff reich geschwängerte wasserstoffhaltige Dämpfe, deren Erzeugungskosten sich verhältnißmäßig bedeutend billiger stellen, als die bis jetzt zur Beleuchtung verwendeten Materien, wie: Wachs, Stearin, Talg, Oel, Kohlenwasserstoff 2c., woraus auch die Oekonomie dieses neuen Systems entspringt, zur Verwendung zu bringen." Wöchentlich dreimal werden im Bureau der Anstalt vergleichende Versuche und Experimente ausgeführt, zu welchen die Herren Consumenten vom Unternehmer eingeladen sind. Ueberdies ist ein Beamter der Gesellschaft beauftragt, sich mit einem Portativ-Apparat in die Wohnungen jener Personen zu verfügen, welche dies vorziehen und besonders verlangen würden. Die Gesellschaft gedenkt in allen Städten Oesterreichs und Deutschlands Filialen zu errichten.

Affenrevolution im Pflanzengarten zu Antwerpen.

Bekanntlich sind die Affen in der Wildniß sehr boshaft, und auch in der Gefangenschaft ist ihnen nicht sehr zu trauen. Als ein neuer, wie es scheint etwas barscher Wärter die Herren Vierhändler mittelst der Peitsche einlud, sich aus dem Hofraum in deren resp. Gemächer oder Käfige zurückzuziehen, flohen alle, wie verabredet, aufs Dach bis auf einen alten Orangoutang, der, stehen bleibend, fürchterliche Grimassen schnitt, die Zähne fletschte und Hinterbacken kratzte, was ein Zeichen des Zornes ist. Ein neuer Peitschenhieb des Wärters versetzte denselben vollends in Wuth, er sprang auf dessen Rücken, zerbiß ihm die Ohrläppchen und zerriß ihm die Wangen; dies war aber das Signal, daß das gesammte Affenvolk vom Dache herabeilte und den zu Boden geworfenen Wärter furchtbar zerarbeitete. Auf dessen Hülferuf stürzten die übrigen Aufseher mit Peitschen und Stangen herbei; die Affen aber warteten deren Ankunft auf dem Kampfplatze nicht ab, sondern flohen beim ersten Anblick blitzschnell in ihre Käfige. Der erste Wärter hat mehr als zwanzig Wunden und ist nicht außer Lebensgefahr.

Die Räthsel haben in der Geschichte der alten Völker eine nicht unerhebliche Bedeutung. Die Könige und weisen Männer der berühmtesten Völker machten sich ein Geschäft daraus, Räthsel zu erfinden und einander zum Errathen zuzusenden. Die Königin von Saba kam zu Salomo, um den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des jungen Fürsten durch Räthsel auf die Probe zu stellen. Oedipus rettete das thebanische Land, indem er das Räthsel der Sphinx errieth. Große Dichter vieler Völker haben ihr Talent in Räthseln dargelegt. Vor allen ja sind die Räthsel Schillers wahre Perlen der Poesie. Ueber die Geschichte des Räthsels ist vor einigen Jahren ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Buch von J. B. Friedrich (Dresden, Rud. Kuntze) erschienen.

Dreisylbige Charade.

Beschützt das Ganze treu der Ersten Einen,
Wird stich-, wenn auch nicht hiebfest er erscheinen;
Du wirst die Dritte wohl bei vielen Herr'n und Frauen
Jedoch das Ganze immer nur bei Manchen schauen,
Wenn sich die Ersten emsig regen;
Auch tritt als Blume dir das Ganze oft entgegen;
Bewundre deren Pracht, doch meide auch
Mit aller Vorsicht ihren gift'gen Hauch.

Auflösung der Charade in Nr. 32:
„Arnika."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 34. Sonntag, den 20. August. **1865.**

Was in des Volks Bewußtsein gründet
Das ist sein heilig ew'ges Recht.
Wer d'ran zu rühren sich erfrecht,
Hat einer Welt den Krieg verkündet.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Aus dem Omnibus.)

Der Steuerrath Braun lag seit Wochen krank darnieder.

Es war Nacht. In dem Zimmer, in welchem der Kranke sich befand, herrschte ein mattes, gebrochenes Licht. Vor dem Nachtlichte stand noch ein Schirm, um jeden hellen Schimmer von dem Kranken fern zu halten

Der Eindruck, den das Zimmer machte, würde ein gemüthlicher, fast eleganter gewesen sein, wenn es nicht zugleich den Charakter der Krankenstube getragen hätte.

Die schweren wollenen Vorhänge waren dicht zusammengezogen, um jeden Luftzug durch die Fenster abzuhalten. Ein Teppich bedeckte den ganzen Fußboden und machte jeden Tritt unhörbar. Auf einem Tisch neben dem Bette standen eine Anzahl Fläschchen mit Medicin. Die Luft in dem Zimmer war warm, fast drückend.

Neben dem Ofen in einem Lehnstuhl saß ein junges Mädchen. Es war die Tochter des Steuerraths. Sie schlief. Die durchwachten Nächte an dem Bette ihres Vaters schienen sie erschöpft zu haben, denn ihre Wangen waren bleich.

Es lag ein eigenthümlicher, wunderbarer Reiz in den Zügen des Mädchens. Die Augen waren geschlossen, allein das dunkle Haar, die dunkeln scharf gezeichneten Brauen verriethen, daß auch die Augen diese Farbe trugen. Das Profil des Gesichtes hatte einen südlichen, fast orientalischen Charakter, der Mund war klein, fein geschnitten. Es konnte auffallen, daß ihre Lippen fest geschlossen waren, denn der Schlaf hat ja die Eigenthümlichkeit, dieselben etwas zu öffnen. Das Gesicht erhielt dadurch um den Mund herum einen etwas scharfen Ausdruck.

Der Kranke hatte sich mehrere Male im Bett etwas emporgerichtet und blickte im Zimmer umher. Er sah seine Tochter schlafen. Daß sie der Schlaf überrascht hatte, bewies ihm, wie erschöpft sie sein mußte, denn unermüdlich hatte sie seit Wochen bei ihm gewacht. Er gönnte ihr diese Ruhe. Mit Schmerzen hatte er gesehen, wie während seiner Krankheit die Farbe seiner Jugend und Frische mehr und mehr von ihren Wangen gewichen war, wie selbst ihr dunkles Auge einen Theil seines Glanzes verloren hatte.

Sie war sein einziges Kind und er hing an ihr mit aller Liebe und Zärtlichkeit. Seitdem schon vor Jahren seine Frau gestorben war, hatte er sich das Glück dieses Mädchens zur einzigen Lebensaufgabe gemacht.

Wieder hatte er sich langsam, mühevoll emporgerichtet, um zu sehen, ob seine Tochter noch schlief. Er sah sie regungslos dasitzen. Erschöpft sank er zurück. Eine innere Angst befiel ihn. Er kannte die Ursache derselben nur zu gut. Seit Tagen hatte er diesem Zustande entgegen gesehen, er war darauf vorbereitet, gefaßt — es war der nahende Tod.

Er wußte, daß ihm keine Hoffnung auf Genesung blieb, er glaubte die Schmerzen des Sterbens, des Abschiedes von seinem Kinde innerlich schon überwunden zu haben, er glaubte völlig ruhig bleiben zu können — diese innere Angst und Beklommenheit scheuchte jede Ruhe von ihm.

Er mußte die Schlafende stören — er konnte nicht von ihr scheiden, während sie schlief — noch einmal mußte er ihr in die Augen schauen, den Druck ihrer Hand erwidern, ihre Lippen auf seiner Stirn fühlen.

Er wollte mit der Hand über die Stirn fahren, als könnte er dadurch die Angst von sich scheuchen — die Hand zitterte — er erschrak, als er fühlte, wie kalt sie bereits war.

Wieder versuchte er sich empor zu richten. Immer mehr nahmen seine Kräfte ab.

„Paula — Paula!" rief er leise.

Die Gerufene fuhr empor. Sie erschrak, als sie gewahr wurde, daß der Schlaf sie überrascht hatte. Hastig sprang sie auf und trat an das Lager ihres Vaters.

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Der Schlaf hat mich überrascht," sprach sie entschuldigend. „Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist."

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über das Gesicht des Kranken.

„Die Natur hat endlich ihre Rechte geltend gemacht," erwiderte er — „zu lange hast Du des Schlafes entbehrt — und ich würde Dich auch nicht geweckt haben — wenn nicht — wenn nicht —"

Er vollendete seine Worte nicht.

„Was willst Du, Vater?" fragte Paula, indem sie ihm mit der Hand über die Stirn strich und sich halb über ihn beugte

Erst jetzt war ihre Gestalt vollständig zu sehen. Sie war hoch und schlank gewachsen. Jede ihrer Bewegungen war elastisch schön zu nennen. Der Glanz ihrer dunkeln Augen war zwar durch Wachen und Thränen geschwächt, aber immerhin lag in diesen Augen noch ein tiefer Ausdruck, der den Anschauer unwillkürlich gefangen nahm.

„Reich mir ein Glas Wasser," erwiderte der Kranke. Er vermochte noch nicht zu sagen, was er eigentlich wollte, was ihn getrieben hatte, sie zu rufen.

Paula reichte ihm das Wasser, von dem er indeß nur einige Tropfen genoß. „Du schliefest ruhig und fest," fuhr Paula fort, „Deshalb setzte ich mich dort in den Stuhl. Fühlst Du Dich jetzt wohler?"

Wieder zuckte ein wehmüthiges, schmerzliches Lächeln über sein Gesicht hin. Sie fragte, ob er sich wohler fühle, und er empfand das Nahen des Todes. Sie hatte noch keine Ahnung von dem wirklichen Zustande seiner Krankheit. Sie hoffte mit

aller Zuversicht auf seine baldige Genesung, weil sie es für eine Unmöglichkeit hielt, daß er sterben könne.

Durfte er sie noch länger in dem Wahne lassen? Er hatte noch Manches mit ihr zu sprechen — er durfte es nicht weiter hinausschieben, denn der Tod konnte schneller an ihn herantreten, als er glaubte. Die Sprache und das Bewußtsein konnte ihm schwinden.

Es war eine schwere Aufgabe für ihn, ihr Alles mitzutheilen — dennoch mußte es sein.

„Ja, ich fühle mich wohler," sprach er. „Komm, Paula. Setz Dich zu mir — hier neben das Bett."

Sie that es.

Wieder streckte er ihr die bereits erkaltete Hand entgegen. Erst jetzt bemerkte sie es. Sie erschrak.

„Du bist kalt, Vater," sprach sie. „Friert Dich? Soll ich Dir noch eine Decke überlegen?"

Er schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Sei ruhig — sei gefaßt, Paula," fuhr er fort, „mir hilft keine Decke mehr."

Sie blickte ihn starr an. Der Athem stockte in ihrer Brust — eine Ahnung der Wahrheit, wie es mit ihm stand, schien in ihr aufzutauchen.

„Weshalb nicht, Vater? Weshalb nicht?" rief sie mit bebender Stimme.

„Sei ruhig, Paula," suchte er sie zu trösten. „In das Unabwendbare muß man sich mit Fassung fügen."

Sie schien seine Worte kaum zu hören.

„Weshalb nicht, Vater?" wiederholte sie mit gesteigerter Angst.

„Kind — Kind," erwiderte der Kranke mit schmerzbewegter Stimme. „Du hast bis jetzt an meine Genesung geglaubt — ich habe Dich in dem Wahne gelassen, wozu sollte ich Dein Herz mit Schmerz erfüllen, ehe es nöthig war — aber länger darf ich Dich nicht täuschen. Du mußt die Wahrheit wissen — — für mich ist keine Hoffnung mehr!"

Sie schien seine Worte noch nicht recht zu fassen. Mehr und mehr hatte sie sich über ihn gebeugt, ihr Auge blickte angstvoll in das seinige — endlich schien die volle Wahrheit ihr zum Bewußtsein zu kommen.

„Allmächtiger Gott! keine Hoffnung mehr!" rief sie laut auf und warf sich über ihn. Sie weinte nicht. Sie konnte nicht weinen. Schwer rang ihre Brust nach Athem.

„Paula — mein Kind, fasse Dich," bat der Kranke und legte seine kalte Hand auf ihren Kopf.

Sie sprang wieder empor, aufgeregt, zitternd.

„Nein — nein, es darf nicht sein — es kann nicht sein!" rief sie. „Ich schicke zum Arzt — er muß Dir helfen!"

Sie eilte zur Klingelschnur.

„Paula — Paula, laß!" rief ihr der Kranke nach. „Auch er kann mir nicht mehr helfen — aus seinem eigenen Munde weiß ich es schon seit Tagen. Laß uns die wenigen Stunden, die mir noch bleiben, allein sein!"

Sie ließ die Hand, welche sie bereits zur Klingelschnur erhoben hatte, erschöpft herabsinken — die Worte: „die wenigen Stunden, die mir noch bleiben," hatten ihre Kraft gebrochen. Der Schmerz, der ihre Brust krampfhaft zusammengezogen hatte, der Schrecken lösten sich — sie eilte zum Bette zurück und sank laut schluchzend neben ihm nieder.

Der Kranke ließ sie eine Zeitlang ruhig gewähren. Er wußte, daß die Thränen das beste Mittel waren, ihren Schmerz zu lindern. Ihm selber rannen sie langsam die Wangen herab.

„Paula," sprach er endlich, „sei ruhig, fasse Dich. Sieh, mir bleibt nur noch wenig Zeit und noch viel möchte ich mit Dir besprechen. Komm, Paula."

Sanft hob er ihren Kopf empor. Sie schien sich auch zu fassen. Kaum hatte sie sich indeß aufgerichtet, so sank sie wieder nieder.

„Paula — Paula!" mahnte ihr Vater. „Meine Stunden sind gezählt!"

Mit aller Kraft rang sie nach Fassung. Die Thränen drückte sie zurück. In ihrem starren Blicke lag etwas unendlich Schmerzvolles, Gebrochenes.

Der Kranke erfaßte ihre Hand, und hielt sie in der seinigen fest.

„Für Deine Zukunft habe ich, so viel in meinen Kräften stand, gesorgt," sprach er. „Dies ist ja in den letzten Jahren meine einzige Lebensaufgabe gewesen. Freilich habe ich gerechnet, länger zu leben, mehr noch zu ersparen — es hat nicht geschehen sollen!"

Paula erwiderte kein Wort. Regungslos saß sie da. Es war ihr, als ob die Worte ihres Vaters sie nicht beträfen. Sie war nicht im Stande, an ihre eigene Zukunft zu denken, wo die Wirklichkeit so schmerzvoll an sie herantrat.

„Du bist noch jung, Paula," fuhr der Steuerrath, seine Kräfte zusammenraffend, fort. „Du kannst jetzt noch nicht allein im Leben dastehen — auch dafür habe ich Sorge getragen — folge meinen Rathschlägen, die Du bald erfahren wirst."

„Ich will Alles — Alles thun, nur verlaß mich nicht, Vater!" rief Paula, aufs Neue in Schluchzen ausbrechend.

„Mein Kind — Leben und Sterben hängt nicht von des Menschen Willen ab," erwiderte der Kranke, selbst mächtig ergriffen. „Eine mächtigere Kraft steht über uns — ihr müssen wir uns mit Vernunft fügen. Und es ist gut, daß es so ist!" fügte er bald in Gedanken versunken hinzu. Nach seinem Willen würde er sich nimmer von seiner Tochter getrennt haben.

„Noch um Eins möchte ich Dich bitten, Paula," fuhr er nach wenigen Augenblicken fort. „Es betrifft die Wahl Deines zukünftigen Gatten. Ich will Deinem Herzen keine Vorschriften machen, denn ich wünsche, daß Du bei der Wahl Deinem Herzen am meisten folgst, das ist ja die beste Bürgschaft des Glückes, allein weise auch die ruhige Stimme des Verstandes nicht zurück. Prüfe Dein Herz, ehe Du es verschenkst. Mancher glaubt ja zu lieben und sein Herz hat sich nur durch äußeren Schimmer täuschen lassen. Ich weiß, daß der junge Berger Dich gern hat, daß er Dich liebt. Ich gestehe es offen, daß ich ihn mit Freuden als meinen künftigen Schwiegersohn begrüßt haben würde, denn ich kenne ihn von Jugend auf — er ist ein guter, ein edler Mensch. Sollte er je um Deine Hand anhalten, dann weise ihn nicht zurück, ehe Du Dein Herz wiederholt geprüft hast. Das — das versprich mir — mehr verlange ich ja nicht."

Paula versprach es schluchzend. Sie würde in diesem Augenblicke Alles versprochen haben, weil sie unfähig war, irgend einen andern Gedanken als ihren Schmerz zu fassen.

Der Kranke war durch das Sprechen mehr angestrengt, als er befürchtet hatte. Näher und näher fühlte er den Tod an sich herantreten, mehr und mehr seine Kräfte schwinden. Er hatte seiner Tochter so viel noch zu sagen — schon fehlten ihm die Kräfte dazu.

„Schick zum Doktor — zum Prell," sprach er mit matter Stimme. „Er soll gleich kommen — sogleich. Auch ihn muß ich noch sprechen."

Paula eilte fort, um der Dienerin den Auftrag zu geben. Dann kehrte sie in das Zimmer zurück.

Der Kranke lag mit geöffneten Augen da. Schmerzlich lächelnd nickte er ihr zu. Er schwieg. Den letzten geringen Rest seiner Kräfte wollte er aufsparen, bis der Gerufene kam. Der war sein Arzt und langjähriger Freund.

Paula saß neben ihm. Die Augen hatte sie angstvoll auf ihn gerichtet. Jetzt entging es auch ihr nicht mehr, welche Veränderung in seinem Gesichte vorgegangen war. Das waren schon die Züge des Todes.

Der Morgen brach herein. Die ersten Sonnenstrahlen schimmerten selbst durch die dicht zugezogenen Vorhänge. Der Kranke bemerkte es.

„Zieh' die Vorhänge zurück", bat er. Die Worte wurden ihm schon schwer. Er sprach sie gebrochen.

Die Sonnenstrahlen fielen auf ihn. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

Mit peinlicher Ungeduld erwartete Paula die Ankunft des Arztes. Auf ihn waren ihre letzten Hoffnungen gesetzt.

Draußen im Vorzimmer saß die langjährige Dienerin, welche den Arzt gerufen hatte, auch sie wartete auf seine Ankunft.

Da wurde die Thür leise geöffnet und ein mittelgroßer, fast

zierlich gebauter Mann trat leise, fast unhörbar ein — es war der Doktor Prell.

Er ließ die dunklen Augen schnell durch das Zimmer gleiten. Es lag etwas Stechendes in diesem Blicke, das sich indeß verlor, als er sich an die Dienerin wandte.

„Wie steht es?“ fragte er.

Der Herr scheint sehr — sehr krank zu sein,“ — erwiderte die Dienerin.

„Hm! ich weiß es,“ entgegnete der Doktor, indem er mit der Rechten über das glatt rasirte Gesicht fuhr. „Ich weiß es,“ wiederholte er, „und ich kann ihm auch nicht mehr helfen. Der Tod läßt sich nicht bezwingen. Hat er oder Paula zu mir geschickt?“

„Das Fräulein gab mir den Auftrag, Sie zu rufen, mehr weiß ich nicht,“ gab die Dienerin zur Antwort.

„Ist gestern, seitdem ich fortgegangen war, Jemand bei ihm gewesen?“ fragte der Arzt weiter.

„Niemand außer dem Fräulein.“

Der Doctor schwieg. Er schien nachzusinnen. Dann trat er dicht an die Dienerin heran.

„Wissen Sie, ob er ein Testament gemacht hat?“ fragte er leise.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete die Dienerin. „In den letzten Tagen ist außer Ihnen und dem Fräulein Niemand bei ihm gewesen.“

„Er wollte immer nichts davon wissen, wenn ich ihn daran erinnerte,“ sprach Prell. „Jetzt wird sich das Gericht dazwischen mischen — das Vormundschaftsgericht, denn Paula ist ja noch nicht mündig. Sie ist fast noch ein Kind.“

Er hatte dies mehr zu sich selbst, als zu der Dienerin gesprochen. Dann trat er an die in das Krankenzimmer führende Thür, öffnete dieselbe und trat leise ein.

Paula stand hastig auf und eilte ihm entgegen.

„Herr Doctor — mein Vater — —“ sprach sie. Angst und Schmerz erstickten ihre Stimme.

„Laß — laß — Kind — sei ruhig,“ erwiderte Prell und trat an das Bett des Kranken.

„Es ist gut, — daß Du — kommst,“ sprach der Steuerrath, dessen Auge schon den starren Ausdruck des nahenden Todes angenommen hatte. „Du bist lange geblieben.“

Er versuchte ihm die Hand entgegen zu strecken, ihm fehlte bereits die Kraft dazu.

„Ich bin sofort gekommen,“ versicherte Prell.

Er erfaßte des Kranken Hand, um nach dem Puls zu fühlen — derselbe stand bereits still.

„Hast Du mir noch etwas zu sagen, Brann?“ fragte er, indem er sich halb über den Kranken beugte.

Dieser versuchte, sich etwas empor zu richten — Prell unterstützte ihn.

„Ja — ja,“ erwiderte er hastig, mit der Angst des Todes. „Prell — mein Kind — verlaß es nicht. — Du ihr Freund — mein Testament liegt auf dem Gerichte!“

Er sank zurück.

„Du hast ein Testament gemacht?“ fragte Prell überrascht.

Der Gefragte nickte zustimmend.

„Wann — wann?“

Der Steuerrath vermochte nicht mehr zu antworten. Paula warf sich laut schluchzend auf das Bett. „Vater, Vater!“ rief sie im höchsten Schmerz.

Der Sterbende hatte diesen Ruf noch gehört. Noch einmal richtete er sich empor, bewegte die Lippen und tastete mit beiden Händen umher, um den Kopf seines Kindes zu erfassen. Dann sank er wieder zurück, seine Brust holte noch einmal Athem, dann stand sein Herz für immer still.

Paula's Schmerz war gewaltig und erschütternd. Mit vollster Liebe hatte ihr Herz an ihrem Vater gehangen. Immer und immer wieder rief sie seinen Namen, erfaßte seine kalten Hände und blickte in die gebrochenen Augen.

Schweigend stand Prell daneben, sein Auge ruhte auf dem heftig weinenden Mädchen. Es erschien in seinem Schmerze doppelt schön — er konnte den Blick nicht davon abwenden und in seinem dunkeln Auge stieg es auf wie ein verlangendes Feuer.

Dem Todten drückte er die Augen zu, dann wandte er sich an Paula.

„Komm — komm, Kind,“ sprach er, „sei gefaßt, Paula. Ich werde jetzt Vaterstelle an Dir vertreten. Du kommst mit mir — in mein Haus — heute noch — denn hier kannst Du nicht bleiben. Ich werde das Zimmer Deines Vaters verschließen.

Paula hörte nicht. Sie rang noch immer in verzweiflungsvollem Schmerz die Hände.

Prell nahm mehrere auf dem Tische neben dem Bette liegende Schlüssel und verließ das Zimmer. Der in dem Vorzimmer ängstlich harrenden Dienerin gab er den Auftrag, sofort nach seinem Hause zu eilen und seinen Wagen zu holen.

Die Dienerin eilte fort.

Er ging in des Steuerraths Arbeitszimmer. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück, verschloß die Thür und trat dann wieder in das Zimmer, in welchem der Geschiedene lag. Er legte die Schlüssel auf den Tisch zurück.

Paula lag noch immer scheinbar bewußtlos vor dem Bette ihres Vaters auf den Knieen. Sie schien nichts von dem, was um sie vorgegangen war, bemerkt zu haben

Prell ließ sie ruhig gewähren. Als aber nach kurzer Zeit das Rollen eines Wagens ihm verrieth, daß sein Wagen vorgekommen war, trat er zu ihr und versuchte sie empor zu richten.

„Komm, Paula,“ sprach er.

Sie stand auf. Willenlos, wie ein Kind erschien sie. Sie wußte ja selbst nicht, was sie that.

„Komm mit mir, Paula,“ fuhr er fort, „mein Wagen hält unten vor der Thür — hier kannst Du nicht bleiben.“

Erst jetzt schien sie sein Vorhaben zu begreifen. Entschieden wendete sie sich zurück.

„Ich bleibe hier,“ erwiderte sie, — „ich verlasse meinen Vater nicht.“

„Sei vernünftig, Paula,“ warf Prell ein. „Du kannst ihm keinen Dienst mehr erweisen, deshalb denke an Dich selbst. Komm mit — Marie soll Dir eine treue Schwester sein, mein Haus Dein zweites Vaterhaus werden.“

„Ich kann jetzt noch nicht fort von hier. Nur heute lassen Sie mich noch hier,“ entgegnete Paula bittend. „Es ist ja für mich Alles so schnell hereingebrochen — ich hatte keine Ahnung — ich hoffte so bestimmt, daß er wieder genesen werde.“

„Er wollte nicht, daß ich Dich auf seinen Tod vorbereitete,“ sprach Prell. „Ich wußte es schon seit Tagen, daß keine Hoffnung mehr für ihn war. Es wäre besser gewesen, wenn ich Dir Alles gesagt hätte. Es ist nicht zu ändern — nun suche Dich zu fassen. Ich will Dich nicht zwingen mit mir zu kommen — bleibe heute noch hier, aber länger kann ich es nicht gestatten — ich habe Deinem Vater versprochen, für Dein Wohl Sorge zu tragen.“

„Sie sind ja auch meine einzige Stütze,“ rief Paula, seine Hand erfassend. „Ohne Sie stände ich ganz verlassen da.“

„Und Du sollst eine feste Stütze an mir finden,“ erwiderte Prell. „Du sollst erkennen, daß ich es gut mit Dir meine — sehr gut, Paula. Von heute an bist Du meine Tochter.“

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie auf ihre Stirn.

Sie ließ es geschehen. Sie drückte seine Hand, sie bemerkte ja nicht, wie wieder in seinen Augen ein verlangendes Feuer aufleuchtete.

Prell ging. Er versprach bald wieder zu kommen und all' die Vorkehrungen, welche der Tod des Steuerraths erforderte, in die Hand zu nehmen.

Der Steuerrath war beerdigt, das Testament desselben auf dem Gericht geöffnet und der Doktor Prell als der Vormund Paula's bestimmt. Paula war alleinige Erbin, allein dies Erbe hatte sich bedeutend geringer herausgestellt, als man allgemein erwartete. (Fortsetzung folgt.)

Jubel-Festlied der Burschenschaft.

Gesungen auf dem Markt zu Jena am 15. August 1865.

So soll dein Festlied nun erschallen ein halb Jahrhundert feste Treu!
Umrauscht von unsrer Farben Wallen ertön' der alte Schwur auf's Neu'.

Ein halb Jahrhundert heut im Bunde — Vom Altersschnee zum Jugendflor —
„Sind wir vereint zur guten Stunde, wir starker, deutscher Männer-Chor."

Was hat den deutschen Bund gegründet? Des deutschen Reiches Weh' und Ach!
Das Elend hat den Muth entzündet, die Ehre flammte aus der Schmach!
Der Mutter Kuß, der Bräute Thränen, sie weihten einst der Kämpfer Hand,
Aus jedem Herzen rief das Sehnen nach einem freien Vaterland!

Die Jugend schlug der Väter Schlachten, und Männern stand sie im Gefecht!
Der Kranz, den sie zur Heimath brachten, erwarb den Burschen Männerrecht;
Und männlich schwuren sie dem Streben, zu Freiheit, Ehr und Reich zu stehn,
Den Waffenschwur für's ganze Leben auf ihrer Wartburg heil'gen Höh'n.

Hat finst're Macht das Haus vernichtet, das einst so stattlich war gebaut,
Sieh' das gerechte Schicksal richtet, verkündend sein Gedächtniß laut:
Dir dankt das Volk für wahre Wehre, die ihm allein den Sieg verheißt:
Für Freiheit, Vaterland und Ehre zum Kampf die Fahne und den Geist!

Die schwarz-roth-goldnen Banner ragen stolz prangend jetzt bei Fest und Pracht,
Die sie gehetzt in vor'gen Tagen und straften mit des Kerker's Nacht!
Ist deutsch das Banner, nun so werde dereinst auch durch des Geistes Kraft
Das ganze Volk der deutschen Erde nur eine große Burschenschaft!

Hier stehen wir — die Welt soll's hören, als rief's das ganze Deutschland hier —
Hier stehen wir im Bund zu schwören, entblößten Hauptes, Gott zu Dir:
„Das Wort, das unsern Bund geschürzet, das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet, das sei gehalten und geglaubt!"

Friedrich Hofmann.

H. **Herrieden**, Mitte August. Witterungsverhältnisse Europa's im Monat Juli. In diesem Monat war die über unserm Erdtheil ruhende Luftsäule sehr großen Veränderungen unterworfen. Das vom 29. Juni bis 2. Juli von Westen nach Osten hingezogene trichterförmige Luftthal mit seinem Wirbelsturm brachte zunächst ein paar empfindlich kalte Tage. Am 1. stieg in Paris das Thermometer nicht über 12,4°, dahier am 2. nicht über 11,3° R. Darauf folgte ein Luftberg mit einer excessiven Hitze. In Paris erhob sich die Temperatur am 6. Nachmittags auf 26,6°, dahier am 7. auf 29,0°, in Wien am 9. auf 27,4° und in Odessa am 12. auf 26,6° R, den höchsten in diesem Monate an diesen Orten vorgekommenen Ständen. Dagegen verminderte sich vom 10. an durch ein von Norden kommendes Luftthal mit folgendem hohen Luftberg die Temperatur im Osten unseres Erdtheiles bedeutend und brachte namentlich im mittleren Rußland und in einigen Gegenden Ungarns durch intensive Kälte Schaden. Auch bei uns machte sich die Rückwirkung durch kalte Nächte geltend indem am 13. und 14. das Minimumthermometer in der Nacht auf 6° fiel. Vom 15. bis zum 21. machte ein von den Tropengegenden kommender Luftberg mit folgendem Luftthal die Hitze durch ihre lange Dauer fast unerträglich. Die Maxime schritten jedoch langsamer von West nach Ost, als das erstemal, und erreichten nicht die Höhe wie zu Anfang des Monats. Höchste Temperatur in Paris am 15. und 16. mit je 25,8°, dahier am 21. mit 28,8° in Wien am 22. mit 27,0° und in Odessa am 25. mit 26,5°. Vom 22. an rückten plötzlich 2 Luftströme, einer von Nordost und einer von Südwest gegen Europa an. Der westliche mit Wasserdämpfen vom atlantischen Meere her gesättigte und wärmere hielt sich in den höheren Regionen, während der östliche mit kälterer und deßhalb schwererer Luft sich mehr an der Erdoberfläche bewegte. Da aber der Polarstrom einen höheren Luftberg von 774mm gegen 770mm Druck mit sich führte, so bekam er bald die Oberhand und zwang die feuchte, elektrische, mit dem Weststrom eingedrungene Luft, ihm in entgegengesetzter Richtung zu folgen. Es entstanden nun die heftigen Gewitter, welche vom 22. bis 28. Europa in der Richtung von Nordost nach Südwest durchzogen. Dahier waren sie besonders am 25. und 26. von großer Heftigkeit und von intensiven Donnerschlägen begleitet, Daß sich der Blitz zur Entladung nicht immer die höchsten Gegenstände aussucht, zeigten die letzteren Gewitter wieder deutlich. Wie derselbe vor ein paar Jahren in einen Scheunengiebel zu Rauenzell einschlug, obschon der viel höhere Kirchthurm kaum 25 Schritte davon entfernt war, so schlug der Blitz am 25. Juli bei Hohenberg (1/2 Stunde südlich von hier) in den Erdboden, obwohl keine 10 Schritte davon ein Knecht ackerte, und am 26. in eine Stange meines Hopfengartens, obwohl sich der Thurm der St. Martinskirche nicht weit davon befindet. Auch am Ende des Monats gelangte das europäische Luftmeer noch immer ziemlich bewegt.

Wie übrigens manche Meteorologen glauben, daß wenn gerade in ihrer Gegend ein paar Tage lang die größte Hitze herrscht, dies anderswo auch so sein müsse, davon zeugte ein Witterungsbericht in der Leipziger illustrirten Zeitung. Hier wird nämlich behauptet, daß die höchste Temperatur in Paris mit 35° C., wie im nördlichen Deutschland am 20. und 21. Juli stattgefunden habe, während diese Tage daselbst mit Ausnahme des 1. so ziemlich die kältesten des ganzen Monats waren, indem am 20. die Maximaltemperatur in Paris nur 16,8° und am 21. gar nur 16,0° betrug, und die heiße Luftströmung von hier schon längst nach Westen vorgerückt war.

Die Morgens 7 Uhr an den Hauptstationen Europas mit den gleichmäßig regulirten Thermometern beobachteten Mitteltemperaturen waren der Reihe nach in reaumurischen Graden und Zehnteln:

Alikante in Südspanien 24,0, Palermo in Sicilien 20,3, Lesina in Dalmatien 20,2, Triest 19,9, Rom 19,1, Turin 18,6, Odessa am schwarzen Meere 18,2, Herrieden 18,1, Bilbao im nördlichen Spanien 18,0, Marseille in Südfrankreich 17,3, Lissabon 16,9, Wien 16,1, Madrid 15,8, Petersburg 15,6, London 15,5, Brüssel 15,4, Stockholm 14,7, Moskau 14,6, Paris 14,4, Amsterdam 14,2, Bern 13,1, Valentia in Irland 12,3, Noern in Schottland 11,9, Haparanda an der Grenze von Lappland 11,7 und Skudesnäs in Norwegen 10,5°.

Es war somit in Moskau so warm wie in Paris und in Petersburg so warm wie in Madrid, dagegen in Norwegen kälter, als in Lappland.

In unserer Gegend war der Monat Juli mit seinem Temperaturwechsel und der großen Hitze (dahier 24 Sommer-Tage gegen 16 im Durchschnitt) der Vegetation sehr nachtheilig, er trocknete die Wiesen aus und machte das Getreide frühreif. Auch dem menschlichen Organismus waren diese Witterungsverhältnisse sehr schädlich, der Krankenstand erreichte fast die Höhe von jenem der Monate März und April, und waren es in diesen Monaten vorzugsweise die Schleimhäute der Athmungsorgane, welche erkrankten, so wurden im Juli vorzugsweise die Schleimhäute des Darmkanals betroffen.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 35. Sonntag, den 27. August. 1865.

Das nenn' ich Glück, wenn man vom falschen Steg
Schadlos herabfällt auf den rechten Weg.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Aus dem Omnibus.)

(Fortsetzung.)

Seit Jahren hatte Braun sehr eingezogen gelebt, um für seine Tochter zu sparen, wie er dies offen eingestanden. Sein Gehalt war ein hoher gewesen, und manche hatten ihm nachgerechnet, wie viel er jährlich zurücklegen müsse. Diese Berechnung stimmte nach seinem Tode nicht. Er hatte auch zu Paula gesagt, daß er ihre Zukunft sicher gestellt habe. Selbst diese Worte bewährten sich nicht, denn ihr geringes Erbe reichte nicht aus, um davon leben zu können.

Paula hatte an dies Alles noch nicht gedacht. Noch hatte Schmerz und Trauer keinen andern Gedanken in ihr aufkommen lassen.

In dem Testamente war die Summe, welche Braun seiner Tochter hinterließ, nicht erwähnt. Auch in seinen Papieren fand sich keine Angabe darüber vor. An eine Veruntreuung von irgend einer Seite war um so weniger zu denken, als das Gericht des Verstorbenen Zimmer schon wenige Stunden nach seinem Tode versiegelt hatte. Bis dahin war kein Fremder in die Wohnung gekommen und die Dienerin hatte ihre Treue zu lange Jahre hindurch bewährt, als daß gegen sie nur der geringste Verdacht hätte aufkeimen können.

Paula lebte in Prell's Hause. Des Doctors Tochter Marie, welche in gleichem Alter mit ihr stand und wie sie achtzehn Jahre zählte, war ihre Jugendgespielin und Freundin. Aufs Innigste schloß sie sich ihr jetzt an.

Paula hatte mit Marie dasselbe Zimmer zu beziehen gewünscht, der Doctor war dagegen gewesen. Verschiedene Gründe hatte er dagegen angegeben und Paula hatte sich gefügt — sie war ja trotzdem den ganzen Tag mit Marien zusammen.

Das Zimmer, welches Prell für Paula bestimmt hatte und welches sie bewohnte, war das freundlichste und schönste im ganzen Hause. Die mit Wein umwachsenen Fenster führten in einen parkartig angelegten Garten. Die Einrichtung des Zimmers war äußerst geschmackvoll und fast zu reich zur wohnlichen Gemüthlichkeit. Nach des Doctors eigener Bestimmung und genauester Angabe war sie so getroffen. Er liebte es, sich in solchen Angelegenheiten selbst um das Geringfügigste zu kümmern. Ihm kam zum wenigsten ein guter Geschmack dabei zu statten.

Diese etwas unmännliche Art und Weise, selbst in den geringfügigsten häuslichen Angelegenheiten Alles von seinen Bestimmungen abhängig zu machen, war vorzugsweise durch den frühen Tod seiner Frau in ihm hervorgerufen. Marie war damals noch ein Kind gewesen. Jetzt war sie freilich im Stande, die Wirthschaft allein zu führen, allein ihr Vater konnte sich von der einmal angenommenen Gewohnheit nicht lossagen. Er wollte es auch nicht.

Er war äußerst mißtrauisch. Da nun alle Fäden in seinem Hause und der Wirthschaft in seinen Händen zusammenliefen, so war es fast unmöglich, ihn in einer Weise zu täuschen. Er hielt diese Fäden fest und straff und würde sie eher haben reißen lassen, ehe er sie gelockert hätte. Er besaß in solchen Angelegenheiten eine starre, eiserne und mitleidslose Consequenz. Auf den Seinigen lasteten diese Verhältnisse drückend. Es lag etwas Tyrannisches in ihnen, obschon Prell meistens ruhig war und nur äußerst selten sich zum Zorne hinreißen ließ.

Das Haus, welches Prell bewohnte, war sein Eigenthum. Es war groß und eigenthümlich gebaut. Die starken Mauern, die mehrfachen Thürmchen und Zinnen verliehen ihm einen burgartigen Charakter. Der Hof war mit einer hohen Mauer umgeben, und auch diese Mauer trug einen befestigten Charakter, denn überall waren lange, schmale Schießlöcher in ihr angebracht.

An die Rückseite des Hauses schloß sich ein großer, parkähnlich angelegter Garten, der sich am Flusse weit hinzog und zuletzt unmittelbar an den Wald grenzte, ja in denselben fast unmerkbar überging, denn ein großer Theil des Gartens war früher Wald gewesen und war nur durch die sorgfältig angelegten Wege und einige Lichtungen hier und dort zum Park umgewandelt.

An der einen Langseite war der Garten durch einen Fluß begrenzt, an der entgegengesetzten Seite umgab ihn eine hohe Mauer und nur nach der einen an den Wald grenzenden Seite bildete eine Hecke die Befriedigung.

Dies Grundstück lag unmittelbar vor dem Thore der Stadt und fiel jedem Fremden um so mehr auf, weil es zu der einfachen, mittelgroßen Provinzialstadt wenig paßte.

Ein alter Major hatte es einst aus besonderer Liebhaberei gebaut. Vielleicht um im Geist sich in die alte Ritterzeit, aus der er sein Geschlecht ableitete, zurück zu versetzen. Jedenfalls hatte er außerordentlich viel Geld daran verschwendet, denn das Haus war von einer solchen Festigkeit, daß es noch Jahrhunderten trotzen konnte.

Vielfach hatte es nach des Majors Tod den Besitzer gewechselt. Es paßte in das ganze Leben der Stadt nicht hinein. Die Leute nannten die großen weiten Räume in dem Hause unheimlich und hatten es auch nicht daran fehlen lassen, es mit unheimlichen Gerüchten auszustatten. Noch immer sollte der Geist des Majors sich von dem Hause nicht trennen können, jedem Käufer den Besitz desselben mißgönnen und ihn in mannigfacher Weise Nachts stören und beunruhigen.

Fast alle Einwohner der Stadt glaubten so fest an dieses Gerücht, daß die meisten nicht Anstand genommen haben würden, die Wahrheit desselben durch einen Eid zu bekräftigen. Deshalb hatten die Besitzer dieses Hauses auch so oft gewechselt.

Der Doktor Prell hatte es vor Jahren um einen außerordentlich billigen Preis gekauft. Er war nicht der Mann, um an solche thörichte Gerüchte zu glauben. Er fühlte sich sehr wohl in diesem Hause und dasselbe besaß in der That so viel wohnliche und gemüthliche Räume, wie kein zweites Gebäude in der Stadt.

Außer ihm und seiner Tochter, einer Dienerin und seinem Kutscher und jetzt Paula wohnte Niemand darin. Es war deshalb still in ihm, allein diese Stille sagte dem Doctor gerade zu. Er liebte es, oft allein zu sein, ohne daß er irgendwie menschenscheu war. Daß man ihn in der Stadt so nannte, kümmerte ihn wenig.

Sein Charakter, seine ganze Lebensweise erschien überhaupt den Meisten räthselhaft. Niemand wußte, ob er Vermögen besaß oder nicht. Viele glaubten, daß er reich sei, er würde sonst nicht dies große Haus allein bewohnen und den Garten in fast peinlicher Ordnung erhalten.

Seine Praxis war nicht sehr groß, obschon ihm Alle das Zeugniß geben mußten, daß er ein sehr tüchtiger Arzt war. Es schien ihm auch wenig daran gelegen zu sein, seine Praxis weiter auszudehnen. Es fehlte ihm die Gabe, durch ein gewinnendes Wesen den Kranken Zutrauen einzuflößen, oder er schien vielmehr keine Lust zu haben, ein solches Mittel anzuwenden, denn er konnte äußerst liebenswürdig sein und eine große Gesellschaft durch seine heitere Laune mit hinreißen. Freilich geschah dies nur äußerst selten. Er war meist ernst, verschlossen, dabei aber scharf und streng beobachtend. Stundenlang konnte er schweigend dasitzen und doch verrieth das unruhige, lebhafte Umherschweifen seiner Augen, daß er nicht in Gedanken versunken war.

Sein Urtheil war meist treffend, aber zugleich scharf und satyrisch. Er besaß deshalb nicht viel Freunde in der Stadt. Zu den wenigen, mit denen er näher befreundet war, hatte der Steuerrath gehört. Die Bekanntschaft war zuerst durch Paula und Marie angeknüpft und hatte zu der Freundschaft der Väter geführt.

Braun hatte den Freund stets in Schutz genommen, wenn Andere hart über ihn urtheilten. Ihm waren des Doctors Eigenthümlichkeiten nicht entgangen, allein er wußte, daß jeder scharf ausgeprägte Charakter solche Eigenthümlichkeiten besaß. Sie hatten ihn nicht abgestoßen.

Prell behandelte Paula mit der größten Zuvorkommenheit, mit einer Aufmerksamkeit, welche außer ihr kein anderes Interesse zu haben schien. Jeden ihrer Wünsche suchte er zu erfüllen. Es that ihr wohl. Der Tod ihres Vaters hatte in ihrem Herzen eine Leere, ein Gefühl des Verlassenseins hervorgerufen; dies schwand mehr und mehr durch die Liebe, welche ihr in diesem Hause zu Theil wurde.

Wohl hatte sie früher gegen Prell, gegen dessen ernstes und oft kaltes Wesen, gegen die Strenge seines Urtheils und die unerbittliche Consequenz seines Charakters eine Scheu empfunden, mehr und mehr verlor sich dieselbe, denn er handelte ja wie ein Vater an ihr. Mit jedem Tage fühlte sie sich heimischer in seinem Hause. Marie ersetzte ihr vollkommen eine Schwester, denn ihr Charakter war weich, nachgiebig und anschließend.

Einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß mit Prell eine Veränderung vorgegangen war. Häufiger als früher nahm er jetzt mit Paula und seiner Tochter an Gesellschaften Theil oder fuhr mit beiden spazieren. Hatte er früher meist allein auf seinem Zimmer gesessen, so hatte er seit Paula's Anwesenheit ein innigeres Zusammenleben in seinem Hause eingeführt. Abends saß er bei den beiden Mädchen, und war er auch meist still, so folgte er doch ihren Plaudereien und ein Lächeln zog über sein ernstes Gesicht hin, wenn sie mit einander scherzten.

Marie hatte sich anfangs glücklich geschätzt, daß ihre Jugendfreundin zu ihr ins Haus gekommen war, daß sie immer mit ihr zusammen sein konnte. Ihr Leben war bis dahin ein einsames gewesen, sie hatte sich verlassen gefühlt in den weiten Räumen des großen Hauses, denn ihr Vater sprach oft tagelang kein Wort mit ihr und ihr Umgang war ein sehr beschränkter gewesen.

Sie hing mit ganzem Herzen an Paula und dennoch sehnte sie jetzt oft die früheren Zeiten zurück. Sie empfand, wie ihr Vater seine Liebe mehr und mehr Paula zuwandte, wie sein Gesicht sich mehr und mehr aufheiterte in ihrer Gegenwart, wie sein Blick jeder ihrer Bewegung folgte. Ein Gefühl der Eifersucht bemächtigte sich ihrer. Sie konnte Paula nicht anklagen, denn sie trug keine Schuld, aber eben so wenig war sie im Stande, das Gefühl der Eifersucht zu verscheuchen und zu beherrschen. Immer mächtiger wuchs es in ihr heran. Sie hatte ihre Mutter früh verloren, ihr Herz war mit seiner ganzen Kindesliebe auf ihren Vater angewiesen.

Sie war oft verstimmt, Schwermuth bemächtigte sich ihrer — ihr Vater schien es nicht zu bemerken, und doch entging ihm der leiseste Schatten nicht, der sich auf Paula's Gesicht zeigte. Für sie schien er nur Augen zu haben.

Mit aller Strenge verschloß sie diese Empfindungen gegen Paula, um so mächtiger brachen sie aber oft hervor, wenn sie allein war. Es gewährte ihr Linderung, wenn sie dann ihrem Schmerze und ihren Thränen freien Lauf lassen konnte.

Mehr als früher ging sie deshalb in dem weiten Park spazieren, um an irgend einem stillen Orte unbelauscht und ungestört sich ihren trüben Empfindungen hingeben zu können.

Wieder saß sie eines Tages allein im Park unter einer weitschattigen Linde. Ihr Vater war nicht daheim und auch Paula war in die Stadt zum Besuche einer Freundin gegangen. Heftiger denn je machte sich das Gefühl bei ihr geltend, daß Paula ihr die Liebe ihres Vaters entzogen habe. Sie weinte, sie fühlte sich unglücklich. Das Gefühl des Unglücks ruhte schwer, drückend auf ihr, und gleichwohl sah sie kein Mittel, um es abzuwenden.

Da kam ihr Vater mit heftigen Schritten durch den Park. Sein Auge blickte suchend umher. Er sah sie und trat zu ihr.

„Wo ist Paula?" fragte er, und wieder schweifte sein Blick forschend umher, ohne daß er ihre verweinten Augen bemerkte.

Sie drängte die Thränen zurück. Sie fuhr hastig mit der Hand über die Augen.

„Sie ist in der Stadt," antwortete sie.

„Wo — wo?" forschte ihr Vater weiter.

Sie nannte den Namen der Freundin, welche Paula besuchte.

„Und weshalb bist Du nicht mit ihr gegangen?"

„Ich konnte es nicht," erwiederte Marie zögernd. „Ich fühlte mich gedrückt und verstimmt."

Erst jetzt bemerkte ihr Vater ihre gerötheten Augen.

„Du hast geweint?" fragte er. „Was fehlt Dir?"

Seine Stimme klang streng, fast kalt. Sein Auge ruhte forschend auf ihr. Sie sah es nicht, allein sie empfand es. Sie kannte ja seinen scharfen, bis in das Innerste dringenden Blick.

Sie war aufgestanden und stand vor ihm, ohne daß sie den Blick zu ihm aufzurichten wagte. Wie eine Schuldige kam sie sich unter seinem fragenden Blicke vor. Sie zitterte leise. Noch schwankte sie, ob sie ihm ihr Herz ausschütten, ihm Alles mittheilen sollte, was sie seit Wochen quälte und drückte. Er war ja ihr Vater und einmal mußte sie doch von sich werfen, was so schwer auf ihr lastete.

„Weshalb weinst Du?" wiederholte Prell.

Sie erfaßte seine Rechte mit beiden Händen. Ihr Herz schlug schneller und angstvoll — es war ihr, als ob sie ihm eine Schuld bekennen müsse.

„Vater," sprach sie und blickte zu ihm auf. „Du hast Paula lieber als mich — Dein Herz gehört mir nicht mehr."

Heftig zog Prell seine Hand zurück. Ueber sein Gesicht flog eine leichte Röthe, seine Augen blickten finster drohend. Gewaltsam schien der Zorn, der in ihm aufgestiegen war, hervorbrechen zu wollen, allein er beherrschte sich. Nicht eine Minute lang währte der Kampf in seinem Innern.

„Du bist eine Närrin, Marie," erwiderte er lächelnd, heiter, mit milder Stimme. „Ja, Du bist wirklich eine Närrin! Weil ich gegen das arme Mädchen freundlich bin, deshalb bildest Du Dir ein, ich liebe Dich nicht mehr! — Sei doch vernünftig. Sieh, Paula stände ohne mich ganz verlassen da. Du weißt, daß ihr Vater mein Freund war, in seinem Testamente hat er mich zu ihrem Vormunde ernannt, auf dem Sterbebette — es waren seine letzten Worte — hat er mich gebeten, mich ihrer anzunehmen und Vaterstelle bei ihr zu vertreten. Sie ist ein mir von einem sterbenden Freunde anvertrautes Gut, und ich soll nicht freundlich gegen sie sein? Du machst mir Vorwürfe deshalb, Marie?"

Aufs Neue ergriff sie seine Hand.

„Vater, Du weißt ja, daß ich Paula liebe, ich gönne ihr auch Deine Liebe," rief sie, nur will ich dadurch in Deinem Herzen

nichts einbüßen. Und das habe ich gethan. Du bist anders gegen mich, seitdem Paula bei uns ist.“

Ihr Vater ließ ihr jetzt seine Hand.

„Thörichtes Kind,“ sprach er. „Habe ich Dir ein böses Wort gesagt, so lange Paula bei mir ist?“

Er hatte es nicht gethan. Das würde sie weniger schwer empfunden haben, als seine Theilnahmlosigkeit, seine mehr und mehr hervortretende Gleichgiltigkeit gegen sie.

Sie konnte ihm nicht sagen, wie die Ueberzeugung, daß er Paula noch mehr liebe, durch eine Menge kleiner, scheinbar ganz geringfügiger Züge in ihr hervorgerufen war. Wie oft nur ein Blick von ihm verrieth, daß sein Herz gegen sie erkaltet war.

„Ich täusche mich nicht,“ sprach sie schluchzend.

„Doch, Du täuschest Dich!“ erwiderte er, indem er beruhigend ihr über die Wangen strich. „Du täuschest Dich, Marie. Bei ruhiger Prüfung und Ueberlegung mußt Du Dir dies selbst gestehen. Ich habe Paula gern. Sie ist ein gutes Mädchen, ich weiß, daß sie ohne mich verlassen dastehen würde, ich suche ihr die Erinnerung an den schweren Verlust, den sie erfahren hat, zu erleichtern — ich sorge für sie mit besten Kräften, allein diese Sorge beeinträchtigt meine Liebe zu Dir nicht! Nun sei vernünftig, Kind. Nimm Dich zusammen, damit Paula nicht gewahr wird, von welch' thörichten Gedanken Du erfüllt gewesen bist — versetz' Dich im Geiste in ihre Lage und Du wirst einsehen, wie es ihr den Aufenthalt hier im Hause verbittern müßte, wenn sie wüßte, daß Du mit thörichter Eifersucht auf sie blickst, Nun gieb mir die Hand und versprich mir, vernünftig sein zu wollen!“

Mit Thränen gab ihm Marie die Hand. Seit Jahren hatte ihr Vater nicht so mild und liebevoll zu ihr gesprochen. Sie konnte ihm nichts erwidern, keines seiner Worte konnte sie als unwahr widerlegen und dennoch fühlte sie sich durch dieselben nur halb überzeugt.

„Nun sei ruhig,“ fuhr Prell fort. „Hör' auf zu weinen und laß Niemand merken, daß Du eine Närrin gewesen bist. Komm mit mir zurück zum Hause — komm Marie — Du bist doch ein thörichtes Mädchen!“

Sie kehrte mit ihrem Vater zum Hause zurück. Er war gesprächich und liebevoll. Hatte sie sich dennoch getäuscht? Sollte dennoch Alles nur ein Werk ihrer erregten Einbildung gewesen sein? Sie lag mit sich selbst in Zweifel. Und doch, sie mußte sich geirrt haben, denn würde ihr Vater sonst so ruhig, so mild gewesen sein?

Der Abend brach herein. Paula kehrte zurück, und in ihres Vaters Zimmer kamen sie zusammen zum Abendessen. Nichts verrieth in Prell's Gesicht, welches Gespräch er mit seiner Tochter gehabt hatte. Er war heiter, war gegen Paula ganz wie bisher, nur gegen Marie war er freundlicher, theilnehmender. Sie glaubte es zum wenigsten zu bemerken.

Und so blieb er auch in den folgenden Tagen.

Die Ruhe war allmälig in das aufgeregte Herz des Mädchens zurückgekehrt. Sie selbst gestand sich jetzt, daß sie sich geirrt habe. Durch erhöhte Liebe suchte sie es gut zu machen. Auch an Paula schloß sie sich noch enger an. Sie sprach mit ihrem Vater kein Wort wieder hierüber, allein sie wollte ihm zeigen, daß sie auf Paula nicht mehr eifersüchtig sei.

Vierzehn Tage mochten in dieser Weise verflossen sein.

Marie fühlte sich wieder glücklich. Mit Paula saß sie auf ihrem Zimmer. Ihr Vater trat ein. Es geschah äußerst selten, daß er auf ihr Zimmer kam und sie sprang auf und eilte ihm entgegen. Aus seinen Augen suchte sie die Veranlassung, welche ihn zu ihr führte, zu lesen. Er schien ganz ruhig zu sein, er lächelte ihr zu.

„Du blickst mich ja erstaunt an, Mädchen,“ sprach er. „Komme ich Euch nicht gelegen?“

„Gewiß, Vater,“ erwiederte Marie. „Allein Du kommst so selten hierher und fast nie ohne eine besondere Veranlassung.“

„Und sie führt mich auch heute zu Dir,“ fuhr Prell fort. „Meine Schwester — Deine Tante — hat mir heute geschrieben. Sie wünscht, daß Du sie besuchen mögest. Es ist lange Dein Wunsch gewesen, die Residenz kennen zu lernen — ich werde es Dir deshalb gestatten, der Einladung zu folgen.“

Marie blickte ihn erstaunt an. Sie sah nur, daß seine Augen forschend auf sie gerichtet waren.

„Nun, Du schweigst!“ fuhr ihr Vater fort, als sie nichts erwiderte. „Ich glaubte, diese Nachricht würde Dich freudiger gestimmt haben, da Du mich früher wiederholt darum gebeten hast.“

„Das habe ich gethan,“ erwiderte Marie. „Jetzt verlangt mich indeß nicht mehr nach der Residenz, ich habe ja jetzt Paula hier — das weiß die Tante vielleicht nicht.“

Die Freundlichkeit schien von dem Gesicht ihres Vaters zu weichen. Leichte Falten zeigten sich auf seiner Stirn.

„Paula ist zu gut, um Dir das Vergnügen zu mißgönnen,“ sprach Prell. „Sie wird es Dir nicht übel nehmen, wenn Du sie einige Zeit allein läßt.“

„Gewiß nicht, Marie,“ versicherte Paula und sie meinte es ehrlich. „Es würde peinlich für mich sein, wenn Du Dich meinetwegen diesem Vergnügen entziehen wolltest. Ich bitte Dich, reise hin.“

Marie war von einem beklemmenden, einem ängstigenden Gefühle gefaßt. Sie war noch nicht im Stande, sich Rechenschaft darüber zu geben.

„Es ist kein Vergnügen mehr für mich,“ entgegnete sie. „Ich bleibe lieber hier — ich habe ja jetzt hier Zerstreuung genug.“

Sie sah zu ihrem Vater auf und begegnete dessen Blicke. Es war ein leuchtender, durchdringender, drohender Blick.

„Ich wünsche aber, daß Du der Einladung Deiner Tante folgst. Es wird Zeit für Dich, daß Du das Leben in der Residenz kennen lernst,“ sprach Prell. Er sprach es lächelnd, dabei klang seine Stimme bestimmt, befehlend. „Früher warst Du noch zu jung — jetzt fällt dies Bedenken fort. Ich werde heute noch meiner Schwester schreiben, daß sie Dich morgen Abend erwartet.“

Marie erzitterte. Der Blick ihres Vaters hatte ihr Angst eingeflößt.

„Morgen schon?“ warf sie fragend ein.

„Morgen,“ wiederholte Prell. „Wenn Du morgen Mittag hier fortfährst, kommst Du gegen Abend in der Residenz an. Du hast noch Zeit genug, Deine Sachen in Ordnung zu bringen. In der Residenz bedarfst Du überhaupt neuer Kleidung — man macht dort andere Ansprüche — ich werde meiner Schwester schreiben, Dir das Nöthige zu besorgen. Du sollst keine Ursache zum Klagen haben!“

Diese letzten Worte klangen bitter.

Er stand auf, um das Zimmer zu verlassen.

Regungslos saß Marie da. Noch hatte er die Thür nicht erreicht, da sprang sie auf, eilte zu ihm und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Vater — Vater!“ Laß mich hier!“ rief sie bittend.

Unwillig wandte sich Prell um.

„Marie!“ rief er streng, heftig.

„Laß mich hier, Vater,“ fuhr das Mädchen bittend fort. „Laß mich hier — stoß mich nicht von Dir!“

„Marie — sei nicht thöricht!“ sprach Prell, sich zusammennehmend und weniger heftig. „Paula wird es Dir nicht übel nehmen, wenn sie acht bis vierzehn Tage allein ist — morgen Mittag reist Du fort!“

Er drängte sie zurück und verließ das Zimmer.

Laut, heftig schluchzend warf sich Marie auf einen Stuhl, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Eine unbezwingbare, ahnungsvolle Angst hatte sie erfaßt. Es war ihr, als ob sie losgerissen sei von dem Herzen ihres Vaters, als ob sie ihn verloren habe ohne ihre Schuld, nur weil er Paula mehr liebte als sie.

Paula hatte weder Prell's Heftigkeit noch Mariens Schmerz begriffen. Theilnehmend trat sie zu ihr und legte ihren Arm um der Freundin Hals.

„Marie,“ bat sie, „sei ruhig, füge Dich dem Willen Deines Vaters. Ich bleibe ja gern hier die kurze Zeit allein, da ich weiß, daß Du in der Residenz Vergnügen haben wirst. Sei ruhig!“

Im heftigen Schmerz kannte Marie sich selbst nicht mehr. Unwillig stieß sie die Freundin zurück. Sie war es ja, die ihr die Liebe ihres Vaters entzogen hatte, sie hatte mit ihrem Eintritte in dies Haus ihr Glück untergraben. (Fortsetzung folgt.)

Der Erntewagen.

Von L. M.

Kaum kann ich mich erkennen
Heut auf dem alten Pfad,
Vor dieses Himmels Brennen,
In dieser Lüfte Bad;
Die Wolke braun und kräftig
Der Ferne scharfer Rand
Mahnt meine Seele heftig
An südlicheres Land.

Im raschen Fürderschreiten
Dem Abendrothe zu,
Denk' ich der Jugendzeiten
Des Wanderns ohne Ruh,
Des Nirgends können bleiben,
Der Wolken und Winde Spiel.
Es lockt das alte Treiben
Mich wieder weg vom Ziel.

Da winkt auf hellem Grunde
Des Abends mir ein Bild:
Es wird zur letzten Stunde
Ein Wagen dort gefüllt;
Sie schichten dunkle Garben
So rüstig und so leis
In des Tages letzten Farben
Mit unverdross'nem Fleiß.

Die Lust ist mir verschwunden
Zum Wanderstabe gleich,
Der Arbeit stille Stunden
Sind wie die Ernte reich.
Hier führt mich um die Ecke
Der Weg in's Thal gemach;
Es schwankt mir eine Strecke
Der schwere Wagen nach.

Aus **Forchheim** wird dem „Fränk. Kur." geschrieben: Wir finden in allen Statistiken eine im bedenklichen Verhältnisse stehende Zahl von Männern, die es vorziehen, nicht in den sanften Banden der Ehe zu leben, und dieses Verhältniß steigert sich bedenklich von Jahr zu Jahr. Wollen wir die Ursache finden, so müssen wir sie beim Weibe selbst suchen. Mit der geistigen Dämmerung des Kindes tritt auffallend die Sucht nach Flitter hervor, dieser Hang wird beim Heranreifen des Mädchens zur Jungfrau um so größer, je mehr ihr die Mittel an die Hand gegeben sind, dieser Sucht zu fröhnen. Wir lassen dem Mädchen recht gerne das Spielzeug, weil es für den unschuldigen Sinn desselben das beste Zeugniß ablegt, man gebe ihm aber solche Spielzeuge, die es mit ihrer ferneren Arbeit spielend vertraut macht, führe sie auf diese Weise gleichsam spielend in die Küche und Wirthschaft ein und halte allen unnöthigen Prunk davon ferne. Wird aber in früher Jugend das Kind mit wahrem Ballast von Putz und Flitter behangen, so erwächst gleichsam sich die Sehnsucht nach Neuem. Die Putzsucht ist das summum malum unserer Frauen. Es ist eine possierliche Metamorphose, wenn die am Sonntage feingekleidete Dame beim Oeffnen des Mundes sich sofort als Küchenmagd legitimirt. Trägt aber die Magd die unvermeidliche Crinoline, ist sie in kostbare Kleider gehüllt, dann muß die Tochter des Hauses nach Modernerem und Theuerem sich umsehen. Man muß sich ja gehörig der Magd gegenüber präsentiren können. Diese Sucht geht ins Unendliche, und der Familienvater weiß wahrlich nicht mehr die Mittel aufzutreiben, um diesem Luxus fröhnen zu können. Wir fragen nun freilich den Hausvater, warum er denn diesem Luxus nicht steuere? „Ja, die und die Familie thut's ja auch, ich kann ja doch nicht allein als Sonderling handeln," und so geht das Ding denn fort, bis der Concurs mit Riesenschritten hereingebrochen. Auf diesem Wege kommen wir nicht zur edlen Einfachheit und Oekonomie unserer Alten zurück, das Alte aber hatte dieses Gute für sich, und was an einer Sache gut ist, das dürfen wir immerhin behalten. Ein fester Wille vermöchte viel. Die Putzsucht ist es in erster Reihe, die manchem ökonomischen Manne die Ehe verleidet, wenn er nur ein bescheidenes Einkommen genießt und ein ehrlicher Mann bleiben will, denn es gibt keine Ariadne mehr, die ihren Theseus aus dem Labyrinthe zöge, unsere Ariadnen führen ihn nur desto tiefer hinein. In zweiter Linie steht die Bildungsstufe, auf der unsere Frauen stehen. Es ist etwas höchst Unerquickliches, wenn die Frau statt des Kochbuches Clauren's und Eugen Sue's Schriften vor sich liegen hat, und wahrlich ist es keine Fabel, man findet sie nur zu oft. Doch wir wollen hier schließen — et ceterum censeo.

Musik! du Mächtige, vor dir entschwindet
Der armen Sprache ausdrucksvollstes Wort.
Warum auch sagen, was das Herz empfindet,
Tönt doch in dir die ganze Seele fort.
Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Beredtsamkeit,
Musik allein hat nie ein Herz betrogen
Und viele tausend Herzen hoch erfreut.

Helena von Orleans.

Welche Summen es heutzutage kostet, ein Hoftheater ersten Ranges zu unterhalten, beweist wieder der Rechnungsabschluß der Wiener Hof-Oper vom Jahre 1864. Nur an erste Mitglieder wurden im Ganzen 210,000 fl. bezahlt und zwar an die Damen: Dustmann 14,000, Kraus 13,000, Bettelheim 10,000, Destinn 8000, Tellheim 6000, Hoff 4000, Murska 16,000 und die Tänzerin Couqui 18,000 fl.; an die Herren: Ander 12,000, Wachtel 18,000, Walter 12,000, Ferenczy 10,000, Erl 4000, Dalfy 4000, Beck 18,000, Bignio 7000, Hrabanek 6000, Schmid 8000, Draxler 8000, Rokitansky 7000, Mayrhofer ebenfalls 7000 fl.

Dreisylbige Charade.

Die Erste.

Ich bin ein fröhlicher Knabe,
Muthig und mächtig genug,
Zu zerbrechen die Eisesketten,
Die um uns der Winter schlug.
Führe klare Ströme in ihre Betten,
Mit mir ist des Lebens Lenz zu vergleichen,
Doch darf ich die 32 nicht erreichen,
Und verende eh' an meiner Lust ich mich labe.

Die Zweite.

Ich bin weder Du noch ich,
Ein Dritter wird bezeichnet durch mich,
Nenne sowohl Groß als Klein,
Und pflege öfter der Abwesende zu sein.

Die Dritte.

Mich findest Du im Wald und auf der Flur
Am Dornbusch und an der Hecke,
Schwarz, roth, blau und purpur
Von Farbe, und schmecke
Süß, sauer, scharf und bitter,
Labe das Herz, erfrische die Gemüther,
Bin ein tödtlich Gift, dien' doch der Medicin,
Wirke heilsam, so schädlich ich bin!

Das Ganze.

Vieles habe ich schon besungen,
Selbst Frankreichs schrecklichste Nacht,
Ich hoffe, es ist mir gelungen,
Hab's in lieblichen Tönen Dir vorgebracht.

Auflösung der Charade in Nr. 33:
„Fingerhut."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 36. Sonntag, den 3. September 1865.

O der ungeberd'gen Knaben,
Die mit ihrem Schicksal grollen,
Weil sie erst erkämpfen sollen,
Was wir überwunden haben!

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Aus dem Omnibus.)

(Fortsetzung.)

„Marie!“ rief Paula vorwurfsvoll. „Habe ich Dir ein Leid zugefügt?“

„Ja — ja?“ rief die Schluchzende. „Laß mich allein — geh fort — fort!“

Sie bedeckte auf's Neue das Gesicht mit beiden Händen.

Zögernd stand Paula da. Mariens Worte waren für sie ein Räthsel. Nie hatte sie das sonst so ruhige, sanfte Mädchen in einer so aufgeregten Stimmung gesehen. Sie fühlte sich frei von jeder Anschuldigung, mochte Mariens Mund sie auch ausgesprochen haben. Schweigend verließ sie das Zimmer.

Bis zum folgenden Morgen blieb Marie allein eingeschlossen auf ihrem Zimmer. Als Prell am Abend mit Paula allein aß, fragte er nur kurz: „wo ist Marie“, und als Paula ihm mittheilte, daß sie sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen habe, sprach er kein Wort weiter darüber. Er war überhaupt still, verstimmt, so daß auch Paula sofort nach dem Essen ihn verließ und sich auf ihr Zimmer begab.

Marie war am folgenden Morgen ruhig, gefaßt. Dennoch schien eine Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. Sie war ernst, kalt. Sie hatte ihre Sachen gepackt und als sie am Mittage von ihrem Vater und Paula zum Bahnhof gebracht wurde, nahm sie ohne eine Thräne von ihnen Abschied. Es lag in ihrer Ruhe fast etwas Unheimliches, Aengstliches. Ihr Vater schien es nicht zu bemerken, oder er wollte es nicht bemerken, denn er war freundlich gegen sie und rief ihr nach, als sie bereits im Wagen saß, sie möge sich viel Vergnügen machen — er werde sie selbst aus der Residenz wieder abholen.

Er kehrte mit Paula allein in sein Haus zurück.

Paula war verstimmt. Vergebens hatte sie sich den Auftritt zwischen Marie und ihrem Vater am Tage zuvor zu erklären gesucht. Mariens Ruhe und Kälte beim Abschied hatte sie noch mehr befremdet. Sie hatte ihr kaum die Hand gereicht und doch waren sie so innig befreundet gewesen, doch wußte sie nicht, wodurch sie Marie beleidigt hatte.

Der Doctor sprach wenig, bis sie in seinem Hause wieder ankamen.

Paula wollte sich auf ihr Zimmer begeben. Er bat sie mit auf seine Stube zu kommen.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Paula,“ fügte er hinzu.

„Setz Dich — setz Dich, Paula,“ sprach er, als sie auf seiner Stube angekommen waren. Er sprach es hastig. Er konnte eine innere Unruhe nicht verbergen. Aufgeregt schritt er mehrere Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Paula stehen.

„Hat Dir Marie mitgetheilt, weshalb sie so ungern fortging, weshalb sie hier zu bleiben wünschte?“ fragte er. Er blickte sie scharf beobachtend dabei an.

„Nein,“ erwiderte Paula, ihm unbefangen ins Auge blickend.

Er sah, daß sie die Wahrheit sprach.

„Dich wird ihr Benehmen befremdet haben?“ fuhr er fort.

„Ich begreife es in der That nicht,“ erwiderte Paula. „Ich habe ihr kein Leid zugefügt.“

„Das weiß ich,“ sprach der Doctor und seine Stimme wurde milder. „Ich weiß es selbst nicht, was so lebhaft den Wunsch in ihr erweckt haben kann, hier zu bleiben. Mehr als einmal hat sie mich — Du wirst es ja selbst wissen — gebeten, ihr die Erlaubniß zu einem Besuche in der Residenz zu geben. Ich habe ihre Bitten abgeschlagen — ich hätte es vielleicht nicht thun sollen, allein es wurde mir schwer, mich von ihr zu trennen, ich wäre dann in diesem geräumigen Hause ganz allein gewesen, hätte Niemand gehabt, mit dem ich bei meiner Heimkehr hätte plaudern können. Ich konnte sie nicht entbehren. Dennoch bereue ich jetzt, daß ich sie nicht schon früher zu ihrer Tante gesandt habe. Ich sehe ein, daß meine Erziehung nicht die richtige gewesen ist. Marie ist gut und sanft, ihr Charakter ist schmiegsam und so hoffe ich, daß meine Schwester noch jetzt an ihrer Erziehung nachholen wird, was ich versäumt habe. Ich will es Dir gestehen, Paula, daß es meine Absicht ist, Marie längere Zeit in der Residenz zu lassen. Ich mochte es ihr hier noch nicht sagen, um ihr den Abschied nicht zu erschweren. Ist sie erst einige Wochen dort, hat sie das Leben und die Zerstreuungen der großen Stadt erst kennen gelernt, so wird sie sich weniger zurücksehnen und meinen Entschluß ruhiger aufnehmen. Ich habe mit mir gekämpft — es ist mir schwer geworden, diesen Entschluß zu fassen, weil ich Dir dadurch eine Gefährtin geraubt habe, weil Du hier nun allein bist — ich mußte es thun, Paula, nun füge auch Du Dich darein.“

Paula versicherte ihn, daß sie gern in dem Hause allein sein wolle, wo sie eine so freundliche Aufnahme und so viel Liebe gefunden habe.

Prell streckte ihr die Hand entgegen. Sie zitterte leise. Dies war das einzige Zeichen, wodurch seine innere Aufregung sich verrieth.

„Ich vertrete ja Vaterstelle an Dir,“ sprach er. „Ich meine es gut mit Dir und deshalb habe stets dasselbe Vertrauen zu mir, welches Du zu Deinem Vater gehabt hast. Wenn Du Wünsche hast, Paula, sage sie mir offen, und wenn Du Dich allein fühlst auf Deinem Zimmer — komm jeder Zeit hierher

zu mir — auch ich fühle jetzt mehr wie früher das Bedürfniß, mich auszusprechen."

Er hatte ihre Hand in der seinigen behalten, mit seinen dunkeln, leuchtenden Augen sah er sie an — dann sprang er hastig auf und verließ das Haus, weil er noch einen Kranken besuchen müsse.

* * *

Prells Benehmen gegen Paula fand in der ganzen Stadt die allgemeinste Billigung. Selbst diejenigen, welche ihm feindlich gesinnt waren, mußten anerkennen, daß er als Vormund dieses Mädchens nicht mehr zu thun im Stande war. Wie sein Kind hatte er sie in seinem Hause aufgenommen. Die Hinterlassenschaft ihres Vaters hatte er auf dem Vormundschaftsgerichte niedergelegt und er selbst machte auch nicht den geringsten Anspruch daran. Alle Bedürfnisse Paula's bestritt er, und sie durfte kaum einen Wunsch äußern, so erfüllte er denselben.

Er selbst nannte sie Andern gegenüber stets nur sein zweites Kind.

Mehr als ein junger Mann in der Stadt blickte mit stiller Liebe auf Paula. Sie war schön und wen sie mit ihren großen dunkeln Augen freundlich angeblickt hatte, der fühlte sich durch sie auch gefesselt. Es giebt ja Gesichter, durch welche sich ein Jeder auf den ersten Anblick angezogen fühlt und es giebt auch Augen, welche die Macht besitzen, über einen Jeden eine unsichtbare Schlinge zu werfen, aus der er sich schwer wieder zu befreien vermag, und die diese Schlinge fester und fester zu ziehen, wie sie es wollen.

Paula besaß diese Macht, allein sie kannte dieselbe noch nicht, unbewußt übte sie dieselbe aus.

Von Allen, welche mit liebendem Auge auf Paula blickten, hatten wohl zwei die meiste Aussicht, ihre Hand zu gewinnen. Es war der junge Kaufmann Berger und der gleichfalls noch junge Förster Hellmann. Beide bewarben sich auf das Eifrigste um Paula's Liebe.

Berger war der einzige Sohn des reichsten Kaufmanns in der Stadt — der einzige Erbe seines Vaters. Sein Vermögen war für die Verhältnisse der Provinzialstadt ein bedeutendes und es wäre auch groß genug gewesen, ihm in der Residenz ein glänzendes Leben zu gestatten. Der junge Berger war Kaufmann wie sein Vater, indeß schien er es nicht aus Neigung geworden zu sein, sondern nur, um das alte Geschäft fortzuführen und nicht in andere Hände übergehen zu lassen.

Er war es, auf den Paula's Vater sie noch auf dem Sterbebette aufmerksam gemacht hatte. Berger besaß in der That einen trefflichen Charakter. Dafür war er freilich an äußeren Vorzügen nicht reich Er war durchaus nicht hübsch zu nennen, ja er konnte fast für häßlich gelten. Nur wer ihn länger und näher kannte, wer aus seinen Augen sein Herz herauslas, wer wußte, wie viel treffliche Eigenschaften er besaß, für den verdrängte der innere Mensch gleichsam die äußere Erscheinung, der konnte ihn sogar hübsch finden.

Berger war in der ganzen Stadt geliebt. Er pochte nie auf seinen Reichthum, ließ denselben nie in auffallender Weise hervortreten. Von all den jungen Männern, mit denen er in gesellschaftlichem Verkehr lebte, besaß kein einziger Vermögen, allein er fügte sich ihnen stets, lebte nie besser wie sie.

Paula's Vater hatte ihn ganz richtig erkannt. Berger trug in sich die volle Gewähr, daß er seine Frau glücklich machen werde. Deshalb hatte er sein Kind gebeten, ihn nicht zurückzuweisen, wenn er um ihre Hand anhalten sollte.

Der junge Förster Hellmann war in den meisten Beziehungen fast das Gegentheil von Berger. Ohne Vermögen trat er doch stets auf, als ob er zehnmal so reich sei. Er fügte sich im Zusammenleben mit seinen Bekannten nicht diesen, sondern verlangte, daß sie sich nach ihm richten sollten. Er war leicht auffahrend und hatte einen heftigen Sinn, allein er besaß in seinem Aeußern außerordentlich viel Gewinnendes und für junge Mädchen Verlockendes. Er war ein schöner Mann, groß und schlank gewachsen. Der grüne, enganschließende Jägerrock hob seine Gestalt noch vortheilhafter hervor.

Dazu besaß er eine außerordentliche Gewandtheit in allen gesellschaftlichen Formen und war im Stande, eine große Gesellschaft allein zu unterhalten. Hinter ihm lag ein leichtsinnig und etwas wild durchkostetes Leben. Er kannte die Frauen, er fand sogleich die Eigenthümlichkeiten einer jeden heraus und wußte diese schlau zu benutzen. Deshalb war er ihnen so gefährlich.

Er war daran gewöhnt, daß die jungen Mädchen sich in ihn verliebten, er wußte es und dies Bewußtsein gab ihm in dem Verkehr mit ihnen eine außerordentliche, bestechende Sicherheit.

Bei allem Leichtsinn, bei aller Wildheit seines Charakters, bei allen Ansprüchen, die er machte, besaß er doch eine offene, frei sich gehen lassende Heiterkeit und ein gutes Theil Gutmüthigkeit, so daß ihm wenig böse sein konnten. Er besaß mehr Feinde als Berger, aber im Allgemeinen war auch er in der Stadt beliebt und in allen Gesellschaften gern gesehen.

Sein Revier grenzte fast unmittelbar an die Stadt und seine Wohnung war kaum eine Stunde von ihr entfernt.

Von allen jungen Mädchen, die er kennen gelernt hatte, war es Paula allein, welche einen dauernden Eindruck in ihm hervorgerufen. Er liebte sie leidenschaftlich, ungestüm, und so sehr er sich sonst zu beherrschen verstand, vermochte er diese Liebe doch nicht zu verbergen. Offen sprach er es aus, daß Paula die Seinige werden solle, möge es kommen, wie es wolle.

Er war Paula's Herzen nicht gleichgiltig. In seiner ganzen Erscheinung lag zu viel Bestechendes. So wenig eitel sie auch war, so schmeichelte es ihr dennoch, daß sie es sei, der er sein Herz zugewendet habe, daß sie von allen Mädchen der Stadt beneidet werde. Ihr Herz allein würde sich für ihn entschieden haben. Sie kannte seine leichtfertige Vergangenheit, seinen heftig auffahrenden Sinn, welches Mädchen indeß traut sich nicht die Kraft zu, den Geliebten auf eine bessere Bahn zu lenken?

Auch Berger war ihr nicht gleichgiltig. Sie kannte seinen trefflichen Charakter, sie wußte, daß er Alles aufbieten werde, seine künftige Frau glücklich zu machen, er war reich und zu seinen Gunsten sprachen die Worte ihres Vaters, die sie nicht vergessen hatte, die ihr wie ein heiliges Vermächtniß erschienen.

Durch den Tod ihres Vaters war ihr für lange Zeit jeder Gedanke an Berger und Hellmann entrückt. Jetzt war fast ein Jahr seitdem entschwunden, der Schmerz über ihren Verlust hatte seinen herben Charakter verloren, das Leben trat wieder mit seiner ganzen Forderung an sie heran. Marie weilte noch immer in der Residenz und die fand deshalb um so mehr Zeit, an die früheren Verhältnisse zurückzudenken.

Prell bot Alles auf, um sie aufzuheitern und zu zerstreuen, so war sie auch mit Berger und Hellmann in der letzten Zeit wiederholt zusammengekommen. Sie konnte ein Gefühl der Freude nicht verbergen, daß nach so langer Zeit Beide noch mit denselben Empfindungen gegen sie erfüllt waren.

Wieder fand in der letzten Zeit ein Ball statt. Prell konnte sich den vielfachen Aufforderungen, an demselben Theil zu nehmen, nicht entziehen. Er mochte auch Paula dies Vergnügen nicht versagen. Er hatte sie auf's Reichste ausgestattet, denn er wollte mit ihr glänzen. Und in der That war Paula die schönste von Allen und aller Augen richteten sich auf sie, als sie in den Saal trat. Ihre große und schlanke Gestalt erschien in der Ballkleidung noch schlanker. In ihrem dunkeln, reichen Haare trug sie frische Blumen, welche Prell aus der Residenz hatte kommen lassen.

Der Tanz begann.

Die älteren Herren hatten sich in die Nebenzimmer des Saales theils zum Spiel, theils zum gemüthlichen Gespräch bei einer Flasche Wein zurückgezogen. Prell lehnte jede Einladung dazu ab.

„Ich schaue dem Tanz gern zu," sprach er.

In einer Thür des Saales, an den Thürpfosten gelehnt, stand er regungslos, jedem Gespräch ausweichend, da. Seine dunkeln Augen schweiften lebhaft durch den Saal, allein sie folgten stets nur Paula, wenn sie tanzte, oder wenn sie dasaß auf ihrem Stuhle, von Herren umgeben.

Eine innere Gluth, eine gewaltige Aufregung leuchtete aus seinen Blicken. Keinem schien er zu gönnen, ein Wort mit ihr

zu sprechen, so wenig er es auch verhindern konnte. Aus Paula's Augen, aus ihren Mienen suchte er zu lesen, wie viel ihr Herz bei dem Allen betheiligt war.

Berger und Hellmann waren am meisten bei ihr und stritten um ihre Gunst. Paula schien keinem von beiden den Vorzug zu geben, sie war gegen beide gleich freundlich.

Dem Doctor entging dies nicht. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. So lächelte er indeß nur, wenn er innerlich aufgeregt war, wenn er diese Aufregung verbergen wollte.

Paula kam keinen Augenblick zur Ruhe. Tänzer auf Tänzer drängten sich an sie heran. Sie war ja die Königin des Balles. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blickten lebhaft, freudig. Welches junge Mädchen fühlt sich nicht glücklich, wenn sie keinen Tanz überschlägt, wenn sie weiß, daß die Herren sich um sie drängen. Es steckt ja in jeder sterblichen Brust ein Theil Eitelkeit — und in der unsterblichen sogar ein großes Theil.

Prell hatte Paula nie so schön gesehen als an diesem Abend. Sie nickte ihm lächelnd zu — er war kaum im Stande diesen Gruß zu erwidern. Sein Gesicht war bleich. Tanz folgte auf Tanz. Die Musik schmetterte ihm schmerzlich, frohlockend, triumphirend in die Ohren. Seine Aufregung, seine innere Erbitterung wuchs. Er hätte hinspringen mögen in die Mitte des Saales und mit einem einzigen Ausstrecken seiner Hand Alles vernichten. Regungslos stand er da.

Ein Bekannter, der Kaufmann Lösche, trat an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und fragte:

„Aber bester Doctor, werden Sie nicht müde, dem Tanze zuzusehen? Schon zwei Stunden stehen Sie hier. Als ich noch jung war, da habe ich auch getanzt, ja ich war sogar ein flotter Tänzer und alle jungen Mädchen tanzten gern mit mir — hah, ich weiß es und ich kann es jetzt dreist sagen. Jetzt habe ich aber nichts mehr damit zu schaffen — mir schwindelt schon, wenn ich dem Tanzen zuschaue!"

Mit starren Augen blickte Prell ihn an. Es war ihm unangenehm, daß er gestört wurde.

„Ihnen schwindelt," erwiederte er scharf. „Nun so trinken Sie Brausepulver Herr Lösche, und wenn das nicht hilft — nun so trösten Sie sich — Sie wissen ja, daß der Schwindel mehr überhand nimmt und gerade unter ihren Collegen — unter den Kaufleuten, Herr Lösche!"

Der Kaufmann wußte im ersten Augenblicke nicht, wie er diese Worte auffassen sollte, als Scherz oder als Hohn.

„Haha, Herr Doktor!" rief er endlich lachend. „Der Scherz ist gut — Sie müssen heute gut bei Laune sein, denn es kommt nicht oft, daß Sie scherzen."

„Ich bin auch gut gelaunt heute," entgegnete Prell, „deshalb gehen Sie, um mir diese Laune nicht zu verderben."

Ueberrascht — erstaunt blickte der Kaufmann ihn an. Mit einem beleidigenden Blick wandte er ihm dann den Rücken.

Dem Doctor war es in diesem Augenblicke vollständig gleichgiltig, ob er den Mann beleidigt hatte oder nicht. Ja er hatte ihn beleidigen wollen, um ihn fortzutreiben, denn seine ganze Aufmerksamkeit wurde durch Paula in Anspruch genommen.

Ein neuer Tanz hatte begonnen. Die Herren beeilten sich, die Damen zu engagiren.

(Fortsetzung folgt.)

Wenige nur kennen den ungeheuren Begehr nach Elfenbein, der heutzutage stattfindet. Am Ende des verflossenen Jahrhunderts verarbeitete England nicht mehr als 192,600 Pfund Elfenbein jährlich; im Jahre 1827 hatte sich die Nachfrage auf 364,784 Pfund erhoben, was den Tod von 3040 männlichen Elephanten jährlich voraussetzt, welche 6080 Fangzähne liefern, von denen jeder im Durchschnitt 60 Pfund wiegt. Gegenwärtig verbraucht England 1,000,000 Pfund jährlich, dreimal so viel als im Jahre 1827; daher muß die Zahl der für England allein getödteten auf beiläufig 8333 sich belaufen. Ein Fangzahn, der 70 Pfund liefert, wird vom Handelsstand als einer ersten Ranges betrachtet. Cuvier legte ein Verzeichniß der größten Fangzähne an, die man bis zu seiner Zeit gefunden hatte, und über den ansehnlichsten machte er die Bemerkung: derselbe habe 350 Pfund gewogen. Beim jüngsten Verkauf von Fangzähnen in London wogen die größten, die von Bombay und Zanzibar herübergebracht worden waren, 120—122, diejenigen aus Angola durchschnittlich 69, die vom Kap der guten Hoffnung und Natal 106, von Lagos und Aegypten 114 und von Gabun 91 Pfund. Allein diese sind keineswegs die größten, welche man jetzt findet; die Elephantenjäger dringen gegenwärtig weiter in Afrika ein und stoßen daher auf ältere Thiere. Vor kurzer Zeit zerschnitt ein amerikanisches Haus einen Fangzahn, welcher nicht weniger als 9 Fuß in der Länge und 8 Zoll im Durchmesser hatte und 800 Pfund wog. Im Jahre 1851 sandte dasselbe Haus zur Londoner Ausstellung das größte Stück gesägten Elfenbeins herüber, das man je gesehen; es war 11 Fuß lang und 1 Fuß breit. Das theuerste Elfenbein ist das, welches man zu Billardkugeln verwendet. Seit der Eroberung Algeriens durch Frankreich, das seinen Vorrath von den durch die Wüste ziehenden Karawanen erhält, hat der Elfenbeinhandel in Nordamerika beträchtlich zugenommen. Auch das Flußpferd liefert Elfenbein, das viel härter und weniger elastisch ist als das des Elephanten und kleinere Dimensionen hat.

An die Natur

im Spätsommer.

v. L. M.

Ihr Wolken und Ihr Winde,
Die sich gemerkt der Knabe,
Ihr heimathlichen Gründe,
Die ich verlassen habe!
Auf lang entbehrten Wegen
Laßt wiederum mich gehen,
Vergönnt mir euern Segen,
Laßt eure Sprache mich verstehen.

Verweht ist längst der Schleier,
Der blaue mit dem Lenze,
Es naht die Erntefeier
Des Sommers goldne Grenze.
Schon röthet sich die Traube
Im grünen Rebenblatt,
Bald deckt mit gelbem Laube
Die Erde ihre Ruhestatt.

Ein jedes Wort des Jahres
Hat seine eigne Weihe
Und ist ein Wunderbares
In wunderbarer Reihe;
Das letzte kommt von Allen
Des Sämanns stiller Gang
Und seiner Körner Fallen
Der Furche dunkle Flucht entlang.

Wenn deine sanften Freuden
Nicht selber ich mir trübe,
Natur, wer will mich scheiden
Von deiner Mutterliebe,
So lang du, Todtgeglaubte,
Dich wonnevoll erneust,
Bis du mir einst zu Haupte
Die dunkelbraunen Schollen streust!

Die Stiftung des Ordens der Ehrenlegion durch Bonaparte.

Als im Jahre 1802 Bonaparte, damals noch erster Consul, damit umging, den Orden der Ehrenlegion zu stiften, entgegnete ihm im Staatsrathe der freimüthige Berlier, die Einführung eines Ordens verletze den Grundsatz der Gleichheit, schaffe wieder eine Aristokratie und außerdem seien dergleichen s. g. Ehrenzeichen nur monarchisches Spielzeug. „Ja wohl — fuhr der Machthaber auf — sind sie Spielzeug; aber mittelst Spielzeugs lenkt man die Menschen. Ich glaube nicht, daß das franz. Volk der Freiheit und Gleichheit zugethan sei. Es ist, durch zwölf Revolutionsjahre nicht anders gemacht, noch immer stolz und leichtfertig, wie seine Vorfahren, die Gallier, gewesen sind. Die Franzosen haben nur ein wirkliches lebhaftes Gefühl, das für Ehre. Dieses Gefühl also muß man nähren, indem man ihnen Auszeichnungen gibt." Wie wahr der Mann sprach, wie richtig er die Franzosen werthete, ist dadurch erwiesen, daß der Orden der Ehrenlegion, nachdem derselbe, nicht ohne auch im Tribunal und im gesetzgebenden Körper Widerstand gefunden zu haben, am 19. Mai 1802 gesetzeskräftig errichtet worden, binnen Kurzem ganz außerordentlich volksthümlich wurde.

Mit Bezug auf die Notiz über Dr. Honigberger's Behandlung der Cholera durch Einimpfung mit Quassia, gebt der „B.-Z." von Dr. Julius Althaus in London ein Brief zu, woraus wir folgendes mittheilen: „Die Behandlung der Cholera hat bis jetzt nur deswegen so unbedeutende Resultate geliefert, weil es bei dem in dieser Krankheit existirenden Zustande des Magens und Darmkanals unmöglich war, wirksame Arzneimittel ins Blut überzuführen. Seit 1859 besitzen wir indessen in der von Dr. Alexander Wood in Edinburgh erfundenen Methode der subkutanen Injektion (Einspritzung unter die Haut) der Arzneien ein ausgezeichnetes Mittel, dieselben ohne Vermittlung des Magens direkt mit dem Blut und dadurch mit allen Organen in Berührung zu bringen. Die betreffende Operation und der dazu erforderliche Apparat sind sehr einfach. Letzterer besteht aus einer graduirten Glasspritze mit silbernem Stempel, in welchen eine etwa einen Zoll lange feine goldene Röhre, die vorn zugespitzt ist, angeschraubt wird. Man füllt nun die Spritze mit einer konzentrirten Lösung wirksamer Substanzen, wie Morphium, Chinin, Atropin u. a., sticht dann die Spitze der goldenen Röhre durch die Haut in das Unterhautzellgewebe ein, und spritzt nun, je nach den Erfordernissen des Falles, 3, 5 oder 10 Tropfen der Lösung ein, welche sofort ins Blut übergeht und die bekannten Wirkungen der betreffenden Arzneimittel mit der größten Sicherheit und Schnelligkeit hervorbringt. Man hat bisher auf diese Weise hauptsächlich Fälle von Neuralgien, Delirium tremens, Manie, Wechselfieber u. s. w. erfolgreich behandelt, ich habe indessen schon vor längerer Zeit in einer Sitzung der Royal Medico Chirurgial Society of London darauf hingewiesen, daß dieselbe Methode für den Fall, daß wir auf's Neue von Cholera heimgesucht würden, eine ausgedehnte und erfolgreiche Anwendung finden müßte. Ich bin davon überzeugt, daß eine Einspritzung von $^1/_6$ Gran Morphium und 3 Gran Chinin, in einem Falle von Cholera eine fast unmittelbare heilsame Wirkung hervorbringen würde. Sollte die Cholera in London ausbrechen, so würde ich jeden mir vorkommenden Fall ausschließlich mit den subkutanen Einspritzungen behandeln, und zweifle ich nicht daran, daß die Seuche auf diese Weise mit einem Erfolge wird bekämpft werden können, der sie zum großen Theil des schreckhaften Charakters, den sie bisher besaß, entkleiden muß." In Bezug auf diesen Artikel erhält die „Volks-Ztg." von dem Privatdozenten Eubenburg in Greifswalde ein Schreiben, worin derselbe erklärt, daß die von Dr. Althaus empfohlene Methode der hypodermatischen oder subkutanen Injektion sich bereits bei Brechdurchfällen und verwandten, selbst ausgesprochen choleraartigen Zuständen mehrfach mit entschiedenstem Vortheil bewährt hat. Durchaus unverdächtige Beobachtungen der Art sind von verschiedenen Autoren (u. a. von Aßhe schon im Jahre 1862) gemacht und von ihm erst kürzlich bei hartnäckigen Brechdurchfällen wiederholt bestätigt gefunden worden. Wer die Verwandtschaft und den kausalen Konnex zwischen den zur Sommerszeit (namentlich bei Kindern) so häufigen Brechdurchfällen der sporadischen und der epidemischen oder sogenannten asiatischen Cholera, und den gemeinschaftlichen Charakter dieser drei Krankheitszustände berücksichtigt: für den wird es kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch bei der Cholerabehandlung von der subkutanen Methode noch viel zu hoffen ist und Versuche damit jedenfalls im ausgedehntesten Maße angestellt zu werden verdienen. — Dagegen glaubt er die Quassia-Einimpfungen, die jetzt unter den Auspizien eines „ehrwürdigen Greises", Dr. Honigberger, durch fast alle Zeitungen die Runde machen, als eine jener ephemeren und gänzlich irrationellen Empfehlungen bezeichnen zu müssen, wie sie bei der Cholera von ihrem ersten Auftreten an bekannter Maßen zahllos aufgetaucht sind.

Die Familie Schulze in Berlin.

Das Geschlecht der Schulz, Schulze, Schultz und Schultze, auf deren variirende Schreibweise die größte Aufmerksamkeit im Verkehr zu wenden ist, erfreut sich in Berlin einer ganz ungeheuerlichen Ausdehnung. Es gibt nämlich nach einer Berechnung des „Fremdenblattes," selbstständige Familien dieses Namens nicht weniger als 1202. Nimmt man im Durchschnitt für jede Familie drei Sprößlinge an, sowie daß an Garçons, Gesellen, Lehrlingen, Domestiken mindestens auch 1200 Schulzen da sind, so gibt das in den Mauern Berlins 6000 Vertreter dieses Namens. Darunter sind alle Stände, Künste, Gewerbe 2c. zahlreich repräsentirt, und man muß gestehen, daß das Geschlecht derer Schulz es verstanden hat, sich der Welt nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig zu machen. Berlin würde in ganz besonders große Verlegenheit gerathen, wenn plötzlich sämmtliche 6000 Schulz eine Familien-Strike ausführen oder gar auswandern wollten. Allein unter selbständigen Familien dieses Namens gibt es 45 Rentiers, und wehe, wenn ein Kleinstädter seinen lieben Vetter in der Residenz, den Herrn Rentier Schulz, aufsuchen kommt. Je nun, meint der Fremde, es kann ja gar kein Zweifel walten, es ist der Rentier F. Schulz. Ja, lieber Herr, es sind aber in Berlin 13, sage dreizehn Herren Rentiers F. Schulz; zu welchem von ihnen wünschen Sie? Noch übler ist daran, wer einen Schuhmacher Schulz aufsuchen muß; es gibt deren nämlich 62, darunter 10 F. Schulz, 14 C. Schulz, 11 H. Schulz 2c. Ferner 71 Schneider, 37 Schenkwirthe, 14 Restaurateure und 69 Kaufleute 2c.

Zweisylbiges Räthsel.

Schwarz und düster stellt die Erste
Da sich ein im Augenblick,
Wo durch dich entfernt die Zweite
Tritt mit ihrem Glanz zurück.
Nimmer kann die Ein' der Beiden
Meine And're um sich leiden;
Darum sollte man auch meinen,
Nimmer würde sich vereinen
Dieser Sylben feindlich Paar.
Und doch! füge sie zusammen,
Dann erhältst du stracks den Namen
Jenes Dings, deß lichte Schaar
Dienen muß, in der Ersten Zeit
Dir zu geben meine Zweit'.

Auflösung der Charade in Nr. 35:

„Maierbeer."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe der Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 37. Sonntag, den 10. September 1865.

Die meisten Mißverständnisse, die großen wie die kleinen, entstehen nicht durch Worte, welche gesprochen, sondern durch Worte, welche verschwiegen wurden und deshalb der Deutung überlassen bleiben. Wo aber die Deutung beginnt, hat der Irrthum seine Hände im Spiel.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Aus dem Omnibus.)

(Fortsetzung.)

Berger schritt auf Paula zu. Nicht zwei Schritt war er noch von ihr entfernt, schon verbeugte er sich, da drängte sich Hellmann hastig zwischen ihn und Paula und forderte sie zum Tanze auf. Paula hatte Alles bemerkt. Sie sah wie Bergers Wangen sich rötheten vor Zorn und Aufregung — sie schien zu schwanken, ob sie Hellmanns Aufforderung folgen sollte, allein rasch entschlossen erfaßte der junge Förster ihre Hand und zog sie mit sich in die Reihen der Tanzenden.

Paula folgte ihm, um keine Störung, kein Aufsehen zu erregen.

Man sah dem jungen Förster die triumphirende Freude an, über seinen Gegner gesiegt, ihn verdrängt zu haben.

Berger tanzte nicht. Das Roth war schnell von seinen Wangen gewichen, sie waren bleich, ein Zeichen seiner heftigen Aufregung. Sein Auge blickte finster, ja drohend, so oft Hellmann an ihm vorübertanzte.

Dem Doctor war nichts entgangen.

Als der Tanz beendet war, verließ der Förster den Saal. Berger folgte ihm. Sein Blick verrieth, daß er Hellmann zur Rede stellen wolle.

Hastig — schnell entschlossen verließ auch Prell den Saal. Auf einer nur für die Bedienung des Gasthofes bestimmten Seitentreppe kam er schneller in die unteren Gasträume hinab, wo die jungen Herren sich in den Zwischenpausen zu erfrischen pflegten. Durch eine Seitenthür trat er ein und setzte sich unbemerkt in das Halbdunkel hinter den Ofen.

Hellmann saß bereits im Sopha, vor sich ein Glas Bier.

Berger trat ein. Ein spöttisches Lächeln Hellmanns begrüßte ihn. Ohne Zögern schritt er auf den Förster zu und stellte ihn wegen seines Betragens zur Rede. Er nannte es unartig.

Hellmann fuhr heftig empor.

„Nehmen Sie das Wort zurück, Herr Berger!" rief er, „sonst werde ich Ihnen zeigen, wie ein Unartiger handelt — Sie sollen es sonst empfinden!"

Er stand drohend vor Berger. Seine Gestalt überragte diesen fast um die Länge eines Kopfes.

Berger blieb ruhig stehen. Er zeigte eine Furchtlosigkeit, welche den Doctor in Erstaunen setzte. Fest hielt sein Blick den des Försters aus.

„Ich habe meine Ueberzeugung ausgesprochen," erwiderte er, „und deshalb nehme ich mein Wort nicht zurück!"

„So werde ich Sie zwingen, wie einen Knaben," rief der Förster. Er erhob schon den Arm. Der Jähzorn riß ihn mit sich fort.

Ehe er indeß zuschlug, warf sich ein junger Assessor zwischen Beide.

„Halt, meine Herren!" rief er, sie mit beiden Armen auseinander haltend. „Begehen Sie keine Thorheit — Sie haben Beide Unrecht! Wir leben im neunzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert des Fortschritts, also auch in der Liebe eine freie Concurrenz, Freihandel und Freizügigkeit!"

Diese Worte riefen bei den Anwesenden, die soeben noch erschreckt aufgesprungen waren, ein schallendes Gelächter hervor.

„Der Assessor hat Recht — freie Concurrenz in der Liebe!" riefen mehrere Stimmen zugleich.

Selbst über Bergers Gesicht glitt ein Lächeln. Er selbst hatte ja der freien Concurrenz im geschäftlichen Leben so oft das Wort geredet.

„Berger, nun seien sie vernünftig!" fuhr der Assessor fort, „und machen Sie, daß Sie fortkommen und künftig mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, denn die vollständige Redefreiheit wird uns erst die nächste große europäische Revolution bringen. Nun fort!" Er schob ihn der Thür zu.

Hellmann wollte gewaltsam ihm nacheilen. Der Assessor hielt ihn zurück. „Halt Förster," rief er. „Auch Sie müssen sich heute an dem Abende des Balles und der allgemeinen Freude meinen Worten fügen. Heute keinen Krakehl!"

Hellmann bezwang sich.

„Gut," erwiderte er, „ich will es thun, „freie Concurrenz und Freizügigkeit, wie Sie sagen, ich will ihn heute Abend frei ziehen lassen, aber ich schenke ihm den ihm zugedachten Lohn nicht, so wahr ich Hellmann heiße!"

Berger hörte diese Worte noch — er verließ soeben das Zimmer.

Wieder lachten die Anwesenden.

„Das ist Ihre Sache, Förster," fügte der Assessor hinzu. „Ich selbst bin sogar prinzipiell gegen alles Schenken!"

Noch einmal versicherte Hellman, daß er Berger das eine Wort schwer anrechnen werde. „Mögen Andere sich vielleicht seines Geldes wegen Manches gefallen lassen," fügte er, noch immer aufgeregt, hinzu, „ich thue es nicht. Noch ist auch Paula nicht die seinige und ich denke, sie wird es nie werden."

Neue Gäste traten in das Zimmer. Der Streit war hiermit vor der Hand beendet. Prell verließ das Gastzimmer wieder und kehrte in den Saal zurück. Er ging zur Tafel — nachher wurde nur noch kurze Zeit getanzt. Niemand sah wohl dem Ende des Balles mit größerem Verlangen entgegen als er. Er hatte seinen Wagen bestellt, um sie abzuholen.

Berger blieb bis zum letzten Augenblicke neben Paula, er war ihr sogar beim Einsteigen in den Wagen behülflich.

Das Herz Prell's fing an ruhiger zu schlagen, als endlich die Wagenthür geschlossen war, als er neben Paula saß und mit ihr heimfuhr.

Paula war in lustigster Stimmung.

„Du scheinst Dich sehr gut amüsirt zu haben?" fragte der Doctor.

„Vortrefflich," erwiderte Paula. „Seit langer Zeit bin ich nicht so heiter gewesen."

„Berger und Hellmann haben viel mit Dir getanzt?" fuhr Prell fort. „Es schien auch Dir lieb zu sein."

„Konnte ich sie zurückweisen?"

„Nein," sprach Prell. „Weshalb auch. Du hast Beide gern — sie sind Dir nicht gleichgültig — Du liebst sie."

Paula schwieg.

„Sprich — sprich, Paula," drängte der Doctor. Er erfaßte ihre Hand, die seinige war heiß. „Du liebst sie. Ich habe es Deinen Augen ja angesehen. Willst Du es mir nicht gestehen? Hast Du kein Vertrauen zu mir?

Er neigte den Kopf zu ihr — er athmete aufgeregt, schnell.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen," versicherte Paula.

„So gestehe mir, daß Du sie liebst," fuhr Prell fort.

„Ich habe sie Beide gern."

„Gern — gern! Nein, Du liebst sie. Und wenn einer von ihnen um Deine Hand anhielte so würdest Du ihn nicht zurückweisen. Sprich — sprich!"

Er sprach flüsternd, hastig, drängend.

„Ich weiß nicht, was ich thun würde," gab Paula zur Antwort. „Ich habe selbst noch nicht daran gedacht."

„Haha!" rief der Doctor lachend. „Welches Mädchen dächte nicht daran, wenn es weiß, daß zwei Herren ihm in so auffallender Weise den Hof machen! — Du mußt daran denken, Paula Du darfst Dich nicht vom Augenblicke hinreißen lassen, — es gilt das Glück Deines ganzen Lebens, — Du mußt es reiflich überlegen. Thu es — thu es, ehe Du Dich bindest . . .!"

Der Wagen hielt in diesem Augenblicke an, der Kutscher sprang vom Bocke und öffnete die Thür. Prell half Paula aus dem Wagen, die sich sofort auf ihr Zimmer begab, um den Ballstaat abzulegen und sich zur Ruhe zu begeben.

Prell schritt noch lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Er dachte nicht an Schlaf. Die Arme hatte er auf den Rücken gelegt, die Augen hielt er auf den Boden geheftet, so scharf blickend, so starr, als ob er einen Gegenstand dort suche.

Nur zuweilen fuhr er mit der Rechten über die Stirn. Die brannte ihm. Er schien vor Aufregung oft kaum aufathmen zu können. Er war aufgeregt.

Dann und wann stand er einen Augenblick still, als habe er den Gedanken, dem er nachjagte, gefunden, als habe er einen Entschluß gefaßt — allein sofort setzte er seine Wanderung durch das Zimmer wieder fort.

Das Morgenlicht schimmerte bereits in die Stube herein, er bemerkte es nicht. Was hatten auch seine brütenden Gedanken mit dem Morgenlichte zu thun! All die lichten Strahlen konnten die Aufregung nicht von ihm nehmen und er vermochte sie nicht zu beherrschen.

Sein Gesicht war bleich, verzerrt. Die Hände hatte er krampfhaft geschlossen.

Erst als Tritte vor seiner Thür hörbar wurden und ihm verriethen, daß die Dienerin aufgestanden war, warf er sich in einen Sessel. Er war erschöpft und dennoch kam keine Müdigkeit über ihn.

* * *

Acht Tage nach dem Balle mochten verflossen sein, da trat Berger am Nachmittag zu Prell in das Zimmer.

„Es ist mir lieb, Herr Doctor, daß ich Sie zu Haus treffe," sprach er. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Prell forderte ihn auf, Platz zu nehmen. Er schien zu errathen, was den jungen Kaufmann zu ihm führte.

Berger zögerte mit dem, was er dem Doctor sagen wollte. Eine leichte Unruhe vermochte er nicht zu verbergen.

„Was wünschen sie denn?" fragte Prell lächelnd.

„Ich komme zu Ihnen als dem Vormunde Paula's," sprach Berger, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr, um die Verlegenheit, die ihn ergriffen hatte, zu verscheuchen. „Mit Ihnen möchte ich zuerst einen Gegenstand besprechen, von dem das Glück meines ganzen Lebens abhängt."

„Ich errathe es," warf Prell ruhig, lächelnd ein.

„Es kann Ihnen auch kaum ein Geheimniß geblieben sein, daß ich Paula liebe," fuhr Berger, die Verlegenheit immer mehr überwindend, fort. „Ich liebe sie schon lange und habe mich geprüft, meine Liebe ist wahrhaft. Trotzdem würde ich mit dem Schritte, der mich heute zu Ihnen führt, vielleicht noch gezögert haben, wenn ich nicht befürchtete, daß ein Anderer mir zuvorkommen könne Ja, Herr Doctor, ich will Paula meine Liebe gestehen, will sie bitten, mir ihr Herz und ihre Hand zu schenken, zuvor möchte ich doch wissen, ob ich auf Ihre Zustimmung, ja auf Ihre Unterstützung rechnen darf."

Prell zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann streckte er dem jungen Kaufmann die Hand entgegen.

„Ich sichere Ihnen Beides zu, Herr Berger," sprach er, „ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich für die Tochter meines verstorbenen Freundes, die unter meinem Schutze steht, keinen andern Mann als Sie wünsche. Unter Ihrer Obhut wird Paula's Glück gesichert sein!"

„Ich werde ihr jeden Wunsch zu erfüllen suchen," unterbrach ihn Berger, „ich werde ihr Leben so angenehm als möglich gestalten, es fehlt mir ja nicht an Mitteln! Wird aber auch Paula mir ihr Herz schenken — wird sie mich nicht zurückweisen?"

„Sind Sie Ihrer Sache noch so ungewiß?" bemerkte Prell lächelnd.

„Ich habe Paula meine Liebe noch mit keinem Worte gestanden, allein sie muß es wissen, daß ich sie liebe."

„Es wäre ihr sonst das ein Geheimniß geblieben, was bereits die ganze Stadt weiß!" rief der Doctor lachend. „Ja, Paula müßte blind sein," fügte er hinzu.

„Wollen Sie mit Paula sprechen?" warf Berger fragend ein.

„Ich?" rief Prell erstaunt. „Nein — wer ein Mädchen heirathen will, muß auch den Muth haben, es ihr zu gestehen. Kommen Sie — ich will Sie zu ihr geleiten."

Eine peinigende Unruhe ergriff den jungen Kaufmann. Dem Wendepunkte seines Lebensglückes trat er entgegen. Mit so viel Muth und so festen Hoffnungen hatte er sich diesem Hause genähert, und jetzt schwankte dieser Muth, jetzt wankten die Hoffnungen — er dachte an Hellmann — wenn jenen Paula nun mehr liebte, wenn sie ihn zurückwies? Er wußte nicht einmal mehr, was er Paula sagen, wie er das Geständniß seiner Liebe anbringen sollte, und doch hatte er sich die Worte seit Tagen eingeprägt, hatte sie hundert und hundertmal wiederholt und jetzt — jetzt wußte er auch nicht ein Wort mehr davon.

Er strich mit der Hand über die Stirn — die Verlegenheit wich nicht, sein Herz schlug nicht ruhiger.

„Dort ist Paula's Zimmer," sprach Prell, indem er auf eine Thür zeigte. „Paula ist darin — gehen Sie hinein und machen Sie Ihrem Herzen Luft!"

Berger zögerte. Er blieb stehen und fast ängstlich erfaßte er des Doctors Hand.

„Kommen Sie mit mir, Herr Doctor," sprach er. „Sagen Sie Paula, was mich zu ihr führt — ich weiß nicht — ich bin — ich bin befangen!"

Wieder strich er mit der Hand über die Stirn.

Prell lächelte. Allein dies Lächeln war kein natürliches.

„Ich werde es thun, da Sie es wünschen," erwiderte er. „Jeder Mensch hat seine eigene Weise."

Sie traten in Paula's Zimmer.

Paula saß am Fenster am Nähtisch. Erröthend erhob sie sich, als sie Berger erblickte. Sie schien zu ahnen, was ihn zu ihr führte. Befangen reichte sie ihm die Hand zum Gruße. Die Augen schlug sie nieder.

Berger stammelte einige Worte — weder Paula noch Prell verstanden sie. Er selbst wußte nicht, was er gesagt hatte. Fast angstvoll richtete er den Blick auf den Doctor.

„Paula, Herr Berger wünscht Dir seine Liebe zu gestehen und um Deine Hand anzuhalten," sprach Prell.

Es klangen seine Worte bitter, spottend.
Berger bemerkte es nicht.
„Ja, Fräulein," rief er, als er sah, daß sich Paula's Wangen noch dunkler färbten, „ich bin gekommen, um das Geschick — das Glück meines Lebens in Ihre Hand zu legen. Entscheiden Sie darüber."
Der Doktor beobachtete Paula. Kein Zucken ihrer Mienen entging ihm. Ja — sie liebte ihn. Was deutete anders das Roth ihrer Wangen — ihre Verlegenheit? Weshalb konnte sie das Auge nicht aufschlagen? Weshalb antwortete sie nicht?
„Sprechen Sie — sprechen Sie, Fräulein," drängte Berger. „Sie müssen es wissen — längst wissen, daß ich Sie liebe, daß der ganze Zweck meines Daseins in Ihnen aufgeht. Ja, ich liebe Sie schon lange, schon seit Jahren und Sie machen mich zum glücklichsten aller Menschen, wenn Sie mir Ihr Herz und Ihre Hand schenken wollen!"
Paula schwieg noch immer. Sie war befangen durch Prell's Gegenwart — die Weihe dieses Augenblicks ging ihr durch die Anwesenheit eines Dritten verloren.
„Nun, Herr Berger, Ihre Zunge ist ja jetzt berédt geworden," sprach der Doktor, wieder mit jenem etwas höhnenden Ausdrucke. „Nun werden Sie sich wohl allein verständlich machen und ich kann gehen."
Er verließ das Zimmer, ohne eine Antwort abzuwarten.
Paula's Schweigen machte Berger ängstlich. Er kannte ein Mädchenherz noch zu wenig.
„Nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung, Paula," rief er. „Ich meine es ehrlich. Ich habe mein Herz geprüft — es ist treu — stoßen Sie mich nicht zurück!"
Paula hatte sich gesammelt.
„Ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen," erwiderte sie — „hier — hier!"
Sie streckte ihm die Hand entgegen.
Dieses schnelle, leichte Erfüllen seiner liebsten Hoffnung setzte Berger im ersten Augenblicke in Verwirrung. Dann ergriff er hastig ihre Hand.
„Paula — Paula! Und diese Hand soll mein eigen sein — mein für immer!"
Zustimmend nickte sie mit dem Kopfe.
„Du liebst mich — Du liebst mich!" rief er jubelnd. Er wartete ihre Antwort nicht ab, ungestüm umschlang er sie mit beiden Armen und sie ließ es geschehen.
„Ja, ich liebe Dich," erwiderte sie, „sonst würde ich nimmer Dir das Versprechen gegeben haben, die Deinige zu werden!"
Eine Zeitlang war Berger von seinem Glücke berauscht. Er konnte es noch nicht fassen, daß es wahr sei, daß Paula ihm wirklich ihr Jawort gegeben, daß sie ihn liebe, daß sie die Seinige werden wolle. Aber er saß ja neben ihr und hielt ihre Rechte mit beiden Händen umfaßt. Er sah ihr in die Augen und sie schlug sie nicht mehr nieder, Liebe und Glück leuchteten ihm aus denselben entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Zeit.

Der Sommer ist der Welt entkleidet,
Es neigen sich zur Abendruh
Die weißen Birken ausgekleidet,
Die Wipfel deckt der Nebel zu.

Hier saß ich einst vor vielen Jahren.
Ein Sommerabend war's und heiß —
Der Ort ist längst schon überfahren
Auf Schienenweg und Bahngeleis.

Ich und ein fröhlicher Genosse
Wir saßen unter jenem Baum
Und sprachen von des Glückes Sprosse,
Als wär das Leben nur ein Traum.

Wie viel ist seit der Zeit geschehn!
Ich selbst schon seh' vor mir dahin
Das zweite Menschenalter gehen
Und Glück wie Freude vor mir flieh'n.

Mich zieht zurück ein stilles Sehnen,
Noch möcht ich mich, wie damals, heut
Im Schatten an die Buche lehnen,
Die schon ihr welkes Laub verstreut.

Noch viel hat einst und jetzt gemeinsam,
Und kommt kein Bahnzug mit Gebraus,
So sieht's im Walde noch so einsam
Und träumerisch wie damals aus.

Nur Etwas sah ich ganz sich ändern:
Wenn früher Jemand Abschied nahm,
Um fort zu zieh'n nach fremden Ländern
Und früh vor's Haus der Wagen kam,

Man hatte doch zum Küssen, Weinen —
Auch wenn die harte Stunde schlug —
Zum Winken an den Gartenzäunen
Und zum Begleiten Zeit genug.

Doch jetzt, so will es oft mich dünken,
Als hätte man nicht recht mehr Zeit,
Um einen Gruß noch nachzuwinken
Den Träumen aus der Jugendzeit.

Hermann Lingg.

Land und Leute in Mecklenburg.

Auf dem Flachlande zwischen Elbe und Ostsee, zwischen Lauenburg, Pommern und Brandenburg, mit so zahllosen Seen, so dürren Sandflächen, düstern Moorbrüchen und fetten Marschtriften, haben sich in heidnischer Zeit die wendisch-slavischen Stämme der Wagrier, Polaber, Obodriten und Lutizer in barbarischen Kämpfen unter und gegen einander getummelt. Die Obodriten, der Hauptstamm in Mecklenburg, massenhaft zwischen der Trave und Warnow angesessen, Auszweigungen gen Süden (Zuerin, Schwerin) vorschiebend, den Namen ihres Hauptortes (Mikilinburg, Mecklenburg) auf das ganze Land ausdehnend, erscheinen in den Tagen Karls des Großen als Hilfsvölker der Franken zuerst im Dämmerlicht vorzeitlicher Geschichte. Von da an zäher Widerstand der slavischen Passivität gegen die germanische Activität. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hat hier herum Heinrich der Löwe seine eiserne Germanisirungs-Arbeit gethan. Verchristlichung mittelst Gewalttaufen, Gründung von Bisthümern und Klöstern mit deutschem Burgenbau Hand in Hand gehend. Die slavische Stammmasse der Bevölkerung mehr und mehr mit deutschen Ansiedlern durchschossen, das Slaventhum durch den Germanismus zersetzt, dann überwunden. Die mittelalterliche feudale Scheidung der Bewohnerschaft des Landes in Herren und Knechte zu schroffster Geltung ausgebildet. Verrufene Rauf- und Raublust des Adels, gegen dessen Trotz die Fürsten nur selten durchzugreifen vermochten. Größere Fortschritte zur Civilisation erst mit dem Aufkommen der Städte und des Bürgerthums möglich und bemerkbar. In das Christenthum übrigens ein massives Stück Heidenthum mit herübergenommen und aus dem Volksglauben auch durch das Lutherthum keineswegs ausgetilgt, welches in Mecklenburg frühzeitig und fest Wurzel faßte, wenn schon die guten Klosterschwestern in Dobertin nicht von dem Meßlatein lassen wollten, maßen das „die Sprache der Engel im Himmel sei." Noch heute, wie früher, hält der mecklenburger Bauer die Erinnerung an den großen Heidengott Wuotan in der Vorstellung vom „Wodendüvel" und vom wilden Jäger „Wod" auf seinem weißen Rosse fest.
In Volksart, Anschauungsweise, Lebensführung, Sitte und Gewohnheit viel Dauerhaftes, Unbewegliches, so zu sagen am

Boden Klebendes. Viel ungeschlachtes Phegma, so daß es auch von einem Mecklenburger glaubhaft wäre, wenn von seinem Nachbar, dem Pommer Hans von Zanow, erzählt wird, derselbe habe auf die Bitte seiner sterbenden Frau, aufzustehen und Licht zu machen, geantwortet: „So stirb man und lat mick slapen". Neben solcher Grobklotzigkeit aber auch viel wohlthuende Offenheit, Geradheit und eine Frankheit im Ausdruck, die im Zuschlagen nicht laß ist und häufig den Nagel auf den Kopf trifft. Jenes pommerische Fräulein, welches auf die lärmende Frage eines Offiziers nach seinem Bedienten: „Wo ist der Dummkopf?" ruhig zur Antwort gab: „Auf Ihren Schultern" — könnte ganz gut auch ein Mecklenburger Kind gewesen sein. Viel Religion im Lande, faustdicker Teufelsglaube, welcher Mecklenburg vordem zu einem bevorzugten Pflegeplatz der Hexenbrennerei gemacht hat. Jedoch durch das orthodoxe Geprudste hindurch mitunter ein derber Lachtriller satyrischer Schalkheit, wie denn der vlämische „Reinaert de vos" wahrscheinlich zu Rostock in niederdeutschen Pelz sich gekleidet hat. Auch keineswegs etwa des Jenseits wegen das Diesseits gering geachtet, sondern im mecklenburgischen Charakter vielmehr ein starker Zug materialistischer Philosophie, welche Schinken und Spickgänse so hochhält, daß böse Zungen behaupten, die Mecklenburger Herren und Damen wanderten alljährlich in Schaaren nach Karlsbad, um das den Winter über angelebte Fett daselbst wieder los zu werden. Schinken, Spickgänse und häufige Fischkost reizen den Durst und nach reichlicher Stillung desselben haben die Mecklenburger von Alters her an den Wagnissen des Hazardspiels ihre Freude gehabt. Was ihre Courtoisie und Galanterie betrifft, so war sie vor Zeiten mehr derber als zarter Natur. Der ehrliche Hans von Schweinichen, der um das Jahr 1575 im Mecklenburger Lande ein Hoffest mitmachte, weiß bekanntlich von dem Gebahren der dortigen „Junkherren" und „Junkfern" allerhand Bedenkliches zu erzählen. Summa: Ein derber, schwerfälligrr Schlag von Menschen, in den obern Gesellschaftsschichten dick junkernd, aber im Ganzen redlich, tüchtig, mannhaft; sporadisch auch mund- und faustfertig, luchsäugig, jägermäßig pfiffig, husarenhaft schlau, je nach Bedarf die Schärfe gesunden Menschenverstandes oder eulenspiegelischen Humor herauskehrend, je nach Befund der Umstände geduldig abwartend oder keck zufahrend und ergreifend, zäh, hagenbuchen zäh in Liebe und Haß, bei erregtem Grolle selten in schnelle Zornflammen aufprasselnd, aber intensiv und nachhaltig glühend wie Steinkohlenfeuer. Ein Typus mecklenburgischer Natur und Art im höchsten Sinne ist der 1742 in Rostock geborne, spätere General Blücher. (Blücher, seine Zeit und sein Leben von Johannes Scherr) freilich die Weltgeschichtsuhr ist in Mecklenburg allezeit um eine oder vielmehr um etliche Stunden zu spät gegangen: — hier ist erst im Jahre 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben worden und factisch als „Unterthänigkeit" besteht sie noch heute.

Herrieden, Anfangs September. Witterungsverhältnisse Europas im Monat August. Die über Europa befindliche Luftsäule war zwar im Allgemeinen keinem schroffen Wechsel unterworfen, hielt sich aber immer nahe am Mittel, im Nordost stets etwas tiefer, als im Südwest. Es herrschte deßhalb sehr wechselvolles Wetter, bald Regen und bald Sonnenschein. Würde nicht in den vorausgehenden Monaten so wenig Niederschlag gefallen sein, so würde die große Regenhöhe des Monats, die an vielen Stationen mehr als das Doppelte der gewöhnlichen betrug, nachtheilig gewirkt haben. So brachte aber dieselbe zum großen Verdruße der mit Wasserkraft arbeitenden Müller kaum einen mittleren Wasserstand in die Flüsse. Von seltener Ausdehnung war die Gewitterkette, welche an der Grenze zweier Luftströmungen vom 27. bis 31. in der Richtung von NW. nach SO. über Europa zog. Wie in unserer Gegend in Buch am Wald, so entsendete dieselbe an vielen Orten, in der Nacht vom 28. auf den 29. selbst in der Nähe der Sternwarte von Paris zündende Blitzstrahlen. Erst nach diesen Gewittern und nach prachtvollen Nordlichtern in den höhern Breiten bildete sich im südwestlichen Europa ein hoher Luftberg von 772 mm Druck aus, welcher sich immer mehr ausdehnte, und schönere Tage einleitete.

War nun die Luftsäule weder sehr hoch noch sehr tief, und entsprach nahezu der vorjährigen, so war auch die Temperatur an den meisten Stationen Europas der vorjährigen ziemlich gleich. Ja in Irland, Schottland, Schweden und Norwegen wich sie um kein 10tel Grad von derselben ab, selbst in London war dieselbe nur 0,1° kälter. Im Allgemeinen war der heurige August in Portugal, im nördlichen Spanien, in England, Rußland und Lappland kälter, als der vorjährige, dagegen im südlichen Spanien, auf der italienischen Halbinsel, auf den Inseln des Mittelmeeres, im mittleren Frankreich, dann in Deutschland und der Schweiz wärmer, als jener. In Rom hatte der August viel höhere Nachmittagstemperaturen, als selbst der Juli, wie ich aus den meteorologischen Bülletins von Rom, mit denen mich der Direktor der dortigen Sternwarte, Herr P. Secchi, dieser Tage zu meiner großen Freude unvermuthet überraschte, ersehe.

Die an den einzelnen Hauptstationen Europas Morgens 7 Uhr beobachteten Mitteltemperaturen waren der Reihe nach folgende: Alikante in Südspanien 22,7 (voriges Jahr 21,0), Palermo 21,2 (v. J. 19,9), Lesina in Dalmatien 18,4, Triest 18,0, Rom 17,5 (v. J. 16,9), Bilbao in Nordspanien 17,1 (18,1), Marseille in Südfrankreich 16,6 (17,0), Lissabon 16,5 (18,4), Turin 16,4 (16,8), Odessa am schwarzen Meere 15,4, Madrid 15,0 (15,2), Herrieden 14,0 (11,6), Wien 13,5 (11,4), London 13,2 (13,3), Brüssel 13,0 (11,6). Amsterdam 13,0, Paris 12,9 (11,9), Valentia in Irland 12,4 (ebenso), Skudesnäs 11,4 (ebenso), Nairn 10,8 (ebenso), Bern 10,7 (10,0) Stockholm 10,6 (ebenso) Moskau 10,4 (11,6), Petersburg 9,6 (10,8), Haparanda 8,4 (10,1).

In unserer Gegend hat zwar der schnell auf einander folgende Regen die Haber- und theilweise Gersten- und Weizenernte verzögert, aber durch den reichlichen Grummetwuchs und das Einschlagen der Herbstfuttersaat sehr großen Nutzen gestiftet. Auf den menschlichen Organismus wirkte der viel bedeckte Himmel und der schnelle Wechsel zwischen Sonnenschein und Gußregen in Verbindung mit den noch fortdauernden nachtheiligen Folgen der Witterungseinflüsse des Juli nicht günstig, Cholerine, Ruhr und Keuchhusten erhielten den Krankenstand fortwährend über dem Mittel.

Dreisylbige Charade.

So Manchem wird's im Vaterlande,
Was meine Zweit' und Dritte nennt,
Ihn halten länger keine Bande,
Vom Theuersten das Herz er trennt.
Mit wenig Geld und vielem Hoffen
Eilt er voll Muth der Ersten zu;
Die ganze Welt steht ihm ja offen,
Das Glück verfolgt er ohne Ruh'.
Doch ach, das Glück ist voller Laune,
Es flieht meist den, der nach ihm jagt!
Wie log von dorther die Posaune,
Die Reue ihm am Herzen nagt;
Die letzten Quellen bald versiegen,
Es liegt das Geld nicht da, wie Stroh, —
D'rum läßt er seinen Sack da liegen,
Und kehrt zurück, von wo er floh.
Oft liegt das Glück uns vor der Nase,
Wonach wir in die Ferne geh'n!
Das Ganz' ist eine nasse Straße,
Du kannst sie auf der Karte seh'n.

Auflösung der Charade in Nr. 36:
„Nachtlicht."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 38. Sonntag, den 17. September 1865.

Das Erste, o Mensch, zu dem Baue des Glücks
Ist weise zu sein. Vor den Göttern vergiß
Die Ehrfurcht nie. Der Vermessene büßt
Durch gewaltigen Schlag das vermessene Wort,
Und der Büßende lernt
Im Alter besonnene Weisheit.

Sophokles.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Sieh, Paula," sprach Berger, „Du äußertest einst gegen mich, wenn Du Dir ein Leben ganz nach Deinem Wunsche zu wählen hättest, so würdest Du auf dem Lande in der Nähe der Stadt leben, auf einem Gute, wenn es auch noch so klein sei, wenn es nur ausreiche, Dich vor Noth und Sorge zu schützen. Ich habe diese Worte nicht vergessen. Ich bin mit dem Besitzer des Gutes in Alldorf in Verbindung getreten — es liegt ja nicht eine Stunde von hier entfernt, es liegt schön, das Wohnhaus ist rings vom herrlichsten Garten umgeben — ich habe mit ihm schon unterhandelt, bin über den Preis des Gutes mit ihm einig, nur abgeschlossen habe ich den Kauf noch nicht. Das hing ja von Deiner Antwort ab, von Deinem Ja! oder Nein! Nun eile ich heute noch zu ihm — das Gut ist mein — Dein — ich trage die erste Abzahlungssumme bei mir — sobald ich sie übergeben, bin ich Besitzer des Gutes. Es soll Dir gehören, Paula. Dort wollen wir zusammenleben. Auch ich sehne mich aus dem kaufmännischen Leben und Treiben heraus — ich werde es aufgeben, um ganz und ungestört Dir leben zu können!"

Paula war überrascht. Sie kannte das Gut. In einem Thale gelegen, bildete es den schönsten Punkt in der ganzen Gegend. Oefter war der Wunsch in ihr aufgestiegen, dort wohnen zu können, und nun sollte der Wunsch mit einem Male erfüllt werden — erfüllt wie durch eine Zaubermacht.

Auch sie erzählte dem Geliebten, wie ihr Vater ihr auf seinem Sterbebette ans Herz gelegt, ihm ihre Hand zu reichen, wenn er um sie anhalten sollte.

Sie tauschten Liebe um Liebe und Geheimniß um Geheimniß, es war ja Bedürfniß für ihre Herzen, sich gegenseitig zu offenbaren und mit vollem Vertrauen einander hinzugeben.

Der Abend brach bereits herein, als Berger von Paula sich trennte. Er bestand darauf, noch nach Alldorf zu eilen, um den Kauf des Gutes abzuschließen.

„Laß es bis Morgen, Hugo," bat Paula. „Es wird schon Abend."

„Für mich giebt es heute keinen Abend!" rief Berger scherzend. „Heute noch muß das Gut unser gehören, dies ist ja ein Tag des Glückes für mich, den muß ich ausnutzen!"

Er eilte fort.

Paula blieb auf ihrem Zimmer Sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Auch sie fühlte sich glücklich und sie wollte dies Glück erst allein durchkosten. Den Wunsch ihres sterbenden Vaters hatte sie erfüllt und es war ihr, als ob er befriedigt auf sie herabblicke.

Wohl war sie mit sich öfter in Zweifel gewesen, ob sie Berger oder Hellmann mehr liebe — jetzt, wo die Entscheidung an sie herangetreten war, zweifelte sie nicht mehr, jetzt war sie sich bewußt, daß ihr Herz stets Berger mehr geliebt hatte.

Der Abend war völlig hereingebrochen — sie bemerkte es nicht. Träumend saß sie da. Eine neue große Zukunft hatte sich ihr geöffnet, und unwillkürlich weilten ihre Gedanken in derselben.

Die Dienerin rief sie zum Essen.

Sie eilte in das Zimmer ihres Vormundes. Der Doktor hatte sie schon erwartet.

„Nun, Paula, wie ist Deine Antwort ausgefallen?" fragte er.

Sie eilte zu ihm und warf sich ihm weinend an die Brust. Er vertrat ja ihres Vaters Stelle, er war stets lieb und gut gegen sie gewesen und ein Herz mußte sie haben, dem sie ihr Glück anvertrauen konnte.

Prells Augen blickten funkelnd, verlangend, als er das Mädchen in seinen Armen hielt. Er beugte sich auf sie herab und küßte sie auf die Stirn.

„Und Du fühlst Dich glücklich?" fragte er weiter.

„Ja, ich bin glücklich!" rief Paula, „denn ich liebe Berger und er ist gut und edel."

„Das ist er," versicherte Prell. „Wenn ich nicht die Gewißheit hätte, so würde ich ihn nicht selbst zu Dir geführt haben. Ich kenne ihn ja auch seit langen Jahren, — Berger ist gut."

Paula erzählte ihm nun, wie es der Wunsch ihres sterbenden Vaters gewesen sei, daß es so kommen möge, und daß Berger nach Alldorf geeilt sei, um das Gut dort zu kaufen. Sie versetzte sich im Geiste schon dorthin und schuf sich ein friedliches Bild ihrer künftigen Thätigkeit.

Prells Augen ruhten auf ihr, während sie erzählte. Auf ihrem Gesichte ruhte die Verklärung des Glücks und der Freude.

„Ja, ja, Du wirst glücklich werden," sprach er halb in Gedanken versunken. „Tausende werden Dich beneiden — ich gönne Dir das Glück!"

Er stand auf. Er wollte eine innere Erregung niederkämpfen — es gelang ihm nicht vollkommen. Paula bemerkte sie. Ob

sie dieselbe auch verstand? Gewiß nicht, denn sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand.

„Nur den einen Wunsch habe ich noch," sprach sie, „daß mein Vater dies Alles noch erlebt haben möge. Aber glauben Sie nicht auch, daß er es weiß!"

„Gewiß — gewiß — er weiß es!" erwiderte Prell hastig. Er setzte sich zum Essen an den Tisch.

* * *

Der alte Kaufmann Berger saß in größter Ungeduld in seinem Zimmer. Er war in das Vorhaben seines Sohnes eingeweiht und hatte demselben freudig seine Zustimmung gegeben. Das Glück seines einzigen Kindes war ja sein höchster Wunsch und er war überzeugt, daß Paula ihn glücklich machen werde, wenn sie die seinige wurde.

Als Hugo von Paula fortgegangen war, hatte er einen Boten an seinen Vater gesandt, der ihm die Nachricht seines Glückes überbrachte. Er war sofort dann nach Alldorf geeilt.

Von dort war er noch nicht zurückgekehrt, obschon es bereits spät am Abend war. Unruhe hatte den Alten erfaßt. Es drängte sich ihm der Gedanke auf, daß sein Sohn eine ziemlich bedeutende Summe Geld bei sich geführt hatte — wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre. Dann mußte er selbst wieder über seine Angst lächeln.

Hugo war ja mit dem Gutsbesitzer bekannt. Es war ganz natürlich, daß er nach abgeschlossenem Kaufe noch bei ihm geblieben war, bei einer Flasche Wein. Schon öfter war er erst spät in der Nacht von Alldorf zurückgekehrt. Führte der Weg auch durch das Holz, das Holz war sicher. Er erinnerte sich keines Falles, wo in demselben Jemand überfallen sei. Es war Thorheit daran zu denken.

Dies Alles stellte sich der Alte selbst vor, und dennoch kehrten die beängstigenden Gedanken wieder und wieder.

Er wollte einen Boten nach Alldorf schicken — er unterließ es, weil er befürchtete, daß man ihn seiner Aengstlichkeit wegen auslachen werde.

Es war schon Mitternacht — so lange hatte er vergebens auf Hugo's Heimkehr gewartet — als er sich endlich zur Ruhe legte, in der festen Ueberzeugung, daß er am andern Morgen selbst über seine Besorgniß lächeln werde. Stundenlang lag er indeß im Bett, ehe der Schlaf sich einstellte.

Erst spät am andern Morgen erwachte er. Seine erste Frage war nach seinem Sohne. Derselbe war noch immer nicht heimgekehrt. Jetzt machte er aus seiner Besorgniß kein Hehl mehr und war fest entschlossen, sofort einen Boten nach Alldorf zu schicken. In Eile kleidete er sich an.

Stimmen vor seinem Hause zogen ihn an das Fenster. Eine Anzahl Menschen sah er auf der Straße versammelt. Sie waren in lebhaftem Gespräch begriffen. Er öffnete das Fenster. Alle schwiegen, sobald sie ihn erblickten — aller Augen richteten sich auf ihn. Eine namenlose Angst erfaßte ihn. Ein Unglück mußte geschehen sein, eine innere Stimme rief es ihm zu und ihn mußte es betreffen — weshalb schwiegen sonst Alle, sobald sie ihn erblickt hatten.

Einem Bekannten rief er fragend zu, was vorgefallen war. Derselbe wich seiner Frage aus — er wußte es und mochte es nicht sagen. Ein Zweiter machte es ebenso.

Immer größer wurde seine Angst. Zum dritten Male brachte er die Frage kaum über die Lippen.

Ein Nachbar trat in diesem Augenblicke zu ihm in's Zimmer. Er sah es dessen bestürztem Gesichte an, daß er der Ueberbringer einer unheilvollen Nachricht war.

„Was ist vorgefallen?" fragte er zum vierten Male. Er mußte einen Stuhl erfassen, um sich aufrecht zu erhalten.

„Fassen Sie sich — fassen Sie sich," erwiderte der Gefragte — „ein Unglück —!"

„Wo ist mein Sohn?" unterbrach ihn der Alte ungeduldig.

„Fassen Sie sich," wiederholte der Andere — sein Gesicht verrieth schon Alles.

„Er ist todt — todt!" rief der Alte in entsetzlicher Angst. Er stand mit vorgebeugtem Körper da, er suchte die Antwort dem Gefragten vom Munde zu lesen.

„Ja — er ist heute Morgen erschossen im Walde gefunden," lautete die Antwort.

Mit lautem Aufschrei brach der Alte ohnmächtig zusammen.

Sein Diener stürzte herbei, mehrere Männer kamen zu Hilfe. Sie trugen ihn auf sein Bett und waren bemüht, ihn in das Bewußtsein zurückzurufen.

Der Mann hatte die Wahrheit gesprochen: erschossen lag der junge Berger im Walde. Die ganze Stadt war schon von dieser traurigen Nachricht erfüllt. Viele wollten es nicht glauben — sie konnten es nicht glauben, und dennoch war an der Wahrheit nicht mehr zu zweifeln, denn zwei Männer, welche den jungen Berger sehr gut kannten, hatten seinen Leichnam gefunden und der eine von ihnen hatte die Nachricht nach der Stadt gebracht.

Der Schrecken war allgemein. Alle hatten den jungen Mann ja gekannt — er war bei Allen beliebt gewesen.

Noch war nichts Näheres bekannt. War er ermordet, war er durch einen unglückseligen Zufall um's Leben gekommen, hatte er sich dasselbe selbst genommen? Niemand wußte Antwort auf diese Fragen, obschon sie fast von einem Jeden ausgesprochen wurden.

Die Arbeit ruhte für eine Zeitlang, das ganze Leben der Stadt stockte, gruppenweis standen die Menschen vor den Häusern, auf den Straßen und sprachen von dem Unglück — da rollte ein Wagen rasch durch die Stadt hin und zum Thore hinaus zum Walde.

Der Richter und ein Aktuar saßen darin. Es war sofort von dem Unglücke beim Gerichte Anzeige gemacht und sie eilten hin zur Untersuchung. Das schien auch unter Viele der Dastehenden Leben zu bringen, denn sie eilten dem Wagen nach zum nahen Walde. Sie wollten selbst sich von dem Geschehenen überzeugen.

Unmittelbar auf dem nach Alldorf durch den Wald führenden Fußwege lag der junge Berger erschossen. Der Weg war nur schmal, er führte durch Buchwald und war zu beiden Seiten mit Gras bewachsen. Die Stelle wo der Todte lag, selbst das Gras in der nächsten Nähe war durch Blut geröthet.

Ungefähr fünf Schritt von dem Todten entfernt saß ein Mann auf einer hervorragenden Baumwurzel. Es war ein Holzarbeiter. Mit seinem Kamerad war er zur Arbeit gegangen und hatten hier den Todten gefunden. Während sein Kamerad zur Stadt geeilt war, um beim Gerichte Anzeige zu machen, war er als Wächter zurückgeblieben. Sicherlich hatte vor ihnen noch Niemand den Todten gefunden und er wußte, daß es vielleicht von Bedeutung war, wenn der Todte von Niemand angerührt wurde, ehe der Richter kam. War hier ein Verbrechen geschehen, so konnte vielleicht ein geringfügiger Nebenumstand zur Entdeckung des Mörders führen. Bei einem ähnlichen Falle hatte er diese Erfahrung gemacht.

Erwartungsvoll blickte er den Weg hinab. Da kam der Richter mit dem Aktuar, von einigen Männern aus der Stadt begleitet. Der Wagen, der sie in den Wald gebracht, hatte nicht bis hieher fahren können. Sie gingen rasch. Der Holzarbeiter, der ihnen die Nachricht überbracht hatte, führte sie.

„Dort ist es — da liegt er," sprach er, als sie kaum noch funfzehn Schritt von dem Todten entfernt waren.

Hastig trat der Richter heran. Forschend blickte sein Auge nieder und erschreckt zuckte er zusammen.

„Es ist wirklich wahr — er ist es!" rief er. „Es ist der junge Berger!"

Er schien an der Nachricht, die er erhalten hatte, gezweifelt zu haben. Auf seinem Gesichte prägte sich Schmerz und Bestürzung aus. Er kannte ja des Todten Vater, ihn selbst — er war mit beiden befreundet — war oft in ihrem Hause gewesen.

„Hier liegt ein Verbrechen vor," fuhr er fort — „dies wird dem Alten den Tod bringen!"

Der Aktuar und die Männer, welche mit ihm gekommen

waren, traten dicht an den Todten heran — es war der junge Berger, auch sie erkannten ihn.

Der Richter schwieg. Er mußte die ersten Eindrücke des Schreckens und Schmerzes erst überwinden, ehe er zur Untersuchung schritt. Sein eigenes Herz sprach hier ja mit, denn auch er hatte den Todten lieb gehabt.

Er faßte sich. Sein Auge blickte umher, auf den Todten. Er suchte nach einer Waffe — dem Instrumente, mit welchem Hugo getödtet war. Er sah nichts.

„Hier ist ein Mord geschehen," sprach er.

Der Todte lag auf dem Rücken. Die Züge seines Gesichtes waren durch den Tod nicht entstellt. Sie waren die eines Schlafenden. Nur die starre, bleiche Farbe verrieth, daß kein Leben mehr in dem Körper war. Der Hut war dem Todten entfallen — er lag vielleicht zwei Schritte von ihm entfernt.

In die Brust hatte er die Todeswunde erhalten, das verrieth das Blut, mit welchem Rock und Weste bedeckt waren, auf den ersten Blick.

„Wann habt Ihr den Todten hier gefunden?" fragte der Richter den Holzarbeiter, der ihm die Nachricht überbracht und ihn hieher geführt hatte.

„Heute Morgen, als ich mit meinem Kamerad dort zur Arbeit ging," erwiderte der Mann.

„Um welche Uhr?"

„Wir waren um 7 Uhr von Haus fortgegangen, von Alldorf, es mochte also nach sieben und ein halb sein, als wir hier ankamen."

„Geht Ihr so spät erst zur Arbeit?" warf der Richter ein.

„Wir arbeiten in Accord, da ist uns keine Zeit vorgeschrieben. Wir fangen gewöhnlich früher an. Heute hatten wir uns verspätet — meine Frau liegt krank darnieder."

„Wie fandet Ihr den Todten?"

„Genau so, wie er jetzt noch liegt."

„Habt Ihr ihn nicht berührt?"

„Nur mit der Hand habe ich ihn auf die Stirn gefaßt und am Arme — es konnte ja noch Leben in ihm sein. Die Stirn war indeß kalt und der Arm steif."

„Kanntet Ihr den Todten sogleich?"

„Gewiß, wir haben ihn oft in Alldorf beim Gutsbesitzer gesehen — und auch in der Stadt."

Der Richter schwieg einen Augenblick. Er kannte die beiden Holzarbeiter, es waren rechtschaffene Männer er hegte gegen sie keinen Verdacht, dennoch mußte er so genau als möglich forschen.

„Weshalb ist denn einer von Euch hier zurückgeblieben?" fragte er weiter.

„Ich wollte den Todten bewachen," erwiderte der Zurückgebliebene. „Ich habe bereits einen ähnlichen Fall erlebt. Es war ein Mann auf der Heerstraße erschlagen. Am Morgen wurde er gefunden, aber es blieb Niemand bei ihm. Mehrere Menschen kamen bei ihm durch, sie berührten ihn — sie trugen ihn sogar vom Wege zur Seite in einen Graben. Als nachher das Gericht zur Untersuchung kam, waren alle Spuren, die vielleicht zur Entdeckung des Mörders führen konnten, zertreten. Der Mörder ist auch nicht entdeckt und alle die, welche den Todten berührt hatten, kamen in Untersuchung."

Die Worte des Mannes trugen vollkommen das Gepräge der Wahrheit.

„Es war gut von Euch, daß Ihr es so gemacht habt," sprach der Richter. „Glaubt Ihr, daß der Todte hier schon vor Euch von Jemand gefunden ist?"

„Ich weiß es nicht, indeß glaube ich es kaum," erwiderte der Arbeiter.

„Weshalb glaubt Ihr es nicht?"

„Dieser Weg führt von der Stadt nach Alldorf. Wäre Jemand von der Stadt gekommen, so würde er uns begegnet sein, oder es in Alldorf erzählt haben, und hätte ihn Jemand gefunden, der zur Stadt gegangen, so würde es dort bekannt gewesen sein ehe ich hinkam. Es wußte indeß noch Niemand etwas davon."

Sie blickten dem Richter offen ins Auge.

„Habt Ihr die Kleidung des Todten untersucht?" fragte der Richter weiter.

„Nein," erwiderten beide Männer gleichzeitig.

„Habt Ihr besondere Zeichen bemerkt?"

„Es war Alles so, wie es jetzt ist. Wir haben nichts angerührt."

Nicht einmal das Gras zu Seiten des Weges war niedergetreten, freilich konnte es sich während der Nacht wieder emporgerichtet haben, denn aller Wahrscheinlichkeit nach war das Verbrechen schon am Abend zuvor geschehen.

Der Richter schwieg. Zu weiteren Fragen hatte er jetzt keine Veranlassung. Ungeduldig blickte er den Weg hinab.

„Sie haben doch zu Prell geschickt?" wandte er sich an den Aktuar.

„Gewiß," versicherte dieser. „Er ließ mir zurücksagen, daß er bald kommen werde."

„Er bleibt lange," bemerkte der Richter.

Prell war zugleich Physikus und Gerichtsarzt. Er mußte in solchen Fällen die erste Untersuchung vornehmen.

Mit schnellen Schritten kam er endlich auf dem Wege daher. Der Richter ging ihm entgegen.

„Ein schrecklicher Fall," sprach er.

„Es ist also wirklich wahr?" warf Prell ein. „Er ist ermordet?"

„Ja — allen Anzeichen nach," bestätigte der Richter.

Prell strich mit der Hand über die Stirn.

„Die Nachricht hat mich furchtbar erschüttert," sprach er. „Erst gestern Nachmittag war er noch bei mir, er hielt um Paula's Hand an und hat sich mit ihr verlobt."

„Gestern Nachmittag mit Paula Braun verlobt?" wiederholte der Richter überrascht.

„Ja — ja. Und er war so glücklich. — Das Mädchen weiß noch nichts davon. — Als er sie verließ, wollte er nach Alldorf gehen, um das Gut zu kaufen. — Paula erzählte es mir — schrecklich, schrecklich — und nun schon todt! Wann ist die That geschehen?

Der Richter zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht," erwiderte er.

„Und Sie wissen auch noch nicht, wer ihn getödtet hat?"

„Noch habe ich keine Ahnung davon — noch keine Spur."

„Es ist mir unbegreiflich," fuhr Prell fort. „Hier im Walde — so nahe der Stadt — der Weg ist stets ziemlich belebt — so lange ich denken kann, ist hier in der Gegend nichts Aehnliches geschehen."

„Ja — ja, es ist eine dreiste That," entgegnete der Richter. „Doch kommen Sie, Herr Doctor. Der Todte liegt noch unberührt da, damit Sie bei der Untersuchung durch nichts irre geleitet werden."

Prell trat an den Todten heran. Fest richtete er das Auge darauf.

„Durch die Brust!" sprach er halb zu sich selbst. „Sein Gesicht ist ruhig. Er scheint gut getroffen zu sein — mit dem Tode hat er nicht lange gekämpft."

„Wollen Sie ihn nicht näher untersuchen?" bat der Richter.

Prell kniete neben dem Todten nieder. Ein Päckchen mit Instrumenten legte er neben sich.

(Fortsetzung folgt.)

Friedensruf

von

A. Dulte.

Der du nur ein Gast hienieden
Unter Schmerz und Lust,
Komm', o Frieden, süßer Frieden,
Komm' in meine Brust!

Ein verheißner Himmelssegen,
Den kein Stürmen raubt,
Schwebe du auf allen Wegen
Schützend mir ums Haupt!

Leuchte tröstend ohne Weichen
Meiner Lebensbahn,
Wie Jehovahs Flammenzeichen
Ueber'm Wüstenplan!

Doch, daß du mich ganz erfüllest,
Wehret mir Natur,
Und den reifen Kern enthüllest
Du aus Dornen nur.

Komm', o Frieden, süßer Frieden,
Komm' in meine Brust,
Der du nur ein Gast hienieden
Unter Schmerz und Lust!

Aus der Liebe, aus dem Glauben
Strömst du wohl ins Herz,
Doch ein Sturm noch kann dich rauben,
Und du stirbst im Schmerz . . .

Erst wann ich in Schweiß und Wehe
Tief gerungen hab',
Steigst du wieder, Geist der Höhe,
In die Brust hinab.

Aus der Arbeit kommt der Segen,
Weisheit aus dem Leid —
Der Erlöser allerwegen
Trägt des Mühsals Kleid!

Der du nur ein Gast hienieden
Unter Schmerz und Lust,
Bleib', o bleibe, süßer Frieden,
Ruh' in meiner Brust!

Das älteste Kegelspiel. Dieses Spiel, wie aus Homers Odyssee hervorgeht, war bereits zur Zeit des trojanischen Krieges unter den Griechen sehr gewöhnlich. Die Kegel bestanden aus Stein und hießen Pessi. Die Freier der Penelope spielten es häufig vor dem Palaste des Ulysses. Athenäus, welcher sich auf glaubwürdige Bürgschaften stützt, schildert es in seinen „Tischreden" folgendermaßen: Die Zahl der edlen Herren, theils aus Ithaka selbst, theils von den benachbarten Inseln, welche um die Gemahlin und Güter des Ulysses warben, belief sich auf 108, und eben so groß war die Zahl der Kegel, das ist ein unten viereckiger, oben zugerundeter Stein, womit sie spielten. Die Freier stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber, 54 gegen 54, und eben so wurden auch die Steine gesetzt; in die Mitte des zwischen beiden Schlachtordnungen befindlichen leeren Platzes wurde ein besonderer Stein gesetzt, den man Penelope nannte. Diese steinerne Penelope nun war das Ziel, wonach die Spielenden aus einer bestimmten Entfernung werfen mußten; die Ordnung des Werfens entschied das Loos. Derjenige, welchem es glückte, den die Penelope vorstellenden Kegel zu treffen und von seiner Stelle zu entfernen, dessen Stein wurde an den Platz der Penelope gesetzt und er warf nun von diesem Standpunkte mit der Penelope nach seinem eigenen Steine, der seinen früheren Ort wieder erhalten hatte. Traf er ihn, ohne einen von den anderen Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen und hielt es für eine glückliche Vorbedeutung, daß er die Braut heimführen werde.

Zu einem gesegneten Herbste*)

Trinklied für die Freunde.

Im fernen Ungarlande
Da lebt ein frommer Mann,
Im schlichtesten Gewande
War er stets angethan
Sein Name lautet Hurban,
Denn immer ging er sturman
Für seines Volkes Rechte,
Das war bei ihm ganz echte!

Chor: Sein Name lautet Hurban rc.

Wir sitzen hier und trinken
Vom alten Vater Rhein,
Seht, wie die Waffen blinken,
Wie leucht't das Wetter ein.
Woll'n wir nicht fürder streiten,
Woll'n wir nicht etwas leiden
Für uns'rer Kirche Lehr'
Nach Deutscher Männer Ehr'?

Chor! Woll'n wir nicht fürder streiten rc.

So laßt uns hier erneuen
Den alten Kirchenbund,
Daß wir in Deutschen Treuen
Stehn auf des Glaubens Grund,
Daß wir woll'n tapfer kämpfen,
Des Satans Ränke dämpfen,
Daß wir woll'n fröhlich streiten
Für unsern Heiland leiden.

Chor: Daß wir woll'n tapfer kämpfen rc.

Auch ein Protestant im alten Vaterland.

*) Wir entsprechen durch die Aufnahme dieser Verse dem besonderen Wunsche des Herrn Verfassers, nachdem in neuerer Zeit einige Mittheilungen von demselben nicht aufgenommen worden sind. D. R.

Charade.

Ich bin kein Ding, hab' einen Namen nur,
Du kannst mich in dem Lauf' der Sterne lesen,
Ich bin dir nah' und fern, und keine Spur
Entdeckt dein Aug', dein Ohr von meinem Wesen.
Du hast mich gut, auch finster, bös genannt,
Mit grauenvoller Thaten Schuld gegeben,
Doch griff nach mir noch keines Rächers Hand,
Was frommt zuletzt auch alles Widerstreben?

Zwar rührte Mancher schon die Hände, klug
Durch hoch gebauten Damm mich aufzuhalten.
Wie nieder blieb der Damm für meinen Flug,
Was hemmte je mein übermächt'ges Walten?
Dein Auge wird, wohin es forschend nah't,
Was ich geschaffen, was zerstört, begreifen.
Du freust dich oft der wohlgepflegten Saat:
Wird dir die Frucht, wird sie dem Enkel reifen?

Und wenn die Thräne deinem Aug' entquillt,
Die tiefe Wunde brennt in deinem Herzen —
Der Thränen Weh hab ich allein gestillt
Und ich allein gelindert deine Schmerzen.
Und wenn der Hoffnung ewig grüner Zweig
Sich deinem Blick mit schönster Blüthe schmückte:
Wer war's, der mit der Frucht so süß und reich
Nach bangem Harren endlich dich beglückte?

Auflösung der Charade in Nr. 37:
„Meerenge."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 39. Sonntag, den 24. September 1865.

Der Rose süßer Duft genügt, man braucht sie nicht zu brechen —
Und wer sich mit dem Duft genügt, den wird der Dorn nicht stechen.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Doctor Prell untersuchte den Rock und die Weste des Erschossenen.

„Er ist erschossen," sprach er. „Hier dies Loch in Rock und Weste rührt von einer Kugel her. — „Ja — er ist durch eine Kugel gestorben," fügte er hinzu, nachdem er die Brust des Todten entblößt und die Wunde von Blut gereinigt hatte. „Mitten durch das Herz ist sie gegangen — ein sicherer Schuß — deshalb ist auch auf dem Gesichte kein Zeichen eines Todeskampfes zu sehen. Es muß schnell mit ihm zu Ende gewesen sein — augenblicklich."

Der Richter stand neben ihm. Er sprach kein Wort.

Prell nahm die Sonde zur Hand, um die Wunde zu untersuchen.

„Ein scharfer Schuß!" fuhr er fort. „Die Wunde ist tief — über vier Zoll tief — das ganze Herz ist von der Kugel durchbohrt. Am Rückenwirbel muß die Kugel angeschlagen sein — die Richtung der Wunde führt dorthin."

Er sprach dies, während er fortwährend die Wunde noch mit der Sonde untersuchte. Seine Hand war fest dabei. Er war ja zugleich ein tüchtiger Chirurg, ein geschickter Operateur.

„Richtig, da ist die Kugel!" rief er. „Am Rückenwirbel ist sie angeschlagen, dann etwas zur Seite gedrungen. Es wird schwer halten, sie herauszuziehen!"

Er legte die Sonde zur Seite und nahm ein anderes Instrument zur Hand.

Die Hinzugekommenen hatten einen Kreis um ihn und den Todten gebildet und sahen mit Spannung zu. Nur dann und wann hörte man ein Flüstern.

Prell schien dies alles nicht zu bemerken. Er war ganz mit dem Todten beschäftigt. Das Herausziehen der Kugel wollte ihm nicht gelingen. Ein Instrument nach dem andern nahm er zur Hand.

Endlich glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Er hatte die Kugel mit einer Zange erfaßt und zog sie nun langsam heraus.

„Da ist sie, die ein Menschenleben vernichtet hat," sprach er.

In dem neben ihm stehenden Wasser reinigte er sie von Blut. Dann betrachtete er sie genauer.

„Ein leichtes Kaliber," fuhr er fort. „Sie ist am Rückenwirbel etwas breit geschlagen, dennoch erkennt man, daß es eine Spitzkugel gewesen ist. Die schießen scharf. Deshalb auch nur das kleine Loch in Rock und Weste und die kleine Wundenöffnung. Ueberzeugen Sie sich selbst," fügte er hinzu, indem er sie dem Richter überreichte.

Dieser nahm sie schweigend zur Hand. Sein Blick ruhte prüfend darauf.

„Herr Doctor, Sie sind ja selbst ein Jäger," sprach er endlich. „Sie haben Erfahrung in den Sachen, halten Sie dies für eine Pistolen- oder eine Büchsenkugel?"

Prell zuckte mit den Achseln.

„Das kann nach der Kugel Niemand entscheiden," sprach er. „Man kann eine große Pistolenkugel aus einer engläufigen Büchse schießen und umgekehrt, ich kann hierüber also nichts behaupten. Aber ein anderer Punkt kommt hinzu. Ich halte es nicht blos für Zufall, daß die Kugel das Herz so gut getroffen hat, ich glaube vielmehr, daß derjenige, der sie abgeschossen hat, eine sichere Hand besitzt, rechnen wir die Kraft hinzu, mit der die Kugel eingedrungen ist, so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß die Kugel aus einer Büchse geschossen ist. Man schießt sicherer mit einer Büchse."

Der Richter begnügte sich mit dieser Auseinandersetzung. Er selbst hatte ja kein Urtheil darüber.

„Wollen Sie die Kleidung des Todten untersuchen?" bat er den Doctor.

Prell kam der Aufforderung nach. Sämmtliche Taschen des Todten waren leer, nur in einer der Westentasche steckte ein kleiner Schlüssel.

„Es ist nicht denkbar, daß er ohne Uhr, ohne Geld mit sich zu führen, fortgegangen ist," warf der Richter ein.

„Er trug eine goldene Uhr, an goldener Kette," bemerkte Prell. „Ich sah es zufällig, als er gestern Nachmittag bei mir war."

„Also ein Raubmord!" rief der Richter.

„Paula erzählte mir auch," fuhr Prell fort, „daß er eine Summe Geld bei sich geführt habe, um damit in Alldorf die erste Anzahlung auf das Gut zu machen. In seinen Taschen findet sich nichts — er kann freilich erst auf dem Rückwege von Alldorf erschossen sein. Dies ist sogar wahrscheinlich."

„Weshalb?" warf der Richter ein.

„Als er mein Haus verließ," sprach Prell, „brach der Abend bereits herein, es war indeß noch nicht dunkel, bei seiner Heimkehr muß es indeß dunkel gewesen sein und ich denke, für solche That wählt so leicht Niemand die Tageshelle."

„Sie sagen, daß er den Gutsbesitzer Frenzel in Alldorf besuchen wollte?" fragte der Richter.

„Paula erzählte es mir so. Zu mir selbst hat er nichts davon gesagt."

„Ich werde zu Frenzel schicken und ihn fragen lassen, ob Berger dort gewesen ist," fuhr der Richter fort.

Er blickte sich nach einem Boten um.

Mehrere Männer, welche von der entgegengesetzten Seite des Weges kamen, überhoben ihn der Mühe. Sie kamen von Alldorf und der Gutsbesitzer war unter ihnen.

Auch nach Alldorf war die Nachricht des Unglücks bereits gedrungen.

Frenzel trat hastig heran. Er grüßte die Umstehenden, of-

schon er die Meisten kannte, nur flüchtig. An den Todten trat er. Schrecken sprach aus seinen Zügen.

„Entsetzlich — entsetzlich!" rief er laut.

Er war mit dem Todten ja innig befreundet gewesen.

Der Richter trat zu ihm.

„Ein trauriger Fall!" sprach er. „Mich hat er gewaltig erschüttert!"

Frenzel antwortete nicht. Man sah es ihm an, wie er mit sich kämpfte, um den Schmerz im Zaum zu halten.

„Es ist entsetzlich!" wiederholte er nur.

„Ist Berger gestern Abend bei Ihnen gewesen?" fragte der Richter.

„Nein," erwiederte der Gutsbesitzer. „Aber er hatte mir versprochen zu kommen — ich erwartete ihn — wir wollten sogar ein Geschäft abschließen."

„Er wollte Ihr Gut kaufen?"

„Ja — ganz recht. Wir standen deshalb in Unterhandlung, waren fast einig — gestern wollte er mir bestimmte Nachricht bringen."

„Er ist nur bis hierher gekommen!" bemerkte der Richter. „Er hat die Summe bei sich getragen, die er Ihnen als erste Anzahlung geben wollte — sie scheint sein Unglück geworden zu sein!"

„Und Sie haben noch keine Spur des Mörders aufgefunden?" fragte Frenzel.

„Noch keine."

Der Richter und Aktuar untersuchten, von Frenzel und dem Doctor unterstützt, die Umgebung. Sie fanden nicht das Geringste, was mit dem Morde in Zusammenhang stehen konnte, was auf eine Spur des Verbrechens geleitet hätte.

Ohne Erfolg kehrten sie zu dem Todten zurück.

„Wann hat der Ermordete Ihr Haus gestern verlassen?" fragte der Richter den Doctor.

„Der Abend brach bereits herein."

„Können Sie mir nicht die Zeit genau angeben?"

„Genau nicht. Es muß nach sechs Uhr gewesen sein."

„Und Berger hat sich sogleich auf den Weg nach Alldorf begeben?"

Prell zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß nur aus Paula's Munde, daß er die Absicht hatte," erwiderte er. „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er es gethan haben."

„Dann mußte er ungefähr um sieben Uhr hier sein," fuhr der Richter fort, „um diese Zeit muß die verbrecherische That vollbracht sein. Um sieben Uhr ist es noch nicht dunkel im Walde, häufig gehen Menschen um die Zeit auf diesem Wege — es ist kaum denkbar! Können Sie aus der Beschaffenheit des Todten nicht ungefähr auf die Zeit schließen, wann er ermordet sein muß?"

„Ich kann nur so viel daraus ersehen, daß er bereits vor Stunden, vor Tagesanbruch ermordet ist," entgegnete Prell. „Der Körper ist vollständig kalt, dazu würden vier bis fünf Stunden in der frischen, kalten Luft ausgereicht haben. Die Kleidung ist von Thau durchfeuchtet, das beweist, daß die That schon vor Tagesanbruch geschehen ist, denn dann pflegt der Thau in der Regel sich zu bilden. Mehr kann ich nicht behaupten. Es widerspricht indeß nichts der Annahme, daß das Verbrechen schon gestern Abend geschehen ist."

Der Richter schüttelte halb zweifelnd den Kopf.

„Ich glaube es kaum," sprach er. „Nun, jedenfalls wird es sich leicht erforschen lassen, wann er sich auf den Weg nach Alldorf begeben hat. Selten wohl geschieht ein solches Verbrechen, ohne daß der Thäter die geringste Spur, welche zu einem Verdachte führen könnte, zurück läßt. Es muß eine vorher überlegte und vorbereitete und besonnen ausgeführte That sein."

„Er hat eine Spur zurückgelassen!" warf Prell ein.

„Welche? fragte der Richter, ihn gespannt anblickend.

„Sie haben sie zu sich gesteckt — die Kugel," gab Prell zur Antwort.

„Wie kann ich aus ihr errathen, wer sie abgeschossen hat?" fragte der Richter. „Obenein ist ihre Gestalt verändert und sie hat sich breit gedrückt."

„Aber ihr Gewicht ist geblieben," bemerkte Prell. „Es ist dies freilich nur ein geringfügiger Umstand, dennoch kann er vielleicht mit zur Ermittlung des Mörders führen."

Der Richter hatte einen der Holzarbeiter zur Stadt zurückgesandt, um einen Wagen zu holen, auf welchem der Todte fortgebracht werden sollte.

Er harrte auf dessen Ankunft. Schweigend stand er neben dem Todten. Das Geschick des ihm befreundeten jungen Mannes ging ihm nahe, und er hatte noch nicht die leiseste Spur, um seinen Mörder verfolgen zu können. Vergebens hatte er darnach suchend seinen Blick umherschweifen lassen, seinem scharfen Auge würde so leicht nichts entgangen sein.

Der Aktuar hatte jeden einzelnen Punkt der Untersuchung genau aufgezeichnet.

„Bleiben Sie hier, bis der Wagen für den Todten kommt," sprach der Richter zu ihm. „Ich werde zurückkehren."

Er reichte Frenzel die Hand zum Abschied — da wurde des Todten Vater, der alte Berger, von zwei Männern unterstützt, herbeigeführt.

Es war ein erschütternder Anblick, den Alten mit schwankenden Schritten und mit der Hast der höchsten Angst nahen zu sehen. Noch suchte er sich mit der schwachen Hoffnung, daß die schreckliche Nachricht falsch sei, aufrecht zu erhalten. Es konnte ja nicht sein. Er konnte sein einziges Kind nicht auf so entsetzliche Art verloren haben.

Schweigend machten die Umstehenden dem Alten Platz.

Der Richter trat ihm entgegen, er wollte ihn zurückhalten von dem traurigen Anblicke, wollte ihm beruhigende, tröstende Worte sagen — der Alte hörte ihn nicht — ungeduldig drängte er sich durch.

Da stand er an der Leiche seines Sohnes. Noch schien er ihn nicht zu erkennen, vor seinen Augen schien Alles zu verschwimmen, er beugte sich über ihn — der Todte lag so ruhig da Jetzt erkannte er ihn. Er zuckte zusammen — er wollte sich beherrschen, den Schmerz bemeistern — seine Kräfte reichten nicht aus.

Kraftlos sank er neben ihm nieder und legte den greisen Kopf auf des Todten Brust. Die Hand desselben erfaßte er und führte sie an seine Lippen. Vernichtet war das höchste Glück seines Lebens, die Freude und Stütze seines Alters.

Er hatte nur dies eine Kind gehabt und all seine Liebe auf dasselbe gehäuft. Hugo war sein Stolz gewesen. Freudig hatte er ihn am Tage zuvor ziehen lassen, die Brust mit den schönsten Hoffnungen, mit Liebe und Glück erfüllt, und so mußte er ihn nun wiedersehen!

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein gewaltiger, großer Schmerz am wenigsten augenblicklich die Fassung raubt. Es ist, als ob die Thränen und alle Ausdrücke des Schmerzes zu gering für ihn wären, als ob sie nicht ausreichten, seine ganze Größe zu umfassen.

Langsam richtete sich der Alte empor. Er zitterte wohl, allein sein Gesicht schien abgestorben zu sein. Was kümmerte ihn auch jetzt noch das Leben mit all seinen Freuden und Schmerzen. Zu hoffen blieb ihm nichts mehr, und er hatte auch nichts mehr zu befürchten, was nur halb an das heranreichte, was er empfand.

Der Richter suchte ihn zu trösten.

„Fassen Sie sich," sprach er. „Sie müssen selbst dies Entsetzlichste zu tragen lernen, denn es giebt keine Macht, es ungeschehen zu machen!"

„Ich bin — gefaßt!" erwiderte der Alte.

Er sprach diese Worte ruhig, aber so tonlos, so abgestumpft.

Auch Prell trat zu ihm, um ihm einige Worte des Trostes zuzurufen.

„Lassen Sie — lassen Sie, wehrte der Alte ab. „Für mich giebt es keinen Trost — das müssen Sie sich selbst gestehen und das empfinde ich nur zu deutlich!"

Er fuhr mit der Hand über die Stirn und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

Ja, es gab keinen Trost für ihn, das empfanden Alle.

„Wann ist Ihr Sohn nach Alldorf gegangen?" wandte sich der Richter fragend an ihn.

Der Alte mußte sich erst besinnen. Er mußte sich zwingen, einen andern Gedanken als den seines Unglücks zu fassen.

„Gestern — gestern gegen Abend," sprach er. „Es mochte sechs Uhr vorbei sein, als er einen Boten zu mir sandte, durch den er mir sagen ließ, daß er nach Alldorf gegangen sei. Ich wußte Bescheid — nur dann wollte er dorthin gehen, wenn ein Wunsch ihm erfüllt war."

„Ich weiß es," bemerkte der Richter, „er hatte sich mit Paula Braun verlobt und wollte nach Alldorf eilen, um das Gut zu kaufen — den Kauf abzuschließen!"

Der Alte nickte zustimmend.

„Führte Ihr Sohn Geld bei sich?" fragte der Richter weiter.

„Ja."

„Wie viel?"

„Fünfzehntausend Thaler."

„In Papieren?"

Wieder bejahte der Alte die Frage durch Nicken des Kopfes.

„Wissen Sie vielleicht, was für Papiere dies waren?"

„Jetzt nicht — hier nicht — aber zu Haus — in meinem Buche! Oh — ich wollte ja all mein Vermögen hingeben, wollte ein Bettler werden, wenn ich sein Leben damit zurückkaufen könnte!"

Es war für den Richter peinlich, jetzt mit Fragen in ihn zu dringen, und dennoch konnte er nicht anders. Es hing vielleicht Alles von schnellem Handeln ab, ehe es dem Mörder gelang, zu entkommen.

Es sprach dies gegen den Alten aus. Der Gedanke an den Mörder seines Sohnes rief in diesem neues Lebensfeuer wach.

„Fragen Sie — fragen Sie!" rief er hastig. „Ich verspreche dem zehntausend Thaler, der den Mörder entdeckt. Ich halte Wort — Sie alle sind Zeugen — ich will das Geld auf dem Gerichte niederlegen! Ich muß ihn sehen, der diese That hat vollbringen können, muß wissen, ob er es nur des erbärmlichen Geldes wegen gethan hat!"

„Worin trug ihr Sohn die Papiere?" fragte der Richter weiter.

„In seiner Brieftasche," erwiderte der Alte. Der Gedanke, daß dies zur Entdeckung des Mörders führen könne, schärfte sein Gedächtniß, gab ihm Kraft. „Sie war von schwarzem Leder — sein Name, Hugo Berger, war darauf gepreßt — ich selbst habe sie ihm einst geschenkt. Er hatte sie gern, und pflegte sie deshalb immer zu tragen. Auch gestern trug er sie bei sich — ich sah, wie er das Geld hinein legte."

„Waren noch andere Papiere darin?" forschte der Richter.

„Ich weiß es nicht," gab der Alte zur Antwort. „Doch — doch," fügte er sich besinnend hinzu, „es lagen noch einige Blätter mit Notizen darin, ich weiß indeß nicht, was sie enthielten — und dann noch eine Schleife von rothseidenem Bande — er hatte sie auf dem letzten Balle von Paula erhalten."

„Ihr Sohn trug eine goldene Uhr mit goldener Kette?"

„Ja."

„Können Sie dieselbe näher beschreiben?"

„Nein, Beides war sehr werthvoll — die Kette lang — auch sie waren ein Geschenk von mir."

„Trug Ihr Sohn kein Geld weiter bei sich?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Alte, „aber ich glaube es, denn er pflegte nie ohne Geld das Haus zu verlassen. Er besaß ein Portemonnai mit silbernem Bügel — es war nicht mehr neu."

Der Aktuar hatte auch dies Alles genau nach den Angaben des Alten aufgezeichnet.

Der Richter hatte nichts mehr zu fragen.

„Werden Sie den Mörder entdecken?" rief der Alte.

„Ich hoffe, daß es mir gelingen wird," erwiderte der Richter.

Der Alte erfaßte seine Hand.

„Geben Sie sich alle Mühe —," sprach er, „lassen Sie kein Mittel unversucht — fragen Sie nicht nach den Kosten — ich stelle Ihnen mein ganzes Vermögen zur Verfügung, wenn Sie dadurch Etwas erreichen. Lassen Sie bekannt machen, daß ich dem, der den Mörder entdeckt, zehntausend Thaler geben will — bieten Sie Alles auf — ich muß den Menschen sehen, der mir mein größtes Glück vernichtet hat!"

„Ich werde keine Mühe scheuen," erwiderte der Richter. „Noch habe ich freilich keine Spur, keinen Anhaltepunkt, keinen Verdacht, aber ein solches Verbrechen verräth sich selbst. Das ist mein fester Glaube."

„Haben Sie diesen Glauben als Criminalrichter schon bewährt gefunden?" warf Prell ein. „Ich glaube, daß es nur die Thorheit der Verbrecher ist, wodurch sie sich verrathen."

„Ja, ich habe ihn bewährt gefunden," versicherte der Richter. „Es liegt in jeder Unthat eine unheimliche Macht. Nennen Sie es Thorheit der Verbrecher, es ist die Macht der That selbst, die sie mit Blindheit erfüllt, die sie treibt, vorsichtig zu sein, und dadurch meist schon eine Schlinge um ihr Haupt gelegt hat. Auf diese Macht der That vertrau ich auch in diesem Falle. Sie wissen, wie wenig Anhaltepunkte ich habe, dennoch bin ich überzeugt, daß ich einst über den Mörder dieses jungen Mannes zu Gericht sitzen werde!"

„Ich wünsche es zum wenigsten," fügte der Doktor hinzu.

Der Wagen, auf welchem der Todte zur Stadt gebracht werden sollte, war angelangt — er hielt in der Nähe. Bis dahin wurde der Todte von mehreren Männern getragen.

Sein Vater folgte ihm. Er war nicht zu bewegen, sich von ihm zu trennen.

Der Richter, der Aktuar und Prell kehrten zusammen zur Stadt zurück.

„Mir bleibt noch die schwere Aufgabe, Paula das Geschehene mitzutheilen," sprach der Doktor, als sie sich seinem Hause näherten. „Als ich fortging, wußte sie es noch nicht. Sie thut mir leid. Gestern hat sie sich mit ihm verlobt und sie liebt ihn. Sie war gestern Abend so glücklich, als ich sie nie gesehen habe. Es wird schwer sein, sie zu trösten!"

„Sie ist noch jung," erwiderte der Richter. „Die Zeit übt auf die Jugend einen mächtigen Einfluß aus. Was sie erst so kurze Zeit besessen, wird sie bald verschmerzen. Vor ihr liegt noch ein ganzes Leben — das Alles fehlt dem alten Berger. Er schien gefaßt zu sein, allein ich befürchte, daß er diesen Verlust nicht überwinden wird."

Sie trennten sich. Der Doktor betrat sein Haus.

Paula erwartete ihn. Durch die Dienerin war sie von Allem bereits unterrichtet — ihre roth geweinten Augen verriethen es.

Sie stürzte Prell entgegen.

„Er ist todt — todt?" rief sie.

Ob sie noch Hoffnung gehabt hatte!

„Er ist todt," bestätigte Prell.

Paula warf sich auf einen Stuhl. Aufs Neue gab sie sich ganz ihrem Schmerze hin. Prell trat zu ihr. Er legte die Hand auf ihren Nacken.

„Ertrage es, Paula," sprach er. „Fasse Dich, Kind. Es ist geschehen und keine Menschenmacht kann es ändern. Du mußt es einmal überwinden, suche es so gefaßt als möglich zu thun. Jede Nothwendigkeit wird leichter für uns, wenn wir mit einem festen Entschlusse an sie herantreten."

Paula hörte die Worte nicht. Sie hätte sie in diesem Augenblicke auch nicht zu fassen vermocht. Zu schnell, zu unerwartet war ihr junges Glück zertrümmert. Sie weinte heftig.

„Sei ruhig — ruhig Kind!" wiederholte der Doktor.

Er lehnte ihren Kopf an seine Brust. Sein Herz schlug schnell, aufgeregt — sie hörte es nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregeln.

Eine Makrobiotik in Merkversen, von dem verstorbenen Staatsrath Dr. Hufeland einige Tage vor seinem Tode für seine Freunde aufgesetzt.

Willst leben hoch und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng',
Genieße Alles, doch mit Maß,
Und was Dir schlecht bekommt, das laß'.

Mit Milch fängst Du Dein Leben an,
Mit Wein kannst Du es wohl beschließen;
Doch fängst Du mit dem Ende an,
So wird das Ende Dich verdrießen.

Die Luft, Mensch, ist Dein Element,
Du lebest nicht von ihr getrennt,
D'rum täglich in das Freie geh',
Und besser noch auf Bergeshöh'.

Das Zweite ist das Wasserreich,
Es reinigt Dich und stärkt zugleich;
D'rum wasche täglich Deinen Leib,
Und bade oft zum Zeitvertreib.

Dein Tisch sei stets einfacher Art
Sei Kraft mit Wohlgeschmack gepaart,
Misch'st Du zusammen vielerlei,
So wird's für Dich ein Hexenbrei.

Iß mäßig stets und ohne Hast,
Daß Du nie fühlst des Magens Last;
Genieß' es auch mit frohem Muth',
So gibt's Dir ein gesundes Blut.

Fleisch nähret, stärket und macht warm,
Die Pflanzenkost erschlafft den Darm,
Sie kühlet und eröffnet gut,
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab',
Es labt, erfrischt und kühlet ab;
Doch über Allem stets das Brod,
Zu jeder Nahrung thut es noth.

Die beste Nahrung ist das Brod,
Gib uns es täglich lieber Gott!
Ja, jede Speise kann allein
Mit Brod nur Dir gesegnet sein.

Das Fett verschleimt, verdauet schwer,
Salz macht scharf Blut und reizet sehr;
Gewürze ganz dem Feuer gleicht,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Willst Du gedeihlich Fisch genießen,
Mußt Du ihn stets mit Wein begießen,
Den Käs' iß nie im Uebermaß,
Mit Brod zum Nachtisch taugt er was.

Der Wein erfreut das Menschenherz,
Zu viel getrunken macht er Schmerz;
Er öffnet sträflich Deinen Mund,
Und thut selbst Dein Geheimniß kund.

Das Wasser ist der beste Trank,
Es macht fürwahr Dein Leben lang,
Es kühlt und reiniget Dein Blut,
Und gibt dir frischen Lebensmuth.

Der Branntwein nur für Kranke ist,
Gesunden er das Herz abfrißt;
An seinen Trunk gewöhn' Dich nie,
Er macht Dich endlich gar zum Vieh'.

Befleiß'ge Dich der Reinlichkeit'
Luft, Wäsche, Bett sei oft erneut;
Denn Schmutz verdirbt nicht blos das Blut,
Auch Deiner Seel' er Schaden thut.

Willst schlafen ruhig und komplet,
Nimm keine Sorgen mit in's Bett;
Auch nicht des vollen Magens Tracht,
Und geh' zur Ruh' vor Mitternacht.

Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachsthum, das gedeih't,
Und selbst die Seel' vom Tag' verwirrt,
Hier gleichsam neugeboren wird.

Schläfst Du zu wenig, wirst Du matt,
Wirst mager und des Lebens satt;
Schläfst Du zu lang' und lehrst es um,
So wirst Du fett, ja wohl auch dumm.

Willst immer froh und heiter sein,
Denk' nicht: Es könnte besser sein;
Arbeite, bet', vertraue Gott,
Und hilf dem Nächsten aus der Noth.

Vermeide allen Müssiggang,
Er macht dir Zeit und Weile lang,
Gibt Deiner Seele schlechten Klang
Und ist des Teufels Ruhebank.

Halt' Deine Seele frei von Haß,
Neid, Zorn und Streites Uebermaß;
Und richte immer Deinen Sinn
Auf Seelenruh und Frieden hin.

Bewege täglich Deinen Leib,
Sei's Arbeit oder Zeitvertreib;
Zu viele Ruh' macht Dich zum Sumpf,
Sowohl an Leib als Seele stumpf.

Willst sterben ruhig, ohne Scheu,
So lebe Deiner Pflicht getreu;
Betracht' den Tod als einen Freund,
Der Dich erlös't und Gott vereint.

(Der Sonnt.-Beil. des Fr. Kur. entnommen.)

Die Theater-Censur in Wien.

Castelli hat in seinen alten Tagen mit einem schweren Seufzer auf den grassen Blödsinn zurückgeblickt, womit in seinen jungen Tagen die Censur in Wien wirthschaftete und überhaupt jedes geistige Streben niedergemaßregelt wurde. Schrieb er einen travestirten Lear, so durfte die Posse nicht aufgeführt werden, weil es „unstatthaft sei, einen König lächerlich zu machen“, wie der shakespear'sche Lear nicht gegeben werden durfte, weil man dem Publikum „keinen verrückten König vorführen dürfe.“ In Schiller's Räubern mußte der Vater Moor in einen „Oheim“ verwandelt werden, in Kabale und Liebe der Präsident in einen „Vicedom“, in Wallensteins Lager der Kapuziener in eine „Magistratsperson“. Don Carlos sollte nur aufgeführt werden, falls man das Stück so ändert, daß „der Prinz nicht mehr in seine Stiefmutter verliebt wäre.“ Der Ausdruck „O Gott!“ durfte nur auf den Hofbühnen gebraucht werden, während in den Vorstadttheatern dafür gesagt werden mußte „O Himmel!“

Das Unglück des Kummers ist nicht der Kummer selbst, sondern die Folgen der Lähmung, so daß, wenn später endlich ein Tag des Glückes kommt, wir die rechte Kraft verloren haben, uns auf seine Höhe zu schwingen und es ganz und voll zu genießen.

Den Feind des Freundes meide,
Vom Freund des Feindes scheide,
Denn ohne Verlaß sind beide!

Natur wird nie die Antwort Dir versagen,
Nur mußt Du sie in ihrer Sprache fragen.

Geographisches Worträthsel.

1) Eine Stadt Mittelfrankens,
2) Eine Insel Australiens,
3) Ein Marktflecken Oberfrankens,
4) Eine Stadt im südlichen Böhmen,
5) Gebirg in Frankreich,
6) Bedeutendste Stadt Norwegens.

Nimmt man von diesen sechs geographischen Wörtern die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben, so erhält man den Namen einer freundlichen den Lesern bekannten Stadt in Mittelfranken.

Sz.

Auflösung des Räthsels in Nr. 38:

„Zeit.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 40. Sonntag, den 1. Oktober 1865.

Genesis VIII. 2.

„So lang die Erde stehet,
Soll hören nimmer auf
Das Säen und das Ernten
Der Jahreszeiten Lauf!"

Auch dieses Jahres Ernte,
Sein Sommer ist vorbei. —
Der jenes Wort gesprochen,
Blieb ihm auch diesmal treu.

Ihr Zweifler und Verzweifler
Am ew'gen Gotteswort
Wollt ihr nicht endlich glauben
Dem alten treuen Hort?

Wollt ihr nicht endlich lernen:
Er läßt Sein spotten nicht,
Was ihr hier sä't, das erntet
Ihr künftig im Gericht?

Und wer hier sä't mit Thränen,
Den lohnt nach dieser Zeit
Mit Freudenernt' die Treue
Gott in der Ewigkeit.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Tage lang bildete die Ermordung des jungen Berger das Hauptgespräch in der ganzen Stadt. In den Familien, auf den Bureaus, in den öffentlichen Lokalen, überall sprach man davon.

Der Todte war in das Haus seines Vaters gebracht und wurde am dritten Tage mit außerordentlichem Aufwande bestattet. Es schien dem Alten einigen Trost zu gewähren, daß er von seinem Reichthum, für den er keinen Erben mehr hatte, so viel als möglich an den Todten wandte.

Das Leichengefolge war ein außerordentlich zahlreiches. Erst jetzt zeigte es sich recht deutlich, wie allgemein geachtet und geliebt der Todte gewesen war. Auch Prell folgte dem Sarge.

Fortwährend beschäftigten sich die Menschen noch mit Vermuthungen, wer der Mörder sei. Das Versprechen des alten Berger, dem Entdecker desselben zehntausend Thaler zu geben, war durch das Gericht bekannt gemacht, und in mancher Brust mochte wohl die Hoffnung aufgetaucht sein, diese Summe zu verdienen.

Die Polizei entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Eine solche Summe im Hintergrunde verlieh dem Pflichteifer einen gewaltigen Aufschwung. Dennoch blieben all' ihre Nachforschungen vergebens. Nach allen Richtungen hin war sofort telegraphirt, es waren alle Punkte, welche zur Entdeckung des Mörders beitragen konnten, mitgetheilt. Die Brieftasche genau beschrieben, die Werthpapiere, die in ihr enthalten waren, die Uhr, die Kette, selbst die rothe Ballschleife in der Brieftasche war nicht vergessen, es war noch keine Nachricht eingelaufen, daß dies Alles zu irgend einem Erfolge geführt hatte.

Die Polizei hatte noch nicht einmal einen Verdacht auf irgend eine Persönlichkeit schöpfen können.

Die beiden Holzarbeiter, welche den Todten zuerst gefunden, waren als rechtliche Männer bekannt, außerdem vermochten sie zu beweisen, daß sie am Nachmittage und Abend vor der That und während der Nacht ihr Haus nicht verlassen hatten.

Mehr und mehr gewann die Vermuthung Raum, daß der Mörder mit dem Gelde sofort entflohen sei. Es lohnte ja der Mühe, damit nach Amerika oder einem andern Lande zu fliehen. Nach Hamburg, Bremen und selbst nach England waren Polizeibeamte gesandt, um dort Nachforschungen anzustellen, denn der alte Berger hielt Wort und stellte jede nöthige Geldsumme zur Verfügung.

Täglich kam der Alte zu dem Criminalrichter, Pintus war sein Name, um ihn zu fragen, ob er noch keine Spur entdeckt habe. Dem Richter selbst lag die Sache am Herzen. Sie hatte so allgemeines Aufsehen erregt, man bestürmte ihn von allen Seiten so sehr mit Fragen, daß es eine Gewissens- und Ehrensache für ihn geworden war.

Er hatte all seine Kräfte bereits erschöpft. Er stand ohnmächtig da. Nicht einen einzigen Faden hatte er, den er zu verfolgen vermochte, an den er anknüpfen konnte.

Da fand, durch Zufall geleitet, ein Gerichtsdiener in der Nähe des Försterhauses, welches Hellmann bewohnte, die leere Brieftasche des Gemordeten im Gebüsch. Er brachte sie dem Richter. Dieser hätte laut aufjubeln mögen. Endlich ein Zeichen — eine Spur, mochte sie auch noch so gering sein. Er ließ den alten Berger rufen, dieser erkannte die Tasche als diejenige, welche seinem Sohne gehörte, welche derselbe an jenem Tage bei sich getragen hatte.

Sie mußte schon seit Wochen dort gelegen haben, denn Regen und Luft hatten zerstörend auf sie eingewirkt.

In seinem Zimmer allein sann Pintus nach, welche Wege er einschlagen, wie er diese Entdeckung weiter benutzen sollte. Wie war die Tasche dorthin gekommen? die Stelle, wo sie gefunden war, lag von dem Orte, wo das Verbrechen geschehen war, ziemlich entfernt, — es führte kein Weg von dem Orte zu ihr und doch hatte der Mörder sich sicherlich sogleich nach der That, vielleicht auf der Flucht, in der Eile von sich geworfen, denn er würde sonst sicher einen andern Ort gewählt haben, um sie zu verbergen — er würde sie vernichtet — verbrannt haben.

Eine Menge Vermuthungen knüpften sich für den Richter daran, sie alle zerrannen, sobald er sie weiter verfolgte.

Prell trat in diesem Augenblicke in Pintus Zimmer — er war der Hausarzt des Richters. Pintus bemerkte ihn nicht sofort, so sehr war er in Gedanken vertieft.

„Ich störe Sie!" sprach der Doktor ihn begrüßend.

Der Richter sprang auf.

„Nein — nein!" rief er. „Sie stören mich nur aus Gedanken, aus Vermuthungen, aus Gründen auf, die doch zu nichts führen!"

„Sie waren allerdings so sehr vertieft, daß Sie weder mein Anpochen, noch mein Eintreten bemerkten," warf der Doktor ein.

„Ich war vertieft!" entgegnete der Richter. „Sie wissen nicht, bester Doktor, wie unser einem oft zu Sinn ist. Dieser Mord — dies unglückselige Verbrechen an dem jungen Berger raubt mir bei Tage und bei Nacht die Ruhe."

„Und Sie haben immer noch nichts entdeckt?" fragte Prell.

„Doch — doch Etwas!" rief der Richter

„Und was ist es?"

„Ich muß es noch geheim halten," fuhr Pintus fort. „Heute habe ich es erst erhalten, ich will erst sehen, wie ich es am besten benutze — doch Ihnen kann ich es ja sagen — nur schweigen müssen Sie, Doktor — sehen Sie hier — hier!"

Er nahm die Brieftasche vom Tische, wo sie durch ein Papier verdeckt lag, und hielt sie Prell entgegen.

„Dies ist zum wenigsten ein Zeichen, das auf die rechte Spur führen kann," setzte er hinzu. Erstaunt nahm Prell die Tasche zur Hand.

„Dies ist des Ermordeten Brieftasche?" fragte er.

„Sie ist es. Hier steht sein Name. Ich habe seinen Vater rufen lassen, er war hier — er hat sie gesehen — in dieser Tasche hat sein Sohn an dem Tage das Geld getragen."

Prell öffnete sie und blickte hinein.

„Sie ist leer," sprach er.

„Natürlich! Der Mörder hat den Inhalt herausgenommen und sie dann von sich geworfen."

„Wo ist dieselbe gefunden?"

„Im Walde, im Gebüsch in der Nähe des Försterhauses," entgegnete der Richter.

„In der Nähe des Försterhauses?" wiederholte Prell.

„Ja."

„Wo Hellmann wohnt?" fragte Prell weiter.

„Dort. Was haben Sie, Doktor? Es fällt Ihnen irgend Etwas auf. „Was ist es?"

„Nichts — nichts!" gab Prell zur Antwort.

„Doch — Sie verschweigen mir Etwas," bemerkte Pintus.

„Weil es nur ein Gedanke ist, der in mir aufsteigt, ein Verdacht für den ich keine hinlänglichen Beweise habe. Es ist nichts."

„Sprechen Sie — sprechen Sie," drängte der Richter. „Auf wen haben Sie Verdacht?"

Prell zögerte.

„Sprechen Sie," wiederholte der Richter noch einmal.

„Und wenn mein Verdacht nun unbegründet ist," warf der Arzt ein. „Ich möchte Niemand in Gefahr — in Untersuchung und Unannehmlichkeiten bringen."

„Doktor — hier handelt es sich um die Entdeckung eines Verbrechens. Seien Sie ohne Sorge — ich werde einen Unschuldigen vom Schuldigen zu unterscheiden wissen. Auf wen haftet Ihr Verdacht?"

„Auf dem, in dessen Nähe diese Brieftasche gefunden ist!"

„Auf Hellmann — auf den Förster."

Prell nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Unmöglich — unmöglich!" rief Pintus. „Ich halte ihn einer solchen That nicht für fähig."

„Eines Raubmordes nicht," bemerkte Prell. „Wenn er die That aber nun aus einem andern Grunde begangen hätte, wenn er den Todten nur beraubt hätte, um seiner That eben den Charakter des Raubmordes aufzudrücken?"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Er liebt Paula — er war eifersüchtig auf Berger," sprach Prell. „Er hatte einen Streit mit ihm, — an jenem Ballabende — er drohte —" — er erzählte den ganzen Hergang jenes Abends.

Der Richter schwieg. Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab Er mußte sich erst an diesen Gedanken gewöhnen. Er kannte den Förster. — „Sie meinen, daß es eine That der Eifersucht und Rache gewesen sei?" fragte er endlich, vor Prell stehen bleibend.

„Halten Sie das für unmöglich?" warf der Doktor ein. „Der Förster ist leidenschaftlich — jähzornig!"

„Allerdings — allerdings!" sprach Pintus.

„Und ich sagte Ihnen bei der Untersuchung des Todten," fuhr Prell fort, „daß eine sichere Hand die Kugel abgeschossen haben müsse. Sie war auf das Herz gerichtet — die Jäger sind gewöhnt, das Herzblatt des Wildes auf das Korn zu nehmen — doch halt — halt! Meine Phantasie führt mich zu weit!"

„Nein, sprechen Sie!" rief der Richter, bei dem der Verdacht bereits festen Boden gewonnen hatte. „Sie geben mir Anknüpfungspunkte, von denen ich keine Ahnung hatte!"

Und wenn Sie nun falsch sind?" warf Prell ein.

„So werde ich sie nicht weiter verfolgen," versicherte Pintus. „Aber ich muß mich erst davon überzeugen. Sie sagen, daß die Jäger die Gewohnheit haben, ihr Wild in das Herz zu schießen?"

„Das ist so," bestätigte Prell.

„Und Hellmann ist ein guter Schütze," fuhr der Richter fort. „Doktor, wenn Sie Recht hätten! Wenn es nur eine That der Rache und der Eifersucht wäre! Wenn die Beraubung hinterher nur deshalb stattgefunden hätte, um eben den Verdacht der Rache von ihm abzuwenden! — Aber ist derjenige, der solche That im Zorn, in der Aufregung, der Eifersucht vollbringt, fähig, eine solche überlegte Vorsicht daran zu knüpfen? Sollte er die Ruhe dazu gehabt haben?

Prell zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht," sprach er. „Aber sollte nicht die Nothwendigkeit — die Angst hinterher auch einen Gedanken der Vorsicht an die Hand geben können?"

„Gut!" rief der Criminalrichter entschlossen. „Ich werde meine Untersuchung nach dem Allen einrichten. Ich habe die Kugel noch. Hat Hellmann sie abgeschossen, so wird sie auch in seine Büchse passen, oder zum wenigsten mit den Kugeln seiner Büchse ein gleiches Gewicht haben."

„Sie wollen doch nicht direkt den Förster in Untersuchung ziehen?" warf Prell ein.

„Doch direkt," versicherte der Richter. „Ist er schuldig, so wird er im Augenblicke der Ueberraschung seine Schuld am wenigsten zu verbergen im Stande sein!

„Seien Sie vorsichtig," mahnte Prell. „Sie haben den Verdacht erst durch die Brieftasche in mir hervorgerufen, sagen Sie nicht, daß ich ihn gegen Sie ausgesprochen habe — ich bitte Sie darum."

„Ich werde es nicht thun," versprach der Richter. „Nur wenn ich Ihre Zeugenaussage in Betreff jenes Streites auf dem Balle bedarf, kann ich Sie nicht übergehen."

„Das werde ich der Wahrheit gemäß aussagen," sprach Prell. „Ich war ja nicht der einzige Anwesende dabei."

Der Doktor wandte sich der Thür zu, um fort zu gehen. Noch einmal kehrte er zurück.

„Gehen Sie nicht so schnell gegen Hellmann vor," bat er. „Versetzen Sie sich in seine Lage — wenn Sie ihn in Untersuchung ziehen und er ist unschuldig. Es bleibt in den Augen der Menschen ein Fleck auf ihm haften, den Sie nie wieder abwaschen können. Ich möchte ihn nicht ins Unglück bringen."

„Seien Sie ohne Sorge," versicherte der Richter. „Alles, was ich gegegen ihn unternehme, werde ich nur nach reiflichster Ueberlegung thun.

Prell ging.

Pintus war wieder allein. Noch einmal ging er prüfend im Geiste alle die Punkte durch, auf welche Prell ihn aufmerksam gemacht hatte. Er vergegenwärtigte sich des Försters Vergangenheit und seinen Charakter. Hellmann war wild, leidenschaftlich. Schon mehr als einmal hatte er sich durch seinen Jähzorn zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen. Er wußte, daß Hellmann Paula liebte und die ganze Macht der Eifersucht brachte er mit in Anschlag. Wo endete diese Macht? Wohin hatte sie nicht schon sonst ruhige und besonnene Gemüther geführt! Was war sie anders als eine Art Wahnsinn. Und Hellmann war obenein durch Berger beleidigt — er hatte ihm gedroht. Es war nicht nöthig, daß die That — das Verbrechen ein vorher überlegtes war, dessen hielt er Hellmann nicht für fähig. Aber konnte er nicht mit Berger an dem Abende im Walde zufällig zusammengetroffen sein? War es nicht leicht denkbar, daß er nach den Vorausgängen mit ihm in Streit gerathen war? Vielleicht hatte Berger eine neue Beleidigung ihm gesagt — Zorn, Eifersucht hatten ihn erfaßt, seiner Sinne nicht mehr mächtig, hatte er die Büchse von der Schulter gerissen, hatte sie angelegt auf den ihm Verhaßten, ein Druck seines Fingers und das Verbrechen war geschehen, ohne daß er es gewollt hatte. Seine sicher geübte Hand hatte selbst in diesem Augenblicke der höchsten Aufregung nicht gefehlt, nur zu sicher hatte sie das Rohr gerichtet — des Feindes Herz war durchbohrt. Die Jäger sind ja gewöhnt auf das Herzblatt des Wildes zu schießen. Eine entsetzliche Gewöhnung.

Vielleicht hatte der Förster nach vollbrachter That einen Augenblick erschreckt, erstarrt dagestanden, dann war er geflohen. Aber Angst hatte ihn erfaßt. Es war ja kein Geheimniß, daß er mit Berger verfeindet war, daß er mit ihm Streit gehabt hatte. Auf wen anders konnte der Verdacht fallen als auf ihn, wenn der Ermordete gefunden wurde. Der Gedanke, daß er diesen Verdacht abzuwenden suchen müsse, war in ihm entstanden. Er war zum Orte seines Verbrechens zurückgekehrt. In Hast hatte er dem Todten alle Gegenstände von Werth abgenommen — nicht um sich damit zu bereichern, sondern nur um der That einen andern Charakter aufzuprägen, den Verdacht auf ganz andere Spuren zu lenken. Wer konnte vermuthen, daß er Berger getödtet habe, um ihn zu berauben.

Mit gesteigerter Hast war er jetzt geflohen. Die betretenen Wege hatte er vermieden, um Niemand zu begegnen. Quer durch das Holz war er geeilt — ihm war ja jeder Schritt im Walde bekannt. In der Nähe seiner Wohnung hatte er die Brieftasche geöffnet, den Inhalt herausgenommen und die Tasche von sich geworfen — sie konnte ja am ersten zur Verrätherin werden. Er glaubte vorsichtig zu handeln und beging eine Thorheit — das war die Macht, die unheimliche gewaltige Macht des Verbrechens, welche sich selbst verrieth.

So versuchte der Richter in Gedanken sich die That zu erklären, den Hergang zu verdeutlichen. Er fand nichts Unmögliches, nichts Unwahrscheinliches darin. Es fiel ihm ein, daß er Hellmann seit jenem Tage nicht gesehen habe und doch pflegte er jeden Abend in die Stadt zu kommen. Sollte sein Gewissen ihn zurückgehalten haben?"

Immer fester und fester setzte sich die Ueberzeugung in ihm, daß Hellmann die That begangen habe, und er war entschlossen, ohne Umschweife ihn in Untersuchung zu ziehen. War er unschuldig, so konnte es ihm nicht schwer werden, seine Unschuld zu beweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Wer zählt die Blätter, welche fallen,
Sobald des Herbstes Stürme wehn?
Wer weiß auch von den Thränen allen,
Die niedertropfen ungesehn?

Und doch die Bäume grünen wieder,
Naht kaum die erste Lerche sich;
O Seele breite dein Gefieder,
Es weckt ein Lenz auch Dich, auch Dich!

Rob. Prutz.

Die Ehelosigkeit der Herren.

Betrachtungen eines Steigerwälders über einen Artikel von Forchheim, der aus dem Fränk. Kurier auch in die Sonntags-Beigabe (Nr. 37) der „Fränk. Ztg." übergegangen ist.*)

Daß sich von Jahr zu Jahr die Zahl derjenigen Männer steigert, welche nicht dem Gott Hymen huldigen, vielmehr die Rosenfesseln der Liebe und Ehe zu tragen scheuen, ist Thatsache; aber nicht bei dem Weibe, sondern bei dem Manne selbst, als demjenigen, der diese Bande meidet, muß die Ursache gesucht werden, wie auch die große Putzsucht der Damenwelt fast nur durch die Männer hervorgerufen und gesteigert wird. Wie viele junge Männer finden wir nicht, und zwar die Mehrzahl unter dem Beamtenstand, welche unverheirathet sind, und worin ist der Grund zu finden? In den großen Ansprüchen, welche diese Herren in der Jetztzeit theils vom Leben, theils von der Ehe machen. — Der Ehestandskandidat unserer Jetztzeit wünscht so fein und gut zu leben, daß er mit einem Gehalte von 1000 fl. und mehr fast nicht allein leben kann, kann also unmöglich von diesem Gehalte auch Frau und Kinder ernähren; die Frau muß demnach so viel Vermögen haben, daß sie ihren und der Kinder Lebensunterhalt zu decken und auch zur noblen häuslichen Einrichtung ꝛc. beizusteuern vermag. Daß da das Vermögen nicht nach Hunderten und einzelnen Tausenden gezählt wird, ist selbstverständlich, es müssen schon die 10,000 übersteigen werden. Dazu will aber unser Herr Hagestolz auch eine gebildete Dame, die nobel repräsentirt, allenfalls Sprachen spricht, der Musik und dem Gesange huldigt und beides selbst übt ꝛc., aber trotzdem auch culinarische Kenntnisse besitzt und sich selbst einen beträchtlichen Theil des Tages an das Herdfeuer stellt, um den Herrn Gemahl ein deliciöses Mittagmahl zu bereiten.

Jugend und Schönheit sind noch Haupterfordernisse. Religion ist bei den jungen Herren leider der einzige Artikel, der nicht so bestimmt verlangt oder gar nicht berücksichtiget wird und daher die so häufige falsche Kindererziehung und sich immer mehr mehrende Irreligiösität.

Will nun einer unserer Ehestandskandidaten nach seinen Ansprüchen eine Frau und Lebensgefährtin wählen, so findet er keine. — Hier eine Beamtentochter, gebildet, häuslich, mit allen von dem Herrn verlangten Erfordernissen versehen, die sich wieder zu einer Beamtenfrau eignet, — ihr Vermögen ist zu gering. — Da ein schönes, junges, einfaches, reiches Bürgermädchen, religiös, einfach und gut haushälterisch erzogen, würde sich gewiß eignen — sie ist zu plebeisch. Dort ein feingebildetes, reiches, schönes, junges Fräulein, welches mehrere Jahre Institutsbildung genossen hat und allen Ansprüchen genügen würde, aber sie selbst will keine Beamtenfrau abgeben, um am Herdfeuer ihre schönen Hände ꝛc. zu verderben, sondern strebt nach einen Privatier oder Rentier, wenn nicht Kavalier. Und auf diese Art wird die Welt mit Junggesellen überhäuft, welche den wichtigen Theil ihres Berufs auf Erden, einen Familienstand zu gründen, Frau und Kinder zu beglücken und dem Staate nützliche Bürger zu erziehen, nicht erfüllen.

Betrachten wir nun die Putzsucht unserer Frauen, sie florirt im höchsten Grade, wird aber immer noch genährt und gesteigert durch unsre Männerwelt: auf Bällen finden die reichgeschmückten

*) Wir entsprechen nicht ungerne dem Ersuchen um Aufnahme dieses Aufsatzes, der wohl so gut gemeint ist, wie er viel Wahres enthält, wenn gleich auch Einzelnes übertrieben ist, einen und von mancher Seite allen und lauten Widerspruch hervorrufen dürfte.

D. Red.

mit Putz und Firlefanz überladenen Damen mehr Tänzer, als die einfach gekleidete, anspruchslose Schöne; mit dem Ausdruck: „sie ist zu pauvre“ wird sie übergangen. Da nun alle unsre Jungfrauen Leidenschaft für den Tanz hegen, werden sie angeeifert, den Geschmückten nachzuthun; ebenso wird bei Gesellschaften anderer Art stets die Geschmückte der Einfacheren vorgezogen. Doch nicht nur auf diese Art findet die Putzsucht Steigerung, auch in Präsenten von Seite der Herren findet sie Nahrung. Was erhält die Braut vom Bräutigam zum Namensfest, Geburtsfest, zu Weihnachten? — Geschmeide, Putz- und Luxusartikel! —

Und so giebt es der Gelegenheiten viele, bei welchen der Mann, Geliebte &c., überhaupt das männliche Geschlecht an dem übertriebenen Luxus der Damen die Schuld trägt. Der Vater ist stolz, sein kleines Töchterchen besser gekleidet zu sehen, als andere Kinder und legt den Keim zu einem Putzteufelchen in das unschuldige Herz des kleinen Kindes.

Und eben so wie die Putzsucht durch und wegen der Herren hervorgerufen, kann die Uebertreibung des Putzes von Seite der Herren und Hausväter mit Ernst und festem Willen gesteuert werden.

Noch vieles könnte über diesen Punkt gesagt werden, ich will nur noch das behaupten, daß die eigenen Ansprüche, das liebe Selbst unserer Herren, dieselben vor der Ehe süßen Banden zurückschreckt, und wollen sich nur diejenigen, welche mit solchen Hintergedanken den Damenluxus kritisiren, gestehen, daß ihre Ansprüche und ihr Verlangen so hoch geschraubt sind, daß eine Erfüllung derselben immer mehr an Unwahrscheinlichkeit gewinnt.

Was nun die Bildung der Damen anbelangt, so ist hier in Betracht zu ziehen, daß die Frauen die Bildung, die man von ihnen verlangt, nicht aus dem Kochbuch schöpfen können, vielmehr Belesenheit und Kenntniß unserer besseren Literatur eine Frau besonders ziert und auch allenthalben als zum guten Ton gehörig gerechnet wird. Freilich läßt sich die Scheidewand nicht zu strenge ziehen und wenn sich ein Frauenzimmer auch vergreift, und die französischen Schriftsteller liest, so kann man dies nicht immer für Verbildung halten. Dagegen findet man selten eine Leserin von Claurens Schriften &c. in den höher gebildeten Ständen, sondern meist in den geringeren Bildungsschichten, und wer kann da den besten Einfluß ausüben, wer wirkt am besten ein auf die Geschmackrichtung unserer jungen Damen als die Herren ihrer Umgangskreise; aber am Ende finden wir so viele Herren, die bei ihrer Zukünftigen Bildung suchen, leider aber selbst zu wenig hievon besitzen. Darum ihr Herren sucht erst durch Belesenheit Euren Geschmack zu läutern, und beeinflußt dann die Geschmacksbildung der jungen Damen durch Empfehlung gediegener und klassischer Lecture.

Sz.

Einfluß der Nahrung auf die Arbeitsfähigkeit des Menschen.

Statistische Erhebungen in Frankreich, welche größere Zeiträume umfassen, beweisen auf das Entschiedenste, daß die Statur der Einwohner, abgesehen von der Verschiedenheit der Race, des Breitegrades und Klima's, unter welchen sie wohnen, desto größer ist, und desto weniger wegen Krankheiten und Fehlern zurückgestellte Rekruten vorkommen, mit einem Worte, daß die Einwohner desto mehr Kraft und Gesundheit zeigen, je reicher das Land, je besser Wohnung und Kleidung, besonders aber je besser die Nahrung ist. Mannigfaches Interesse bieten die nachstehenden der „Illustrirten Gewerbezeitung“ Nro. 27 1865 im Auszuge entnommenen Angaben über die Fleischnahrung, welche die Einwohner verschiedener Länder und Orte im Durchschnitt jährlich verzehren: ein Engländer 380 Pfund, ein Franzose 130 Pf., ein Knecht in Berlin 110¼ Pf., ein Knecht in Ostpreußen 100 Pf., ein Knecht in der Westpriegnitz 168 Pf, in Breslau (1863) 97 Pf., in Westhavelland 78 Pf, in den Kreisen der Lausitz 52 Pf. Wäre es möglich gewesen, diesen Angaben auch eine Uebersicht der ungefähren Arbeitsleistung anzufügen, so hätte sie sich ohne Zweifel der Fleischnahrung proportional ergeben. Der englische Arbeiter leistet vermöge seiner besseren Ernährung durchschnittlich weit mehr, als der deutsche und französische; dieser Unterschied in der Arbeitsfähigkeit ist recht in die Augen fallend, wenn man den Engländer und den Franzosen in der Schmiede, in der Maschinenwerkstätte, in der Spinnerei, auf dem Bauplatze u. s. w. arbeiten sieht. Ein anschauliches Bild französischer und englischer Arbeitsleistung bietet die vergleichende Betrachtung der durchaus ähnlichen Wasserbauten bei Cherbourg und Plymouth. Bei den französischen Hafenarbeiten vertheilte sich die in einem Jahre gelegte Steinmasse zu 299 Tonnen auf den Arbeiter, bei den englischen zu 371 Tonnen. Obgleich nun der Geldwerth in England 2½mal höher stand, als im nördlichen Frankreich, so kam bei den Bauten die Tonne der in den Steinbrüchen gewonnenen, zum Hafen geschafften und dort versenkten Steine gleich hoch, nämlich auf 10 Francs, zu stehen. Ebenso hängt es selbstverständlich von dem Unterschiede der Ernährung ab, daß ein Elsässer Weber in derselben Zeit fast dreimal so viel webt, als ein schlesischer.

Der

theuren Lehrerin

Fräulein

Wilhelmine Keerl.

Du neigtest erdwärts Dich, Du edles Haupt,
Du theure Seele, bist beim Herrn nun droben;
Dein Thun war, Ihn zu lieben, Ihn zu loben:
Du schaust Ihn nun, an den Du froh geglaubt.

Wir sehn zwar trauernd nun den Baum entlaubt,
In dessen Schatten wir uns wachsend hoben; —
Wie stilltest Du so sanft der Jugend Toben,
Wie halfst Du suchen uns, was kein Feind raubt!

Doch sehn wir froh hinauf, wo Du wirst prangen
In treuer Lehrer Chor, in ew'gem Glanz,
Wo mit viel Segen Dich der Herr wird schmücken.

Wir folgen Dir mit ernstlichem Verlangen;
Mög uns doch alle einst der Heiland pflücken,
Dich ewig zu umblühn als Siegeskranz.

(Von einer ihrer ehemaligen Schülerinnen z. Z. in der Ferne.)

Räthsel.

Unsichtbar und zart: nur ein leichtes vergängliches Wesen,
Nur ein luftiger Hauch, der in die Luft sich verliert,
Das, in Zeichen gebannt, auch unserm leiblichen Auge
Sichtbar erscheint, und so dauerndes Wesen gewinnt —
Aber was ist mächtiger wohl? Was hat auf der Erde
Schöneres wohl, was hat Größeres je schon erzeugt?
Jetzt ein gelindes Weh'n, eine Liebe gewinnendes Säuseln,
Eine holde Musik, die uns zum Himmel erhebt;
Jetzt ein furchtbar Donnergeroll mit tödtenden Blitzen,
Stürmisch ein grauser Orkan, Städte bewegend und Land. —
Es ist der Hermes-Stab, der kämpfende Krieger vereinigt,
Es ist der Apfel des Zanks, welcher zu Kriegen entflammt.

Auflösung des geographischen Worträthsels in Nr. 39:

Ansbach. (senkrecht links) — Ansbach. (senkrecht rechts)

1. **A**nsba**ch**.
2. **N**eu-Guine**a**.
3. **S**e l **b**.
4. **B**udwei**s**.
5. **A**rdenne**n**.
6. **Ch**ristiani**a**.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 41. Sonntag, den 8. Oktober 1865.

Den nenn' ich conservativ, der klug am Bestehenden fortbaut
Und im historischen Recht sieht das Entwicklungs-Gesetz;
Denn die Epoche erzeugt ihr Eignes, und sicher zur Geltung
Kommt durch die innere Kraft, was als Bedürfniß erscheint.

Löwe.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Polizeicommissär Körber trat ins Zimmer.

Es war eine kaum mittelgroße Gestalt. Die Gesichtsfarbe war bleich, das Gesicht fast ohne Ausdruck — es war als ob sämmtliche Muskeln desselben erschlafft wären. Die Lippen bedeckte ein kleiner dunkler Bart. Nur aus den Augen sprach ein feuriges Leben, eine feste Entschlossenheit. Diesen Augen war ein scharfer, schneller Blick eigenthümlich. Mit einem einzigen flüchtigen Ueberblick schienen sie alles erforscht zu haben.

Niemand hätte dem Eingetretenen angesehen, daß er Polizeicommissär war, sein Aeußeres schien so wenig der Aufgabe eines solchen Mannes zu entsprechen und doch war Körber einer der tüchtigsten und brauchbarsten Polizeibeamten. Er war noch jung, er mochte kaum acht und zwanzig Jahre zählen, dennoch bekleidete er schon den Posten eines Commissärs. Seine Fähigkeiten allein hatten seine schnelle Beförderung hervorgerufen. Zu den schwersten Aufgaben wurde er verwendet und man war gewöhnt, daß er sie löste.

Er besaß einen Scharfblick, eine Willensstärke und Ausdauer, die zuletzt jedes Ziel, welches er sich gesteckt hatte, erreichten. In seiner inneren Unruhe, mit der er seinen Beruf erfüllte, lag zugleich etwas Verzehrendes. Deshalb erschien sein Körper so erschlafft, so krankhaft. Hatte er einmal einen Entschluß gefaßt, so fragte er nach keiner Schwierigkeit und dachte ebenso wenig daran, sich zu schonen.

Auch die Erforschung des Mörders des jungen Berger war ihm vorzugsweise anheim gestellt, und seit dem Tage, wo das Verbrechen bekannt geworden war, hatte er sich noch keine Ruhe gegönnt. Er hatte Reisen deshalb gemacht, war fast Tag und Nacht auf den Beinen gewesen, und hatte all seinen Scharfsinn zusammengenommen — es war Alles erfolglos geblieben. Diese Erfolglosigkeit peinigte ihn, ließ ihm keine Ruhe. Er war erschöpft und dennoch raffte er sich stets von Neuem wieder auf, sobald ein neuer Gedanke, eine neue Vermuthung in ihm auftauchte.

Ermüdet warf er sich auf einen Stuhl, als er Pintus begrüßt hatte.

„Meine Beine tragen mich kaum noch," sprach er. „Noch einen solchen Mord — und es ist um mich geschehen — es ist zu Ende mit mir — es hetzt mich zu Tode. Bei dieser Sache hat mein Verstand sein Ende erreicht. Ich habe nichts unversucht unerforscht gelassen. Wahrhaftig, Herr Richter, ich glaube an die ganze Geschichte nicht mehr! Berger ist gar nicht erschossen und ist auch nicht beraubt. Er hat nichts weiter bei sich geführt als den kleinen Schlüssel, ist auf dem Wege nach Altdorf gestolpert und hat sich das Loch in das Herz gefallen. So wird es sein und Sie müssen mir zugestehen, daß ein Mensch an einem solchen Loche sterben kann, ohne daß er erschossen wird. Und deshalb wird unsereiner umhergehetzt! Nicht eine Stunde habe ich seit gestern Mittag Ruhe gehabt, nicht einen Augenblick gesessen. Ich war einem Menschen auf der Spur — er schien mir verdächtig und dennoch konnte ich ihn nicht finden. Heute treffe ich ihn endlich und es ist ein ganz ehrlicher Seifenhändler. — Mich bringt diese Mordgeschichte noch um das Leben. Aber wie gesagt, glauben Sie mir, Berger hat sich das Loch in's Herz gefallen, — das ist Alles!"

Lächelnd hatte der Richter ihm zugehört. Er kannte ihn ja. Mochte er noch so erschöpft sein — der Humor verließ ihn nie ganz.

„Und wie ist die Kugel in seine Brust gekommen?" warf er lächelnd ein.

„Die Kugel — die Kugel!" rief Körber. „Sie haben Recht — die Kugel — ich hatte nicht daran gedacht. Ich werde mit einem Mediziner sprechen und ihn fragen, ob er sie nicht in früheren Zeiten verschluckt haben kann. Weshalb sollte das nicht möglich sein — ich habe in meinem Leben schon vielmehr verschlucken müssen, als solch elende kleine Kugel! Herr Criminalrichter, lassen sie mir den Trost, daß die ganze Geschichte so zugegangen ist, wie ich Ihnen sage! Ich verzichte auf die zehntausend Thaler Entdeckungslohn!"

„Ich kann Ihnen den Trost nicht lassen," erwiderte Pintus. „Der Ermordete hat doch einige Gegenstände bei sich geführt. Sehen Sie hier — die Brieftasche ist bereits gefunden."

Wie vom Blitz getroffen sprang Körber empor. Jede seiner Gesichtsmuskeln belebte sich, sein Körper hatte mit einem Male neue Kraft und Elasticität erhalten.

„Sie ist es — sie ist es!" rief er, die Brieftasche hastig in die Hand nehmend und prüfend betrachtend. Sie ist es wahrhaftig! Woher haben Sie dieselbe? — Durch wen? Sprechen Sie doch! Ich laufe seit Wochen darnach umher und habe nichts gefunden! Sprechen Sie!"

Der Richter zögerte absichtlich. Ihn amüsirte die Ungeduld des Commissärs.

„Sie sagen ja immer, das Gericht wäre todt ohne die Hilfe der Polizei, wenn es etwas Schwieriges zu erforschen gäbe,"

warf er ein. „Nun sehen Sie, daß doch noch einiges Leben in uns steckt."

„Habe ich das wirklich gesagt?" rief Körber. „Ich nehme es zurück, jedes Wort — noch mehr, — ja sogar Alles, was ich noch nicht gesagt habe — nun sprechen Sie! Woher haben Sie die Brieftasche?"

Ungeduldig, erwartungsvoll stand er da. Sein Auge war auf das Gesicht des Richters gerichtet. Der Richter theilte ihm Alles mit, auch seinen Verdacht gegen den Förster.

„Sie irren," rief Körber. „Hellmann hat nichts damit zu schaffen — ich kenne ihn zu genau!"

Pintus entwickelte all die Gründe, welche den Verdacht in ihm hervorgerufen hatten.

„Und dennoch ist er unschuldig," versicherte der Commissär, „mag dies Alles auch scheinbar gegen ihn sprechen."

„Und womit wollen Sie seine Unschuld beweisen?" warf Pintus ein.

Körber befand sich in sichtbarer Aufregung.

„Ich kann es nicht beweisen," sprach er, „aber meine feste Ueberzeugung sagt es mir. Ich kenne ihn ja seit Jahren."

Der Criminalrichter zuckte leichthin mit den Achseln.

„Ich kenne ihn auch," erwiderte er. „Ich weiß, daß er leicht erregbar und jähzornig ist, und können Sie im Voraus die Grenze bestimmen, bis wie weit der Jähzorn und die Macht der Eifersucht gehen? Ist Hellmann unschuldig, so wird sich dies ja am ersten durch die Untersuchung ergeben."

„Dieser Verdacht kommt nicht von Ihnen, er ist nicht in Ihnen entstanden!' rief der Commissär. „Wer hat Ihnen von dem Streite mit Berger an dem Ballabende erzählt? Auch ich weiß darum — ich weiß, daß Hellmann das Mädchen liebt, daß er eifersüchtig war auf Berger und dennoch hat er mit dem Tode desselben nichts zu schaffen."

„Ich kann Ihnen nicht angeben, durch wen ich es weiß" entgegnete der Richter. „Es waren ja mehrere Zeugen dabei!"

Körber schwieg. Er kämpfte mit seiner Aufregung.

„Schonen Sie Hellmann, Herr Richter," sprach endlich der Commissär. „Sie selbst wissen ja, welch ein Licht eine solche Untersuchung selbst auf den Unschuldigsten wirft, welche Pein sie für ihn — für seine Angehörigen mit sich bringt!"

Ein Gedanke tauchte in dem Richter auf.

„Ich weiß, weshalb Sie ein so warmer Fürsprecher Hellmanns sind," entgegnete er. „Sie lieben seine Schwester!"

Er blickte den Commissär prüfend an.

Dieser hielt den Blick offen aus.

„Ja, ich liebe sie," gab er ruhig zur Antwort. „Sie weiß es vielleicht noch nicht, auch Hellmann weiß es nicht, denn ich habe meine Empfindungen noch nicht gestanden. Ich möchte ihn — sie — ihre Mutter vor einem solchen Leid bewahren, weil ich weiß, daß Hellmann unschuldig ist. — Glauben Sie mir," fuhr er ernst fort, „wenn Hellmann schuldig, wenn der Verdacht gegen ihn begründet wäre, ich würde meiner Pflicht meine Liebe zum Opfer bringen, ich würde es thun, wenn Hellmann mein Bruder wäre!"

„Ich weiß, daß Sie es thun würden," sprach Pintus, ich habe nie an ihrer Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit gezweifelt, auch jetzt thue ich es nicht, ich finde es sogar natürlich, daß Sie unter diesen Verhältnissen mit Befangenheit, mit Vorurtheil urtheilen, mir selbst würde es nicht anders ergehen, denn wir alle sind Menschen, aber verlangen Sie nicht, daß Andere diese Befangenheit theilen. Ich muß nach Pflicht und Gewissen handeln!"

„So handeln Sie darnach," entgegnete Körber. Er sprach dies ruhig, entsagend, seine eigenen Empfindungen überwindend.

Der Criminalrichter bemerkte es. Er fühlte Mitleid mit den Empfindungen des jungen Mannes, er konnte sich ja ganz in dessen Lage hineinsetzen.

„Körber," sprach er, und seine Stimme nahm einen weichen Klang an. „Glauben Sie, daß es mir leicht und angenehm ist, die Untersuchung gegen einen Mann einzuleiten, mit dem ich bisher in freundschaftlichem Verkehre stand, mit dem ich oft zusammengekommen bin in geselligem Kreise! Dies sind schwere Pflichten unseres Berufes — wir dürfen uns ihnen nicht entziehen."

„Ich weiß es," entgegnete Körber mit derselben schmerzlichen Ruhe, „ich will Sie auch nicht von Ihrer Pflicht abreden, nur um das Eine bitte ich Sie, verlangen Sie bei dieser Untersuchung meine Hilfe nicht — ich kann es nicht."

„Ich werde es nicht thun," versicherte der Richter. „Aber Commissär, schweigen Sie über das, was ich Ihnen mitgetheilt habe — sprechen Sie kein Wort zu Hellmann darüber!"

Der Commissär blickte überrascht, erstaunt auf.

„Habe ich schon je in solcher Weise meine Pflicht verletzt?" warf er fragend ein.

„Nein — nein," rief Pintus, ihn beruhigend." „Fassen Sie meine Worte nicht in dem Sinne auf. Aber gerade, weil ich die Gefühle, welche Sie erfüllen müssen, nachempfinde, sprach ich dies Wort zu Ihnen, es war nur eine gut gemeinte Mahnung."

Der Commissär ging fort.

Am Nachmittage des folgenden Tages fuhr der Criminalrichter, von dem Aktuar begleitet, zur Stadt hinaus zum Försterhause. Er saß schweigend in der Ecke des Wagens. Es war keine leichte Aufgabe für ihn, das auszuführen, was er vor hatte. Er wollte Hellmann verhören, eine Haussuchung bei ihm vornehmen. Alle Versicherungen des Polizeicommissärs, daß Hellmann unschuldig sei, hatten seine Ueberzeugung, seinen Verdacht nicht erschüttert.

Er wußte selbst noch nicht, welchen Ton er gegen den Förster annehmen, welches Benehmen er gegen denselben innehalten sollte. Es war ihm peinlich, ihn sogleich mit der ganzen Strenge des Richters entgegenzutreten, und er durfte auch seiner Pflicht, dem Ernste seiner Aufgabe nichts vergeben.

Jahre lang war er als Criminalrichter thätig, Hunderte und Tausende hatte er verhört, zahlreiche Haussuchungen vorgenommen, sein Herz war nicht abgestorben, nicht verhärtet, allein die Gewohnheit hatte es gleichgiltig gegen solche Fälle gemacht und ihn in den Stand gesetzt, stets seine volle Ruhe zu bewahren. Er hatte sie ja als Criminalrichter vor Allem nöthig. Und dennoch schlug sein Herz lauter und unruhiger, je mehr er sich dem Försterhause näherte. Er blickte zum Wagenfenster hinaus, um dem Aktuar zu verbergen, was in ihm vorging.

Der Weg führte bis zum Försterhause in dichtem Walde fort. Es lag mitten im Walde. Ein Hof und ein kleiner Garten neben dem Hause bildeten den einzigen freien Raum, ringsum waren sie von hohen Buchen umgeben. Es lag einsam das Haus, ohne Aussicht, ohne jeden Verkehr. Im Frühling, im Sommer und an helleren sonnigen Wintertagen machte das Försterhaus einen heimlich-gemüthlichen Eindruck, aber in den stürmischen Tagen des Herbstes, wenn der Sturm die hohen Buchen schüttelte und beugte, im Winter, wenn die Wege verschneit waren, wenn der Wind den Schnee wirbelnd umhertrieb, dann war die Einsamkeit desselben fast unheimlich.

Als der Wagen sich dem Försterhause näherte, traten zwei Männer an ihn heran.

Der Richter bemerkte sie.

„Sie sind bereits hier" sprach er, „es ist gut. Folgen Sie mir nicht unmittelbar, aber halten Sie sich in der Nähe des Hauses auf, damit ich Sie rufen kann, wenn ich Sie nöthig habe. Wenn es möglich ist, stellen Sie sich so, daß Sie nicht gesehen werden; und wenn ich fortfahre, ohne Sie gerufen zu haben, dann gehen auch Sie, unbemerkt, wenn es geht, — nicht auf demselben Wege, auf dem ich zurückkehre."

Er bog sich wieder in den Wagen zurück, der weiter fuhr. Wenige Minuten später hielt er vor dem Försterhause still. Der Richter stieg mit dem Aktuar aus. Sie traten in das Haus ein. Der Förster hatte sie bereits gesehen, er kam ihnen auf der Hausflur entgegen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?" sprach er. Er sprach es unsicher. War es Ueberraschung oder Furcht, was seine Stimme leise erbeben machte? Er kannte Beide, und konnte leicht errathen, daß Sie nicht allein ein Zufall zu ihm führte. Fragend, unruhig hatte er den Blick auf den Richter gerichtet.

Dieser trat, ohne zu antworten, in des Försters Zimmer, welches dieser geöffnet hatte.

Ein beklemmendes Gefühl schien sich Hellmanns zu bemächtigen, als er dem Richter und Aktuar folgte. Wußte er wirklich noch nicht, was sie zu ihm führte?

Pintus hatte bei seinem Eintreten in das Zimmer einen schnellen, scharfprüfenden Blick durch dasselbe geworfen. Er fühlte sein Herz unruhig schlagen. Mit Gewalt nahm er sich zusammen. Als er sich zu dem Förster umwandte erschien sein Gesicht vollkommen ruhig.

Erst jetzt bemerkte er, daß Hellmanns Gesicht auffallend bleich aussah. Seine Wangen waren eingefallen, seine Augen lagen tief. Dunkle Schatten umgaben sie. Sein Blick erhielt dadurch etwas Scheues, Unruhiges. War dies die einzige Ursache? — Diese Frage drängte sich dem Richter auf. Hellmann war früher ein Bild der Gesundheit und Kraft gewesen. Er hatte ihn seit Wochen nicht gesehen — er wußte es genau — seit jenem Tage nicht, an dem Berger ermordet war.

Hellmann lud den Richter und den Aktuar ein, sich niederzulassen. Er räumte mit sichtbarer Hast einige Kleidungsstücke von dem Sopha. Beide blieben stehen.

„Sind Sie krank, Herr Förster?" fragte der Richter, den Blick auf ihn geheftet.

„Nicht krank und auch nicht gesund," erwiderte der Gefragte. „Ich kann meine Geschäfte besorgen, wenn es mir auch schwer wird und gleichwohl bin ich nicht gesund. Ich fühle mich matt und abgespannt."

„Vielleicht die Folge einer Erkältung?" warf der Richter ein.

„Sicherlich," entgegnete der Förster, „ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist."

„Und Sie leiden schon längere Zeit?"

„Seit einigen Wochen — ja so lange ist es."

„Deshalb habe ich Sie auch wohl seit längerer Zeit nicht in der Stadt bemerkt?" fuhr der Richter fort. „Sie pflegten ja sonst fast jeden Abend zu kommen."

„Mir fehlte die Lust dazu — ich wollte mich schonen — ich habe mich stets früh zu Bett gelegt."

„Und Sie haben keinen Arzt zu Rathe gezogen?"

„Nein."

„Weshalb nicht?"

Die Fragen schienen den Förster etwas zu beunruhigen, zu verwirren.

„Ich gebe nicht viel auf die Aerzte," entgegnete er. „Ich habe nur wenige Male in meinem Leben die Hilfe eines Arztes bedurft — ich hoffte, daß meine gute Natur sich allein helfen würde."

„Die Aerzte sollen auch nur der Natur mit den Kenntnissen und Mitteln, welche ihnen ihre Wissenschaften an die Hand gibt, zur Hilfe kommen," warf der Richter ein. „Ich würde an Ihrer Stelle einen Arzt um Rath gefragt haben."

Hellmann zuckte schweigend mit den Schultern. Was sollte er auch erwidern.

Auch der Richter schwieg einen Augenblick. Er schien noch nicht mit sich einig zu sein, wie er das Verhör beginnen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Zimmermannsspruch

bei Aufrichtung der **Aktien-Dampf-Kunstmühle** in Ansbach am 30. September 1865.

Gedichtet von Schriftsetzer G. Voß, gesprochen von Zimmermann Christian Dürr.

Mit süßem Bewußtsein, voll seliger Lust,
Von freud'gem Gefühle durchdrungen,
Erhebt sich zum Rufe begeistert die Brust:
„Heil uns! unser Werk ist gelungen!"

Stolz ragt das Gebäude gen Himmel empor,
Das goldene Strahlen verschönen.
Auf! faltet die Hände in dankendem Chor,
Laßt jauchzend ein Loblied ertönen!

Ja, Preis, Lob und Ehre erschalle mit Macht
Dem himmlischen Meister dort oben,
Der mit uns gebauet, der treulich gewacht,
Den Bau zur Vollendung erhoben!

Paläste und Vesten und Hütten und Zelt
Zerfallen in Schutt und in Trümmer,
Wenn sie nicht sein schaffender Odem erhält,
Bald schwindet ihr täuschender Schimmer!

Drum geb' ich dies Haus in des Ewigen Hand,
Daß seine unendliche Güte
Es wahre vor Stürmen, vor Wetter und Brand,
Vor jeglichem Schaden behüte.

Und wenn dann des **Dampfes** gigantische Kraft
Beweget das Rädergetriebe,
Das Nahrung aus goldenen Körnern uns schafft,
Daß Mangel uns nimmer verbliebe,

Und schnaubend das **Dampfroß** vorüber dann braust,
Die nahe Verwandte zu grüßen,
Und eilenden Fluges die Länder durchsaust,
Des Fleißes Produkt zu verschließen:

Dann sei dies ein Mahnruf, **Onoldia**, dir,
Daß fortan die Schläfer erwachen,
Dem Fortschritt eröffnen die Thore und Thür,
Zum Wettkampf sich rüstig zu machen!

Der Länderverkehr ist erschlossen, es drängt,
Daß der Bürger und Landmann sich rege;
Frei blühet der Handel und nimmer beengt
Ein Schlagbaum die Brücken und Wege!

Drum bleibe, Onoldia, nimmer zurück,
Nicht ehret dich ängstliches Beben;
Ermann' dich — ich ahne dein künftiges Glück —
Zur Thatkraft, zu rüstigem Streben!

Du reifest entgegen der besseren Zeit,
Und währt's auch noch Jahre und Wochen! —
Hoch leben die Edlen, die opferbereit
Die sicheren Bahnen gebrochen!

Hoch lebe der König auf glänzendem Thron,
Beschützt von des Vaterlands Söhnen!
Heil **Ludwig dem Zweiten** Maximilians Sohn,
Dem Förd'rer des Guten und Schönen!

Laut sei auch mit Jubel ein Hochruf gebracht
Herab von den luftigen Stufen
Den Herren des Baues, die weise bedacht
Dies Werk in das Leben gerufen! —

Gott schütze die Väter der freundlichen Stadt,
Die **Meister**, die wackern **Gesellen**,
Und Jeden, der stets seine Schuldigkeit that,
Den herrlichen Bau zu bestellen.

So glänz' denn im Wohlstand, du stattliches Haus,
Mög' Segen in Fülle dir fließen! —
Dem Vaterland bring ich ein Vivat noch aus,
Dann lasset mit Amen mich schließen!

Unser liebes, theu'res Vaterland lebe hoch! hoch! hoch!
Es gedeihe zu mächtigem, einigem Staat! Amen.

Eine neue Art der Butterbereitung.

Wer jemals schon selbst gebuttert oder doch zugesehen hat, weiß, daß dieß oft eine recht mühsame und ärgerliche Arbeit ist,

da man nicht selten nur schwer und langsam zum Ziele kömmt. Man hat dieses mitunter räthselhafte Mißglücken des Butterns daher früher einem boshaften Poltergeist, — einem schlauen Kobold — zugeschrieben, durch welchen, wie Shakespeare sagt,

„Mit Verdruß
Die Hausfrau athemlos sich buttern muß."

Wenn wir auch heutzutage die Bedingungen der Butterbereitung etwas sicherer kennen gelernt haben, und so z. B. wissen, daß die gehörige Abscheidung der Butter nur bei geeigneter Temperatur, etwa bei 15° C., also wenn es nicht zu warm ist, erfolgt, so ist es gleichwohl als eine erfreuliche Erscheinung zu begrüßen, daß neuester Zeit auch hierin eine wesentliche Vereinfachung eingetreten ist, ja daß sogar eine völlige Beseitigung des launenhaften Geschäftes kunstgerechten Butterns in Aussicht steht. Man hat nämlich beobachtet, daß der Rahm sich in Butter verwandelt, wenn er nur einfach in den Boden eingegraben wird. Der hiebei im Schoße der Erde stattfindende Vorgang ist allerdings vorläufig nicht recht einleuchtend, indem wie bekannt die Bereitung der Butter eine rein mechanische Arbeit ist und einzig und allein auf dem Zerreißen der Milchkügelchen des Rahm's, in welchen die Butter von Käsehüllen umgeben, enthalten ist, beruht. Ohne also eine ausreichende Erklärung dieser eigenthümlichen Veränderung des Rahms in der Erde versuchen zu wollen, — so viel ist gewiß, daß auf diese Weise in der Normandie und auch in anderen Theilen Frankreichs, einem Berichte des Journals of. soc. and arts zu Folge, die Butter wirklich im Großen zubereitet wird. Das Verfahren hiebei besteht einfach darin, daß man den zum Buttern bestimmten Rahm in einen leinenen Beutel von mittlerer Dichte sorgfältig verschließt und denselben ungefähr 1½ Fuß tief in den Boden gräbt und wieder mit Erde bedeckt 24 bis 25 Stunden im Boden liegen läßt. Wird der Rahm nach dieser Zeit wieder herausgenommen, so ist er ganz hart, man schlägt ihn nun ganz kurz mit einem hölzernen Schlegel und gießt darauf ½ Glas Wasser dazu, wodurch die Buttermilch von der Butter sich abscheidet. Ist die in Butter zu verwandelnde Menge Rahm eine größere, als man gewöhnlich in Arbeit zu nehmen pflegt, so läßt man denselben länger als 25 Stunden im Boden liegen. Um jede Vermischung mit Erde zu vermeiden, erscheint es zweckmäßig, den mit Rahm gefüllten Beutel noch in einen zweiten, etwas geräumigeren, zu stecken. Diese Art der Butterung erspart selbstverständlich Arbeit, schlägt überdieß niemals fehl, so daß wir nicht mehr nöthig haben, uns hiebei vor boshaften Gnomen zu fürchten, und ist geeignet, die Butter vollständiger auszuscheiden, als dieß auf die gewöhnliche Art geschieht, auch ist die so zubereitete Butter, wie versichert wird, von vorzüglichster Güte.

Die südfranzösischen Blätter bringen, zur Verscheuchung der Cholera-Panik, ein Rezept gegen die Cholera, das in freier Uebersetzung ungefähr so lautet:

Nimm Gleichmuth ein halb Loth,
Entschlossenheit so viel,
Geduldsaft auch ein Loth,
Misch wohl, füg' heit'res Spiel
Und Zeitvertreib dazu, und flieh
All' Unruh, Geiz und Streit;
Dann ferner nimm ein Gran
Von Fassung alle Morgen,
Besonders noch dazu — das kann
Verbannen alle Sorgen
Vergißt Du nicht die Worte
Fiat voluntas tua!
Et procul esto cholera!!

Die Sobbe und Putzki permanent in Preußen.

Wer glaubt, die Sobbe und Putzki ꝛc. ꝛc. unter den preuß. Junkern datiren erst aus neuerer Zeit, der irrt sehr. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts machte sich in Preußen das gewaltthätig-übermüthige und lächerliche Junkerzeug auf eine höchst betrübende Weise geltend. Ein glaubwürdiger Zeuge und guter Preuße (Geheimrath Sethe) hat es in Münster mit angesehen und uns davon gemeldet: „Die langen Degen in wagrechter Lage an der Seite, sahen die bartlosen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhut auf dem Heldenhaupte aus, wie mit einer Stecknadel aufgespießte Brummfliegen. Diese Knaben-Offiziers stolzirten in langer Front auf dem Prinzipalmarkt umher und unter den Lauben mit einer Unverschämtheit und Brutalität, die selbst die Verständigen unter den preußischen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht bei Zeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrstock oder mit dem Degenknopf bei Seite gestoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in das Bereich dieser entarteten Jugend zu gerathen, wurden durch die schamlosesten Reden ꝛc. ꝛc. insultirt. Diese Bande führte in Wein- und Speisehäusern und bei Konditoren das große Wort. Wir werden, lärmten sie, den Franzosen und ihrem Bonaparte schon zeigen, um was es sich handelt, wenn sie uns zu nahe kommen. Er soll uns kennen lernen". Ach ja, er lernte sie kennen, der Bonapart, oder vielmehr, er lehrte sie ihn kennen.

Bisher hatte es als eben so unmöglich gegolten, die Haare auf dem Kopfe eines Menschen zu zählen, wie die Sterne am Himmel oder die Sandkörner des Meeresgrundes. Jetzt soll, — so versichert eine Frankfurter Zeitung — ein Deutscher, und bei der Geduld, die dazu gehört, konnte es nur ein Deutscher sein, — die Herkulesarbeit vollbracht haben, und zwar an vier weiblichen Köpfen, die verschieden gefärbte Haare hatten, wodurch der Zähler für seine Mühe auch eine Art von wissenschaftlichem Resultat erzielt haben will. Die vier weiblichen Köpfe, die der große Unbekannte der Haarzählung unterwarf, ergaben folgende Resultate: Der Blondkopf hatte 140,419 Haare, die Braune hatte 109,440 Haare, der Schwarzkopf hatte 102,962 Haare, der Rothkopf hatte 83,740 Haare. Was das oben erwähnte wissenschaftliche Resultat anbelangt, so kann als solches der Umstand betrachtet werden, daß, trotz der Verschiedenheit der Haarzahl, doch die vier Kopfbedeckungen in Betreff auf ihr Gewicht fast gleich waren; demnach wurde die Verschiedenheit der Zahl durch eine geringere oder höhere Dicke der einzelnen Haare ausgeglichen. Durchschnittlich wiegt das Gesammtkopfhaar einer Frau 44 Unzen.

Räthsel.

Als kleines Wort von nur vier Zeichen —
Bin ich dem Großen doch verwandt:
Du kannst mich vor der Zeit erreichen, —
Auch bin als Land ich wohlbekannt.
Die Achtung folgt mir auf dem Fuße,
Einst war ich über'n Meister noch;
Mit Amt und Würden künd' ich Buße,
Mein Fehler ist der Muth jedoch.
Den Sinn wird Jeder an mir preisen,
Denn er wird stets mit mir geehrt.
Nach mir nennt man den Rath der Weisen,
Ist er gleich nicht wie ich — gelehrt.
Nicht Jeder ist wie ich geboren,
Heißt man ihn nach mir edel auch.
Als Stift hab' ich den Kopf verloren,
Er kommt jetzt nicht mehr in Gebrauch;
Mit dem Verrath oft eng verbunden,
Steh' gleich 'mal ich vor'm Altar dreist
Und werde herzig auch erfunden:
Nun sag' mir: wie das Wörtchen heißt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 40:
„Der Ton."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 42. Sonntag, den 15. Oktober 1865.

Lebensweisheit.

Sei nur frisch und immer thätig,
Strebe nicht nach großen Dingen;
Ordne nur im Kleinen stetig,
So wird Großes dir gelingen.

Nicht im Weltverbesserordnen
Such' der Menschheit neue Ziele;
Bist du selbst nur Mensch geworden
Bist du wahrlich mehr als viele.

Ernst.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Herr Förster," sprach er, „ich muß einige Fragen an Sie richten, welche mit der Ermordung des jungen Berger in Verbindung stehen."

Hellmann zuckte leicht auf.

„Was habe ich damit zu schaffen?" warf er ein. Seine Brauen zogen sich zusammen.

Der Richter antwortete nicht darauf.

„Kennen Sie diese Brieftasche?" fragte er, indem er die Brieftasche Bergers aus der Tasche zog.

Hellmann warf nur einen flüchtigen Blick darauf.

„Nein," erwiderte er.

„Sie gehörte Berger. Er trug sie bei sich an dem Tage, als er hier im Walde erschossen wurde."

„Ich kenne sie nicht," wiederholte der Förster. Sein Auge wich dem scharf beobachtenden Blicke des Richters aus.

„Es waren fünfzehntausend Thaler darin enthalten."

Der Förster antwortete nicht.

„Sie ist hier im Walde, — in der Nähe Ihres Hauses gefunden," fuhr der Criminalrichter fort.

„Es ist möglich!" fuhr Hellmann auf. „Was geht das mich an!"

„Sie waren an dem Tage, gegen Abend, als Berger erschossen wurde — es war am 10. October — im Walde?" fragte Pintus weiter.

„Ja," erwiderte der Förster offen.

„Sie sind mit Berger zusammengetroffen?

Der Richter wußte es nicht. Er ließ sich bei den Fragen von dem Möglichkeits-, Wahrscheinlichkeitsgange leiten, den er sich selbst zurecht gelegt hatte.

Hellmann zögerte mit der Antwort.

Pintus blickte ihn fragend an.

„Auch das," erwiderte der Förster.

„Sie sind in Streit mit ihm gerathen?"

„Ja," gab der Förster kurz zur Antwort.

„Wo war es?"

„Auf dem Wege, von der Stadt nach Alldorf."

„Auf dem Fußwege?"

„Ja."

„Also auf dem Wege, wo Berger erschossen gefunden wurde," fügte der Richter hinzu. „Auf welche Weise geriethen Sie mit ihm in Streit?"

Mehr und mehr wurde Hellmann durch die Fragen verwirrt. Er schien sich zu besinnen.

„Herr Richter," sprach er endlich, „ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen Rechenschaft darüber geben zu müssen!"

„Sie haben es nöthig," erwiderte der Richter kurz. „Wie geriethen Sie mit ihm in Streit?"

Wieder zögerte Hellmann mit der Antwort.

„Er hatte mich einige Zeit vorher beleidigt" — sprach er.

„An dem Abende des Balls — unten in dem Gastzimmer," unterbrach ihn der Richter — „bitte fahren Sie fort."

„Ja, es war an jenem Abende. Ich hatte ihn nicht wieder gesehen — zum ersten Male begegnete ich ihm im Walde — auf dem Wege." Er hielt inne.

„Bitte, fahren Sie fort," mahnte der Richter. „Sie begegneten ihm auf dem Wege . . ."

„Ich stellte ihn zur Rede und verlangte Genugthuung von ihm."

„Und er hat sie Ihnen gegeben?"

„Ja," versicherte Hellmann. „Er sagte, daß er sich an jenem Abende übereilt habe und nahm das beleidigende Wort zurück!"

„Und was thaten Sie?"

„Ich habe mich damit zufrieden gestellt und bin meines Weges weiter gegangen."

„Wirklich!" rief Pintus. Dies Wort klang etwas höhnend, es entfuhr ihm wider Willen. „Sie haben keinen weiteren Streit mit ihm gehabt?"

„Nein."

„Sie waren ja aber eifersüchtig auf ihn — Sie liebten dasselbe Mädchen wie er?" warf Pintus ein.

„Herr Criminalrichter!" fuhr der Förster auf, „wer sagt Ihnen das?"

„Ich weiß es," erwiderte Pintus ruhig.

„Und wenn Sie es wüßten, wer giebt Ihnen das Recht, sich in Privat-, in Herzensangelegenheiten zu mischen?"

„Mein Amt als Richter," gab Pintus mit derselben Ruhe zur Antwort. „Herr Förster, muß ich Sie noch auf den Verdacht aufmerksam machen, der auf Ihnen lastet?"

„Welcher Verdacht?" fragte Hellmann aufgeregt, verwirrt.

„Der Verdacht, daß Sie Berger erschossen haben."

Der Förster lachte laut auf. Er schien keine Worte finden zu können, um das, was in ihm vorging, auszusprechen.

„Haha! Ich soll also ein Mörder sein!" rief er.

Der Richter blieb ganz gelassen.

„Welche Büchse trugen Sie an dem Tage bei sich?" fragte er weiter.

„Die dort — dort hängt sie!" rief Hellmann.

„Ist sie geladen?"

„Gewiß. Nehmen Sie sich in Acht, daß kein Unglück passiert, sonst möchte ich auch noch in den Verdacht kommen, Sie erschossen zu haben. Es ist ja Alles möglich!"

„Wo sind die Kugeln zu der Büchse?"

„Hier — hier!" rief Hellmann, indem er einen auf einem Nebentische stehenden Kasten öffnete. „Es ist auch Pulver dabei — Alles, was Sie verlangen — die Stöpsel können Sie sich wohl selbst machen!"

Der Richter schwieg. Er nahm einige der bezeichneten Kugeln. Es waren Spitzkugeln von geringer Größe. Er hätte wetten mögen, daß sie ganz dasselbe Gewicht hatten, wie die Kugel, mit welcher Berger erschossen war.

Sein Blick fiel noch auf einen anderen Gegenstand. An der inneren Seite des Kastendeckels steckte eine rothe Schleife. Hastig nahm er sie zur Hand. Es war eine Schleife, wie sie die Damen auf Bällen zu vertheilen pflegen. Auch Berger hatte in seiner Brieftasche eine solche Schleife gehabt

„Woher haben Sie diese Schleife?" fragte er den Förster, der, die Lippen fest zusammengepreßt, mit zurückgehaltener Aufregung neben ihm stand.

„Sie scheinen sehr neugierig zu sein, Herr Richter," erwiderte er mit bitterem Lächeln. „Ich will es Ihnen gestehen — von einer Dame."

„Von welcher Dame?"

„Sie sind äußerst genau! Von einer jungen und liebenswürdigen Dame."

„Ich möchte den Namen derselben wissen," fragte Pintus weiter. Er überhörte absichtlich den Hohn in des Försters Worten.

„Nun genug, Herr Richter," erwiderte Hellmann, „meine Geduld ist zu Ende, der Name der Dame ist meine Sache!"

„Wie hieß die Dame?" wiederholte der Criminalrichter.

„Das ist mein Geheimniß!"

„Herr Förster, ich muß Sie verhaften!" sprach Pintus. Er sagte es ruhig, aber doch mit aller Bestimmtheit.

Einen Augenblick sah ihn der Förster mit weit geöffneten, starren Augen an.

„Mich verhaften!" rief er dann laut, fast drohend. „Mich verhaften — weil ein thörichter Verdacht auf mir ruht! Hoho! Herr Richter, so leicht ist das nicht ausgeführt!"

„Fügen Sie sich in Ruhe!" mahnte Pintus

„Nein, ich werde mich nicht fügen!" rief Hellmann heftig. „Dies ist mein Haus — meine Wohnung, hier habe ich zu sagen, und es steht mir das Recht zu, Jeden hinauszuwerfen, der mir nicht gefällt!"

„Mich werden Sie dennoch nicht hinauswerfen, weil ich als Richter hier bin!"

„Auch Sie!" rief der Förster drohend.

„Widersetzen Sie sich nicht," mahnte Pintus noch einmal. „Sie zwingen mich dadurch nur, Beistand herzurufen!"

„Haha! So rufen Sie ihn!"

Pintus stand nahe dem Fenster. Er hatte durch dasselbe die beiden Männer, mit denen er auf dem Wege hieher — es waren Polizeibeamte — gesprochen, im Garten hinter einer Laube bemerkt. Er öffnete das Fenster und winkte ihnen.

Auch der Förster bemerkte sie.

„Und auch die sollen mich nicht verhaften!" rief er leidenschaftlich, wild: „Ich will sehen, wer mich anzugreifen wagt!"

Er sprang zur Wand, wo mehrere Büchsen und Hirschfänger hingen. Er riß eine Büchse herab.

Hastig trat der Richter zu ihm — er legte die Hand auf auf seinen Arm.

„Förster — Förster, begehen Sie keine Thorheit — keine Gewaltthat!"

Er sprach diese Worte hastig.

Mit leidenschaftlichem Blicke wandte Hellmann sich um. Furchtlos stand der Richter vor ihm.

„Sie haben Recht," erwiderte er mit bitterem Lächeln, „ich hätte mich beinahe zu einer Thorheit hinreißen lassen und mir einen Spaß verdorben. Ich will doch sehen, wie weit Sie es mit mir zu treiben wagen — bis zu welchem Punkte! Aber verlassen Sie sich darauf, daß ich Rechenschaft und Genugthuung von Ihnen verlangen werde."

Er blickte den Richter drohend an.

„Ich handle, wie es mir die Pflicht meines Amtes vorschreibt," erwiderte dieser scheinbar ruhig. Seine Ruhe war indeß nur eine äußere, eine gewaltsam erzwungene. Der Augenblick hatte sie nothwendig erfordert. Mehr als eine Gefahr in seinem Leben hatte er bereits durch die größte äußere Ruhe abgewandt. Sie hatte sich auch jetzt wieder bewährt. Jede Heftigkeit von seiner Seite würde den Förster zum wilden Jähzorn getrieben haben.

Die beiden Polizeibeamten traten in das Zimmer. Hellmann würdigte sie keines Blickes. Regungslos mit gekreuzten Armen stand er da, nur seine leuchtenden Augen verriethen, was in ihm vorging.

„Der Herr ist Ihr Gefangener," sprach der Richter zu den Eingetretenen.

Der eine der Polizeibeamten überreichte dem Richter ein Blatt Papier. Er hatte es im Garten hinter der Laube gefunden — durch Zufall.

Mit gesteigerter Aufmerksamkeit betrachtete der Richter das Blatt.

„Kennen Sie dies Blatt?" wandte er sich fragend an den Förster.

Hellmann antwortete nicht. Er blickte nicht auf das ihm entgegengehaltene Papier — dem Richter sah er drohend in's Auge.

„Kennen Sie dies Blatt?" wiederholte dieser.

Hellmann schwieg. Um seinen Munde lag ein verächtlicher Zug.

„Gut. — ich werde die Frage später wieder an Sie richten," sprach der Richter. Er faltete das Blatt zusammen und legte es in die Brieftasche, welche dem Ermordeten gehört hatte. Es hatte ja aller Wahrscheinlichkeit nach in ihr gelegen. Das Blatt bestand aus der Hälfte eines Briefcouvertes. Auf der einen Seite stand Hugo Bergers Adresse, auf der andern Seite waren Notizen mit Bleistift gemacht. Es schienen Geschäftsnotizen zu sein — Zahlen — Berechnungen. Des Todten Vater hatte ja gesagt, daß derselbe auch Notizen in der Brieftasche gehabt habe.

Der Richter nahm, von dem Aktuar unterstützt, der alle Aussagen des Försters aufgeschrieben hatte, eine genaue Haussuchung vor. Die nöthigen Schlüssel gab ihm der Förster auf sein Verlangen ohne Weigern, schweigend.

Keinen Raum, keinen Kasten ließ er undurchsucht. Er besaß Uebung und einen scharfen Blick in solchen Sachen. Selbst die Oefen untersuchte er. Der Förster konnte die dem Erschossenen abgenommenen Gegenstände verbrannt haben — es konnten sich noch Spuren davon im Ofen vorfinden. Sein Suchen war vergebens.

Am meisten richtete der Richter seine Aufmerksamkeit auf das Geld. Er wußte, daß Niemand leicht eine solche Summe der Vernichtung anheim giebt, dazu hängt der Menschen Herz zuviel am Gelde, dieser mächtigen Triebkraft alles Lebens. Er fand nichts.

Das Geld, welches in dem Secretär des Försters vorhanden war, war eine unbedeutende Summe, es konnte nicht in Betracht kommen, mit dem Verbrechen nicht im Zusammenhange stehen.

Selbst auf die Stallgebäude, auf den Garten und die nächste Umgebung im Walde dehnte der Richter seine Untersuchung aus. Das Geld, die geraubten Gegenstände konnten ja hier vergraben sein — er fand nichts.

Was er indeß erlangt hatte, das Blatt mit den Notizen, die rothe Schleife, die Büchse, die kleinen Spitzkugeln, das Geständniß des Försters, daß er an dem Tage mit Berger auf dem Wege nach Altdorf zusammengetroffen sei — dies Alles wog für

ihn schwer genug. Es waren Beweise, die ihm den Thäter deutlich genug zu zeigen schienen.

Mit spöttischem Blicke sah Hellmann den Richter an, als er wieder in das Zimmer trat. Derselbe beachtete es nicht. Ruhig ertheilte er den beiden Polizeibeamten den Befehl, mit dem Förster im Wagen Platz zu nehmen und zur Stadt zu fahren.

„Ich mache Sie für Alles verantwortlich," fügte er zu den Beamten hinzu.

Es waren zwei handfeste Männer, welche auf ihrer Hut waren.

Ruhig folgte ihnen der Förster, nachdem er noch einen Mantel sich umgehängt hatte, zum Wagen. Ohne Weigerung stieg er ein. Von den Polizeibeamten setzte sich einer an seine Seite, der andere nahm ihm gegenüber Platz.

Der Criminalrichter wartete, bis der Wagen fortgefahren war, dann folgte er ihm langsam von dem Aktuar begleitet. Der Wagen hätte für alle Raum gehabt — es war ihm indeß peinlich mit dem Förster zusammen zu sein.

Es war ihm das ganze Verhör peinlich gewesen. All' seine Kräfte hatte es in Anspruch genommen, jetzt fühlte er sich erschöpft. Er ging langsam.

Der Gedanke zog durch seinen Kopf hin, wie leicht der Mensch durch einen einzigen Augenblick wilder, ungezähmter Leidenschaft sein ganzes Lebensglück vernichten könne.

„Halten Sie den Förster noch für unschuldig?" fragte er den Aktuar.

„Nein," erwiederte dieser. „Es sind nicht immer so viel Beweise zur Ueberführung eines Schuldigen vorhanden. Nur das Eine ist mir unbegreiflich, weshalb er das Zusammentreffen mit Berger so unumwunden eingestand?"

„Er schien zu glauben, daß ich bereits darum wisse; er hat sich durch die Fragestellung fangen lassen," sprach Pintus. „Man erlangt ja in allen Verhören am meisten, wenn man die Fragen so einrichtet, daß der zu Verhörende völlig im Unklaren bleibt, wie viel man von dem Geschehenen bereits weiß. Man muß freilich vorher die Wahrscheinlichkeit des Geschehenen sorgsam überdacht haben, um darnach die Fragen einrichten zu können."

Der Abend war bereits hereingebrochen als sie die Stadt erreichten. Es mußte sogar schon dunkel gewesen sein, als der Wagen mit dem Gefangenen in der Stadt angekommen war. Es war dies des Richters Absicht gewesen, um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden.

Am Thore erwartete sie einer der beiden Beamten, welche den Gefangenen begleitet hatten.

Er berichtete dem Richter, daß Alles gut abgelaufen sei. Der Förster war ruhig gewesen, hatte sich durchaus nicht widersetzt. Er befand sich bereits in sicherer Haft — im Gefängnisse.

* * *

Der Polizeicommissär Körber saß am Morgen des folgenden Tages in seinem Zimmer. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und befand sich in jenem Zustande der Ermüdung, wo die Gedanken willkürlich umherschweifen, ohne einen bestimmten Gegenstand scharf zu verfolgen. Es ist, als ob sie sich gänzlich von ihrem Gebieter, dem Willen, freigemacht hätten.

Er war erschöpft. Er sehnte sich nach vollständiger Ruhe und fand sie nicht. Das Geschick des Försters erfüllte ihn mit Besorgniß. Er wußte noch nichts davon, daß derselbe verhaftet war, allein er sah viel Aerger und Pein für ihn kommen, denn er kannte den festen, energischen Sinn des Richters. Er dachte an die Angst und Schmerzen, welche für die Mutter Hellmanns, für seine Schwester daraus entstehen mußten.

Vergebens hatte er nachgesonnen, wie er dies Geschick von ihnen abwenden könne — es stand nicht in seiner Hand.

Seine Gedanken blieben bei Hellmanns Schwester weilen. Durch den Förster hatte er sie kennen gelernt und seitdem war er oft in dem Hause ihrer Mutter gewesen und hatte sich immer und immer wieder dorthin zurückgesehnt. Er war sich Anfangs selbst nicht bewußt gewesen, daß er Anna liebe. Sie gehörte zu jenen stillen, milden Frauencharakteren, welche nichts besitzen, wodurch sie blenden, wodurch sie augenblicklich fesseln, allein es lag über ihrer ganzen Erscheinung eine still befriedigende Anmuth ausgebreitet.

Langsam hatte sich in Körbers Herz die Liebe zu diesem Mädchen eingeschlichen und jetzt war er sich klar bewußt, daß er ohne dasselbe nicht mehr leben könne. Dennoch hatte er bis jetzt gezögert, Anna seine Liebe zu gestehen, sein scharfes Auge hatte noch nicht zu errathen vermocht, ob er von ihr wiedergeliebt werde. Von dem ersten Tage an, an welchem er sie kennen gelernt hatte, war sie freundlich gegen ihn gewesen und so war sie geblieben, nur nach und nach war sie vertrauungsvoller gegen ihn geworden.

Wie eine Schwester war sie gegen ihn, — in derselben milden, freundlichen Weise trat sie ja auch stets ihrem Bruder entgegen.

Seine Gedanken eilten in die Zukunft. Wie ganz anders und ruhiger mußte sich sein Leben gestalten, wenn Anna einst sein — sein Weib war, wenn sie ihm eine stille, gemüthliche Häuslichkeit schuf, in der er von den Mühen seiner Stellung ausruhen konnte. Er sah sie im Geist schon geräuschlos und dabei so thätig schaffen, fühlte, wie sie mit ihrer weichen, weißen Hand ihm über die Stirne strich, um die Falten von dort zu verwischen, wie sie beruhigend ihren Arm um seinen Nacken legte, wie sie sich lächelnd über ihn beugte, wenn er verstimmt und abgespannt da saß — sein Herz erzitterte bei dem Gedanken an all dies Glück — da störte ihn ein Pochen an der Thür.

Unwillig richtete er sich empor. Sicherlich war es einer seiner Untergebenen, der ihm eine Meldung zu machen hatte. Wollte man ihm gar keine Ruhe gönnen? Sollte er nicht einmal mehr ungestört, nur für kurze Zeit sich seinen Gedanken und Träumen hingeben können?

„Herein!" rief er kurz.

Langsam wurde die Thür geöffnet — eine Frauengestalt trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Geduld

von

Paul Heyse.

Geduld! O wer dieß Wort ersann,
War nie in heißen Jugendnächten
Ein Spiel den herrisch wilden Mächten,
Wenn Stund um Stunde leer verrann.
Geduld! Dem Bettler mag sie frommen,
Im Kerker ist ihr Trost willkommen;
Die Seele, die in Qualen stöhnt,
Wird an Entsagen streng gewöhnt.
Und in den kargen Schlummer lullt
Den ärmsten Dulder die Geduld.
Doch wen das Glück verheißungsvoll
Mit goldnem Fittig schon gestreift,
Sag, wie sich der gedulden soll,
Eh er den Wunsch mit Händen greift?
Wie grausam täuschte dich, wie oft
Die Stunde, die du heiß verhofft?
Der Sturm der Sehnsucht schürt dein Blut,
Der Zweifel summt, der arge Spötter,
Das alte Lied vom Neid der Götter,
Und tief im Busen stirbt der Muth.

Ⅱ **Herrieden,** Anfangs Oktober. Witterungsverhältnisse Europas im September. Der Monat September war einer der heitersten seit langer Zeit, und zwar für fast ganz Europa. Nur dreimal wurde die Polarströmung von der Aequatorialströmung überwältigt, aber nie vollkommen. Dabei war der Luftdruck

immer ziemlich über dem Mittel, und erreichten die Luftthäler nie eine solche Tiefe, um sich über ganz Europa auszudehnen. In den ersten beiden Tagen des Septembers war die Aequatorialströmung noch am weitesten verbreitet, und hatte auch unserer Gegend Regen gebracht. Das zweitemal machte sie sich am 8. und 9. bis in das östliche Frankreich geltend, ohne indessen bis in unsere Gegend vordringen zu können. In Paris brachte dieselbe am 9. so wolkenbruchartige Regen hervor, daß der Regenmesser der dortigen Sternwarte überlief, und nicht über 44mm gemessen werden konnten. Eine dritte Aequatorialströmung gegen Ende des Monats endlich zog über den südlichen Theil Europas, ohne sich weit nach Norden zu verbreiten

Die mittleren an den Hauptstationen Europas um 7 Uhr Morg. beobachteten Temperaturen waren der Reihe nach: Alikante 22,1, Palermo 18,4, Lissabon 18,0, Bilbao 17,8, Triest 16,3, Lesina 15,6, Rom 15,4, Marseille 15,3, London 15,0, Turin 14,4, Madrid 14,2, Amsterdam 13,5, Valentia 13,3, Paris 12,7, Brüssel 12,6, Nairn 12,2, Herrieden 10,7, Odessa 10,2, Wien 10,1, Skudesnäs 9,6, Stockholm 8,3, Bern 7.8, Moskau 7,7, Petersburg 6,6, Haparanda 5,7° R. — Das fast ununterbrochene heitere und warme Wetter in unserer Gegend war zwar der Grummet- und Kartoffelernte sehr günstig, dagegen dem Gedeihen des Herbstfutters und dem Aufgeben der Wintersaat hinderlich. Die trockene, staubige Witterung setzte namentlich den menschlichen Athmungsorganen sehr zu, und erhöhte, unterstützt durch eine Keuchhustenepidemie, wenigstens in hiesiger Gegend, den Krankenstand über das Mittel.

Rose im Herbst

von

Robert Prutz.

Mitten hat im Sturm und Regen
Eine Rose sich erschlossen;
Lern' das Beispiel recht erwägen,
Herz, und treibe neue Sprossen!

Laß die welken Blätter fallen,
Neuer Lenz bringt neue Triebe,
Aber eines merk' vor allen:
Daß du jung bleibst, Herz, o liebe!

Ein drolliger Selbstmordversuch ereignete sich neulich in Berlin. Ein 17jähriger Gymnasiast, verzogenes Muttersöhnchen einer Wittwe, hielt sich für so weit vorgeschritten, daß er glaubte, sich in der Kneiperei den ältesten Studenten gleichstellen zu müssen und dazu allerdings viel Geld brauchte, was ihm leider die Mutter auch immer gab. Da er aber in letzter Zeit seine Forderungen zu hoch spannte, so verweigerte die Mutter nun standhaft Geld zu geben, worauf das Söhnchen mit der Drohung, sich das Leben nehmen zu wollen, davonlief. Gleich darauf erzählte die siebenjährige Nachbarstochter ihrem Vater, daß ihr der „Otto" auf der Treppe gesagt habe, er wolle sich auf dem Boden das Leben nehmen und sei auch dort hinaufgegangen. Der Nachbar, ein Beamter, achtete anfänglich nicht darauf, ging aber doch ein Weilchen nachher zu der Wittwe hinüber, um zu hören, was „der Junge" vorhabe. Um die erschrockene Mutter zu beruhigen, ging er jedoch auf den Boden und sah hier wirklich den Otto an einem niederen Querbalken hängen, bemerkte aber auch gleichzeitig, daß der Erhängte auf den Fußspitzen stand und sogar den Kopf nach dem Kommenden hindrehte. Statt nun den Erhängten loszumachen, gab ihm der Nachbar eine herzhafte Ohrfeige, worauf jener laut aufschrie und dadurch zeigte, daß ihm die Kehle noch nicht zugeschnürt war. Der Nachbar ließ nun noch verschiedene Ohrfeigen folgen und führte den Lebensmüden zur Mutter hinunter, wo er keinen zweiten Selbstmordversuch machte.

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstlichste Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein güt'ger Gott auch uns dereinst
Das Schicksal des beklagenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten.

Göthe.

Ein neuer Prüfstein der Charaktere. Lavater glaubte in den Gesichtszügen den menschlichen Charakter zu erkennen; Doktor Gall aus den Hervorragungen des Schädels; Desbarolles aus den Furchen an der inneren Handfläche; ein Anderer aus der Gestaltung der Füße. In diesen Tagen jedoch ist, nach französischen Zeitungen, ein neuer Charakterforscher, um diese Art von Gelehrsamkeit mit einem Worte anzudeuten, in Paris aufgetreten, der in das Innere des Menschen und in dessen Schicksalstiefen zu schauen vorgibt, indem er dem Wißbegierigen in den Mund sieht. Aus den Zähnen will er den Charakter und die Zukunft des Einzelnen erkennen. Aus demjenigen, was er von den Normen für seine Weisheit bereits mitgetheilt, geben wir hier Einiges, gleichfalls nach französischen Berichten, wieder. Zähne, welche in guter Ordnung vertikal stehen, sind, nach seiner Behauptung, ein Zeichen von Ordnungsliebe und Edelsinn. Zähne, die von der geraden Stellung abweichen und sich den Lippen nähern, deuten auf Nachahmungstrieb und Spottsucht. Zähne, die nach hinten schräge sich dem Gaumen zuneigen, deuten auf Trieb und Lust zum Bösen. Breite und runde Zähne zeigen Muth und Offenheit an. Lange, zugespitzte, von einander abstehende Zähne sind Zeichen von Niedrigkeit und Gemeinheit. Wenn diese Zähnkunde sich verbreitet, werden unsere Schönen nicht mehr zu lächeln wagen, um ihre Zähne nicht zu zeigen, aus Furcht, man könnte ihren Charakter aus denselben errathen. Die Tänzerinnen würden dadurch vorzugsweise außerordentlich viel verlieren. Diese Erfindung scheint uns nicht ganz neu. Die Redensart: „Jemandem auf den Zahn fühlen!" ist uralt, und diese deutet doch wohl schon auf eine Art physiognomischer Odontologie.

Die Wahrheit bleibt stets — Wahrheit wie ich sehe; fest eingerieben — thut sie wehe!

Unentschlossenheit ist die größte Krankheit.

Dreisylbige Charade.

1.

Er lustig,

2. 3.

Und sie so flatterhaft;
Sie immer beweglich, er voller Kraft.

1. 2. 3.

Doch wird sie mit ihm verbunden,
Hat sie ihre Richtung gefunden:
Sie dreht ihm immer den Rücken zu,
Und richtet sich dennoch in jedem Nu
Nach seinen wechselnden Launen;
Ist das nicht ein Weib zum erstaunen?

Auflösung des Räthsels in Nr. 41:
„Hoch."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 43. Sonntag, den 22. Oktober 1865.

Ich weiß mir etwas Liebes auf Gottes weiter Welt,
Das stets in meinem Herzen den ersten Rang behält;
Kein Freund und auch kein Liebchen verdrängen es daraus,
Das ist in meinem Herzen das theu're Vaterhaus.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Körber sprang überrascht empor — sein Blick war auf die Eingetretene gerichtet — starr! Träumte er! Täuschte er sich — Sie war es und mit Freude und Schreck zugleich eilte er ihr entgegen.

„Anna — Anna! Sie sind es!“ rief er.

Verlegen — erröthend stand das Mädchen einen Augenblick lang da — dann faßte es sich schnell.

„Herr Commissär,“ sprach sie und ihre Stimme zitterte vor Aufregung — „ich komme zu Ihnen — helfen Sie — retten Sie — mein Bruder ist verhaftet!“

„Verhaftet!“ rief Körber aufzuckend. „Verhaftet, sagen Sie?“

„Gestern Abend — er ist hierher gebracht — er sitzt im Gefängnisse!“ erwiderte Anna. Sie vermochte die Thränen nicht länger zurückzuhalten.

Körber fuhr mit der Hand über die Stirn. Er wollte zurückdrängen, was ihn so mächtig erfaßte — er mußte ja ruhig bleiben.

„Verhaftet!“ wiederholte er. „O, der Richter ist schneller gewesen, als ich vermuthet hatte! Er hat auf meine Bitte, ihn zu schonen, wenig gehört!“

„Sie haben darum gewußt?“ fragte Anna.

„Ich wußte, daß der Richter Verdacht auf ihn hatte, allein ich glaubte nicht, daß er so weit gehen werde!“

„Und Sie haben ihn nicht gerettet!“ rief das Mädchen vorwurfsvoll. „Sie haben dem Richter nicht gesagt, daß er unschuldig ist — Sie kennen ihn ja — Herr Commissär — Heinrich hat mit dem Verbrechen nichts zu schaffen gehabt!“

„Ich weiß es,“ versicherte Körber, „ich habe vergebens versucht, Alles von ihm abzuwenden — meine Macht reicht nicht so weit!“

„Er ist unschuldig!“ wiederholte Anna. „Er ist unschuldig in das Gefängniß gebracht. O — dieser Schimpf wird meiner armen Mutter das Leben kosten, die Nachricht hat sie darniedergeworfen — es wird auch meines Bruders Lebensglück für immer vernichten, denn sein stolzer Sinn wird es nie überwinden!“

Sie barg das Gesicht in beiden Händen — sie schluchzte heftig.

Unfähig sie zu trösten, stand Körber da. Was sollte er beginnen! Vergebens sann er nach. Die Verdachtsgründe gegen Hellmann mußten sich vermehrt haben, sonst hätte der Richter sicherlich nicht zu einem solchen Mittel gegriffen. Und dennoch blieb er fest von des Försters Unschuld überzeugt.

„Herr Commissär,“ fuhr Anna mit sich steigender Angst fort, „haben Sie kein Mittel ihn aus dem Gefängnisse zu befreien? Er darf nicht darin bleiben! Es wird ihn für immer vernichten!“

„Ich kann es nicht!“ entgegnete Körber.

„Sie können es nicht!“ wiederholte Anna. „So glauben auch Sie nicht, daß er unschuldig ist — o — er hat keinen Freund mehr — alle — alle verlassen ihn!“

„Nein, Anna!“ warf Körber ein. „Ich werde ihn nicht verlassen — ich glaube an seine Unschuld! Aber wenn er sie selbst nicht beweisen kann, wenn er nicht im Stande ist, den Richter zu überzeugen, daß dessen Verdacht unbegründet ist, so wird derselbe auf ihm haften bleiben, bis es mir endlich gelingt, den wirklichen Mörder zu entdecken!“

„Thun Sie es,“ fiel Anna hastig ein. „Herr Körber, ich beschwöre Sie, gönnen Sie sich keine Ruhe, bis es Ihnen gelungen ist, strengen Sie all Ihre Kräfte an — es gilt das Lebensglück meines Bruders und das Leben meiner Mutter. Befreien Sie meinen Bruder und nie — nie werden wir vergessen, wie viel wir Ihnen verdanken!“

„Ich werde alle Kraft daran wenden,“ versicherte Körber. „Seit Wochen habe ich es mir bereits zur Aufgabe gemacht, allein bis jetzt sind all meine Bemühungen vergebens gewesen, ich bin ermattet und noch ohne Erfolg!“

Die Hoffnung, welche in Anna aufgelebt war, schien wieder zu schwinden.

Körber bemerkte es.

„Nein, Anna, geben Sie die Hoffnung noch nicht auf,“ fuhr er fort.

Er stand dicht vor dem Mädchen, das mit vollem Schmerze zu ihm aufblickte. Er kannte Annas Schüchternheit und nur das festeste Vertrauen konnte sie zu ihm geführt haben. Welche Innigkeit und Wahrheit blickte aus ihren Augen! Unwillkührlich rief es in ihm: „Wenn dies Mädchen Dein wäre!“

„Anna,“ fügte er hinzu, indem er ihre Hand erfaßte und fest hielt. „Ich will Alles versuchen, ich will nicht eher mir Ruhe gönnen, als bis ich den Mörder entdeckt habe und vor Sie hintreten und sagen kann: Ihr Bruder ist frei! Ich will meine Augen schärfen, mit Gewalt meinen Verstand zwingen, das tiefste Geheimniß zu ergründen, ich will den Schlaf meiden und wenn ich nur eine Stunde früher den Schmerz von Ihnen nehmen kann, aber wenn es mir gelingt, wenn ich Ihnen sagen kann: Ihr Bruder ist frei, Anna — darf ich dann diese Hand wieder erfassen — und Sie für immer — immer behalten?“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen, Röthe deckte ihre Wangen und ein leichtes Beben durchzuckte ihren ganzen Körper.

Mit steigender Ungeduld blickte Körper sie an.

„Anna — wollen Sie mich ohne Hoffnung lassen?" rief er. „Soll dann — dann diese Hand mir gehören?"

„Ja," erwiderte das Mädchen, ohne aufzublicken.

Der junge Mann wollte aufjubeln, seine Brust hob sich, schon wollte er die Arme um sie schlingen, um sie an sein Herz zu ziehen — da drängte ein Gedanke sich ihm auf und legte sich schwer auf sein freudig erregtes Herz.

„Anna?" fragte er, „und wird Ihr Entschluß dann nicht blos ein Opfer sein, welches Sie für die Freiheit Ihres Bruders bringen? Nicht nach Ihrem Besitz allein sehne ich mich, mein Herz verlangt Ihre Liebe! Anna, seien Sie offen, seien Sie wahr! Wenn ich Sie gestern gebeten hätte, mir Ihre Hand zu schenken — was — was würden Sie mir geantwortet haben?"

„Dasselbe Wort wie heute," erwiderte sie. Sie blickte zu ihm auf und aus ihrem Auge las er, daß ihr Herz ihn liebte.

„Anna — Anna!" rief er, sie leidenschaftlich an sich ziehend. „Du bist mein — Du liebst mich!"

Und Anna entzog sich ihm nicht. Sie liebte ihn schon länger, als er sie.

„Sieh," fuhr er fort, indem er ihre beiden Hände erfaßte und ihr glücklich in's Auge blickte, „ehe Du zu mir kamst, war ich erschöpft und ermattet; der Muth war mir entsunken. Neue Kraft belebt mich jetzt! Ich weiß, ich werde dies Geheimniß lösen, das Deinen Augen Thränen entlockt hat — ich werde die Unschuld Deines Bruders beweisen und ihm die volle Freiheit erringen!"

Er rief diese Worte fest und mit voller Zuversicht. Sein ganzes Gesicht hatte sich wunderbar belebt, aus jedem Zuge sprach eine feste Thatkraft.

„Ich wußte, daß ich Deine Hilfe nicht vergebens anrufen würde," sprach Anna. „Ich kenne fast jeden Gedanken meines Bruders, er kann mir nichts verhehlen — in seiner Seele lese ich — ich weiß, daß er oft wild und jähzornig ist, daß seine Heftigkeit ihn leicht zu eine That hinreißen kann, die er nachher hundertmal bereut, allein Berger hat er nicht erschossen!"

„Ich weiß es!" warf Körber ein, „auch ich kenne ihn ja! Ich werde seine Unschuld darthun! Aber Eins noch, Anna — es ist Deines Bruders wegen — verrathe noch gegen Niemand den Bund unserer Herzen, es soll — es darf noch Niemand wissen, in welchem Verhältnisse ich jetzt zu Dir und zu Heinrich stehe!"

Anna versprach es. Es trieb sie zurück zu ihrer Mutter, welche durch die Nachricht von der Verhaftung ihres Sohnes mächtig darnieder geworfen war.

Körber war wieder allein. Er hätte aufjubeln mögen, sein Herz war des Glückes so voll, und doch mochte er sich nicht die Zeit gönnen, dies Glück zu genießen. Unruhig, mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und ab. Es drängte ihn, schon jetzt das Versprechen zu lösen, welches er Anna gegeben hatte, den Schmerz und die Angst von ihr zu nehmen, Hellmann zu befreien.

Vergebens strengte er seinen Verstand an, diesen Weg zu finden, allein jede Muthlosigkeit war jetzt von ihm gewichen, selbst an das Unmögliche wäre er entschlossen herangetreten. Von dem Criminalrichter mußte er das Nähere über Hellmann erfahren und zu ihm begab er sich. Er traf ihn nicht zu Haus, als er indeß um die Mittagszeit zum zweiten Male zu ihm ging, fand er Pintus in seinem Zimmer.

Er trat ihm mit einem Lächeln entgegen.

„Es ist gut, Commissär, daß ich Ihren Versicherungen von Hellmanns Unschuld keinen Glauben geschenkt habe," sprach er, „sondern daß ich meiner eigenen Ueberzeugung gefolgt bin, sie hat mich doch auf die richtige Spur geleitet!"

„Unmöglich!" warf Körber ein. „Der Förster kann nicht schuldig sein!"

„Er ist es," entgegnete ihm der Richter ruhig und theilte ihm das Nähere seines Verhörs und die Erfolge seiner Untersuchung mit.

Schweigend hörte ihm Körber zu. Jedes Roth war von seinen Wangen gewichen. Er erkannte die Schwere der Beweise, die gegen den Förster sprachen, mit aller Macht wollte er die Ueberzeugung, daß derselbe unschuldig sei, in sich festhalten, allein mehr und mehr fühlte er sie wanken und schwinden

Er hatte ja keine Ahnung davon gehabt, daß Hellmann mit Berger an dem Tage auf dem Wege zusammengetroffen war. All die Hoffnungen, welche so schnell und freudig in ihm aufgewachsen waren, sah er zertrümmert — er dachte an Anna — an ihre Mutter, an Hellmann.

„Nun," fügte der Criminalrichter hinzu, „glauben Sie jetzt noch an Hellmann's Unschuld?"

„Ja, ich glaube auch jetzt noch daran!" rief Körber. Er rief es laut, als wollte er dadurch seine eigenen Zweifel übertönen.

„Sie sind schwer zu überzeugen," warf der Richter lächelnd ein, „doch hören Sie weiter. Ich habe Ihnen erst die Resultate, welche ich gestern gewonnen habe, mitgetheilt und bin noch nicht zu Ende."

Körber wollte aufspringen und ihn bitten, inne zu halten. Das Herz schlug ihm laut, ängstlich, Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Noch mehr Beweise! Die ihm genannten reichten ja hin, einen Menschen zu verderben.

Er bezwang sich. Regungslos blieb er sitzen.

„Sehen Sie," fuhr Pintus fort. „Dies Briefcouvert, welches an Hugo Berger gerichtet ist und auf der einen Seite Notizen trägt, zeigt den Poststempel von demselben Tage, an welchem Berger erschossen ist. Ich war heute Morgen bei seinem Vater, er erinnert sich noch genau, daß sein Sohn an dem Tage einen Brief, den dies Couvert umschloß, erhalten, daß er sich Geschäftsnotizen darauf gezeichnet und es in seiner Brieftasche geborgen habe. Ich habe den Alten noch nicht als Zeugen verhört, allein er erklärt sich bereit, seine Aussage zu beschwören. — Wie kommt dies Blatt hinter des Försters Laube?

Körber antwortete nicht. Er konnte auch keine Antwort geben.

„Und nun weiter," fuhr der Richter fort. „Ich war auch bei Paula Braun mit dieser Schleife. Sie sagt mir freilich, sie könne es nicht bestimmt behaupten, daß sie diese Schleife dem jungen Berger auf dem Balle gegeben habe, allein diejenige, welche er von ihr empfangen, habe eben so ausgesehen — dieselbe Größe — dieselbe Farbe!"

„Die Ballschleifen, welche die Damen verschenken, haben meist dieselbe Größe," warf der Commissär ein. „Auch die Farbe kann zufällig dieselbe sein. Ich sehe keinen Beweis darin. —"

„In diesem Falle ist es ein Beweis," entgegnete der Richter, „allein ich würde hierauf nicht ein so großes Gewicht legen, wenn dieser Beweis, den Sie Zufälligkeit nennen, nicht mit den übrigen zusammenfiele. Und noch einen letzten Beweis habe ich, Herr Commissär. Sehen Sie, dies ist die Kugel, mit der Berger erschossen ist, eine kleine Spitzkugel, und dies sind die Kugeln zu dieser Büchse, welche Hellmann, wie er selbst eingestanden hat, an dem Tage getragen. Es sind auch kleine Spitzkugeln. Die erstere ist freilich breit gedrückt, ihre Form läßt sich nicht genau mehr vergleichen, allein geben Sie Acht, das Gewicht beider Kugeln ist dasselbe."

Er nahm aus seinem Secretär eine Goldwage und wog beide Kugeln — ihr Gewicht war gleich. Körber schwieg. Vor diesen Beweisen sank sein Muth. Schwer lag es auf seiner Brust. Schon wagte sich der Gedanke an ihn heran: Sollte Hellmann dennoch Berger erschossen haben? Mit Gewalt drängte er ihn von sich. Es konnte nicht sein — es durfte nicht sein — Annas wegen und auch für sein eigenes Glück nicht.

„Ich wäre vielleicht nicht einmal auf den Gedanken gekommen, die Kugeln zu wiegen," gestand der Richter offen, „wenn mich nicht Prell sogleich darauf aufmerksam gemacht hätte, sobald er die Kugel fand."

„Prell?" fragte Körber. Ein Gedanke zuckte in ihm auf.

„Ja wohl, sogleich bei der Untersuchung des Todten," versicherte Pintus.

„Wie konnte er damals schon ahnen, daß dies — dies ein

Beweismittel sein würde?“ warf der Commissär ein. Er hatte die Worte hastig gesprochen.

„Was fällt Ihnen dabei auf?“ fragte der Richter.

„Nichts — nichts!“ gab der Commissär zur Antwort. Er verschwieg sichtbar einen Gedanken.

„Prell ist selbst Jäger und hat deshalb in diesen Sachen mehr Erfahrung, als ich,“ fuhr Pintus fort.

„Und er hat auch zuerst Ihren Verdacht auf den Förster gelenkt, unterbrach ihn Körber. Er richtete sein Auge scharf prüfend auf den Richter.

„Und wenn er es gethan hätte, so sehen Sie, daß sein Blick ein scharfer gewesen wäre,“ erwiderte Pintus. „Ich muß jetzt aber noch den Namen Desjenigen, der mir die erste Spur gezeigt, verschweigen.“

Der Commissär wußte, daß der Doctor es gethan hatte. Was konnte ihn dazu bewogen haben? Hatte er wirklich eine Spur aufgefunden zu haben geglaubt? Hatte er mit dem Förster in irgend einem feindschaftlichen Verhältnisse gestanden? — Er wußte nichts davon, allein es war ihm ein Leichtes, hierüber Gewißheit zu erlangen. Jetzt konnte er diese Gedanken freilich nicht weiter verfolgen.

Der Richter deutete sein Schweigen falsch.

„Commissär,“ sprach er. „Ich fühle mit Ihnen, des Försters Angehörige und alle welche näher mit ihnen verbunden sind, thun mir aufrichtig leid, ich bedauere auch den Förster, denn ich habe ihn immer gern gehabt, aber Sie müssen selbst eingestehen — ich konnte nicht anders handeln. Ich durfte meiner Pflicht als Richter nichts vergeben!“

„Sie konnten nicht anders handeln,“ erwiderte Körber, „ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf.“

Er stand auf um fortzugehen.

Der Richter hielt ihn noch zurück.

„Nur kurze Zeit bleiben Sie noch,“ sprach er. „Es ist mir unbegreiflich, wo der Förster das Geld gelassen hat. In seinem Hause ist es schwerlich, denn zu genau habe ich dasselbe durchsucht. Sollte er es vergraben — im Walde versteckt haben?“

Körber zuckte schweigend mit den Achseln.

„Herr Commissär,“ fuhr Pintus fort. „Ist der Förster seit jenem Tage in der Stadt gewesen?“

„Nein,“ erwiderte Körber. Er fühlte sich ja unwohl.“

„Sie wissen es genau?“

„Ich weiß es,“ versicherte Körber.

„Es ist mir lieb,“ sprach der Richter. Wäre er hier — bei seiner Mutter gewesen, so hätte ich auch bei ihr Haussuchung halten müssen und, wenn es geht, möchte ich die Frau schonen.“

Der Commissär zuckte heftig auf. Er faßte sich indeß sofort wieder.

„Haben Sie noch etwas?“ fragte er ruhig — fast gleichgiltig.

„Nein — ich danke Ihnen,“ erwiderte Pintus.“ Es hat Ihnen diese unglückselige Geschichte viel Mühe gemacht — es freut mich, daß Sie nun mehr Ruhe haben werden.“

„Ruhe?“ warf Körber ein. „Ich werde mir nicht eher Ruhe gönnen, als bis ich Bergers Mörder entdeckt habe.“

Heftig verließ er das Zimmer.

Kopfschüttelnd blickte der Richter ihm nach.

„Er ist ein so heller, ruhiger Kopf,“ sprach er zu sich selbst, „und doch hat ihn die Liebe blind gemacht!“ — — —

In einer Stadt wechseln die Eindrücke fast mit jeden Tage. Das Volk ist wie ein Wasser, jeder Wind ruft auf ihm Wellen hervor, mag er von Osten oder von Westen kommen, und sein bleibender Character ist seine Beweglichkeit.

Von dem Morde des jungen Berger wurde nur noch dann und wann gesprochen, wenn man unwillig war, über die langsame Untersuchung und Verhandlung gegen den Mörder derselben. Der Förster saß nun schon seit Wochen und Monden im Gefängniß — er hatte Berger erschossen, weßhalb machte man noch so viel Umstände mit ihm.

„Das Gericht ist stets zur unrechten Zeit langsam und vorsichtig,“ meinten Manche. „Liegt eine Sache ganz offen und zweifellos zu Tage, dann fängt es an zu forschen, aber es macht, weil die Richter zu wenig zu thun haben — die Zeit muß hingebracht werden.“

Was jetzt die Gemüther beschäftigte, hatte mit diesem ganzen Vorfalle nichts mehr zu schaffen.

Es hatte sich in der Stadt nämlich ein frommer Verein gebildet, und derselbe hatte um so größeres Aufsehen erregt, als die religiöse Stimmung der Einwohner im Allgemeinen eine durchaus freisinnige war und man es kaum für möglich gehalten hatte, daß ein solcher Verein entstehen könne. Er zählte sogar über fünfzig Mitglieder, und zwar waren es meistens angesehene Männer, unter ihnen viele, von denen Niemand eine Ahnung gehabt hatte, daß sie der frommen Richtung huldigten. Der Verein hatte sich den Namen Philemon gegeben.

Ueber diesen Verein und sein Treiben unterhielt sich der Polizeicommissär mit dem Assessor Jung, demselben, der einst an dem Ballabende den Streit zwischen Berger und Hellmann in so lustiger Weise geschlichtet hatte.

Sie saßen Beide in dem Winkel einer Restauration an einem kleinen runden Tische. Sie waren fast allein in dem Raume, nur von ihnen entfernt saßen noch vier Männer beim Kartenspiel und neben ihnen einige Zuschauer.

Ungestört konnten sie mit einander sprechen, sogar ohne zu flüstern, denn die noch Anwesenden hatten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Kartenspiel gerichtet. Und nichts fesselt wohl mehr die Aufmerksamkeit, nimmt den Geist für den Augenblick so ganz gefangen, als das Kartenspiel. Schon darin liegt ein großer Vorzug desselben. Es zwingt Manchen, der sonst nicht daran gewöhnt ist, die Gedanken zusammenzunehmen. Manche nennen das Kartenspiel ein Laster — sie mögen nicht ganz Unrecht haben, jedenfalls ist es aber ein sehr angenehmes, unterhaltendes Laster.

Körber pflegte den Verein Philemon den „Verein der Reuigen“ zu nennen. Der Assessor hatte ihn nach dem Grunde seiner Benennung gefragt.

Der Commissär lächelte.

„Begreifen Sie meine Benennung nicht?“ erwiderte er. „Ich glaube, sie ist die richtigste von allen, allein weil ich dem Verein diesen Namen gegeben habe, möchte ich doch nicht Pathenstelle bei ihm vertreten. Sie wissen, Assessor, ich bin noch etwas fern von frommen Regungen, ich bin noch zu gesund dazu, wenn Sie wollen. Aber lassen Sie nur die Philemonsmitglieder der Reihe nach vor ihrem Geiste passiren und Sie werden finden, daß meine Bezeichnung: der „Verein der Reuigen“ wirklich nicht schlecht ist.“

„Sie glauben also wirklich an Reue?“ warf Jung ein.

„Ich?“ fragte Körber, den Assessor erstaunt anblickend. „Nein, ich glaube nicht daran. Sie verstehen mich noch nicht, Assessor, ich meine nur, daß der Verein fast nur aus solchen besteht, die viel aus ihrem früheren Leben und auch aus ihrem jetzigen zu bereuen haben. Wenn der Ruf so ein Bischen stark an zu wackeln fängt, wenn Podagra und andere Beschwerden an das herangerückte Alter mahnen, dann ist es für manchen ein Bedürfniß, den Mantel der Frömmigkeit umzuhängen. Es läßt sich so hübsch darin einherwandeln und — und . . .!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Zeichen, das Alter der Pferde zu bestimmen, besteht nach der Zeitschrift „Kosmos“ in einer Falte oder Runzel, welche nach dem achten Jahr am obern Rande des untern Augenlides sichtbar wird. Mit jedem neuen Jahre zieht sich dort eine neue Falte an, und da gerade von dieser Zeit an die Bestimmung des Alters der Pferde schwierig wird und die Zähne, welche sonst den Anhaltspunkt dazu geben, oft betrügerisch zugerichtet werden, so verdient das neuentdeckte Zeichen die besondere Beachtung der Pferdekäufer.

Wein und Liebe.

Von Ernst.

Wenn der Wein am Stecke blüht,
Steht der Stock im Glanz;
Wenn ein Herz in Liebe glüht,
Fühlt es sich erst ganz.

Wenn der Wein den Baum umfängt,
Rankt er sich hinauf;
Wenn ein Herz am andern hängt,
Geht der Himmel auf.

Und wie Wein, vom Strahl geküßt,
Lobt des Zechers Blick,
Schafft ein Herz das glücklich ist,
Um sich her das Glück.

Heilung der Cholera.

Die bedeutendsten Aerzte Frankreichs veröffentlichen jetzt zu Nutz und Frommen des Publikums ihre Erfahrungen in Betreff der Cholera. Doktor Julius Guérin veröffentlicht in der „Gazette des Hôpitaux" folgenden an die Academie de médicine erstatteten Bericht: „Als die Cholera zuerst epidemisch in Europa auftrat (1832), war die allgemeine Meinung, sie beginne sogleich mit den heftigsten Ausbrüchen und treffe die Kranken wie ein Schlaganfall. Doch schon am 3. April 1832 machte ich in Folge meiner Beobachtungen bekannt, daß dem nicht so sei. Die Cholera trifft fast immer nur Personen, die schon seit mehreren Tagen oder Wochen an Störungen der Verdauung leiden; es geht ihr in der Regel ein Durchfall vorher. Diese meine Ansicht ist durch fortgesetzte Erfahrungen bestätigt worden. Von 600 Kranken, die ins große Spital (Hôtel Dieu) gebracht wurden, hatten 540 vorher an der Cholerine, d. i. Durchfall, mit oder ohne Erbrechen gelitten. Die Cholera ist das letzte Stadium einer nicht aufmerksam behandelten und heilbaren Krankheit. Bei den drei Ausbrüchen der Cholera, die nach 1832 stattfanden, hat dieses allgemeine Bestätigung gefunden. In gleichem Sinne hat sich das General-Board of health (Gesundheits-Amt) zu London im Jahre 1850 ausgesprochen; Doktor Mac-Loughlin, Inspektor der Gesundheits-Anstalten zu London, fand unter 3902 Cholerafällen nicht eine ohne vorhergehende Diarrhöe. Der Oberarzt des französischen Heeres, Michel Levy, fand, daß unter 142 Soldaten, die ins Spital Val-de-Grâce gebracht wurden, nur sechs waren, die nicht vorher am Durchfall gelitten. Im Ganzen beträgt die Anzahl der Fälle, wo die Cholera ohne vorgängiges Leiden sogleich in ihrem entschiedenen Charakter auftritt, nur fünf bis sechs vom Hundert."

In der jüngsten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften hat Dr. Pietra Santa eine Denkschrift verlesen, die ganz dieselben Ansichten ausspricht. In der Zeitung „Le Monde" veröffentlicht Dr. de Grand-Boulogne folgende Ergebnisse seiner Erfahrungen:

„Ich war Zeuge von vierzehn Cholerafeuchen. Man weiß nichts von dem Entstehungsgrund und der eigentlichen Natur dieser Krankheit, man kennt kein Mittel, sie zu heilen, wenn sie ihre ganze Kraft gewonnen hat. Aber nichts ist leichter, als einen Cholerakranken zu heilen, wenn man rechtzeitig zu ihm gerufen wird. Das Leben des Kranken hängt davon ab, daß die Hilfe ihm rechtzeitig komme. In der ersten Stunde ist die Genesung sicher, in der vierten der Tod fast unabwendbar. Die Aerzte bekommen gewöhnlich erst in der vierten Stunde den Kranken zur Behandlung; daher die erschreckende Zahl der Sterbfälle. Neunzehnmal unter zwanzigen beginnt die Cholera mit einem Durchfall, die Fälle eines plötzlichen Ergriffenwerdens sind die seltensten. Die Diarrhöe kann cholerisch (gallig) sein oder nicht; auf diesem Unterschiede beruht die Verschiedenheit der Behandlung. Man muß zur Zeit der Epidemie den unbedeutendsten Durchfall aufmerksam beobachten. So lang die entleerte Materie gelb, grünlich oder braun ist, so lang sie noch einigermaßen fest und aneinanderhängend ist, so lang ist's eine gefahrlose Diarrhöe: gummirtes Reiswasser als Trank und einige Tropfen Opium in einem halben Glase Zuckerwasser genügen, sie zu hemmen. Ist aber die entleerte Materie wässerig, sieht sie aus wie heller Milchkaffee, oder wie Reiswasser mit oder ohne Klümpchen, oder wie Thee, der mit ein paar Tropfen Milch getrübt worden, so hat der Kranke die Cholera, wenn er sich sonst auch ganz wohl zu befinden scheint und weder Schwäche noch Schmerz empfindet.

Was ist alsdann zu thun?

Man hindere die weitere Entwicklung der Krankheit und nichts ist leichter.

Man bereitet so rasch als möglich einen Pfeffermünzthee und trinkt alle Viertelstunde eine Tasse, ganz heiß, mit Zucker, zwei Eßlöffeln Rum oder alten Cognac und zwanzig Tropfen Zimmt-Tinktur. Man geht mit raschen weiten Schritten umher, man bemüht sich durch heftige Leibesbewegung in Schweiß zu gerathen. Fühlt man sich aber schwach und niedergeschlagen, so legt man sich zu Bette, nimmt ein Klystier von einem halben Glas frischen Wassers und einem Löffel Schwefeläther, und hält sich warm zugedeckt, um in Schweiß zu kommen. Man fährt mit dem erwähnten Thee fort, bis der Stuhlgang aufhört. In den allermeisten Fällen wird dies Resultat in weniger als drei Stunden erreicht sein. Sollte der Trank die ersten Anfänge eines Rausches hervorrufen, so wäre das ein sehr gutes Zeichen, denn alsdann wäre jede Gefahr vorüber. Sollte aber ein Erbrechen sich einstellen, so läßt man den Thee bei Seite, trinkt alle Viertelstunden ein Gläschen alten Cognac oder grüne Charteuse, und stillt den heißen Durst mit einem Mund voll Selterser Wasser. Hat man Eis, so kann man kleine Stückchen im Mund vergehen lassen. Man legt einen großen Senfteig auf Magen und Unterleib, und läßt sie liegen bis die Haut roth wird und den Kranken heftig brennt.

Mit diesen einfachen Hausmitteln siegt man leicht und sicher über die Cholera in ihren ersten Stadien.

Für die späteren Stadien ist die Behandlungsweise verschieden nach den verschiedenen Fällen. Im Allgemeinen ist das Richtige: aromatische mit Alkohol gemischte Tränke, Klystiere von frischem, stark mit Aether versetztem Wasser, kräftige Abreibungen mit trockener Wolle oder mit aromatischen Kampfer- oder Lavendel-Tinkturen, Kneten oder künstliches Erwärmen des Körpers, u. s. w.

So wie der Kranke Besserung empfindet, muß man ihn mit Nahrung versehen; man gibt ihm Fleischbrühe, von der das Fett abgeschöpft ist, und nach vierundzwanzig Stunden kräftigere Nahrung; doch hüte man sich den Magen zu überladen.

Als Vorbeugungsmittel während der Dauer der Epidemie empfiehlt sich für Männer ein Gläschen Liqueur nach Tisch, für Frauen Abends ein Pfeffermünzthee, nachdem man vorher acht Tropfen Aether auf einem Stück Zucker eingenommen."

Zweisylbiges Anagramm.

Mein Wort an sich ist gänzlich ohne Werth,
Ist's nicht die Hülle, die man an mir ehrt.
Als Attribut von Geist und von Verstand,
Wird, dem ich beigesellt, alsbald unnütz erkannt.

Kehrst du das Wörtlein um, da will ich viel bedeuten,
Bin hochgeschätzt von allen braven Leuten,
Ob Bürger, ob Soldat, ob Kaufmann, ob Gelehrter,
Wird, wer mich in sich trägt, den Menschen immer werther.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 42:
„Wind-Fahne."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 44. Sonntag, den 29. Oktober 1865.

Je mehr man liebt,
Je weniger flirrt man,
Je höher man steigt,
Je bescheidener wird man,
Wie der Berg, der über die Wolken reicht,
Sich immer verkleinert, je höher er steigt —
Es ragt seine Spitze am weit'sten,
Ganz unten macht er sich am breit'sten.

Bodenstedt.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Sie meinen, Herr Commissär, es läßt sich auch unter dem Mantel der Frömmigkeit noch Manches treiben, was nicht Jeder zu sehen braucht," sprach nach einigem Nachdenken der Assessor.

Körber nickte bejahend, lächelnd.

„Das ist es," fuhr er fort. „Wahrhaftig — ein hübscher Verein, dieser Philemon. Die Leute kommen jede Woche an zwei Abenden zusammen, singen aus dem Gesangbuche, halten fromme, langweilige Vorträge, lästern über die halbe Stadt, drücken sich gegenseitig mit einem Blicke nach oben die Hände und seufzen. Ich habe sie ja beobachtet. Auf der Straße gehen sie de- und wehmüthig und doch sitzt ihnen der Hochmuthsteufel im Nacken! — Die Menschen hängen fest zusammen. Wer Einen von ihnen beleidigt, hat sie alle auf dem Halse. Es ist mir fast bei Allen begreiflich, weshalb sie in diesen Verein getreten sind, nur bei einem Manne nicht."

„Und bei wem nicht?" warf Jung ein.

„Bei Prell," antwortete Körber etwas leiser.

„Auch mir ist sein Eintritt in diesen Verein aufgefallen," erwiderte Jung, „denn ich hätte es ihm nimmer zugetraut. Vor einigen Tagen traf ich mit ihm zusammen und sprach darüber, er gestand mir offen ein, daß der Verein zwar nicht ganz nach seinem Sinn sei, er treibe es zu weit mit der Frömmigkeit und den äußeren Zeichen eines gläubigen Sinnes, allein er habe keinen andern Verein, dem er sich anschließen könne, um den Forderungen seines Glaubens und Herzens Genüge zu thun!"

„Wie schlau!" warf der Commissär ein.

„Weshalb schlau?" fragte Jung.

„Aber Herr Assessor," erwiderte der Commissär lächelnd, „glauben Sie denn wirklich, daß er sich durch einen inneren Drang dazu habe treiben lassen? Dieser kalte, scharf berechnende Prell sollte fromm geworden sein! Assessor, eher würde ich dies von Ihnen glauben, so wenig Anlage Sie auch dazu haben, und so wenig es jemals geschehen wird. Seien Sie versichert, daß Prell gar nichts glaubt, daß er im Stillen über das ganze fromme Treiben spöttisch lacht — ich müßte ihn nicht schon seit Jahren kennen!"

„Sie haben nicht Unrecht," bemerkte der Assessor, „allein weshalb sollte er dem Verein beigetreten sein?"

„Weil er irgend einen Zweck dadurch erreichen will!"

„Vielleicht hofft er die Zahl seiner Patienten dadurch zu vermehren — seine Praxis ist ja nicht die ausgedehnteste."

Körber schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Das ist es nicht — das kann es nicht sein," erwiderte er, „denn er hat sich nie viel darum beworben. Das ist ihm gleichgiltig. Prell muß Vermögen haben, sonst könnte er nicht so leben, wie er lebt!"

„Und welche Absicht könnte ihn geleitet haben?"

„Ich weiß es nicht," gestand der Commissär. „Eine ganz ehrliche wird es nicht sein, für sie bedürfte es eines solchen Deckmantels nicht. Wenn es ihm nun aber daran gelegen wäre, das Urtheil des Publikums über sich irre zu leiten, zu täuschen; wenn er dadurch vielleicht etwas verbergen, vielleicht eine Vermuthung, einen Verdacht von sich ablenken wollte. Sie wissen ja, das Volk hält die Mitglieder dieses Vereins für fromm und traut ihnen nichts Schlechtes zu! Oder wenn er nun vielleicht gerade die Unterstützung, die Hilfe dieses Vereins bedürfte!"

„Körber — Sie können den Polizeicommissär doch nie verleugnen!" rief Jung. „Immer voll Verdacht! An Alles knüpfen Sie Ihre Vermuthungen! Sie wittern schon Betrug und Verbrechen, wo unser einer noch nicht den geringsten Verdacht hat! Ich halte den Doktor zwar für einen verschlossenen, eigenthümlichen Charakter, aber doch für einen durchaus rechtschaffenen Mann. Es kann ihm Niemand etwas Schlechtes nachsagen!"

„Ich auch nicht!" entgegnete Körber mit Achselzucken, „ich theile indeß Ihre Ansicht über seinen Charakter nicht. Ich halte ihn zu Allem fähig. Es liegt in seinem dunkeln Auge eine unheimlich düstere, verflossene Nacht!"

„Sie gehen zu weit!" rief Jung. „Prells Benehmen gegen Paula Braun wird ihm von Allen als ein sehr ehrenwerthes angerechnet. Er ist gegen das Mädchen als ob es seine eigene Tochter wäre — er kann nicht mehr an ihm thun."

„Des Mädchens Vater — der Steuerrath, war sein innigster Freund," warf Körber leichthin ein. „Ich kann es ihm als kein großes Verdienst anrechnen, weil ich überzeugt bin, jeder von uns Beiden würde ebenso gehandelt haben!"

Sie brachen dies Gespräch ab, weil noch mehrere Gäste in das Zimmer traten und sich in ihre Nähe setzten. Der Assessor ging bald fort.

Körber blieb allein in Nachdenken versunken sitzen. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt. Schwer war dieser Kopf ihm jetzt oft. Seit Wochen und Monden saß Hellmann nun im Gefängniß und immer näher rückte der Tag heran, an welchem endlich das Urtheil über ihn gesprochen werden mußte. Mochte

er auch noch so fest im Behaupten seiner Unschuld sein, zu gewichtig sprachen die Beweise gegen ihn. Selbst die Dame, von der er die rothe Schleife empfangen haben wollte und deren Namen er genannt hatte, vermochte nicht mehr anzugeben, ob sie ihm eine rothe Schleife — diese Schleife geschenkt habe. Ein Jahr lag ja dazwischen.

Mehrfache Zeugen waren noch verhört, kein einziger hatte zu des Försters Gunsten gesprochen. Auch sein Knecht und seine Haushälterin waren verhört. Der erste hatte nichts über seinen Herrn gewußt, was mit der gegen ihn vorliegenden Anschuldigung in irgend einem Zusammenhange stehen konnte, die Haushälterin dagegen hatte ausgesagt, daß der Förster an dem Abende, an welchem Berger erschossen war, erst ziemlich spät heimgekehrt sei. Er habe verstört ausgesehen, habe von dem Abendessen nichts angerührt und sein Zimmer nicht wieder verlassen. Er sei allein darin gewesen.

Vergebens hatte Hellmann eingeworfen, daß er sich an dem Abende sehr unwohl gefühlt habe. Unablässig hatte Körber geforscht, um die Spur des wirklichen Mörders zu entdecken. Er wollte und konnte nicht an Hellmanns Schuld glauben, er durfte nicht alle Hoffnung aufgeben und doch — wie mächtig war diese Hoffnung gesunken.

Von Tag zu Tag hatte er Anna und deren Mutter getröstet, daß ihm sein Streben gelingen müsse und nach Monaten hatte er noch eben so wenig erreicht als am ersten Tage, wo er Anna die feste Versicherung gegeben hatte. Es lag nicht in seiner Macht, aber gerade diese Machtlosigkeit zehrte an ihm.

Anna fragte nicht mehr nach seinem Erfolge, aber wenn sie oft das Auge schmerzvoll auf ihn richtete, dann las er doch die Mahnung an das ihr gegebene Versprechen in ihrem Blicke. Er befand sich oft in einem Zustande der Verzweiflung. All sein Mühen war vergebens — und dann tauchte wieder der Gedanke in ihm auf, daß Hellmann dennoch schuldig sei. Konnte er nicht im Jähzorn die That vollbracht haben? Es sprach so vieles gegen ihn! Sollte dies Alles nur zufälliges Zusammentreffen sein?

Auch jetzt hatten sich seiner diese Gedanken wieder bemächtigt. Er preßte die Hand fest auf die Stirn. Diese Gedanken durften ja keinen Boden in ihm gewinnen, denn sie lähmten all seine Thatkraft, nahmen ihm den letzten Rest Hoffnung.

Hastig stand er auf und verließ die Restauration. Mit schnellen Schritten ging er durch mehrere Straßen und bog dann ungesehen in eine kleine Nebengasse ein, die zwischen den Gärten hinlief. Eine kleine in eine hohe Gartenmauer führende Thür öffnete er mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche gezogen hatte — und vorsichtig, leise verschloß er die Thür wieder hinter sich. Er ging zu seiner Verlobten.

Das Haus, in welchem Annas Mutter wohnte, bildete die Ecke der Straße und dieser kleinen Gasse. Ein Garten befand sich hinter demselben. Ihn umschloß die Mauer, in deren Thür der Commissär so eben eingetreten war. Er wählte stets diesen Weg, um unbemerkt durch den Garten in das Haus zu gelangen. Es sollte ja noch Niemand wissen, in welchem Verhältniß er mit Anna stand und seine häufigen Besuche würden alles verrathen haben, wenn sie bemerkt wären. Annas Mutter hatte ihm selbst den Schlüssel zu dieser Thür gegeben.

Er traf Anna in traurigster Stimmung. Schon vor Wochen hatte sie sich Mühe gegeben, die Erlaubniß zu erlangen, ihren Bruder besuchen zu dürfen, Körber selbst hatte sich beim Richter für sie verwandt, es war ihr die Bitte abgelehnt. Körber war erbittert darüber gewesen.

„Bitte ihn nicht zum zweiten Male," hatte er zu ihr gesagt.

Annas Trauer fiel ihm an diesem Abende auf. Sie hatte geweint, denn noch waren ihre Augen geröthet. Auch ihrer Mutter sah man an, daß sie geweint hatte.

„Weshalb hast Du geweint, Anna?" fragte Körber sie, indem er nach dem Gruße vor ihr stehen blieb und ihr ins Auge blickte.

Anna schwieg.

Noch einmal wiederholte er die Frage.

„Verdiene ich Dein ganzes Vertrauen nicht mehr?" fügte er hinzu.

„Doch — doch!" erwiderte Anna und kämpfte auf's Neue mit Thränen.

„So sag es mir," bat Körber.

Anna zögerte.

„Sie ist heute wieder bei dem Criminalrichter gewesen und hat ihn noch einmal um eine Unterredung mit Heinrich gebeten," gab ihre Mutter zur Antwort.

„Anna — welche Thorheit!" rief Körber. „Und er hat es Dir abgeschlagen?"

„Ja," erwiderte Anna.

„Ich hätte es Dir vorher sagen können, weshalb hast Du es ohne mein Wissen gethan?"

„Ich wollte Dir keinen Verdruß bereiten — ich hoffte, daß er meinen Bitten nachgeben würde, gab Anna zur Antwort.

„Und sagte er Dir, weshalb er es nicht gestatten könne?" warf Körber fragend ein.

„Die Untersuchung gegen Heinrich sei noch nicht beendet — vorher dürfe Niemand mit ihm sprechen."

„Hat er weiter nichts gesagt?" fragte Körber weiter. „Hat er sich nicht ausgesprochen, wohin — wohin diese Untersuchungen führen würden?"

„Auch das," erwiderte Anna schluchzend, „Heinrich habe keine Hoffnung mehr, er sei schuldig!"

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Der Schmerz brach auf's Neue heftig in ihr los.

Und Körber besaß kein Mittel, sie zu trösten — kein Wort. Er schritt im Zimmer auf und ab.

Da richtete sich Anna wieder empor.

„Hermann," rief sie, während ihr Auge angstvoll auf ihn gerichtet war, „und auch Du hast keine Hoffnung mehr — auch Du nicht?"

Diese Frage schnitt in sein Herz. Was sollte er ihr erwidern? Noch einige Male schritt er aufgeregt im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor ihr stehen.

„Anna," sprach er und seine Stimme bebte leise, „Du weißt, wie ich selbst die Hoffnung in Dir angefacht habe, wie ich an Heinrichs Unschuld glaube. Ich habe Dir gesagt, wie es für mich nur ein Mittel giebt, ihn zu befreien, daß ich seine Unschuld beweisen, den wirklichen Mörder aufdecken muß. Ich habe Dir gelobt, dies zu erreichen und noch — noch ist es mir nicht gelungen. Nicht eine Stunde lang habe ich mein Versprechen vergessen, Tag und Nacht bin ich thätig gewesen, die Spur des Mörders zu entdecken! Oh, ich habe meinen Kopf angestrengt, gemartert, mit Gewalt wollte ich ihm einen Weg abzwingen, auf dem ich mein Ziel erreichen konnte, — es ist Alles vergebens gewesen! Du hast mich oft gefragt, ob ich krank sei, weil meine bleichen Wangen Dich besorgt machten — ich mochte Dir nicht gestehen, wie dies die Folge meiner rastlosen Thätigkeit, die Folge des Schmerzes, Heinrich nicht helfen zu können, war. Gieb mir ein Mittel an, wodurch ich Heinrichs Unschuld beweisen kann, nur eine leichte Spur, die den Mörder verräth, und Alles — Alles soll einen guten Ausgang nehmen! Ich habe auf meine Erfahrung, mein scharfes Auge, meine Kraft, habe auf Glück und Zufall gebaut — es hat mich Alles im Stich gelassen — ich weiß nicht mehr, was ich beginnen soll!"

„Ich mache Dir keinen Vorwurf," erwiderte Anna, „ich weiß ja, daß Du Dein Wort gehalten haben würdest — und dennoch — Heinrich darf nicht verurtheilt werden — er kann die That nicht begangen haben!"

„Sei ruhig, Anna," bat sie Körber. „Noch ist der Urtheilsspruch über ihn nicht ausgesprochen, gieb die Hoffnung nicht auf!"

Es gelang ihm wenig, Anna und ihre Mutter zu trösten. Langsam, traurig schwand der Abend hin und dennoch war es ziemlich spät geworden, als Körber endlich fortging.

Wieder nahm er seinen Weg durch die kleine Pforte der Gartenmauer. Es war eine dunkle Nacht, allein er kannte ja den Weg genau. Leise verschloß er die Thür wieder. Einen Augenblick blieb er neben ihr stehen. Er dachte noch an den Schmerz Derer, die er soeben verlassen hatte. Da war es ihm, als ob von der Straße her Schritte in die enge Gasse lenkten. Wer hatte zu dieser Zeit hier noch etwas zu suchen? Er lehnte

sich dicht an die Thür und blieb regungslos stehen. Eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt eilte an ihm vorüber — ein Mann. War das nicht Prell? Seine Gestalt, sein Gang! Es war Körber fast, als ob er die dunklen Augen des Arztes hätte funkeln sehen.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt, blieb der Mann einen Augenblick stehen. Er erhob den Arm und schien einen Gegenstand über die Mauer geworfen zu haben. Dann eilte er weiter.

Körber war überrascht. Was konnte es sein? Hatte er wirklich den Doctor gesehen? Er mußte es wissen, mußte sich davon überzeugen. Hastig folgte er ihm. Er sah die Gestalt zwischen den Gärten schnell weiter gehen. Er beschleunigte seine Schritte. Der Verfolgte mochte ihn hören, — er fing an zu laufen. Auch Körber lief. Immer verdächtiger war ihm das Vorhaben des Mannes erschienen. Da stolperte er über einen Stein und fiel. Hastig raffte er sich empor und eilte weiter.

Er hatte die Gestalt aus den Augen verloren. Er verdoppelte seine Eile — vergebens. Sollte der Mann in einen der Gärten geeilt sein? Es war kaum anders möglich, denn sein Fall hatte nicht eine Minute Verzögerung hervorgerufen. Er eilte zurück — untersuchte die in die Gärten führenden Thüren — sie waren sämmtlich verschlossen. Wieder eilte er weiter. Der Weg führte auf die Promenade, welche die Stadt umgab. Dort theilte er sich nach mehreren Richtungen hin. Nach welcher sollte er folgen?

Einen Augenblick stand er überlegend still. Wenn es wirklich der Doctor gewesen war? Schnell entschlossen schlug er den zum Thore führenden Weg ein. Athemlos kam er vor dem Thore an. Vor dem Thore zu Prells Haus hielt er an. Dicht an einen der großen Steinpfeiler lehnte er sich.

Er war so schnell geeilt, daß der Doctor unmöglich schon vor ihm sein Haus erreicht haben konnte. Er blickte nach dem Hause hinüber, sämmtliche Fenster desselben waren dunkel. Regungslos blieb er stehen. Prell kam nicht. Sollte er sich doch in der Gestalt geirrt haben? Er glaubte es nicht, denn sein Auge war scharf. Und doch müßte Prell jetzt bereits heimgekehrt sein, denn länger als eine halbe Stunde stand er bereits neben dem Thore.

Plötzlich tauchte in dem Hause, in des Doctors Zimmer, Licht auf.

„Ha!“ Er ist auf einem anderen Wege zurückgekehrt!“ rief Körber unwillkürlich leise. Was konnte ihn zu dieser Vorsicht veranlaßt haben? Was hatte er überdies in der kleinen Gasse zu schaffen gehabt? Was hatte er über die Mauer geworfen? Weshalb war er so eilig geflohen? All diese Fragen legte Körber sich vor, ohne eine einzige von ihnen beantworten zu können. Und dann wieder mußte er sich fragen, ob er sich nicht in der Person getäuscht habe — es war Nacht! — Aber drüben das Licht in des Doctors Zimmer! — Schon nach wenigen Minuten wurde es wieder ausgelöscht.

Immer noch blieb Körber stehen. Mochte die Nacht auch unfreundlich sein. Er empfand es nicht, so sehr beschäftigten ihn Fragen und Gedanken. Und was war ihm an einer schlaflos durchwachten Nacht gelegen. Sein Amt als Polizeikommissär hatte ihn längst daran gewöhnt. Drüben im Hause, in des Doctors Zimmer blieb es dunkel.

Langsam schritt er in die Stadt zurück. Unwillkürlich ging er wieder durch die kleine Gasse. Sie war leer. Er dachte daran, in den Garten zu gehen — er führte ja den Schlüssel bei sich, — um nach dem hinübergeworfenen Gegenstande zu suchen — es wäre in der Dunkelheit ein vergebliches Bemühen gewesen und er mochte in dem Hause keine Störung hervorrufen. Vielleicht hatte er sich in Allem geirrt.

Er ging heim.

Sein erster Gedanke, als er am andern Morgen erwachte, war auf den Vorfall in der vergangenen Nacht gerichtet. Derselbe ließ ihm keine Ruhe. Hastig kleidete er sich an und ging zu dem Hause seiner Verlobten.

Erschreckt kam ihm Anna entgegen. Durch das Fenster hatte sie ihn kommen sehen.

„Weshalb kommst Du so früh, Hermann?“ fragte sie.

„Bist Du heute Morgen noch nicht im Garten gewesen?“ warf Körber ein.

„Nein,“ erwiderte Anna erstaunt. „Was sollte ich dort?“

„Ist noch Niemand darin gewesen?“ fragte Körber weiter.

„Ich glaube nicht — schwerlich. Doch weshalb fragst Du darnach?“

„Komm — komm mit, Anna,“ erwiderte Körber hastig, ohne auf ihre Frage zu antworten, und schritt ihr in den Garten voran.

„Was willst Du nur hier?“ begann Anna wieder zu fragen, da sie sein Vorhaben noch nicht begriff.

„Einen Gegenstand suchen, der gestern Abend, als ich von hier fortging, über die Mauer geworfen wurde,“ erwiderte Körber und erzählte ihr mit wenigen Worten den Vorfall, ohne zu erwähnen, daß er den Doctor erkannt zu haben glaubte.

„Und Du hast den Mann nicht erkannt?“

„Nein — nein!“ gab Körber zur Antwort. „Nun komm nur, hilf mir suchen. Dort ungefähr muß es sein — dort an der Mauer zwischen dem Himbeergesträuch.“

Den Blick scharf auf die Erde geheftet, gebückt, von Anna unterstützt, durchsuchte er das Gesträuch. Er fand nichts.

„Du wirst Dich getäuscht haben,“ sprach Anna. „Ich begreife nicht, was Jemand hierher geworfen haben könnte!“

„Ich täusche mich nicht. Ich weiß auch nicht, was es ist,“ gab Körber zur Antwort, „allein wäre es ein ganz gleichgiltiger Gegenstand gewesen, so hätte der Mann nicht nöthig gehabt, so eilig zu fliehen.

Noch einmal durchsuchte er mit ganzer Aufmerksamkeit das Gebüsch.

„Halt! Was ist das?“ rief er plötzlich.

Er bückte sich und hob einen Gegenstand empor. Starr — überrascht blickte sein Auge darauf.

„Ein Portemonnaie! — Bergers Portemonaie!“ rief er laut.

Anna trat hinzu.

„Sieh — sieh hier!“ fuhr er fort. „Ein silberner Bügel! Ich täusche mich nicht, es ist des Ermordeten Portemonnaie!“

Er öffnete es, es war leer.

„Ich begreife nicht, wie es hierher gekommen ist,“ sprach Anna erschreckt und verwirrt.

„Ich begreife es!“ rief Körber und sein Auge leuchtete freudig. „Ueber die Mauer ist es geworfen, vorige Nacht. Sieh — es hat hier noch nicht lange gelegen — das Leder ist kaum feucht. Oh — Anna — Anna — nun habe ich wieder Muth und Hoffnung! Endlich eine Spur, und ich will sie schon weiter verfolgen — verlaß Dich auf mich! Meine Ahnung hat mich doch nicht betrogen! Ein Bubenstück — ein schändliches Bubenstück! — Anna — Anna, nun befreie ich Deinen Bruder — er ist unschuldig!“

Erstaunt blickte Anna ihn an. Sie verstand ihn nicht.

„Du verstehst mich nicht,“ fuhr er freudig erregt fort. „Sieh — hier, dies Portemonnaie soll Deinem Bruder den Kerker öffnen, ihm Freiheit und Leben retten! Du begreifst mich nicht. Höre zu, aber schweige Anna — versprich — schwöre mir, daß Du jetzt noch schweigen willst, keinem Menschen darfst Du ein Wort davon sagen — selbst Deiner Mutter nicht — es gilt Deines Bruders Freiheit — gieb mir die Hand darauf!“

Schweigend reichte ihm Anna ihre Rechte entgegen.

Er erfaßte sie und hielt sie in seiner Hand fest.

„Sieh,“ sprach er leise, „dies Portemonnaie ist hierher geworfen, um den Verdacht gegen Heinrich zu verstärken. Es sollte hier gefunden werden, es war ja wahrscheinlich, daß es bekannt wurde. Das Portemonnaie des Ermordeten in dem Garten, der der Mutter desjenigen gehört, auf welchem bis jetzt der ganze Verdacht ruht, der des Mordes angeklagt ist! Ahnst — begreifst Du nun den Zusammenhang? Oh — dies Bubenstück! Auch Dich — auch Deine Mutter hätte es in die Untersuchung mit hineingerissen, wenn mich mein Glücksstern nicht vergangene Nacht zur rechten Zeit von hier hätte fortgehen heißen! — Haha! Anna — blickst Du nun klar! Heinrich ist unschuldig — oh, ich habe in der letzten Zeit, als all meine Bemühungen vergebens blieben, oft an seiner Unschuld gezweifelt — aber jetzt weiß

ich sie. Die Beweise, die gegen ihn sprechen, die ihn in den Kerker geführt haben, die Brieftasche in der Nähe seiner Wohnung — das Notizblatt in seinem Garten — eine Bubenhand hat sie dorthin geworfen, um den Verdacht auf ihn zu werfen — vielleicht nur, um ihn zu verderben — vielleicht, um den Verdacht von sich abzuwenden!"

Halb zweifelnd blickte Anna ihren Verlobten an. Führte dessen Phantasie ihn nicht zu weit? Es wurde ihr schwer, nach so viel trüben, kummervollen Tagen der Hoffnung mit einem Male wieder vollen Eintritt in ihre Brust zu gewähren.

Körber bemerkte, was ihn ihr vorging.

„Du glaubst mir nicht," fuhr er fort. „Du glaubst, daß ein Traum mich hinreißt — nein, Anna — ich blicke klar! Oh — es drängt sich mir mit einem Male so viel auf — ich vermag es kaum zu fassen! Nun — nun komme ich zu meinem Ziele!"

„Du hast aber den Mann nicht erkannt, der das Portemonnaie hierher geworfen hat," warf Anna ein.

„Ich werde ihn finden!" rief Körber, „verlaß Dich auf mich. Ich habe seine Gestalt, seinen Gang gesehen und ich werde ihn finden, müßte ich auch jeden Menschen hier in der Stadt einzeln aufsuchen und vergleichen! Nun aber schweig, Anna! Niemand darf eine Ahnung davon haben! Ich allein will mir das Verdienst erwerben, Deinen Bruder zu befreien und den Schmerz von Deinem Herzen zu nehmen — ich habe es Dir ja gelobt, als Du mir Deine Hand schenktest! Ich will dem Criminalrichter gegenübertreten und sagen: Lassen Sie den Förster in Freiheit — der ist der Mörder Bergers! Ich will mich an seinem ungläubigen Erstaunen weiden! Er hat ja über mich gelächelt, so oft ich einen Zweifel an Heinrichs Schuld ausgesprochen, — er hat ja gesagt, daß die Liebe meine Augen blind gemacht haben — ich will ihm beweisen, daß sie durch die Liebe — durch die Liebe zu Dir geschärft sind! Ja, Anna — Deine Liebe ist die Retterin Deines Bruders! Hättest Du mir nicht Dein Herz geschenkt — ich würde nimmermehr in vergangener Nacht hierher gekommen sein — ein neuer Beweis gegen Deinen Bruder wäre gefunden und er wäre rettungslos verloren gewesen!"

Noch nie hatte Anna den Geliebten in so freudiger Erregung und Begeisterung gesehen. — Lieb drückte sie ihm die Hand.

„Möge Gott geben, daß Du Recht hast!" sprach sie.

„Ich habe Recht!" rief Körber zuversichtlich. „Nur auf Eins kommt es jetzt an — auf Ruhe — Ruhe!" Er strich mit der Hand über die Stirn. „Ja Ruhe und Klarheit hier, damit ich nicht selbst wieder verderbe, was ich endlich gewonnen habe! Aber ich will vorsichtig sein. Schritt für Schritt will ich weiter gehen — es lohnt ja der Mühe! Und Anna, noch Eins! An dem Tage, wo Heinrich frei in das Försterhaus zurückkehrt, an dem Tage laß uns auch unsere Verlobung feiern — es soll ein doppelter und dreifacher Freudentag für uns werden!"

Anna versprach es ihm gern.

Körber verließ sie. Er war in freudigster Aufregung. Die Stirn brannte ihm. Langsam ging er um die Stadt, um sich abzukühlen, um ruhiger zu werden. Es war ihm, als ob das Portemonnaie in seiner Tasche ein unendlich großer Schatz sei — und es war auch ein Schatz für ihn. Noch einmal überdachte er Alles. Außer allem Zweifel stand es für ihn, daß durch dies Portemonnaie der auf den Förster haftende Verdacht verstärkt werden sollte. Aber wer — wer hatte es über die Mauer geworfen? Täuschte er sich nicht dennoch in Prell? Die Nacht war dunkel gewesen — wie leicht konnte er sich geirrt haben! Und wenn er sich geirrt hatte, wie sollte er den entdecken, der ihm entflohen war? Diese Schwierigkeit schreckte ihn nicht mehr zurück. Stand doch jetzt unerschütterlich fest in ihm, daß Hellmann unschuldig war.

Wenn er sich aber in Prell nicht getäuscht hatte — was konnte den Doktor bewegen, den Förster verderben zu wollen? Wie kam das Portemonnaie in seine Hand? Sollte er den wirklichen Mörder kennen? Sollte er mit ihm in Verbindung stehen?

(Fortsetzung folgt.)

Der rechte Weg.

Ich hab' den Weg doch stets gefunden,
Ob er auch auszugehen schien,
Und sich so seltsam hat gewunden,
Daß ich oft kaum mehr sah wohin.

Da kam doch wieder eine Brücke,
Dort ging den Berg hinan ein Steg,
Und mußt' ich manchmal selbst zurücke:
Ich fand doch immer einen Weg.

Ging' ich mit diesen, dort mit Andern,
Bald ganz gemach, bald raschen Schritt,
Und wo ich einsam mußte wandern,
Da giengen meine Lieder mit.

Oft troff ich um und um vom Regen,
Oft schloß mich Nacht und Nebel ein,
Doch kam zuletzt mir stets entgegen,
Der treuen Sonne lieber Schein.

Will drum im Leben nie verzagen,
Wenn ich wo keck Valet gesagt,
Und meinen Weg hab' eingeschlagen:
Ein schlechter Wand'rer, der nicht wagt.

A. W.

Charade. (Zweisylbig.)

Erste Sylbe.

Mein Erstes zeigt Dir Maß und Ziel,
Und was darüber, ist zu viel.
Hierher nur — und dann halte ein,
Mehr würde überflüssig sein.

Zweite Sylbe.

In Deinem Körper ist die Zweite,
Sie gibt den Gliedern ihre Kraft,
Und schwindet sie zu Deinem Leide,
So wirst Du bald hinweggerafft.

Das Ganze.

Viel Stolz, viel Eigenwillen zeigt es,
Geht vor mit ungestümem Sinn,
Und doch nach Vieler Ansicht neigt es
Ein wenig stark zum Rückschritt hin.

Und wenn ich sag', im Land der Preußen
Verwerfen Viele sein Bestreben,
So wird es sicherlich gleich heißen,
Ich hätt' Euch „Bismarck" aufgegeben.

Da seid Ihr etwas falsch gegangen,
Ich führt ein wenig irr Euch gern.
Doch könnt Ihr bald zum Ziel gelangen,
Ihr seid schon jetzt nicht gar zu fern!

Auflösung des zweisylbigen Anagramms in Nr. 43:
„Leer — reel."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 45. Sonntag, den 5. November 1865.

Wer kann aus kalter Asche Flammen locken?
Wo Eifersucht, Mißtrau'n und Selbstsucht wohnen,
Da tönt der Ruf zur Einigkeit vergebens;
Ein jeder denkt an sich, erkauft den Frieden
Und schiebt den schlimmen Feind dem Nachbar zu.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Körber überflog im Geiste alle diejenigen, mit denen Prell in näherer Verbindung stand, allein er fand keinen einzigen unter ihnen, der einer solchen That fähig wäre. Konnte Prell indeß nicht noch Verbindungen haben, welche er nicht kannte? Dies zu erforschen, erschien ihm leicht.

Bald war er sich über die Schritte, welche er einschlagen mußte, vollständig klar. Er mußte zu dem Gefangenen, mußte ihn sprechen, um von ihm zu erfahren, in welcher Verbindung er mit Prell gestanden hatte.

Schnell entschlossen schritt er dem Hause des Richters zu. Er fürchtete nicht mehr Pintus Lächeln. Bald — bald mußte ja für ihn der Augenblick kommen, in dem er mit siegreichem Lächeln vor den Criminalrichter hintreten und ihm sagen konnte: „Ich habe Recht gehabt — der Förster ist unschuldig!"

Er traf den Criminalrichter auf seinem Zimmer.

„So zeitig schon, Herr Commissär!" rief ihm Pintus zu als er eintrat. „Was bringen Sie mir Wichtiges?"

„Nur eine Bitte führt mich zu Ihnen!" erwiderte Körber.

„So sprechen Sie — Sie wissen, daß ich Ihnen gern gefällig bin, wenn es in meiner Macht steht!"

„Es steht in Ihrer Macht," versicherte Körber. „Gestatten Sie mir eine Unterredung mit dem Förster."

Der Richter richtete prüfend das Auge auf ihn.

„Was wollen Sie bei ihm?"

„Ich muß ihn sprechen — allein."

Pintus lächelte.

„Herr Commissär," sprach er. „Haben Sie immer den Gedanken noch nicht aufgegeben, daß der Förster unschuldig ist?"

„Gestatten Sie mir eine Unterredung mit ihm," warf Körber ein.

„Ich darf es nicht. Sie würden nur mir und sich selbst Unannehmlichkeiten dadurch bereiten."

„Sie dürfen es!" erwiderte Körber. „Nicht als Freund, Herr Criminalrichter, nicht weil ich seine Schwester liebe, wünsche ich mit ihm zu sprechen — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nur als Polizeicommissär diese Bitte an Sie richte!"

„Was wollen Sie bei ihm," warf Pintus ein. „Hoffen Sie noch immer ihn retten zu können?"

„Ich hoffe, Ihnen bald weitere Beweise gegen den Mörder Bergers an die Hand geben zu können," gab Körber zur Antwort.

Pintus schwankte, er verstand und begriff ihn nicht recht.

„Herr Commissär," sprach er, „Sie wissen, daß ich Ihnen wohl will, wenn Sie mich täuschten — wenn Sie mich zwängen gegen Sie aufzutreten — bedenken Sie Ihre Stellung —?"

Körber verstand die Worte. Er blieb ruhig.

„Noch Niemand hat mich als Lügner kennen gelernt," entgegnete er, „ich handle nur wie meine Pflicht als Polizeicommissär mir vorschreibt!"

„Und Sie wollen mir Ihre Absicht verschweigen — mir als Untersuchungsrichter?"

„Dies ist das Einzige, weshalb ich Sie bitte, kein Mißtrauen gegen mich zu haben. Hier, meine Hand — Sie werden es mir einst danken!"

Pintus schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Ich verstehe Sie nicht," sprach er, „ich begehe vielleicht eine Thorheit, allein ich will doch sehen, ob ich mich auch in Ihnen geirrt habe — gut — ich gestatte Ihnen die Unterredung mit Hellmann!"

Aus Körbers Auge blitzte ein Strahl der Freude.

„Sie werden es nicht bereuen," entgegnete er. „Kann ich den Förster noch heute Morgen sprechen? Sogleich?"

Pintus setzte sich schweigend an einen Schreibtisch und schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier.

„Hier," sprach er, Körber das Papier überreichend. „Der Gefängnißwärter wird Sie zu ihm führen."

„Ich danke Ihnen!" rief Körber hastig.

Er wollte das Zimmer verlassen.

„Noch Eins, Herr Commissär!" rief Pintus ihm nach. „Ich kenne kein Gefühl der Schonung mehr, wenn ich hintergangen werde!"

„Seien Sie ruhig" — gab Körber zur Antwort. „Ich bedarf keiner Schonung!"

Er verließ das Zimmer des Richters. Sein Herz schlug lauter, als er über die Straße dem Gefängnisse zueilte. Brachte ihm die Unterredung mit dem Gefangenen Aufklärung? Gab sie ihm nur einige Punkte an die Hand, die er weiter benutzen konnte, um den Mörder Bergers zu entdecken?

Diese Fragen beschäftigten ihn. — Geduld! — Wenige Minuten später öffnete ihm der Gefängnißwärter die Thür, welche zu Hellmanns Zelle führte.

Zögernd blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Sein Herz schlug unruhig. Sein Auge mußte sich erst an das Halbdunkel des Raumes gewöhnen.

War die Gestalt mit den bleichen, eingefallenen Wangen, mit den tiefliegenden Augen, welche dort auf der niedrigen Bank saß, der Angeklagte? War das die kräftige, lebensfrische Gestalt des Försters.

Erschreckt trat Körber einen Schritt in die Zelle. Es war der Förster, der ihn so starr, so gleichgiltig anblickte.

„Hellmann!“ rief Körber und schritt ihm entgegen.

Langsam erhob sich der Gerufene.

„Kommen Sie auch endlich einmal!“ sprach er und seine Stimme klang dumpf, hohl. „Sie hat wohl der Criminalrichter zu mir gesandt! Haha! Sie sollen wohl in mich dringen, daß ich endlich eine That gestehe, die ich nicht begangen habe! Sie sollen mich fangen durch schlaue Fragen, süße Worte! Sie können ja reden — ich weiß es — Sie sind ja ein gewandter Polizeibeamter — —!“

„Hellmann!“ unterbrach ihn Körber vorwurfsvoll und streckte ihm die Hand entgegen.

Der Förster zögerte, die Hand anzunehmen.

„Erst sagen Sie mir, daß Sie der Criminalrichter nicht zu mir sendet,“ erwiderte er. „Schwören Sie es mir — nein seien Sie ruhig — schwören Sie nicht — ich habe längst an allen Menschen, selbst an Gott verzweifelt — ich glaube auch keinem Schwure mehr!“

„Hellmann, ich komme aus freiem Antriebe zu Ihnen,“ sprach Körber, dem des Gefangenen Verzweiflung tief in's Herz schnitt. „Ich bin Ihr Freund gewesen — bin es noch — vertrauen Sie mir!“

„Haha! Vertrauen!“ lachte der Förster bitter auf. „Sie mein Freund! Sie sind ja Polizeicommissär! Doch was wollen Sie von mir?“

Körber schwieg einen Augenblick. Er erfaßte des Gefangenen Hand.

„Die Wahrheit, Hellmann,“ sprach er, „die volle ganze Wahrheit, in Allem, warum ich Sie frage. Hellmann“ — und er beugte sich zu ihm — „ich verdiene Ihr Vertrauen — sehen Sie hier diesen Ring an meinem Finger — ich habe ihn von Anna — Sie ist meine Braut.“

Der Förster blickte empor. Er richtete das Auge prüfend auf Körber.

„Sie sind Polizeicommissär,“ erwiderte er langsam — „doch fragen Sie — ich will Ihnen in Allem die volle Wahrheit sagen — ich habe Sie nicht zu fürchten.“

„Ich weiß es,“ versicherte Körber, dem Gefangenen die Hand drückend — „ich glaube nicht an Ihre Schuld — ich weiß, daß Sie unschuldig sind und deshalb will ich Sie retten!“

„Sie wissen, daß ich unschuldig bin,“ fuhr der Förster heftig auf, „und dennoch sitze ich seit Monaten hier, dennoch sind Sie nicht für mich aufgetreten und haben meine Unschuld bewiesen!“

„Ich habe es vergebens versucht,“ entgegnete Körber, „ich konnte die Beweise, welche gegen Sie sprachen, nicht vernichten. Hellmann, ich habe seit ihrer Verhaftung noch keine ruhige Stunde gehabt, alle Kräfte habe ich daran gesetzt, um für ihre Befreiung zu wirken — es ist mir nicht gelungen. Aber jetzt — jetzt habe ich neue Hoffnung — ja Gewißheit — es wird mir gelingen; nun antworten Sie mir wahr und offen.“

„Haha! Sie wollen wissen, ob ich Berger erschossen habe?“ warf Hellmann ein. „Nein! Ich habe es nicht gethan — ich habe nichts zu gestehen — und wenn ich verurtheilt, wenn ich auf das Schaffot geführt werde, so werde ich noch von dort herabrufen: ich habe es nicht gethan! Ich bin unschuldig!“

„Seien Sie ruhig, Hellmann,“ bat Körber und legte die Hand auf den Arm des Gefangenen. Er zog ihn mit sich zur Bank. „Kommen Sie, setzen Sie sich hier zu mir — Sie sollen ja nichts gestehen, was Sie nicht gethan haben. Meine Fragen werden etwas ganz Anderes betreffen. In welchen Beziehungen haben Sie mit dem Doctor Prell gestanden?“

Der Förster blickte ihn prüfend an. Er schien ihm noch immer nicht zu trauen. Er war vorsichtig mit seinen Antworten geworden.

„In sehr geringer,“ erwiderte er endlich. „Er war mein Arzt, allein ich habe seine Hilfe wenig nöthig gehabt.“

„Ich weiß es“, unterbrach ihn Körber. „Haben Sie nie Streit mit dem Doctor gehabt?“

„Nie,“ versicherte Hellmann.

„Oder haben Sie ihn irgend beleidigt,“ fuhr der Commissär fort. „Zürnte er Ihnen — war er Ihnen feindlich gesinnt?“

„Wozu all diese Fragen?“ warf der Förster ein. „Ich bin im Ganzen wenig mit dem Doctor zusammen gekommen, wenn es geschah, war es stets in freundlicher Weise. Auch er kann es nicht anders behaupten oder er spricht die Unwahrheit.“

„Ist er öfter in Ihrem Hause gewesen?“ fragte Körber weiter.

„Ja — wenn ich unwohl war, und auch sonst kam er wohl zu Zeiten — er ist zuweilen mit mir auf die Jagd gegangen,“ gab der Förster zur Antwort. „Er ist ein Jagdfreund und schießt gut. Was haben Sie aber mit ihm zu schaffen?“

„Noch nichts,“ entgegnete Körber. „Noch eine Frage. Ich glaube, Prell ist Ihnen nicht wohlgesinnt — vermögen Sie sich zu erklären, weshalb nicht?“

Der Gefangene sann nach.

„Nein,“ erwiderte er. „Er kann nichts gegen mich haben, deshalb glaube ich auch, daß Sie irren.“

Körber schwieg. Er sann nach. Er war mit der Erwartung hierher gekommen, mehr von dem Förster zu erfahren, jetzt entzog ihm derselbe sogar die schwache Spur, welche er gefunden zu haben glaubte. Sollte er sich dennoch in dem Doctor irren? Aber weshalb wich das ahnende Gefühl, daß Prell um das Verbrechen wisse, nicht von ihm. Wie war er dazu gekommen, den Richter sogleich bei der Untersuchung des Todten auf das Gewicht der Kugel aufmerksam zu machen? Weshalb hatte er zuerst Pintus Verdacht auf den Förster gelenkt, denn daß er es gethan hatte, daran zweifelte er nicht mehr.

„Wenn er mit Ihnen zur Jagd ging,“ fuhr Körber fort, „brachte er sich sein Gewehr selbst mit?“

„Ja.“

„Hat er nie eines von den Ihrigen genommen?“

„Doch — zwei- oder dreimal, als er zufällig kam und ich ihn bat, mit mir auf den Anstand zu gehen.“

„Welches Gewehr hat er dann genommen?“

„Ich gab ihm meine kleine Spitzkugelbüchse, sie war leicht und schoß gut.“

„Dieselbe, welche der Criminalrichter mit sich genommen hat?“

„Dieselbe. Doch weshalb fragen Sie nur darnach? Was haben Sie vor?“

„Nichts — nichts,“ erwiderte Körber. „Sie sind also gefällig gegen ihn gewesen, haben ihm ihre liebste Büchse gegeben — haben ihn nie beleidigt?“

„Nie,“ versicherte der Förster.

„Versprechen Sie mir, daß Sie gegen Niemand über das, wonach ich Sie gefragt habe, sprechen werden — Hellmann, es hängt für Sie viel davon ab — vielleicht Alles.“

„Ich werde schweigen,“ versprach Hellmann.

Er blickte den Commissär fragend an. Er begriff ja das ganze Verhör nicht.

„Ich denke, Sie haben nun Zutrauen zu mir gefaßt,“ fuhr Körber fort. „Ich kenne Ihre Aussagen, die Sie dem Criminalrichter gemacht haben — haben Sie noch was hinzuzufügen?“

Hellmann sann nach.

„Haben Sie den Doctor an dem Tage, an welchem Berger erschossen ist, gesehen?“

„Nein.“

„Ist er nach jenem Tage zu Ihnen gekommen — in Ihr Haus?“

Hellmann besann sich.

„Ob — ich bin in dieser Zeit nach so Vielem gefragt,“ erwiderte er, „daß mein Kopf oft ganz verwirrt ist.“

„Besinnen Sie sich nur,“ warf Körber beruhigend ein.

„Nein, er ist nicht bei mir gewesen,“ sprach der Förster, „jetzt weiß ich es genau. Ich war ja unwohl — ich mochte

nicht zu ihm schicken und doch wäre es mir recht gewesen, wenn er von selbst gekommen wäre, allein er kam nicht."

Körber stand auf — er hatte nichts mehr zu fragen. Der Förster hielt ihn zurück.

„Körber," sprach er und seine Stimme zitterte, „was macht meine Mutter und Anna?"

„Ich kann Sie nicht täuschen," erwiederte der Commissär. „Ihr Geschick ist Ihnen tief — tief zu Herzen gegangen. Sie werden diese kummervollen Tage so leicht nicht wieder überwinden."

Gebeugt saß der Förster da, die Augen vor sich hin starr auf den Boden gerichtet.

„Ich habe es mir gedacht," sprach er mit tonloser Stimme. „Ich habe mir oft ausgemalt, wie sie meinetwegen leiden und doch — doch kann ich mir keine Schuld beimessen. Glaubt denn auch meine Mutter — glaubt auch Anna, daß ich schuldig bin?"

„Nein!" versicherte Körber, „Sie wissen, daß Sie unschuldig sind!"

„Und doch ist keine von ihnen zu mir gekommen," fuhr Hellmann fort. „Ich habe mich hier in dieser entsetzlichen Einsamkeit so oft nach ihnen gesehnt. Nur einmal, einmal wünschte ich mich aussprechen zu können, nur ein Herz hier zu haben, das mir glaubte, wenn ich ihm sagte, ich habe mit Berger's Tod nichts zu schaffen gehabt! Es ist keiner gekommen — seit Monaten sitze ich hier allein!"

Er bedeckte die Augen mit der Hand.

„Der Criminalrichter wollte sie nicht zu Ihnen lassen," sprach Körber. „Jeden Tag würden sie ja gekommen sein, wenn es ihnen gestattet wäre, denn Sie sind es, die stets ihre Gedanken beschäftigen!"

Mit Mitleid blickte Körber auf den einst so kräftigen, lebensmuthigen Mann herab.

„Ja, Körber," fuhr der Förster fort, „diese Zeit hier hat gewaltig an meiner Gesundheit und meinem Leben gerüttelt. Ich begriff früher nicht, wie man des Lebens überdrüssig werden und den Tod herbeisehnen könne — jetzt — jetzt begreife ich es! Wie oft habe ich mir hier den Tod gewünscht! Wie oft bin ich Nachts in wilder Verzweiflung aufgesprungen, habe an den Eisenstäben des Fensters gerüttelt und bin mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt, um all den Qualen mit einem Male ein Ende zu machen! Körber — Sie haben keine Ahnung von den Qualen, zu wissen, daß man unschuldig ist und hier zu sitzen wie ein Verbrecher — des Mordes angeklagt! Oh — ich habe denen geflucht, die mich hierher gebracht, ich habe mir oft in Verzweiflung zugeschworen, den Criminalrichter mit meinen Händen zu erwürgen, wenn er mich wieder zu sich führen lasse — denn er — er hat mich hierher gebracht — — und doch, wenn ich zu ihm geführt wurde, wenn das volle Tageslicht mir wieder entgegenlachte, dann erwachte die Lust zum Leben, die Sehnsucht nach der Freiheit wieder doppelt stark in mir und jeder Mordgedanke schwand — er hätte mich ja für immer in diesen Mauern begraben!"

Kraftlos sank der Förster zusammen. Körber legte die Hand auf seine Schulter.

„Hellmann, halten Sie aus — nur noch kurze Zeit — ich habe Ihrer Schwester geschworen, Ihnen die Freiheit zu erringen und ich werde Wort halten. Schon habe ich die erste Spur des Mörders entdeckt . . .!"

„Wer ist es?" rief Hellmann aufspringend. „Durch wessen Schuld sitze ich seit Monaten hier?"

„Ich weiß es noch nicht — aber ich befreie Sie. Nicht auf den Criminalrichter werfen Sie Ihren Haß — er ist im Irrthum, allein er kann kaum anders — er ist nie feindlich gegen Sie gesinnt gewesen!

Der Förster schwieg. In Gedanken versunken stand er da.

„Körber," sprach er endlich. „Sind Sie seit jenem Tage mit Paula zusammengekommen?"

„Nein."

„Glaubt auch Sie, daß ich Bergers Mörder bin.

„Ich weiß es nicht."

„Oh gewiß wird Sie es glauben! Sie wird mich hassen als den Mörder ihres Geliebten! Auch das — auch das noch!"

„Hellmann, Sie lieben Paula noch?" fragte der Commissär.

„Ja, ich liebe Sie noch!" rief der Förster, sich empor richtend. Dies eine Wort schien ihm seine volle Kraft zurückzugeben. „Ich liebe sie noch und werde sie immer lieben, auch wenn sie mich haßt. Oft, wenn ich hier in dumpfer, brütender Verzweiflung sitze, wenn ich die Hände ringe vor Schmerz, dann ist es mir, als ob ich ihr Bild dort an der Mauer langsam emporsteigen sehe — sie steht dort — ich sehe ihre dunklen Augen — ihr Lächeln, es ist, als ob sie mir die Hand entgegenstrecken wollte und wenn ich dann Alles vergessend aufspringe und zu ihr eile, dann ist nur die kalte, graue Wand vor mir und starrt mir höhnend entgegen! — — Körber — Sie sind mein Freund gewesen — oh — ich glaube, daß Sie es noch sind — sind der Verlobte meiner Schwester — den einen Wunsch erfüllen Sie mir — die eine Bitte: wenn Sie Paula treffen — nein, gehen Sie zu ihr und sagen Sie ihr, daß Sie hier gewesen seien, daß ich unschuldig sei und Berger nicht erschossen habe. Sie solle mich nicht hassen — denn nicht ich — nicht ich hätte ihrem Herzen den Schmerz zugefügt! — Körber — wollen Sie ihr das sagen! Versprechen Sie es mir!"

„Ich will es ihr sagen," erwiderte Körber, ihm die Hand entgegenstreckend, „und Freund, wenn mich nicht Alles im Stich läßt, dann — dann sollen Sie selbst ihr bald sagen können, daß Sie unschuldig sind!"

Noch einmal schüttelte er dem Freunde warm die Hand, dann verließ er das Gefängniß

Dies war also der kräftige, lebensfrische Mann, der noch vor wenigen Monaten so lustig und entschlossen in das Leben hineingeblickt hatte! Dahin hatte ihn der Bubenstreich eines andern oder eine unheilvolle Verkettung von Zufälligkeiten gebracht. Und wenn er wieder frei wurde, wenn seine Unschuld von dem Gerichte mit den lautesten Worten ausgerufen wurde — wer konnte die Zeit aus seiner Erinnerung verwischen, die er im Gefängnisse zugebracht hatte, wer war im Stande, ihm die Schmerzen zu vergelten, die er unschuldig erduldet und die sein Leben vielleicht um Jahre verkürzt hatten!

Das ist die menschliche Gerechtigkeit! Die Göttin, das Sinnbild der Gerechtigkeit wird mit einer Wagschale in der Hand und einer Binde über beiden Augen dargestellt — oh — diese Binde, diese Blindheit hat schon manchen Unschuldigen hart mitgenommen, wenn nicht gar vernichtet!"

* * *

In dem Hause des Doctor Prell ging es still zu.

Marie war noch immer in der Residenz. Vergebens hatte sie im Anfange in mehreren Briefen ihren Vater gebeten, ihr die Rückkehr zu gestatten. Sie fühle sich fremd in der großen Stadt, Prell hatte ihr die Bitten abgeschlagen und ihr in strengem Tone geschrieben, sie werde so lange bleiben, bis er sie selbst zurückhole — bis seine Schwester ihm geschrieben habe, daß Alles an ihrer Erziehung und Ausbildung, was er versäumt habe, nachgeholt sei

Jetzt schrieb sie nur noch selten. Sie hatte sich an das geräuschvollere Leben in der Residenz gewöhnt, ja es sogar lieb gewonnen.

Auch mit Paula stand sie nur in seltener brieflicher Verbindung. Ihr Vater wünschte diesen Briefwechsel nicht und ihre Tante trat demselben, soviel ihr möglich war, hindernd entgegen.

Paula lebte in dem großen Hause still und eingezogen. Der so grausame Tod Bergers, nachdem sie kaum wenige Stunden mit ihm verlobt gewesen war, hatte einen tiefen, erschütternden Eindruck in ihr hinterlassen. Das Glück ihres ganzen Lebens erschien ihr vernichtet. Und der hatte ihren Geliebten ermordet, dem ihr Herz gleichfalls zugeneigt gewesen war; der Förster, dessen Worten sie so gern gelauscht!

Anfangs hatte sie es für unmöglich gehalten, daß Hellmann die That begangen habe — der Doctor hatte sie indeß längst überzeugt, daß er Bergers Mörder sei.

Vergebens war Prell bemüht gewesen, sie zu zerstreuen —

sie hatte jede Zerstreuung zurückgewiesen. Auf ihrem Zimmer saß sie allein und Abends in der Stube Prells mit diesem zusammen, der Alles aufbot, Sie zu unterhalten und mehr und mehr vergessen zu lassen, was so schwer in ihr Glück eingegriffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Häuser-Inschriften in Mittelfranken.

Von

H. Weininger.

Zur Charakteristik des Volkes gehören auch die Sprüche mit denen es seine Häuser ziert. Leider nimmt diese gute alte Sitte, wie manche andere, immer mehr ab; die alles nivellirende Zeit verwischt solch individuelles Gepräge, welches nur noch das Interesse des den scheinbar unbedeutendsten Zügen des Volkslebens emsig nachspürenden Culturhistorikers erregt. So studirte Riehl auf seinen Wanderungen durch die pfälzischen Städte und Dörfer die sociale Physiognomik des Landes auch an dem äußeren Bauwerk der Häuser und knüpft seine Betrachtungen unter Anderm an ihre Inschriften. Er findet ein tröstliches Wahrzeichen des conservativen Geistes der Pfälzer darin, daß das ältere Haus sich dort noch durch Spruch und Marke auszeichnet. Wenige Meilen weiter nordwärts am eigentlichen Mittelrhein verschwindet dieser Schmuck. Riehl bemerkt: „Man muß ein Volk nicht verloren geben, dessen Väter noch solche Sprüche über ihre Thüren setzten. Die Enkel oder Urenkel machens ihnen vielleicht wieder nach.“ Haussprüche waren vordem in der Pfalz so volksthümlich, daß sie selbst an der Burg und am Fürstenschloß nicht fehlten. „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut,“ war der Grundton, auf den die große Mehrzahl der pfälzischen Haussprüche gestimmt wurde. Wir geben diese Hinweisungen und Auszüge aus dem bekannten Buche Riehl's, um einige Haussprüche aus Mittelfranken einzuleiten. Am meisten finden sich diese noch in den Landgerichten Ansbach, Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Greding, Heidenheim, Leutershausen, Rothenburg, Uffenheim und Windsheim, also größtentheils längs der würtembergischen Gränze hin. Auch hier ist die Zahl der religiösen Sprüche mit dem Grundgedanken des Gottvertrauens überwiegend; manche sind moralisirend, einige humoristisch und zuweilen so derber Natur, daß sie sich nicht mittheilen lassen. Daß man den Maßstab poetischer Anforderungen an diese kunstlosen Reime nicht anlegen dürfe, glauben wir als selbstverständlich voraussetzen zu müssen. Gleichwohl fehlt es einzelnen, namentlich älteren Sprüchen nicht an Kraft und Gedrungenheit des Ausdrucks; anderen dagegen sieht man in ihrer Verwässerung oder Geziertheit bald den modernen Ursprung an.

Hier einige Proben mit Beifügung der Orte, wo sie sich befinden:

Im Glück erheb' Dich nicht,
Im Unglück verzage nicht,
Denn Gott ist ein Mann,
Der Glück und Unglück wenden kann.

(Ostheim bei Heidenheim.)

Alles Thun auf Gott gebaut,
Keinem Menschen recht getraut,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Höflich, doch nicht zu gemein,
Viel Geduld bei wenig Geld,
So kommt man fort in aller Welt.

(Obersulzbach bei Leutershausen.)

Wir Menschen bauen Häuser auf dieser Erden fest,
Als wenn wir ewig leben wollten,
Und sind doch hier nur fremde Gäst,
Und da wir ewig sollen sein,
Da bauen wir gar wenig drein.

(Gunzenhausen.)

Befiehl Gott alle Deine Sachen,
Was gilts, er wird's gewiß wohl machen.

(Götteldorf bei Ansbach.)

Ich achte meine Hasser
Als wie das Regenwasser,
Das von dem Dache fließt;
Ob sie mich schon meiden,
So müssen sie doch leiden,
Daß immer Gott meine Hilfe ist.

(Ldg. Dinkelsbühl.)

Ich setze meinem Gott kein Ziel,
Er geb mir wenig oder viel;
Wohl dem, der sich begnügen läßt,
Der lebt content aufs Allerbest'!

(Zehdorf bei Greding.)

Verlassen Dich die Freunde,
Und werden Freunde Feinde,
So nahe Dich zu Gott;
Der ist der Unschuld Retter,
Der Feinde Untertreter
Ein treuer Freund in Noth!

(Meusling bei Greding.)

Andere Sprüche weisen auf die Vergänglichkeit alles Irdischen hin, wie der in ganz Bayern verbreitete:

Das Haus ist mein
Und doch nicht mein.
Wer noch mir kommt,
Wird's auch so sein.

(Schluß folgt.)

Gruß.

Im Wintersturm, das Herz voll Weh,
Steh' ich auf tiefbeschneiter Höh';
Hoch über mir der Kranich zieht
Mit seinem düstern Klagelied.
Und mit ihm reist mein sehnend Weh
Von Berg zu Berg, von See zu See
Bis zu der Heimath Eichenwald,
Wo sterbend es als Gruß verhallt.

J. Val. Müller.

Charade.

Mein Erstes ist die Sonne nicht,
Nicht Mond und Sternenschein,
Scheint es auch brennend wie ein Licht,
Soll's keine Kerze sein.

Denn wißt, es hat der Sylben mehr
Und denkt nur, wie curios,
Sein Licht, als wenn's ein Mondlicht wär',
Ist ein erborgtes blos.

An manchem Ort erblickt man, wie
Es ruht auf Nummer zwei,
Doch diese eine Sylbe, die
Taugt noch zu mancherlei;

Wenn sie auch keine Füsse hat
Kann sie doch sicher steh'n. —
Das Ganze kann in jeder Stadt
Man auf der Straße seh'n.

Auflösung der Charade in Nr. 44:
„Vollblut.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 46. Sonntag, den 12. November 1865.

Wohl stürzt, was Macht und Kunst erschufen,
Wie für die Ewigkeit bestimmt;
Doch alle Trümmer werden Stufen,
Darauf die Menschheit weiter klimmt.

Geibel.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Selten verließ Prell am Abend das Haus, nur um Paula nicht allein zu lassen. Allen Vergnügungen entsagte er ihretwegen. Sie wußte es und erkannte es in dankbarer Liebe an.

Der alte Berger, der nach dem Tode seines Sohnes kinderlos und ohne Erben dastand, hatte schon mehrere Mal gegen Prell den Wunsch geäußert, Paula zu sich und an Kindesstatt annehmen zu wollen.

„Mein Sohn hat sie geliebt," sprach er, „ich glaube sein Andenken nicht besser ehren zu können, als wenn ich sie trotz seines Todes zu meinem Kinde mache."

Prell war den Wünschen des Alten stets ausgewichen, hatte die Ausführung derselben hinauszuschieben gesucht durch den Vorwand, daß Paula noch der größten Schonung und Ruhe bedürfe.

Unerwartet trat der alte Berger eines Tages gegen Abend in Prells Zimmer.

Der Doktor errieth sofort, was denselben zu ihm führte und trat ihm unruhig entgegen.

„Haben Sie mit Paula noch immer nicht über meinen Wunsch gesprochen?" fragte der Alte, nachdem er sich niedergelassen hatte. „Haben Sie ihr denselben noch nicht mitgetheilt?"

„Nein," erwiderte Prell. „Noch nicht. Sie ist noch nicht ruhig genug dazu. Gönnen Sie dem armen Mädchen Zeit, das zu verschmerzen, was sie so gewaltig erschüttert hat!"

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich fürchte, daß ich selbst nicht mehr viel Zeit zu verlieren haben werde," sprach er tief bekümmert. „Die Stütze meines Lebens ist mir genommen, nun fühle ich, wie es schnell zusammen bricht!"

„Thorheit, bester Herr Berger," warf Prell in scheinbar scherzendem Tone ein. „Sie werden noch lange leben! Ihre Gesundheit ist eine vortreffliche und die Zeit wird auch bei Ihnen den Schmerz mehr und mehr in Vergessenheit bringen."

Er war ja seit Jahren Hausarzt in Bergers Hause und kannte den Alten.

„In meinem Hause vergißt man schwer," entgegnete der Kaufmann, „für mich gibt es keine Hoffnung mehr. Meine Gesundheit ist gut bis jetzt gewesen — allein meine Kräfte nehmen b, mit jedem Tage. Mir bleibt nichts als die Erinnerung an meinen Sohn, deshalb will ich ganz nach seinem Sinne handeln. Alldorf wollte er kaufen, um es seiner Braut zu schenken, um mit seiner jungen Frau dort zu wohnen — die Unterhandlungen um den Kauf des Gutes wurden durch seinen Tod abgebrochen — ich habe sie wieder angeknüpft — ja, ich will Alldorf kaufen und es soll Paula's Eigenthum werden!"

„Paula's Eigenthum!" rief Prell überrascht. „Sie wollen es ihr schenken?"

Der Alte nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich will sie ja an Kindesstatt annehmen, — sie soll meine Erbin werden, allein hiervon sagen Sie ihr noch nichts, versprechen Sie es mir, Doktor, ich möchte nicht, daß sie sich hierdurch verlocken ließe, in mein Haus zu ziehen — mein Herz steht so allein und verlassen da — ihre Liebe möchte ich mir erwerben und erst dann — dann, wenn ich weiß, daß sie mich wie ihren Vater liebt — erst dann will ich sie damit überraschen. Gönnen Sie einem alten Mann diese Freude."

„Kein Wort werde ich ihr davon sagen," erwiderte Prell, „nicht ein Wort, Herr Berger, ich werde Ihnen die Freude nicht verderben, wenn Paula überhaupt nur geneigt ist, in Ihr Haus zu ziehen — ich weiß, daß sie hier gern ist."

„Sie sind gut gegen sie gewesen, liebevoll wie ein Vater," fuhr der Alte fort, „allein ich will sie ja dadurch nicht von Ihnen reißen, sie kann noch jeden Tag zu Ihnen kommen. Sagen Sie es Paula, daß ich sie in mein Haus, als mein Kind anzunehmen wünsche, daß sie gleichsam an Hugo's Stelle einrücken soll. Sie werden ja hören, was sie erwidert — ob sie es gern thut. — Lassen Sie mich selbst zu ihr — ich selbst will es ihr sagen, will in ihrem Augen lesen, wie sie meinen Wunsch aufnimmt!"

In dem Doktor zuckte es auf.

„Thun Sie es nicht," warf er ein. „Ihr Wunsch trifft sie noch ganz unvorbereitet — ganz unerwartet. Lassen Sie mich Paula langsam darauf hinführen — ich bin ja ihr Vormund und habe nur ihr Bestes im Auge. Es ist ihr Glück, wenn Sie sie als Kind zu sich nehmen und ich werde sie dahin bringen, daß sie gern und freudig zu Ihnen geht."

Der alte Kaufmann drückte dem Doktor die Hand.

„Thun Sie es — thun Sie es," sprach er. „Das Leben hat ja nur noch diesen einen Wunsch mir übrig gelassen; ich möchte ihn gern erfüllt sehen, ehe ich scheide!"

„Das sollen Sie," entgegnete Prell scheinbar mit der größten Ruhe und doch schritt er im Zimmer auf und ab, um zu verbergen, was in ihm vorging.

Endlich blieb er vor dem Alten stehen.

„Stellen Sie doch Paula eine Schenkungsurkunde über das Gut aus," sprach er. „Lassen Sie mich dieselbe ihr geben — es wird sie ergreifen und sie rühren und am schnellsten ihr Herz Ihnen zuführen."

Er blickte den greisen Kaufmann prüfend an.

Dieser schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Noch nicht," sprach er. „Erst muß sie bei mir sein — erst muß ich die Gewißheit haben, daß sie mir eine wirkliche Tochter wird. So schnell hoffe ich noch nicht zu sterben, daß mir dazu nicht noch Zeit bliebe."

„Sie haben recht," erwiderte Prell. „Es war nur eine Idee — wie sie oft in uns aufsteigen. Sie gewinnen uns leicht, weil sie uns unerwartet neue Gesichtspunkte zeigen und doch geben wir sie bei näherer Prüfung meist wieder auf. Sie haben Recht — es eilt damit ja nicht."

Der Alte erhob sich, um fortzugehen.

„Nicht wahr," fragte er noch, „Sie sprechen mit Paula bald darüber?"

„Gewiß," versicherte Prell, „so bald als möglich — so bald ich sie in einer ruhigen, heiteren Laune treffe. Verlassen Sie sich auf mich."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und der Alte ging fort.

Prell blieb allein zurück.

Einen Augenblick blieb er regungslos stehen, die dunklen Augen starr auf den Boden geheftet, dann schritt er im Zimmer auf und ab.

Der Alte drängte ihn — er wollte ihm Die entreißen, an der sein Herz hing — trennen sollte er sich von Paula. Ein bitteres Lächeln glitt um seinen Mund, sein Auge verrieth, daß er dies nimmermehr zugeben wollte, aber wie sollte er es verhindern? Er brauchte Paula noch nichts davon zu sagen — konnte es noch hinausschieben — was halfen ihm wenige Tage Frist — der Alte ließ seinen Wunsch nicht fallen. Es mußte endlich für ihn zur Entscheidung kommen.

Er richtete sich empor, sein Herz schlug schnell — er schöpfte tief Athem. Die Brust war ihm beengt. Es fehlte ihm zu dem, was er vor hatte, nicht an Entschlossenheit, nur die Ungewißheit des Ausganges machte ihn besorgt.

Der Abend war längst hereingebrochen — er hatte es kaum bemerkt. Er zündete Licht an und klingelte der Wirthschafterin. Mit einem Auftrage sandte er sie in die Stadt. Horchend blieb er am Fenster stehen, bis er sich überzeugt hatte, daß sie fortgegangen war.

Er war allein mit Paula im Hause. Der Kutscher war im Pferdestalle. Einige Secunden lang blieb er noch am Fenster stehen, er strich mit der Hand über die Stirn, dann wandte er sich entschlossen der Thür zu und schritt zu Paulas Zimmer.

In ihrer Stube saß Paula und las. Sie hatte den Kopf dabei auf die Hand gestützt. Ihre Wangen waren bleich, es standen auf ihnen geschrieben die Schmerzen der letzten Monate. Ein wehmüthig trauriger Zug lag in ihrem Gesichte. Er machte sie noch schöner. Die bleichen Wangen, dazu das dunkle Haar und die dunklen Augen.

Langsam, wie ermüdet hob sie den Kopf empor, als es an die Thür pochte. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, als sie Prell eintreten sah.

„Ah — Sie sind es!" sprach sie.

„Hattest Du einen Anderen erwartet?" warf Prell lächelnd ein.

„Nein," versicherte Paula. „Wen hätte ich auch erwarten sollen! Aber auch Sie habe ich nicht erwartet, denn Sie kommen ja selten hierher!"

Sie machte ihm Platz auf dem Sopha.

„Ich es thue nicht, Paula, um Dich nicht zu stören," erwiderte Prell, indem er sich auf dem Sopha niederließ. Jeder finstere Zug war von seinem Gesichte geschwunden. „Ihr Mädchen habt ja oft kleine Geheimnisse und wenn man dann unerwartet kommt — —"

Er vollendete seine Worte nicht.

„Ich habe keine Geheimnisse," sprach Paula. Sie sprach es so ruhig, so ernst, als ob sie hätte sagen wollen, daß sie überhaupt nichts mehr habe, was ihr ganzes volles Interesse in Anspruch zu nehmen vermöge.

„Komm Paula, setz Dich hier zu mir," fuhr Prell fort. „Ich habe Mehreres mit Dir zu besprechen — komm, Kind."

Paula setzte sich zu ihm.

„Ist es Dir nicht zu still — zu einsam hier im Hause?" fragte der Doctor.

„Nein," erwiderte Paula. „Diese Stille thut mir wohl — sie gewährt mir Beruhigung."

„Du sehnst Dich also nicht fort von hier?" warf Prell ein.

„Nein," gab Paula zur Antwort. Sie blickte ihn fragend an.

Ein freudiges Lächeln glitt über des Doctors Gesicht.

„Du brauchst ja auch nur den Wunsch nach Zerstreuung und Unterhaltung zu äußern," fuhr Prell fort, „und gern werde ich ihn Dir erfüllen — es macht mir ja Freude."

„Ich weiß es," entgegnete Paula. „Ich bin zufrieden mit meinem jetzigen Leben."

„Paula," nahm Prell das Wort wieder und seine Stimme klang heller. „Der alte Berger war heute bei mir. Er sprach den Wunsch aus — Dich in sein Haus — an Kindesstatt anzunehmen. Er bat mich — es Dir zu sagen."

Forschend war sein Auge auf sie gerichtet. Von ihrer Entscheidung hing ja Alles für ihn ab.

Paula schwieg. Diese Mittheilung kam ihr zu unerwartet.

„Du schweigst Paula," fuhr Prell fort. „Sprich Dich offen aus — Niemand soll Dich zwingen, daß Du etwas gegen Deinen Wunsch thust! Hast Du Lust in des alten Bergers Haus — zu ihm zu ziehen?"

Einen Augenblick zögerte Paula noch mit der Antwort, dann sprach sie ruhig und bestimmt „ja!"

„Ja!" fiel der Doctor ein. Dies Wort erschreckte ihn. Es ließ das Blut aus seinen Wangen weichen. „Ja — sagst Du!" rief er.

„Ich will es thun," erwiderte Paula, welche die Veränderung, die dieses Wort in seinem Gesichte hervorgerufen hatte, nicht bemerkte. „Ich will ihm eine Tochter, will ihm Hugo zu ersetzen suchen, denn meinetwegen — durch mich hat er ihn verloren."

„Durch Dich?" rief Prell.

„Ja, durch mich," fuhr Paula fort. „Meinetwegen ist der Streit zwischen ihm und dem Förster entstanden — und meinetwegen hat ihn dieser erschossen."

„Und es wird Dir so leicht dies Haus — mich zu verlassen?"

„Nein — nein!" rief Paula. „Ich bin hier gern gewesen — Sie haben mir den Vater ersetzt und nie — nie werde ich dies vergessen!"

„So bleib hier!" rief der Doctor hastig, mit Mühe seine Erregung zurückhaltend. „Bleib hier, Paula," fügte er mit milderer, weicher Stimme hinzu, „ich will ja Alles — Alles aufbieten, um Dich glücklich zu machen!"

Er erfaßte ihre Hand. Sie ließ sie ihm, ohne zu bemerken, wie fieberhaft heiß die seinige war.

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Hugo's Vater steht allein in der Welt da," sprach sie. „Er wünscht, daß ich zu ihm komme, und es ist Pflicht für mich, seinen Wunsch zu erfüllen und ihn, so viel es in meinen Kräften steht, den schweren Verlust vergessen zu machen."

Prell schwieg. Er hatte die Lippen auf einander gepreßt, fest, unheimlich fest. Seine Brust athmete schneller, sein Auge glühte.

„Paula — Du darfst nicht fort," sprach er mit hastiger, bebender Stimme. „Du darfst mich nicht verlassen — Du — Du bist der einzige Wunsch meines Lebens — ich liebe Dich, Paula, liebe Dich glühend, heiß — werde mein — mein!"

Er hatte sie mit dem Arme umfaßt — er wollte sie an sich ziehen.

Erschrocken wandte sich Paula von ihm ab. Sie blickte in sein glühendes, verlangendes Auge, und Bangen erfaßte sie.

„Herr Doctor!" rief sie ängstlich.

„Werde mein — mein!" wiederholte Prell, indem er sich vor ihr niederwarf und ihre Hände fest erfaßte. „Schon lange liebe ich Dich — ich kann ohne Dich nicht mehr leben. Werde

mein, Paula und auf den Händen will ich Dich tragen. Du allein sollst hier herrschen, jeden Wunsch will ich Dir erfüllen — ich kann es — ich bin reicher als Du glaubst! Ich will mit Dir ziehen von hier, wenn Du es wünschest — Alles will ich thun — nur sprich das eine Wort aus, daß Du mein werden willst!"

Erschreckt, verwirrt wollte Paula emporspringen — er hielt sie fest mit beiden Händen. Immer leidenschaftlicher leuchteten seine Augen, immer heißer wurde sein Athem.

„Ich lasse Dich nicht —," rief er — „sprich, daß Du mein Weib werden willst — sprich!"

Gewaltsam riß sich Paula empor. Angst erfaßte sie.

„Nein — nie — nie!" rief sie.

„Nie!" wiederholte Prell und auch er sprang empor. „Wie sagst Du! Ob — Du mußt mein werden. Du sollst es Paula! Nicht vergebens will ich diese Liebe — diese Leidenschaft in mir nieder gekämpft haben — Du mußt mein werden — mein — mein Weib!"

„Er umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie ungestüm — leidenschaftlich.

„Herr Doctor!" rief Paula und suchte sich vergebens aus seinen Armen zu befreien.

„Ha, ich lasse Dich nicht!" rief der Mann, bei dem die so lange zurückgehaltene Leidenschaft nun jede Fessel gesprengt hatte. „Rufe nur — wir sind allein im Hause. Ich lasse Dich nicht, mein bist Du, mein!"

Fester zog er sie an seine Brust.

Namenlose Angst hatte sich des hilflosen Mädchens bemächtigt. Da raffte sie alle Kräfte zusammen und stieß ihn von sich — er taumelte zurück an das Fenster. Von der Angst getrieben sprang Paula zur Thür, riß sie auf und stürzte fort, den langen Gang entlang — durch den Gartensalon — durch die Thür in den Garten.

Sie wußte selbst kaum, was sie that, allein sie hörte den Doctor hinter sich — er verfolgte sie und schneller eilte sie weiter in dem Parke — dem Holze zu. Näher und näher hörte sie ihren Verfolger kommen, sie hörte seinen lauten Athem, fast hatte er sie schon erreicht — ihre Angst wuchs — da erblickte sie die Gestalt eines Mannes an einem Baum gelehnt im Parke, sie stürzte auf ihn zu und mit beiden Händen sich an ihn klammernd rief sie: „Retten Sie mich — schützen Sie mich!"

Schon hatte auch Prell sie erfaßt. Er hatte den Mann nicht erblickt — erst jetzt sah er ihn und erschreckt stand er still.

„Wer sind Sie!" rief er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Ich bin es!" erwiderte der Mann ruhig — er trat einen Schritt vor und der Polizeicommissär Körber stand vor Prell.

Unwillkürlich wich dieser zurück — seine Fassung schwand, indeß nur für einen Augenblick. Mit allen Kräften raffte er sich zusammen.

„Was wollen Sie hier?" rief er. „Wie kommen Sie hierher?"

Körber war ruhig. Er ahnte, was vorgefallen war.

„Ich wollte Sie besuchen, Herr Doctor," erwiderte er. „Ich hatte Einiges mit Ihnen zu sprechen."

„Hier — hier! rief Prell.

„Nicht hier," entgegnete Körber mit derselben Ruhe. „Ich kam von Alldorf und habe mir nur erlaubt, den kürzeren Weg durch ihren Park einzuschlagen — da rief Fräulein Braun meine Hilfe an."

„Ich muß mir für die Zukunft jedes Betreten meines Parkes ohne meine Erlaubniß verbitten," fuhr Prell auf. — „Paula — folge mir ins Haus!" fügte er streng, befehlend hinzu.

Paula hatte noch immer den Arm des Commissärs fest umklammert. Sie zitterte heftig. Zu sehr hatte die Leidenschaftlichkeit des Doctors sie mit Angst erfüllt.

„Schützen Sie mich!" rief sie leise zu Körber.

„Folge mir ins Haus, Paula!" wiederholte Prell noch einmal mit derselben Strenge.

„Herr Doctor ich weiß nicht, was vorgefallen ist," sprach Körber, „allein Fräulein Braun hat mich um Schutz gebeten, ich werde mir deshalb erlauben, sie zu begleiten!"

„Sie Herr!" rief Prell heftig. „Entfernen Sie sich aus meinem Eigenthum."

„Sobald ich Fräulein Braun in Sicherheit weiß!" entgegnete Körber.

„Ha! Sie werden mich zwingen von meinem Recht Gebrauch zu machen und Sie hinauszuwerfen!" rief Prell, dessen Fassung mehr und mehr schwand. Er trat drohend vor Körber hin, der indeß nicht einen Zoll breit wich und ruhig, mahnend erwiderte: „Keine Uebereilung, Herr Doctor!"

Prell beherrschte sich, allein man hörte, wie er vor Erbitterung und Aufregung die Zähne auf einander preßte.

„Ich bin Paula's Vormund," sprach er. „Ich verlange, daß Du mir folgst!"

Immer noch hielt Paula Körbers Arm fest. Sie war ihrer Sinne kaum mächtig. Der Gedanke mit dem Doctor, dessen Leidenschaftlichkeit sie kennen gelernt hatte, dessen Blick sie erzittern machte, erfüllte sie mit namenloser Angst.

„Nein — nein — ich kann es nicht!" rief sie mit gepreßter Stimme.

„Ich befehle es Dir! Geh zurück in das Haus!" rief Prell laut.

„Fräulein — Sie stehen unter meinem Schutze — ich werde Sie führen, wohin Sie wünschen!"

„Sie wagen es, mir hier zu trotzen!" unterbrach ihn der Doctor. „Kein Wort mehr, Herr Commissär!"

„Ich wage nichts — ich komme nur meiner Pflicht nach," entgegnete Körber kaltblütig.

In leichtem Kleide hatte Paula das Haus verlassen. Es war ein kalter, rauher Abend. Körber nahm den Mantel ab, in den er sich gehüllt hatte und hing ihn Paula um, die es willenlos geschehen ließ.

„Kommen Sie, Fräulein," sprach er. „Ich werde Sie begleiten."

„Nicht dorthin — nicht in das Haus!" rief Paula.

„Ich führe Sie, wohin Sie es wünschen, kommen Sie!"

Ohne den Doctor weiter eines Blickes zu würdigen, erfaßte Körber Paulas Arm, um sie mit sich zu führen.

Schweigend hatte Prell einige Minuten dagestanden und des Commissärs Vorhaben mit finsterem Blicke zugesehen.

„Halt!" rief er jetzt, entschlossen vor ihn hintretend. „Keinen Schritt weiter! Paula geht mit mir!"

Der Abend war nicht so dunkel, daß Körber nicht das zornige Glühen seiner Augen bemerkt hätte, allein er war zu oft in ähnlichen Lagen gewesen und kannte keine Furcht. Seine Ruhe verließ ihn in solchen Augenblicken am wenigsten und bewährte stets ihr Uebergewicht.

„Sie geht mit mir!" entgegnete er ruhig und fest. „Weshalb sie meines Schutzes bedarf, Herr Doctor, das wird sich ja aufklären und darüber werde ich Rechenschaft von Ihnen verlangen!"

Mit festem Schritte ging er weiter und zog Paula mit sich.

Prell ließ es geschehen. Unschlüssig stand er da. Sollte er ihnen nacheilen, sollte er sie mit Gewalt zurückhalten, sollte er — — die Kraft des so festen, besonnenen, kalten Mannes war gebrochen — er lachte laut und wild auf — er fuhr mit der Hand nach der Stirn — in die Luft — er rang nach Athem und ohnmächtig sank er nieder.

Mit schnellen Schritten hatte Körber Paula aus dem Park, aus dem Besitzthum des Doctors geführt, bis dahin hatte die Angst sie aufrecht erhalten, jetzt schwand ihre Kraft. Sie brach in heftiges Schluchzen aus. Vergebens suchte Körber sie zu beruhigen, sie war nicht im Stande, sich zu fassen.

Er mochte nicht in sie dringen, um die Ursache, weshalb sie vor dem Doctor geflohen, zu erfahren, jetzt zum wenigsten nicht. Nur die Frage richtete er an sie, wohin er sie geleiten solle.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Paula schluchzend. „Ich habe Niemand!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum Andenken
an
Professor J. C. Hoffmann und seine Frau Louise,
geb. Bub aus Ansbach.

Gestorben zu Albacete in Spanien.

So ist's denn wahr? ihr kehrt zurück nicht wieder?
Nicht mehr soll lächeln euch der Heimat Land?
Vertrocknet wär' der frische Born der Lieder?
Nicht mehr zum Gruß soll heben sich die Hand?
Für ewig wär' der weise Mund geschlossen,
Daraus in muntrer Weise hell und klar
Der Rede reiche Fülle sich ergossen —
Er wär verstummet ach! für immerdar?

O dunkles Loos! ein Sängerpaar, ein frohes,
Zieht leichtbeschwingt in Gottes Welt hinaus!
Was ihr darinnen fandet Schönes, Hohes,
Ihr brachtet immer treu Bericht nach Haus.
Wie Bienen, die da nur zu schwärmen scheinen,
Doch allzeit tragen süßen Saft zurück:
So wußtet ihr in schönem Bund zu einen
Den Ernst des Lebens und des Wanderns Glück.

Als wie Odysseus einst im Bettlerkleide
Der Feinde List, der Seinen Treu erkannt',
Als nach der weiten Irrfahrt langem Leide
Der Göttin Gunst ihm doch den Ausweg fand:
So zogst Du gern, dem schlauen Helden gleichend,
Im schlichtem Kleide durch der Völker Gau'n,
Und, vieles so mit klugem Sinn erreichend,
Bekamst du ihre Wunder all' zu schaun.

Und dir zur Seite stand der Gattin Treue
Belebend, rathend, fördernd immerdar,
Dir mitgewinnend all die Welt, die neue,
Mitopfernd an der Musen Festaltar.
Ja sie verstands, dein Innerstes zu lesen;
Vom Himmel selbst ward sie dir zugesandt;
Und was sie dir, die Strebende, gewesen,
In heilgen Stunden hast du's gern bekannt.

Das ist dahin nun alles! weggerissen!
Als wie der Blitz mit feindlich-grimmem Strahl
Den Freund vom Freunde reißt in Finsternissen
Und hinterläßt kaum flücht'ger Asche Mal —
Als wie Sturmfluthen, die sich Nachts erheben
Zur Tiefe reißen stolzer Städte Pracht —
So wurdet ihr ach! mitten aus dem Leben
Gerissen fort in Grabes schwarze Nacht!

So ruht denn sanft! ein leichter Hügel decke,
Darin ihr schlummert, euer fernes Grab!
Und aus der weißen Rosen dichter Hecke
Schling, euch umfangend, sich ein Zweig herab!
Vielleicht, daß auch ein Paar von Nachtigallen
Sich niederläßt ob eurem Ruheort:
Wenn ihre süßen Lieder dann erschallen,
Die Klagen sind's, die um euch tönen fort.

Häuser-Inschriften in Mittelfranken.

Von
H. Weininger.

(Schluß.)

Ermahnungen zur Vorsicht im Umgange, Warnungen vor Falschheit und Lästerung kommen häufig vor, wie z. B.

Sag niemals leise,
Niemals laut,
Was Dir ein Freund hat anvertraut.
(Ldg. Dinkelsbühl)

Wenn die Falschheit brennt wie Feuer
Wär das Holz nicht halb so theuer.
(Ldg. Ansbach.)

Kluge Lebensregeln sind:
Soll ich oder nicht
Meinem besten Freunde trauen?
Ich kann ihm wohl ins Gesicht,
Aber nicht ins Herze schauen.
(Auerhofen bei Uffenheim.)

Wer sonst nichts kann und weiß
Als andre Leute schmähen,
Ein solches Lästermaul
Soll in mein Haus nicht gehen.
(Götteldorf bei Ansbach.)

Einige Sprüche haben einen humoristischen und witzigen Anflug. So liest man zu Wollmersbach bei Uffenheim:

Ich Aff',
Stell mich her und gaff';
Derweil ich hier thu stehen,
Kann ich meinen Weg weiter gehen.

Thu die schönen Mädchen lieben,
Junge Weiber nicht betrüben,
Und die alten auch nicht hassen,
Und was lebt, leben lassen.
(Equarhofen bei Uffenheim.)

Wenn ich könnt' die Jungfern zieren,
Wie ich das Haus kann renoviren,
So wär' ich Meister in der Welt
Und hätte mehr als jetzt an Geld.
(Weigenheim bei Uffenheim.)

Ein Jeder kehr' vor seiner Thür,
So find't er Fehler g'nug,
Und nimmt die Fehler zu Papier,
So wird er endlich klug.
(Equarhofen.)

Wenn Einer in das Haus 'rein geht,
Und sein Sinn nach Stehlen steht,
Der bleibe lieber draußen,
Mei' Katz kann selber mausen.
(Ldg. Dinkelsbühl.)

Das ist das Beste in der Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld;
Sonst müßte mancher arme G'sell
Für den reichen in die Höll'!
(Neustetten bei Rothenburg.)

Wer keine Sorg' und Leiden hat,
Der lösch' mir diesen Reimer ab.
(Auerhofen.)

Mancher gute Spruch der Vorzeit hat der Neuerungssucht späterer Generationen weichen müssen. Alte Leute auf dem Lande wissen sich ihrer übrigens noch recht gut zu erinnern und können auch wohl den Platz bezeichnen, an dem sie einst gestanden.

Charade.

In meinem Ersten wohnt die Kraft,
In meinem Zweiten wohnt der Muth,
Und Beides hat mit Tod und Blut
Gebändigt einst den Uebermuth,
Und einem Volke deutscher Kraft
Der Freiheit Segen bald verschafft.

Auflösung der Charade in Nr. 45:
„Laternpfahl."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 47. Sonntag, den 19. November 1865.

Klug sich in Welt und Menschen fügen,
Gern nützlich sein, so viel man kann,
Sich selbst und Andre nicht betrügen,
Die Lehre paßt für Jedermann.
Magst du die Lüge noch so klug
In das Gewand der Wahrheit kleiden,
Der Dummste ist nicht dumm genug,
Um beide nicht zu unterscheiden. —

Bodenstedt.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„So vertrauen Sie sich mir an," sprach Körber, „ich werde Sie an einen Ort bringen, wo Sie eben so sicher sind, als Sie freundlich aufgenommen werden."

„Wohin — wohin?" rief Paula.

Körber nannte ihr den Namen von Hellmanns Mutter.

„Nein — nicht zu ihr!" rief Paula und stand zögernd still.

Körber begriff die Weigerung des Mädchens.

„Fräulein," sprach er, „Hellmann ist nicht der Mörder Bergers! Hier meine Hand zum Ehrenpfande, daß ich die Wahrheit spreche!"

„Er ist nicht sein Mörder?" fragte Paula erstaunt.

„Er ist es nicht, wenn er auch deshalb im Gefängniß sitzt. Haben Sie Vertrauen zu mir — es muß sich ja nun bald Alles aufklären. Hellmann ist unschuldig, Sie können dreist bei seiner Mutter Zuflucht suchen. Kommen Sie — Sie haben mein Ehrenwort als Pfand!"

Einen Augenblick zögerte Paula noch — dann folgte sie entschlossen.

Mit wenigen Worten klärte Körber seine Braut und deren Mutter, als er Paula zu ihnen brachte, über das Vorgefallene auf. Beide boten der Hilflosen bereitwillig ihren Schutz an. Nur bis hierher hatten Paula's Kräfte ausgereicht. Zusammengebrochen saß sie da und starrte schweigend, ohne Thräne, theilnahmlos gegen Alles, was um sie her vorging, auf den Boden. Sie bedurfte der Ruhe, und willenlos wie ein Kind ließ sie sich von Anna und deren Mutter zur Ruhe bringen.

„Dringt mit keiner Frage in sie," bat Körber seine Braut leise, „forscht nicht nach dem Vorgefallenen — sie bedarf der Ruhe — laßt sie allein — Morgen wird sich ja Alles aufklären!"

Er selbst verließ das Haus.

Wie ein Traum erschien ihm dieser Vorfall. — Was konnte er enthüllen, wohin führen! Vergebens suchte er die ganze Tragweite desselben in Gedanken zu erfassen. Was hatte Prell mit dem Mädchen im Sinne gehabt? Weshalb dessen Angst und entschiedene Weigerung, in des Doktors Haus zurückzukehren? Täuschte ihn seine Ahnung nicht?

Nicht der Zufall, nicht die Absicht, mit Prell zu sprechen hatte ihn in dessen Park geführt. Er hatte ihm nicht die Wahrheit gesagt — er durfte sie nicht sagen. Schon mehrere Abende hatte er in dem Parke zugebracht, um Prell zu beobachten. Dies allerdings hatte er nicht erwartet. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos geblieben.

Mit hastigen Schritten kehrte er zum Thore zurück. Er sah Prells Zimmer erleuchtet, einen Schatten in demselben sich langsam hin und her bewegen. Der Doktor schritt auf und ab. Ueberlegte er, was er beginnen sollte? War er mit sich noch nicht einig? Konnte er zu keinem Entschlusse gelangen?

An einen Baum gelehnt, fest in seinen Mantel gewickelt, blieb der Commissär stehen. Er hatte eine schwer zu besiegende Geduld und unerschöpfliche Ausdauer, wenn er einmal ein Ziel verfolgte. Sein Auge war auf des Doktors erhellte Fenster gerichtet — er empfand nichts von der Kälte und Rauhheit der Nacht.

Endlich — es war bereits spät — verlöschte das Licht in Prells Zimmer. Körber lauschte mit angehaltenem Athem. Hatte der Doktor sich endlich zur Ruhe gelegt, oder verließ er das Haus. — Es blieb Alles still.

Auch Körber kehrte nach kurzer Zeit in seine Wohnung zurück.

Zeitig am folgenden Morgen hatte er sich angekleidet. Zu Hellmanns Mutter wollte er gehen. Mit Ungeduld sah er den Erklärungen Paula's, weshalb sie ihrem Vormund entflohen war, entgegen. Der Gedanke verließ ihn nicht, daß dieser Vorfall mit der Ermordung Bergers in irgend einem Zusammenhange stehe. Er wußte selbst nicht, wie er ihm gekommen war.

Schon hatte er den Hut erfaßt um zu gehen, da pochte es an der Thür.

„Herein!" rief er unwillig über die Störung.

Die Thür wurde geöffnet — Prell trat ein.

„Herr Doktor" rief Körber unwillkürlich überrascht. Ihn hatte er am wenigsten erwartet.

Des Doktors-Gesicht war bleich. Es zeugte von einer schlaflos hingebrachten Nacht, von gewaltigen Aufregungen. Jetzt schienen dieselben freilich geschwunden zu sein, denn sein Gesicht war ruhig, selbst der Glanz seiner Augen war matter geworden.

„Herr Polizeicommissär," sprach Prell mit leichterem und unbefangenerem Tone, als Körber erwartet hatte. „Sie wundern sich, daß ich zu Ihnen komme. Ich würde Sie gestern Abend noch aufgesucht haben, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Es trieb *mich*, eine Verständigung mit Ihnen herbeizuführen über den *Auftritt*, dessen Zeuge Sie waren, und Sie nur zu leicht falsch auffassen können."

„Ich habe mir noch keine feste Meinung darüber gebildet" erwiderte Körber, indem er den Doctor zum Setzen nötbigte. „Ich habe den ganzen Auftritt nicht begriffen."

Prell ließ seinen Blick prüfend, forschend über ihn hingleiten. Sollte er Paula nicht gefragt — sollte sie ihm nicht Alles gestanden haben?"

Körbers Gesicht verrieth nicht das Geringste.

„Sie haben mich gestern Abend in großer Aufregung gesehen," fuhr Prell fort. „Das Mädchen hatte mir den Kopf warm gemacht — mich heftig erzürnt — auch gegen Sie, Herr Commissär, bin ich zu schroff aufgetreten. Man vergißt sich in solchen Augenblicken gar zu leicht — der Mensch kann sich ja nie von allen Schwächen frei machen, mag er noch so ernst und gewissenhaft darnach streben."

„Es freut mich, daß Sie dies selbst eingestehen," entgegnete Körber. „Sie werden mir nun auch einräumen, daß ich nicht anders handeln konnte, als ich gehandelt habe."

„Ich gebe es zu," sprach Prell, allein man hörte es ihm an, daß er nicht seine Ueberzeugung aussprach. „Ohne Ihre Dazwischenkunft freilich würde sich Paula bald zufrieden gestellt haben — sie war nur aufgeregt — Eigensinn — Trotz! — Wohin haben Sie das Mädchen gebracht, Herr Commissär?"

„Das kann ich Ihnen noch nicht sagen, ehe ich nicht weiß, weshalb es meinen Schutz angerufen hat," gab Körber zur Antwort.

„Wie!" rief Prell, „Sie wollen mir, dem Vormunde Paulas, deren Aufenthalt verheimlichen?"

„Nicht verheimlichen, Herr Doctor," erwiderte Körber mit ernstem Nachdruck. „Vor der Hand glaube ich noch nicht verpflichtet zu sein, Ihnen hierüber Rechenschaft zu geben!"

In des Doctors Auge zuckte es auf. Sein leidenschaftlicher Sinn schien wieder hervorbrechen zu wollen — er beherrschte sich aber mit aller Kraft.

„Was haben Sie vor, Herr Commissär?" fragte er. „Sie scheinen dem Auftritte von gestern Abend eine Bedeutung beizulegen, die ihm nicht zukommt. Ich war heftig gegen Paula — vielleicht zu heftig, allein ich habe ihr nicht das geringste Leid zugefügt — sie lief in den Garten — ich folgte ihr, um sie zurückzurufen — sie konnte sich erkälten — das war Alles!"

„Audiatur et altera pars! Herr Doctor," warf Körber ein.

„Sie glauben meinen Worten nicht?" fuhr Prell auf.

„Herr Doctor, wenn Sie Jurist wären, würden Sie in meinen Worten nicht die geringste Beleidigung finden!" entgegnete Körber. „Ich handle nach meiner Pflicht!"

Prell schwieg. Man sah ihm an, wie er mit sich selbst kämpfte. Er schien noch uneinig zu sein, was er beginnen sollte.

„Herr Commissär," sprach er endlich. „Mir können wenig Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, wenn der Auftritt von gestern Abend in der Stadt bekannt wird — allein Paula möchte ich schonen — ich muß es, denn ich bin ihr Vormund."

„Auch darüber beruhigen Sie sich!" gab Körber zur Antwort. „Ich werde darüber schweigen, wenn auch Fräulein Braun dies wünscht. Sie hat indeß einmal meinen Schutz angerufen, ich habe ihr denselben versprochen und halte Wort. Ist sie bereit, zu Ihnen zurückzukehren, so werde ich mir selbst das Vergnügen machen, sie zu Ihnen zurückzuführen.".

Prell erhob sich. Er sah ein, daß an Körbers Ruhe und Gelassenheit seine Absicht scheiterte. Er wandte sich der Thür zu. Noch einmal stand er still.

„Herr Commissär," sprach er mit zurückgehaltenem Zorn, „Sie wollen mir also nicht sagen, wo Paula ist?"

„Wenn Ihnen so viel daran liegt — gut, ich werde es Ihnen sagen — zuvor versprechen Sie mir aber, daß Sie dieselbe heute nicht aufsuchen wollen!"

„Ich verspreche es," gab der Arzt zur Antwort.

Körber nannte den Namen der Frau, welche Paula so bereitwillig aufgenommen hatte.

Prell schien leise zu erschrecken. In der nächsten Secunde zeigten seine Züge wieder kalte Ruhe.

„Bei Hellmanns Mutter?" rief er. „Bei der Mutter des Mannes, der ihren Verlobten ermordet hat! Und Sie haben Paula dorthin geführt?"

„Ich habe es gethan!" versicherte Körber, „mit ihrer Einwilligung sogar. Ich sagte ihr nur das eine Wort, daß der Förster den jungen Berger nicht erschossen habe!"

Kein Zug in des Doctors Gesicht veränderte sich — nur die Augen hatten ihren alten unheimlichen Glanz wieder bekommen.

„Und wer hat ihn denn ermordet?" warf er lächelnd ein.

„Das wird die Zeit darthun," erwiderte Körber kurz. Er war unwillig mit sich selbst, daß er sich durch einen augenblicklichen Gedanken hatte hinreißen lassen. Das, was er dadurch hatte erreichen wollen, hatte er doch nicht erlangt.

„Nun, dann ist es um so besser für den armen Förster," sprach Prell. „Ich kann mir nur nicht vorstellen, wie all die Beweise gegen ihn lügen können — doch ich bin ja kein Jurist. Sie müssen ja Gründe für Ihre Behauptung haben — natürlich!"

Mit spöttischem Lächeln ging er fort.

Unruhig — unwillig schritt Körber im Zimmer auf und ab. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Hatte er nicht eine Thorheit begangen! Er hatte die Ruhe und Selbstbeherrschung dieses Mannes zu gering angeschlagen! Er hatte sich vielleicht selbst erschwert, die Spur des Mörders, welche er einmal gefunden hatte, weiter zu verfolgen!

Um sich aus diesen Selbstvorwürfen herauszureißen, verließ er das Zimmer und schritt dem Hause seiner Verlobten zu.

Anna hatte ihn bereits erwartet.

„Sie schläft jetzt," sprach sie, als er nach Paula fragte. „Die ganze Nacht hindurch hat sie geweint, erst heute Morgen hat die Müdigkeit und Abspannung sie überwunden. Ich habe sie nicht gefragt — allein sie hat mir Alles erzählt!"

„Was hat sie Dir erzählt?" warf Körber ungeduldig ein.

„Die Ursache, weshalb sie ihrem Vormund entflohen ist. Der alte Berger will sie in sein Haus, an Kindesstatt annehmen. Prell hat es ihr gestern Abend mitgetheilt, sie hat sich bereit erklärt, den Wunsch des alten Mannes zu erfüllen — da hat Prell ihr seine Liebe gestanden. Sie hat ihn zurückgewiesen — er ist stürmisch, leidenschaftlich geworden, hat gesagt, daß er sie schon lange heiß liebe — er hat sie mit Gewalt zwingen wollen, die seinige zu werden, da ist sie ihm entflohen. Eine namenlose Angst hat sie bei seiner Leidenschaftlichkeit erfaßt — sie hat selbst nicht mehr gewußt, was sie gethan hat. Sie hat Dich im Park bemerkt, und ohne Dich zu erkennen, hat sie Deinen Schutz angerufen."

„Ich dachte mir, daß es so gewesen sein würde," erwiderte Körber. „Er hat sie lange geliebt!" fügte er halb in Gedanken für sich hinzu. „Er hat sie nicht verlieren wollen, deshalb — deshalb! Daß ich nicht früher darauf gekommen bin!"

„Worauf?" fragte Anna.

„Es ist nichts — nichts!" gab Körber zur Antwort. „Hat sie sich nicht darüber geäußert, ob sie zum Doctor zurückkehren will — er ist ihr Vormund?"

„Sie hat uns gebeten, sie bei uns zu behalten — sie könne das Haus des Doctors nicht wieder betreten — sie fürchte sich vor seinen glühenden, leidenschaftlichen Augen. Sie wolle heute zum alten Berger gehen und ihn bitten, sie zu sich zu nehmen. Sie dauert mich," fügte Anna theilnehmend hinzu. „Si

steht so verlassen da. Es gelang uns gar nicht, sie zu trösten und zu beruhigen — die ganze Nacht hindurch hat sie geweint!"

„Es ist gut so," erwiderte Körber befriedigt. „Ich will sie jetzt nicht stören, allein wenn sie erwacht, sage ihr, daß ich sie nicht im Stich lassen werde. Theile ihr mit, daß Du meine Braut bist, dann wird sie um so größeres Vertrauen zu Dir und mir fassen. Ich werde sie übrigens heute noch sprechen. Zum alten Berger soll sie nicht gehen — ich will mit ihm sprechen — heute noch. Bitte sie, daß sie das Haus heute nicht verläßt."

Anna versprach es.

„Hat sie von Deinem Bruder nicht gesprochen?" fragte Körber weiter.

„Nein."

„Prell hat ihr eingeredet, daß Heinrich den jungen Berger erschossen habe, sie weigerte sich deshalb gestern Abend zu Euch zu gehen, bis ich ihr die Versicherung gab, daß Heinrich unschuldig sei. Sie glaubte mir. Achte darauf, Anna, wie sie von ihm spricht. Ihr Frauen habt ja ein feines Ohr dafür."

Fragend blickte Anna ihn an.

„Ich verstehe Dich nicht," erwiderte sie. „Weßhalb soll ich sie beachten?"

„Weshalb?" warf Körber lächelnd ein. „Weil Heinrich dies Mädchen noch immer liebt, weil die Liebe zu ihm selbst im Gefängnisse seine Brust erfüllt. Anna, wenn er frei wird, dann hat er ein Herz nöthig, an dem er vergessen kann, was er unschuldig erduldet hat."

Anna begriff dies nur zu gut.

Körber verließ sie, indem er versprach, nach einigen Stunden wieder zu kommen, um selbst mit Paula zu sprechen.

Seine Vermuthung hatte ihn nicht betrogen. Prell liebte Paula, hatte sie schon lange geliebt. Das war also der Grund der väterlichen Fürsorge für das verlassene Mädchen, weshalb man ihn in der Stadt so viel gepriesen hatte! Deshalb hatte er mehr für sie gethan als für seine eigene Tochter. In geschickter Weise hatte er seine leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen so lange zu verbergen gewußt und er begriff, wie diese Leidenschaft ihn fortwährend beschäftigte, wie sie ihn ganz gefangen genommen und ihn bewogen hatte, Alles zu wagen, um sich den Besitz des Mädchens zu sichern.

Gedanken auf Gedanken reihten sich für ihn daran, während er langsam auf der Strasse dahin ging.

Ein Bote des Criminal-Direktors holte ihn ein und störte ihn. Derselbe war bereits in seiner Wohnung gewesen und hatte ihn nicht getroffen. Pintus wünschte ihn dringend zu sprechen.

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Commissärs. Er errieth, weshalb der Criminalrichter ihn zu sprechen wünschte.

„Ich werde sogleich kommen," erwiderte er dem Boten.

Als er kurze Zeit darauf bei Pintus in das Zimmer trat, entging ihm nicht, daß derselbe in aufgeregter Stimmung war, obschon er dieselbe so viel als möglich zu verbergen suchte.

„Herr Commissär," sprach Pintus. „Der Doktor Prell ist bei mir gewesen . . . .!"

„Ah — ich dachte es mir," unterbrach ihn Körber lächelnd.

„Er hat mir Alles mitgetheilt," fuhr der Richter fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „den ganzen unangenehmen Auftritt gestern Abend. Ihr Auftreten ihm gegenüber, Ihr Eingreifen in seine Vormundschaftsrechte und seine Unterredung mit Ihnen heute Morgen."

Er schwieg. Er schien Körbers Antwort, vielleicht dessen Entschuldigung abzuwarten.

„Nun?" warf Körber mit größter Gelassenheit fragend ein. „Hat er nichts weiter hinzugefügt?"

„Doch, Herr Commissär," erwiderte Pintus, seine Aufregung immer weniger verbergend, „er hat sich über ihre Eigenmächtigkeit beschwert, hat sich beschwert, daß Sie Paula Braun zu der Mutter des Mannes gebracht haben, der ihren Verlobten ermordet hat."

„Herr Criminalrichter," fuhr jetzt auch Körber ungeduldig auf. „Was Sie Eigenmächtigkeit nennen, werde ich zu vertreten wissen. Das junge Mädchen hat meinen Schutz angerufen und ich werde es schützen. Aus freiem Entschlusse ist sie mir zu Hellmanns Mutter gefolgt!"

„Was wollen Sie denn beginnen?" warf Pintus ruhiger ein. „Sie haben kein Recht über das Mädchen!"

„Ich beanspruche nur das Recht, welches die Gesetze einem Jeden gewähren. Paula Braun will in das Haus ihres Vormundes nicht zurückkehren und ich werde sie schützen, daß sie nicht dazu gezwungen wird!"

Pintus schüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

„Mischen Sie sich nicht in Familienangelegenheiten, Sie haben statt Dank nur Aerger davon", warf er ein. „Machen Sie aus dem Eigensinn und Trotz eines Mädchens kein Stadtgespräch — Prell ist ein Ehrenmann — er hat für das Mädchen gesorgt, als wenn es seine eigene Tochter wäre!"

„Vielleicht noch mehr!" konnte sich Körber nicht enthalten auflachend auszurufen. „Ja, vielleicht noch mehr, Herr Criminalrichter! Worin besteht denn der Eigensinn und Trotz dieses Mädchens? Er scheint Sie darüber nicht recht berichtet zu haben. Er liebt die Tochter seines Jugendfreundes, er hat es zu verhindern gesucht, daß sie dem Wunsche des alten Bergers, sie an Kindesstatt anzunehmen, nachkommen will, er hat ihr seine Liebe gestanden, ist leidenschaftlich geworden, und als sie ihn zurückgewiesen, hat er sie mit Gewalt zwingen wollen, die seinige zu werden — deshalb ist sie aus seinem Hause geflohen und deshalb werde ich sie beschützen!" fügte er mit Nachdruck hinzu.

„Wissen Sie dies Alles von Prell oder von dem Mädchen?" warf Pintus ein.

„Paula hat es mir so erzählt — und ich glaube ihr.

„Sollte nicht das Zeugniß des sonst so ruhigen Mannes mehr Glauben verdienen?" bemerkte der Richter. „Das Mädchen ist aufgeregt gewesen — es hat vielleicht mehr gesprochen, als wahr ist!"

„Ich glaube ihm!" versicherte Körber noch einmal

„Commissär — Commissär, Sie haben kein Recht sich des Mädchens in der Weise anzunehmen," sprach Pintus bedenklich. „Wenn Prell ihm wirklich seine Liebe gestanden hat, selbst wenn er dabei leidenschaftlich geworden ist — so sehe ich noch kein Vergehen darin. Es wird Mancher in solchem Augenblicke leidenschaftlich!"

„Sie wollen also das Mädchen ganz seiner Willkür preisgeben?"

„Verstehen Sie mich nicht falsch," warf Pintus ein. Prell verlangt nur, daß sie zu ihm zurückkehrt, um jedes Aufsehen, jedes Stadtgespräch zu vermeiden, er will dann Sorge tragen, daß sie sobald als möglich aus seinem Hause fortkommt zu Berger."

„Ich traue seinen Versprechungen nicht," entgegnete Körber. „Außerdem weigert Paula sich zu ihm zurückzukehren und es kann sie Niemand dazu zwingen!"

„Weshalb haben Sie das Mädchen zu Hellmann's Mutter gebracht? fragte Pintus nach kurzem Schweigen.

„Ich wußte für den Augenblick keinen andern Ort und war überzeugt, daß sie dort gut aufgehoben sein würde," antwortete Körber der Wahrheit gemäß. „Ja, ich wußte auch," fügte er hinzu, „daß sie Prell dort nicht aufsuchen würde!"

„Und sie folgte Ihnen ohne Widerstreben zu Hellmanns Mutter?"

„Ja," erwiderte Körber offen, „ich sagte ihr, daß Hellmann unschuldig sei."

Dies Wort schien der Criminalrichter nur erwartet zu haben. Er fuhr heftig auf.

„Herr Commissär, wie haben Sie ein Recht zu dieser Behauptung!" rief er.

„Ich habe meine Ueberzeugung ausgesprochen," erwiderte Körber ruhig. „Hellmann ist ja noch nicht verurtheilt."

„Er wird aber verurtheilt werden," fiel Pintus ein.

„Wahrscheinlich nicht," entgegnete Körber mit leichtem Achselzucken.

„Haha! Herr Commissär!" rief der Criminalrichter mit bitterem Lächeln. So liefern Sie doch die Beweise von seiner Unschuld. Bringen Sie mir den Mörder, wenn Sie so fest überzeugt sind, daß der Förster es nicht ist." Es lohnt sich ja, der

Mühe, der alte Berger hat ja zehntausend Thaler für diese That ausgesetzt!"

Körbers Wangen rötheten sich. Er hatte an diesen Preis kaum gedacht und Pintus wußte, daß er am wenigsten für seine ganze Handlungsweise und Ueberzeugung bestimmend gewesen war.

„Ich werde die Beweise bringen," sprach er kurz. „Haben Sie mir noch etwas mitzutheilen, Herr Criminalrichter?"

Er griff nach seinem Hut.

Pintus bemerkte, wie er ihn durch diese Worte beleidigt hatte. Es war nicht seine Absicht gewesen. Im Unwillen waren sie ihm entschlüpft und er mochte ihn nicht in gereizter Stimmung von sich gehen lassen.

„Herr Commissär," sprach er ruhiger einlenkend, „ich bitte Sie, treiben Sie die Sache mit dem Mädchen nicht zu weit, vermeiden Sie alles Aufsehen!"

„Ich werde handeln, wie meine Pflicht mir vorschreibt," erwiderte Körber.

Er ging in unwilliger Stimmung. Er begriff die große Theilnahme nicht, welche Pintus an den Doktor fesselte. Und doch mußte er wieder lächeln, über die Mühe, welche Prell sich gab, Paula wieder in seine Gewalt zu bekommen und den Auftritt so viel als möglich geheim zu halten. Freilich mußte es auf ihn, als ein Mitglied des frommen Philemon, ein eigenthümliches Licht werfen. Und doch war Prell wieder nicht der Mann, der sich viel um das Gerede der Leute kümmerte, wenn seine Pläne anders dadurch nicht gekreuzt und gestört wurden.

Immer mehr beschäftigte ihn diese Angelegenheit. Er wußte selbst nicht, wohin sie führen konnte und das machte ihn unruhig. Auf's Neue hatte er dem Richter die Versicherung gegeben, daß er ihm die Beweise der Unschuld des Försters bringen wolle, und doch hatte er sie noch nicht in Händen. Seine eigene Ehre kam mit in's Spiel, wenn es ihm nicht gelang, dieselben zu finden.

Er glaubte einige Fäden gefunden zu haben, allein dieselben waren so schwach, liefen so verworren durch einander, daß er nicht wußte, wo er sie anfassen sollte.

In dieser Stimmung erreichte er seine Wohnung. Er warf sich auf das Sopha. Ruhe wollte er haben. Ruhe, um all seine Geisteskraft zu sammeln, um die ganze Schärfe seines Verstandes zusammen zu nehmen.

Und wenn er sich nun doch in all seinen Voraussetzungen geirrt hatte! Wenn Prell mit dem Morde Bergers gar nichts zu schaffen gehabt hatte, wenn ein ganz anderer — wenn dennoch der Förster — — —!

Er sprang unruhig auf. Diese Zweifel peinigten ihn am meisten, weil er wußte, daß sie seine Thatkraft lähmten.

Ein unerwarteter Besuch störte ihn darin. Der Superintendent Feld trat zu ihm ins Zimmer. Er konnte sein Erstaunen nicht verbergen, den Mann bei sich zu sehen, mit dem er nie in nähere Berührung gekommen war, dem er seiner ganzen religiösen Ueberzeugung nach sehr ferne stand.

Sollte auch er in Prells Angelegenheit kommen? Prell war ja auch Mitglied des Philemon? — Diese Fragen tauchten schnell in ihm auf.

(Fortsetzung folgt.)

U. Herrieden, Mitte November. Witterungsver-Verhältnisse Europas im Monat Oktober 1865. Der über Europa fast den ganzen September hindurch ruhende Luftberg mit seinen Polarluftströmungen und seiner heiteren trockenen und stauberzeugenden Witterung begann erst im zweiten Drittel des Oktobers zu weichen. So ruhig sich bis dorthin das europäische Luftmeer verhielt, so bewegt wurde es von nun an durch sich ununterbrochen folgende Aequatorialströmungen. Ja am Schlusse des Monats trat sogar die seltene Erscheinung ein, daß 3 Luftwellen zu gleicher Zeit von West nach Ost unseren Erdtheil durchzogen. Aber erst dann, als die westlichen Regionen ihren Durst nach Wasser gestillt hatten, kam die Reihe an Mitteleuropa — wir bekamen erst im letzten Drittel des Monats stärkeren Regen. Da jedoch das Grundwasser über 2 Fuß noch unter dem 11jährigen Durchschnitt — wenigstens dahier — stand, obwohl es im Mittel im Oktober stets am tiefsten herabsinkt, so war die Niederschlagshöhe des Monats, wenn sie gleich noch etwas über dem Mittel sich entzifferte, dennoch nicht sehr ergiebig, und wollte namentlich die Wintersaat nicht in erwünschter Weise herauslocken, obwohl hieran auch der Mangel an Sonnenschein einige Schuld haben dürfte. Ueberhaupt herrschte im mittleren Europa schon seit dem Frühjahre eine solche Trockenheit, daß dieselbe in Verbindung mit der ungewöhnlichen Wärme des April und Mai, des Juli und September alle Ernten um ein Monat verfrühten, und selbst die Obst- und Weinernte schon im Oktober ermöglichte.

Die auffallend geringe Anzahl von Gewittern, welche im laufenden Jahr um fast die Hälfte weniger, als im 26jährigen Durchschnitt betrug, der September und Oktober gingen dahier ganz leer aus, hat die Luft an dem noch immer geheimnißvollen Ozon, dem steten Begleiter der electrischen Entladungen der Atmosphäre, ärmer gemacht, als seit lange. Sollte dies nicht in Verbindung mit dem fortwährend höchst niedrigen Grund-Wasserstand — der im Juli dahier über 4 Fuß unter dem Mittel sich entzifferte — und dem theilweisen Austrocknen der Flüsse. (Erscheinungen, die sich kaum allein durch die geringe Regenmenge, die doch dahier um den 18. Theil ihres Durchschnittes zurückblieb, und durch Verdunstung erklären lassen, und wozu auch noch andere Ursachen, wie z. B. die an mehreren Orten beobachteten Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche mitgewirkt haben mögen) Ursache sein, daß in den letzten Monaten die Epidemien unter Menschen u. Thieren — ich will hier nur die Cholera und die Rinderpest erwähnen — einen so günstigen Boden zu ihrer Verbreitung fanden? Sollte derselbe Grund nicht auch für das ungenügende Wachsthum der Pflanzen, für die das Mittel kaum erreichende Ernte gewesen sein, welche nur im südlichen und südöstlichen Europa ergiebiger ausfiel? Leider werden Ozonbeobachtungen nur von der Sternwarte zu Wien veröffentlicht, und sind die Methoden des Messens des Luftgehaltes am Ozon noch immer etwas unsicher und viel zu verschieden, als daß schon in nächster Zeit derartige correspondirende Beobachtungen in's Leben treten dürften.

Die Temperatur des Monats Oktober war sehr warm im südlichen Spanien und im oberen Theil der italienischen Halbinsel, so hatte z. B. Triest um 1,7° wärmer als Rom, wärmer als im Mittel war es in England, in den Niederlanden, im westlichen Deutschland; kälter als gewöhnlich war es in Lappland u. in ganz Rußland bis zum schwarzen Meere, so war es z. B. in Valentia in Irland um 1,8° wärmer, als in Odessa am schwarzen Meere. In den übrigen Gegenden hat die Temperatur sich nicht weit vom Mittel entfernt.

Die einzelnen Hauptstationen Europas zeigten Morg. 8 Uhr der Reihe nach folgende Temperaturen am hunderttheiligen Thermometer*): Alikante in Südspanien 22,2° C., Palermo in Sizilien 20,4, Bilbao in Nordspanien 17,4, Lesina in Dalmatien 17,1, Lissabon 15,6, Triest 15,1, Marseille in Südfrankreich 14,3, Rom 13,4, Madrid 12,1, Brüssel 11,8, Valentia in Irland 11,3, Paris 10,8, London 10,7, Amsterdam 10,6, Turin 10,5, Herrieden 9,6, Odessa am schwarzen Meer 9,5, Wien 5,4, Bern 6,6, Nairn an der Nordspitze von Schottland 6,0, Skudesnäs in Norwegen 5,5, Stockholm 3,7, Petersburg 3,3, Moskau 1,4, Haparanda in Lappland (66° n. Br.) —1,9° C.

*) Ich werde mich in Zukunft der Thermometergrade nach Celsius bedienen, da dieselben in neuerer Zeit bei fast allen correspondirenden meteorologischen Beobachtungen Europas eingeführt sind (Amerika hat fahrenheitische Grade), und ich seit dem 1. Nov. deshalb auch meine eigenen Beobachtungen an solchen, von Herrn Senator und Direktor Le Verrier erhaltenen, an der Sternwarte zu Paris regulirten Instrumenten mache. Die Reduktion ist übrigens nicht schwer, da 5 Grade des hunderttheiligen Thermometer nach Celsius 4 Graden nach Reaumur gleich sind.

Homonyme.

Ein Jeder hat's,
Im Grabe ruht's,
Der Herr befiehlt's,
Der Kutscher thut's.

Auflösung der Charade in Nr. 45:
„Armbrust."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 48. Sonntag, den 26. November 1865.

Es hebt den Geist, das Glück zu hoffen blos,
Glück selbst hat oft zum Fall uns schon gebracht,
Doch auch im Unglück zeigen wir uns groß,
Es ist die Furcht vor ihm, die feig uns macht.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Sie wundern sich, daß ich zu Ihnen komme, Herr Polizeikommissär," sprach Feld in ruhigem, fast demüthigem Tone.

„Bitte — setzen Sie sich, Herr Superintendent!" unterbrach ihn Körber. Es gewährte ihm doch Vergnügen, den Mann bei sich zu sehen. Es gab ihm Unterhaltung, Zerstreuung.

„Der Doktor Prell war heute Morgen bei mir," fuhr Feld fort. „Ein unangenehmer Auftritt mit seinem Mündel — er hat mir Alles erzählt!"

„Alles?" warf Körber ein.

„Ja wohl, Alles!" versicherte Feld mit würdigem Ernste. „Der Doktor hat volles Zutrauen zu mir — er hat mir Alles gestanden, seine Leidenschaft, seine Aufregung — seine zu große Heftigkeit. Ich kann sie nicht gut heißen, allein, Herr Commissär, ich kenne den Doktor als Ehrenmann, er ist ein Mitglied meines Vereins und wir Alle werden von dem Bösen mehr oder weniger heimgesucht, wir Alle sind Schwächen unterworfen und es geziemt uns deshalb wohl, für die Schwächen Anderer ein mildes Auge zu haben."

„Herr Superintendent," warf Körber lächelnd ein, „die Polizei darf sich zu diesen Grundsätzen nicht bekennen."

Es sind die Grundsätze der christlichen Religion — der Kirche," erwiderte Feld. „Sollte die Polizei mit derselben nicht Hand in Hand gehen können — ja müssen!"

„Nein, nicht immer," gab Körber zur Antwort, „Doch wir kommen da auf ein Gebiet, auf dem wir uns schwerlich einigen werden."

Der Superintendent schien dies auch zu vermuthen. Er seufzte tief auf, woraus ein jedes unbefangene Ohr ein „Leider" heraus hören konnte.

„Herr Polizeicommissär," hob er wieder an, „ich bin zu Ihnen gekommen, um eine Ausgleichung zwischen Ihnen und dem Doktor Prell herbeizuführen und Sie zu ersuchen, die ganze Angelegenheit fallen zu lassen. Ich bitte Sie, treiben Sie die Sache nicht weiter, bringen Sie dieselbe nicht an die Oeffentlichkeit, Prell bereut seine Leidenschaftlichkeit, lassen Sie sich damit genügen."

„Und was verlangt der Doktor von mir?" warf Körber ein.

„Daß Sie das junge Mädchen bewegen, zu ihm zurückzukehren."

„Es thut mir leid, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können," entgegnete Körber. „Fräulein Braun allein hat darüber zu bestimmen und sie hat sich entschieden dagegen erklärt."

Herr Commissär, Sie werden doch nicht den Eigensinn eines unmündigen Mädchens gegenüber ihrem Vormunde, der als Ehrenmann bekannt ist, in Schutz nehmen!" rief Feld, seine demüthigende Haltung immer mehr abstreifend.

„Sie bedienen sich falscher Worte, Herr Superintendent," entgegnete Körber nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. „Sie nennen Eigensinn, was ich für wohlbegründete Entrüstung halte. Gerade weil der Doktor der Vormund des jungen Mädchens ist, hätte ich mehr Zurückhaltung von ihm erwartet. Die Hilfelose hat meinen Schutz angerufen und ich werde ihr auch denselben gewähren!"

Der Superintendent schien einzusehen, daß er mit dem von ihm eingeschlagenen Tone nicht weit gelangte und lenkte wieder ein.

„Urtheilen Sie über eine augenblickliche Schwäche nicht zu streng," sprach er.

„Die meisten Vergehen gehen aus einer augenblicklichen Schwäche hervor," entgegnete Körber. „Wir müßten all unsere Strafgesetze über den Haufen werfen, wenn wir sie als Entschuldigungsgrund ansehen wollten!"

Feld schwieg. Er schien nachzusinnen.

„Herr Commissär," sprach er endlich, „der Doktor Prell gehört meinem Vereine, dem Philemon an, kommt diese Angelegenheit in die Oeffentlichkeit, so wird man leicht dem ganzen Verein einen Vorwurf daraus machen. Ich bin der Präsident desselben und muß ihn in Schutz nehmen."

Um Körbers Mund zuckte ein spöttisches Lächeln.

„Dann halte ich es auch für Ihre Pflicht, jeden Fehltritt eines Mitgliedes auf das Strengste zu beurtheilen," entgegnete er. „Von dem Mitgliede eines so frommen Vereins, wie der Philemon ist, erwartet man ja ein solches Benehmen am wenigsten und es wundert mich, Herr Superintendent, daß Sie demselben das Wort zu reden vermögen!"

Dem frommen und dabei sehr stolzen Manne schoß das Blut in die Wangen. Er bezwang indeß den in ihm aufsteigenden Unwillen.

„Vergebet und es wird Euch wieder vergeben," sprach er.

„Unser Strafgesetz hat diesen Paragraphen nicht." warf Körber ein.

Feld erhob sich. Er richtete seine Gestalt vor dem Commissär hoch auf. Aus seinen Augen sprach zurück gehaltener Zorn.

„Ich handle nach den Grundsätzen des christlichen Glaubens," sprach er.

„Und ich nach denen, welche mir meine Stellung als Polizei-Commissär vorschreibt. Da bewähren wir uns Beide als pflichtgetreu", entgegnete Köeber.

„Sie wollen nicht nachgeben, Herr Commissär?"

„Nein, gewiß nicht!" gab Körber mit aller Offenheit und Bestimmtheit zur Antwort.

Der Superintendent verbeugte sich steif, warf auf Körber einen Blick voll Haß und verließ schweigend das Zimmer.

Körber mußte unwillkürlich laut auflachen. Der Besuch dieses Mannes hatte die unruhige, zweifelnde Stimmung von ihm fortgenommen und mit frischem, lustigem Muthe sah er der kommenden Entwickelung dieser Angelegenheit entgegen.

* * *

Mehrere Tage waren seitdem verflossen. Paula war nicht in das Haus des Doktors zurückgekehrt, sondern mit Freuden von dem alten Berger aufgenommen. Prell selbst hatte sich nicht länger widersetzt, sobald er einsah, daß all sein Widerstand ihm nichts helfen werde.

In der Stadt wurde viel über sein Benehmen gegen Paula geredet, so sehr auch die Mitglieder des Philemon bemüht waren, sein Benehmen in einem ganz anderen und viel mildeeen Lichte darzustellen und den Schleier der Vergessenheit darüber zu ziehen. Es würde ihnen dies Bemühen vielleicht gelungen sein, wenn es nicht ein Polizeikommissär gewesen wäre, der sich des Mädchens angenommen hatte. Dadurch hatte das Ganze einen amtlichen gewissenhafteren Charakter erhalten.

Prell selbst konnte sich als Arzt dem Verkehre mit den Menschen nicht ganz entziehen. Was in ihm vorging, seinen Aerger suchte er hinter äußerer Kälte zu verbergen. Offen ließ er indeß diese Maske fallen, als er Körber einige Male auf der Straffe begegnete. Mit einem unverhohlenen Blicke des tiefsten Hasses sah er ihn an. Körber lächelte darüber. Er hatte ihn nicht zu fürchten. Er ertrug es sogar mit größter Gleichgültigkeit, daß er sich durch den Schutz, welchen er Paula gewährt, viele Feinde in der Stadt erworben hatte. Alle Mitglieder des Philemon waren feindlich gegen ihn gestimmt, und suchten diese Stimmung, soweit es in ihrer Macht lag, auch in weiterem Kreise zu verbreiten.

„Die Leute halten zum wenigsten zusammen," sprach er lächelnd zum Assessor Jung, mit dem er öfters zusammen kam. „Es ist Disciplin in ihnen. Ich bin fest überzeugt, daß keiner von allen Prell leiden kann, aber in seiner Person ist ihr Verein beleidigt und nun fahren sie alle mit frommem Eifer auf. Ich kann in keine Gesellschaft mehr kommen, ohne daß ich finsteren Blicken begegne. Es ist ein wirkliches Wespennest, dieser Verein. Hat man einer Wespe auf den Kopf getreten, so fällt der ganze Schwarm über Einen her!"

„Stechen sie?" warf der Assessor lachend ein.

„Nein," erwiderte Körber, „die Natur hat mich mit einem Fell begabt, durch welches ihre Stacheln nicht dringen. Das scheint sie indeß noch mehr zu ärgern. Wahrhaftig, Assessor, wenn sie den Muth hätten, so würden sie mich, glaube ich, vergiften! Aber der Muth fehlt ihnen — Prell will ich davon ausnehmen!" —

Selbst der Criminalrichter war seit jenem Vorfalle gegen Körber eingenommen. Er konnte ihm nicht verzeihen, daß er sich in eine Privatangelegenheit, die ihn nicht anging, gemischt hatte und daß er gegen Prell so schonungslos und in einer dessen Ruf so bloßstellenden Weise verfahren war.

Körber kümmerte sich um dies Alles sehr wenig. Unbeirrt ging er seinen Weg weiter. Der Verdacht, daß Prell mit dem Morde in einer Verbindung stehe, hatte sich mehr und mehr in ihm fest gesetzt. Fast seine ganze Zeit wandte er daran, um den Doktor zu beobachten. Jeden Abend stand er versteckt in Prells Park, bis das Licht in dessen Zimmer verlöschte. Es brannte oft bis spät in die Nacht hinein und es blieb ihm ein Räthsel, womit Prell sich so lange beschäftigen mochte, trotzdem harrte er mit der ihm eigenen Zähigkeit und Willensstärke aus. Er hatte einmal die feste Ueberzeugung, daß er durch Beharrlichkeit zum Ziele gelange und die Erreichung desselben legte sich mit jedem Tage dringender an sein Herz.

Wieder stand er Abends in Prell's Park. Es war unfreundliches, stürmisches Wetter. Feiner Regen rieselte nieder. Er hatte Anfangs gezögert, bei diesem Wetter das Haus zu verlassen, allein der Gedanke, daß Prell, wenn er wirklich etwas vorhabe, sicherlich solch einen Abend wählen werde, hatte ihn in den Park getrieben. Wer nicht nothwendige Geschäfte draußen hatte, blieb sicherlich in dem warmen Zimmer.

An einen starken Baumstamm gelehnt, der ihm zum wenigsten gegen den Wind und Regen einigen Schutz gewährte, stand er da. Langsamer als sonst schwand ihm die Zeit hin. Anna hatte ihn gebeten, an diesem Abend zu ihr zu kommen — er hatte es abgelehnt. An sie dachte er. Wann kam endlich der Tag, wo er seine Verlobung mit ihr offen verkündigen konnte. An demselben Tage, an welchem ihr Bruder frei wurde, sollte es geschehen — aber wann, wann geschah dies!

Es hing für ihn so viel von der Entdeckung des Mörders ab! Sein Glück — seine Ehre! Länger als gewöhnlich hatte Prell an diesem Tage Licht. Er sah den Schatten desselben hinter den Fenstern mehrere Male sich unruhig hin und her bewegen. An anderen Abenden hatte er dies nicht bemerkt. Was hatte er vor?

Endlich verlöschte das Licht. Noch kurze Zeit wartete Körber, dann wollte er sich nach Haus begeben. Er war durchkältet und durchnäßt. Schon hatte er den ihn schützenden Baum verlassen, da war es ihm, als ob er ein leises Knarren der Thür, welche aus dem Hause in den Park führte, bemerkte. Hatte ihn der Wind getäuscht?

Dennoch schlich er zu dem Baum zurück und horchte. Nach wenigen Minuten hörte er auf dem Grundwege sich nähernde Schritte. Hinter den Baum zurückgedrängt, lauschte er mit angehaltenem Athem. Kaum wagte er ein wenig hervorzuschauen.

Eine in einem Mantel gehüllte Gestalt näherte sich. Es war dieselbe Gestalt, derselbe Schritt, die er an jenem Abend in dem Gäßchen neben dem Hause seiner Braut bemerkt hatte. Sein Herz schlug schnell — laut. Er preßte die Hand darauf, als wenn es ihn verrathen könnte. Die Nacht war weniger dunkel als damals.

Kaum zwei Schritte von ihm entfernt schritt die Gestalt durch — er erkannte sie deutlich — es war Prell.

Ein Grabscheit trug er über der Schulter.

Was hatte er vor? Wohin wollte er während der Nacht — bei diesem stürmischen Wetter? Wozu der Spaten?

Diese Fragen drängten sich Körber hastig auf.

Der Doktor hatte ihn nicht bemerkt. Schnell schritt er weiter, dem Walde zu.

Körber folgte ihm. Seine ganze Aufmerksamkeit mußte er zusammennehmen. Er durfte ihn nicht aus den Augen verlieren und zugleich mußte er bedacht sein, von ihm nicht bemerkt zu werden. Von Baum zu Baum huschend folgte er ihm. Ein einziges lautes Rascheln in dem Laube, ein Stolpern über eine Wurzel konnte ihn verrathen.

Prell schien keinen Verdacht zu haben. Wen konnte er bei diesem Wetter zur Nachtzeit auch hier erwarten. Nur dann und wann schien er einen Augenblick horchend still zu stehen.

Körber verließ sich vor Allem auf sein scharfes geübtes Ohr. Auch er stand regungslos still, sobald er den Schritt des Doktors nicht mehr hörte.

Tief in den Wald hinein folgte er ihm. Wohin konnte er gehen? — Da bog Prell in einen Seitenweg ein, der zu der Försterwohnung führte. Körber hätte laut aufjubeln mögen. Endlich — schien er zum Ziele zu gelangen.

Er warf seinen Mantel ab, um dem Vorauseilenden ungehinderter und leichter folgen zu können. Was kümmerte es ihn, ob er noch mehr durchnäßt wurde! Die Aufregung ließ ihn ohnedies weder Kälte noch Nässe empfinden.

Immer näher kamen sie dem Försterhause. Prell schien hier genau Bescheid zu wissen. In der Nähe des Gartens drang er mitten durch das Gebüsch.

Es war eine schwere Aufgabe für den Commissär ihm wei-

ter zu folgen, ohne sich zu verrathen. Das dürre Laub raschelte bei jedem Fußtritte. Zudem hatte er Prell aus den Augen verloren. Nur seinem Gehör konnte er folgen. Er hörte deutlich, wie er mit dem Spaten grub.

Er hielt inne, um ihn durch kein Zeichen aufmerksam zu machen. Was er vorhatte, wollte er ihn erst zu Ende führen lassen. Der Gedanke drängte sich ihm auf, schnell vorwärts zu dringen, sich auf den Doktor zu werfen und ihn fest zu nehmen. Er wagte es nicht. Alles konnte er dadurch auf's Spiel setzen. Prell war ein entschlossener Charakter. Und was hatte er erreicht, wenn der Doktor floh, wenn er ihn mit dem Spaten niederschlug, ehe er ihn erreicht.

Nicht persönliche Furcht hielt Körber zurück, sondern die Besorgniß den Doktor zu zeitig zu stören.

Mit Hast hörte er ihn weiter graben. Er hatte sich auf die Erde niedergelegt, um genauer zu hören. Kein Laut entging ihm, denn kaum zehn Schritte konnte er von ihm entfernt sein.

Auf dem Hofe des nahen Försterhauses war Alles still. Nicht einmal einer der Jagdhunde schlug an. Der Wind ließ das Geräusch, welches der Grabende machte, verhallen, nicht bis dorthin dringen.

Es waren für Körber ungeduldige, bedeutungsvolle Minuten. Es regnete heftiger — der Erdboden, auf dem er lag, war naß — er empfand es nicht. Nur auf den Doktor hörte er und bemühte sich aus dem Geräusch dessen Vorhaben zu errathen. Er grub ein Loch, deutlich hörte Körber wie er die Erde auswarf; wie sie auf das dürre Laub fiel. Dann legte er den Spaten zur Seite, legte einen Gegenstand in das Loch und schüttete mit den Händen die Erde wieder darauf. Er hörte, wie die Erde auf Papier fiel. Der Doktor raschelte mit dem Laube, wahrscheinlich scharrte er es über der frischen Erde zusammen.

Dann erhob er sich. Er stand still. Wahrscheinlich horchte er, ob er auch keinen Zeugen seiner That gehabt habe. Hastig entfernte er sich.

Regungslos hatte Körber dagelegen. Jetzt hörte er den Doktor gerade auf sich zu kommen. Es war ein peinigender Augenblick, eine peinigende Stellung. Er mußte über ihn fallen, wenn er liegen blieb. Seine Lage war bedenklich, sie hinderte ihn, sich zu vertheidigen. Schon erblickte er Prells dunkle Gestalt zwischen dem Gebüsch — kaum drei Schritte von ihm entfernt. Da sprang er auf den Nahenden zu.

Der Doktor schien heftig zu erschrecken — hastig trat er einen Schritt zurück. Körber wollte sich auf ihn stürzen, sein Fuß blieb an einer Baumwurzel hängen und im nächsten Augenblicke blitzten zwei Schüsse hinter einander fast dicht vor seinen Augen auf.

Taumelnd fuhr er zurück.

Die Hunde auf dem nahen Försterhofe schlugen laut an. Sie kamen in den Garten. Sie bellten laut, heftig.

Körber raffte sich empor. Auch er trug ein Pistol bei sich — er riß es aus der Tasche und wollte dem Doktor nachsetzen, er sah ihn nicht mehr — er war in größter Eile geflohen.

Zögernd stand Körber einen Augenblick still, ungewiß, was er beginnen sollte. Sein linker Arm schmerzte heftig, zu gut hatte ihn der Schuß getroffen.

Die Jagdhunde bellten immer heftiger in dem nahen Garten. Schon ließ sich die Stimme des Försters, welcher Hellmanns Stelle so lange versah, vernehmen. Er schien in den Garten zu treten — rief die Hunde.

„Hieher! Herr Förster!" rief Körber, er kannte ihn. „Hieher!" Er hatte sein Pistol in der Hand jeden Augenblick bereit, sich gegen Prell zu vertheidigen, wenn er zurückkehren sollte.

Der Förster näherte sich.

„Wer ist da? — Was gibts dort?" rief er.

„Kommen Sie hieher! Bringen Sie die Hunde mit!" rief Körber zur Antwort.

Wenige Minuten später war der Förster, der die beiden Schüsse und das heftige Bellen der Hunde gehört und sich kaum Zeit genommen hatte, einen Mantel überzuwerfen, an seiner Seite. Erst jetzt erkannte er Körber.

„Folgen Ihre Hunde der Spur eines Menschen? fragte dieser hastig.

„Was gibt es nur! Wie kommen Sie hieher, Herr Commissär? Wer hat hier geschossen?" warf der Förster ein.

„Das Alles nachher! Geben Sie mir erst Antwort auf meine Frage. Verfolgen Ihre Hunde die Spur eines Menschen?"

„Nein — sie sind nur auf Wild abgerichtet. Wen sollen sie verfolgen? Ich begreife noch nichts? Ist auf Sie geschossen?"

„Ja wohl."

„Und sind Sie verwundet?"

„Ein wenig."

„Wo — wo?" rief der Förster hastig.

„Im Arm — es ist ohne Bedeutung," erwiderte Körber. „Holen Sie eine Laterne — schnell! Nein — bleiben Sie hier," fügte er, sich schnell anders besinnend hinzu. „Können Sie nicht Ihrem Knechte rufen, daß er eine Laterne bringt?"

Auch den Knecht hatten die Schüsse, das Bellen der Hunde und des Försters Stimme in den Garten gelockt. Der Förster befahl ihm, eine Laterne zu bringen.

„Kommen Sie mit in das Haus — ich führe Sie um den Garten herum," sprach er zu Körber.

„Nein — Nein," erwiderte dieser. „Nicht einen Schritt weiche ich von dieser Stelle."

„Was suchen Sie?" forschte der Förster weiter.

„Einen Schatz — einen Schatz — der wahrscheinlich auch Sie überraschen wird!"

„Wer hat nur auf Sie geschossen? Haben Sie ihn gekannt?"

„Ja, ich kenne ihn," erwiderte Körber, der sich in größter Aufregung befand, „ich kenne ihn und im Hause — dort will ich Ihnen Alles erzählen! Nur erst Licht — Licht!"

Schon schimmerte das Licht der Laterne durch das Gebüsch.

Der Förster rief dem Knechte zu, so daß er sie leichter finden konnte — wenige Minuten später war er schon bei ihnen.

Hastig nahm Körber ihm die Laterne aus der Hand.

„Nun folgen Sie mir," sprach er, indem er durch das Gebüsch vordrang.

Der Förster folgte ihm. Schon nach wenigen Schritten blieb er indeß zaghaft stehen.

„Der Mann ist geflohen," sprach er „es wird Thorheit sein, ihn zu verfolgen — oder haben auch Sie auf ihn geschossen?"

„Kommen Sie," erwiderte Körber ungeduldig weiter dringend. Mit der Laterne vor sich hinleuchtend, war sein Blick auf die Erde gerichtet. Er erblickte die Spuren frischer Tritte, ihnen folgte er.

„Da — da ist es!" rief er plötzlich, auf einen dunkeln Punkt an der Erde zeigend. „Halten Sie die Laterne — so!"

Er warf sich selbst auf die Kniee und wollte mit beiden Händen beginnen, das Laub fortzuschaffen.

Mit einem halb unterdrückten Aufschrei hielt er inne. In der Aufregung hatte er den Schmerz seines verwundeten Armes nicht beachtet — die hastige Bewegung erinnerte ihn schmerzlich daran.

„Sie bluten!" rief der Förster.

Körber suchte den Schmerz zu überwinden. Mit der Hand wehrte er den Förster zurück.

„Lassen Sie — nachher — es ist nichts! — Hier unter dem Laube — in dieser frisch ausgeworfenen Erde roden Sie — hier — es ist ein Schatz darin verborgen!"

Er erhob sich langsam und machte dem Knechte Raum, der mit beiden Händen das Laub und die Erde fortschaffte.

Mit angehaltenem Athem, halb zur Erde niedergebeugt stand Körber daneben.

„Da! da ist es!" rief er plötzlich, als der Knecht eine Partie Erde weggeräumt hatte, und er beugte sich nieder und zog mit der Rechten ein kleines Paket triumphirend hervor. „Hier — dies ist der Schatz! Ob, Förster — wenn mich nicht Alles täuscht und im Stich läßt, so ist dies kleine Paket hundertmal mehr werth, als der Schuß im Arme!"

Der Knecht hielt inne mit seiner Arbeit.

„Nein, wühlt weiter, Freund!“ rief Körber. „Keine Uebereilung — seht Euch jedes Stückchen Erde an. Mögen Eure Finger auch schwarz werden, ich will Euch ein Trinkgeld geben, daß Ihr Euch anständig dafür waschen könnt — meinetwegen in Wein, wenn Ihr nicht vorzieht ihn lieber zu trinken.“

Der Knecht räumte das Loch, welches Prell gegraben hatte, vollständig aus, ohne in ihm noch irgend etwas zu finden.

„So,“ sprach Körber, „nun laßt die Erde liegen, jetzt habe ich mich überzeugt, daß nichts weiter darin war. Förster, nun folgen Sie mir nur noch eine kleine Strecke — Sie können ja Morgen ausschlafen, dann gehe ich mit Ihnen in das Haus.“

„Wohin wollen Sie noch?“ warf der Förster ein.

„Kommen Sie nur. Ich würde jetzt nicht müde und wenn ich die ganze Nacht hindurch suchen müßte!“

Wieder nahm Körber die Laterne in die Hand und schritt vorsichtig, aufmerksam umherspähend auf demselben Wege zurück.

„Hier muß er gestanden haben, als er auf mich schoß. Förster, als ich den Schuß erhielt, taumelte ich etwas — ich war nicht so recht darauf vorbereitet — es blitzte mir fast in das Gesicht, ich gestehe offen, daß mich das ein wenig erschreckte, da habe ich nicht gesehen, nach welcher Seite er geflohen ist. Aber von hier aus ist er geflohen — Sie haben gute Augen, unterstützen Sie mich, ob er nicht irgend eine Spur zurückgelassen hat. Er könnte ja in der Eile etwas vergessen haben. Achten Sie darauf!“

„Sie sind mit einer Pistole geschossen?“ fragte der Förster.

„Gewiß, und das Ding schießt gut — ich merke es an meinem Arme.“

„Richtig, dort liegt der Pfropfen,“ bemerkte der Förster auf ein geschwärztes Stück Papier auf der Erde zeigend.

„Wo — wo?“ fragte Körber und hob dasselbe auf. „Man darf auch das geringste Zeichen nicht unbemerkt liegen lassen.“

Er steckte es in die Tasche.

„In Ihrem Hause werde ich es mit Ruhe untersuchen,“ fügte er hinzu. „Jetzt lassen Sie uns weiter suchen.“

„Hier ist er geflohen — hier durch — hier sind frische Fußstapfen — sehen Sie, hier ist auch ein Zweig gebrochen,“ sprach der Förster nach kurzem Suchen.

Körber überzeugte sich davon.

„Sie haben prächtige Augen — wie ein Indianer, Förster!“ rief er in lustiger Stimmung.

„Nun suchen Sie aber weiter — weiter!“

Es gelang ihnen, die Fußstapfen bis auf den nahen Weg zu verfolgen. Dort hörten sie auf. Weitere Spuren fanden sie nicht.

„Nun kommen Sie,“ rief Körber, „ich hoffe Beweise genug zu haben. Kommen Sie in Ihr Haus. Ich habe Sie mitten aus der Nachtruhe gestört, — Sie sind nur flüchtig gekleidet, und es ist kalt — kalt.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus deinem Auge wisch' die Thrän',
Sei stolz und laß die Klage;
Wie dir wird's Manchem noch ergeh'n
Bis an das End' der Tage.

Noch manch' ein Räthsel ungelöst
Ragt in die Welt wie heute,
Doch ist dein sterblich Theil verwest,
So kommen andre Leute.

Die Falte um die Stirne dein
Laß sie nur heiter ranken;
Das sind die Narben, die darein
Geschlagen die Gedanken.

Und wird dir auch kein Lorberreis
Als Schmuck darum geflochten:
Auch der sei stolz, der sonder Preis
Des Denkens Kampf gefochten.

(Aus dem „Trompeter v. Säkkingen“ von Scheffel.)

Unter den Papieren der Familie von Miedel in Bayreuth befand sich ein altes Heft, auf dessen erstem, von Alter fast gebräuntem Blatte, in großen Schriftzügen die Worte standen: Lettres de Voltaire. Der in Potsdam lebende Schriftsteller Georg Horn, ein geborner Bayreuther, entdeckte diese Briefe und gewann nach einer Vergleichung mit dem auf der königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrten Exemplare der Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrich's des Großen, die Gewißheit, daß die Aufschrift von der Hand der Markgräfin herrührte. Das Heft enthält fünfundzwanzig noch ungedruckte Briefe Voltaire's an die Fürstin und einen an den Marquis von Adhémar, sämmtlich von Voltaire's eigener Hand, von 1742 bis 1758 geschrieben. Herr Horn gibt diese Briefe bei Decker in Berlin heraus und begleitet sie mit einem fortlaufenden Commentar. Die korrespondirenden, schon früher gedruckten Briefe der Markgräfin sind zum besseren Verständniß eingefügt. Das kleine Buch wird einen nicht unwichtigen Quellenbeitrag zu der Geschichte des deutschen Hoflebens aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bilden. (Köln Ztg.)

Der Segen der Arbeit. Die beste Lehre, welche ein Vater seinem Sohne geben kann, ist diese: Arbeite; strenge alle deine geistigen und sittlichen Fähigkeiten eben so sehr an, wie du deine Muskeln durch kräftige rührige Leibesübungen anspannen würdest. Lerne die Umstände zu beherrschen, dann bist du unabhängig vom Schicksal. Die Männer von riesigem athletischem Geiste, welche in der Zeit, worin sie lebten, ihre Spuren hinterlassen haben, waren sämmtlich in einer rauhen Schule erzogen. Sie erstiegen ihre hohe Stellung nicht mit Hülfe fremder Hebekraft; sie sprangen in Abgründe, erglimmten steile Felsen, wichen Lawinen aus und fühlten, wenn das Ziel erreicht war, daß sie ohne die Mühe, welche sie sich gaben und die ihre Kraft im selben Maße gestärkt hatte wie sie sich selber anstrengten, jenes Ziel nie erreicht haben würden.

(Eingesandt.)

Wenn man nicht schlafen kann, denkt man an viele Sachen,
Verfällt zuletzt sogar auch auf's Charadenmachen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste findest Du im Reich der Töne,
Mit mir vereint, giebts guten Klang.
In mir und meinesgleichen blüht das Schöne,
Und Schönes blüht, wie Schiller sagt, nur im Gesang.

Die Zweite? Nimmermehr ist sie zu preisen,
Nur das Gemeine hat Gefallen d'ran.
Du findest mich in ganz verschiednen Weisen,
In dem Gedicht, in dem Orchester und ach! im Schauspiel
triffst Du leider mich oft an.

Nun rath, mein Lieber, was ist denn das Ganze,
Das Du erkennst im Menschen, Thier und an der Pflanze?

K.

Auflösung der Homonyme in Nr. 47:
„Vorfahren.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 49. Sonntag, den 3. Dezember 1865.

Die Kunst des Lebens ist die höchste Kunst, —
Du lebst nicht, kannst du nicht mit andern leben,
Du lebst nicht, können sie es nicht mit dir,
Ihr lebt nicht, wenn nicht mit Vernunft und Liebe.
Denn ohne diese Kunst ist keine Freundschaft,
Gemeinschaft keine, keine Ehe selbst,
Kein Vaterhaus, kein Vaterland, kein Frieden!

Leop. Schefer.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Zum ersten Male empfand Körber die Nässe und Kälte.

Schnell schritten sie dem nahen Försterhause zu. Körber hielt das kleine Packet so fest in der Hand, als hienge von ihm das Glück seines ganzen Lebens ab. Nur mit Mühe hatte er sich überwunden, es nicht sofort zu öffnen und zu untersuchen, allein er hatte den Knecht nicht Zeuge sein lassen wollen.

Nach kurzer Zeit hatten sie das Försterhaus erreicht. In dasselbe Zimmer, in welchem Körber so oft gewesen war, welches auch Hellmann bewohnt hatte, traten sie ein.

Der Förster wollte die Wunde an Körbers Arm, die immer noch heftig blutete, untersuchen. Dieser lehnte es ab.

„Nachher — nachher!" rief er ungeduldig. „Erst öffnen Sie dies Packet. Aber vorsichtig, Förster. Jedes Stückchen Papier, jedes Stückchen Bindfaden heben Sie sorgfältig auf — es hängt ein Menschenleben und Menschenglück davon ab."

Sorgfältig öffnete der Förster das Paquet, welches in graue Pappe und darunter in Wachstuch sorgfältig gepackt war.

Mit angehaltenem Athem stand Körber daneben.

Endlich hatte der Förster die äußere Hülle entfernt. Mehrere Gegenstände waren noch in Papier eingeschlagen.

Ungeduldig nahm Körber sie aus der Hand. Er öffnete das Papier — eine goldene Uhr mit Kette — ein Päckchen Papiere — Werthpapiere — mehrere beschriebene Blätter lagen darin.

Einen Augenblick blickte er starr darauf. es war ihm als ob alles Blut sich mit einem Male seinem Herzen zudrängte — endlich — endlich hatte er erreicht, was er so unverdrossen und unermüdlich verfolgt hatte.

„Förster — Förster!" rief er aufjubelnd. „Hier — hier! Hellmann ist frei! frei! Nicht er ist sein Mörder! O, ich wußte es, und konnte ihm doch nicht helfen! Aber jetzt — jetzt — morgen schon soll er seine Freiheit zurückerhalten!"

Der Förster war auf das Höchste überrascht. Hieran hatte er nicht gedacht. Auch er war mit Hellmann befreundet und das Geschick desselben hatte ihn mit Schmerz erfüllt.

„Hellmann ist nicht der Mörder!" rief er. „Er ist unschuldig! Aber wer — wer hat den jungen Berger erschossen?"

Seine Augen hingen an Körbers Lippen. Er bemerkte nicht, wie dessen Wangen sich mehr und mehr entfärbten, wie sein Arm, der soeben noch die Uhr triumphirend emporgehalten, kraftlos herabsank, wie er schwankte.

„Der Doktor Prell hat ihn erschossen!" sprach Körber mit matter Stimme. Kraftlos sank er zurück auf einen Stuhl. Die Anstrengung und Aufregung — der Blutverlust riefen einen einer Ohnmacht ähnlichen Zustand hervor.

Erschreckt sprang der Förster ihm zu Hilfe und wusch ihm die Stirn mit Wasser und Branntwein.

„Es geht — es geht wieder," sprach Körber, sich langsam emporrichtend. „Der Arm — oh, er hat ja Berger so vortrefflich getroffen, weshalb hätte er mich fehlen sollen!"

Mit Mühe gelang es dem Förster, ihm den nassen, mit Blut getränkten Rock abzuziehen Dann untersuchte er den Arm, die Kugel war noch glücklich gekommen. Zwar hatte sie die volle Muskel des Oberarmes durchbohrt, allein der Knochen schien unverletzt zu sein. Er wusch die Wunde mit kaltem Wasser, bis die Blutung sich legte und wand dann ein Tuch darum.

Körber erholte sich. Vergebens suchte ihn der Förster zu überreden, sich Ruhe zu gönnen und in's Bett zu legen.

„Nein," rief Körber, „es ist ja nicht gefährlich — ich habe keine Zeit zu verlieren. Geben Sie mir ein Glas Wein und einen trockenen Rock — ich muß zur Stadt zurück."

„Jetzt — während der Nacht," warf der Förster bedenklich ein. „Hören Sie, wie der Sturm wüthet, wie es regnet!"

„Ich muß zurück," erwiderte der Commissär. „Ich muß den Vogel fangen, ehe er davon fliegt. Das darf er nicht!"

„Hat er Sie erkannt?" warf der Förster ein.

„Das ist nicht möglich! Allein er wird vermuthen, daß ich es bin. Wem hätte sonst daran gelegen sein können — ihn bei bei einer solchen nächtlichen Arbeit zu stören und zu belauschen. Ich werde es ihm nie vergeben, daß er eine so schändlich stürmische Nacht dazu gewählt hat. Haha! Er hat schlau genug berechnet, daß der Regen morgen früh schon die Spur der frisch aufgeworfenen Erde verwischt haben werde. Oh — er ist ja schlau! Er versteht zu überlegen!"

„Wie sind Sie nur auf den Verdacht gegen ihn gekommen?" fragte der Förster.

„Das ist eine lange Geschichte, die kann ich Ihnen heute nicht erzählen," erwiderte Körber. „Aber schwer hat er es mir gemacht, entsetzlich schwer, so daß ich schon mehr als einmal den Entschluß gefaßt hatte, alles Nachforschen aufzugeben. Gottlob, daß eine gute Ahnung mich immer wieder anfeuerte, mein Ziel in den Augen zu behalten! Sehen Sie, Förster, wie unerschütterlich der Mann in der Ausführung seines Schurkenstreiches gewesen ist. Haha! Sie durchschauen das Ganze noch nicht. Er liebt Paula Braun, deshalb hat er Berger erschossen und um sich von einem zweiten Nebenbuhler zu befreien, lenkt er den Verdacht des Mordes mit genauester, bis in das Einzelnste gehender Berechnung auf Hellmann. Nur zu gut ist es ihm geglückt. Ohne Stolz kann ich sagen, daß Hellmann ohne mich verloren gewesen sein würde. Um den Verdacht noch mehr zu bestärken, und den Unglücklichen noch sicherer in das Verderben zu stürzen, hat er diese Sachen hier heute Nacht in der Nähe des Gartens hier vergraben. Er würde schon Sorge getragen haben, daß sie aufgefunden wären. Förster, mit diesem Mann darf man kein Mitleid haben und deshalb darf er mir auch nicht entfliehen."

Der Förster hatte ihm einen Mantel geliehen, da er einen Rock ohnehin nicht anzuziehen vermochte. Hastig hatte er einige Glas Wein getrunken und neu gekräftigt erhob er sich, um nach der Stadt zurückzukehren.

„Eine Bitte noch, lieber Förster," sprach er. „Lassen Sie Ihren Knecht mich zur Stadt begleiten. Ich weiß noch nicht, wie weit meine Kräfte reichen werden — vielleicht bedarf ich der Unterstützung unterwegs."

„Ich selbst werde Sie begleiten!" rief der Förster.

Körber lehnte es ab.

„Ich gehe mit Ihnen," hielt der Förster an seinem Entschlusse fest, „Für einen Jäger ist ja an einer durchwachten Nacht nichts gelegen — und der Morgen bricht schon an. Ich bin neugierig, ob Prell geflohen sein wird."

„Gut — gut, so kommen Sie," sprach Körber.

Er barg die Uhr, die Werthpapiere — das ganze wieder zusammengeschlagene Packet sorgfältig in der Tasche.

„Halt!" rief er, als er sich bereits zur Thüre gewendet hatte. „Lassen Sie uns erst noch den Pfropfen ansehen — er steckt in meinem Rocke."

Der Förster nahm das geschwärzte Papier aus der Tasche glättete es möglichst und besah es.

„Lateinisch," sprach er, indem er es Körber reichte — „davon verstehe ich nichts. Hier sehen Sie zu, was es ist."

Körber betrachtete es sorgfältig.

„Sie haben Recht, es ist lateinisch, sprach er. „Cancer pulmonum" las er halblaut für sich. „Haha! Förster, das ist aus einem medicinischen Buche gerissen, denn wer beschäftigt sich sonst mit dem Lungenkrebs als ein Mediciner. Ich sage Ihnen ja, man darf auch das kleinste nicht unberücksichtigt lassen. Dies Stückchen Papier hat wenig Bedeutung und doch kann es unter Umständen zum besten Beweise werden. Cancer pulmonum — sehen Sie, es sollte eigentlich jedes Kind Latein lernen — es ist immer gut!"

Sorgfältig barg er das Papier in der Tasche.

„Nun kommen Sie aber," fuhr er fort. „Es wird Tag, ehe wir in der Stadt anlangen."

„Ob Prell sich wohl noch zur Ruhe gelegt hat? Ich glaube der Mensch schläft nach einem Morde eben so ruhig und fest wie unsereiner nach einer Flasche Wein!"

Sie verließen das Haus und schritten durch den Wald der Stadt zu.

Das Wetter war wenig besser geworden. Immer noch tobte der Wind und schlug ihnen den Regen in's Gesicht. Körber hatte seine Kräfte dennoch überschätzt, er mußte sich auf den Arm des Försters stützen und nur langsam kamen sie vorwärts. Nur seine frische heitere Stimmung verließ ihn nicht. Er hatte erreicht, wonach er sich so lange Zeit gesehnt hatte.

„Die Leute werden Augen machen, wenn sie erfahren, daß ich den ehrbaren Doktor Prell habe verhaften lassen," sprach er lachend zu dem Förster, „Der Philemon wird wüthend auf mich sein. Ich glaube, wenn es anginge, so predigte der Superintendent von der Kanzel herab gegen mich. Der Mann liebt mich ohnedies nicht sehr!"

Der Tag war bereits hereingebrochen, als sie die Stadt erreichten. Vergebens suchte der Förster Körber zu bewegen, sich zuerst den Arm durch einen Arzt verbinden zu lassen.

Dieser schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Es ist nicht so schlimm," sprach er, obschon er mit aller Kraft sich zusammennehmen mußte, um die stets sich steigernden Schmerzen zu beherrschen. „Ich werde zu einem Arzte gehen," fügte er hinzu, „allein ich mag demselben meinen Arm nicht anvertrauen!"

Ohne Zögern begab er sich zum Polizeiamt. Dort wählte er sich vier Diener aus, auf deren Zuverlässigkeit er bauen konnte, und befahl ihnen sich einzeln zum Thore zu begeben und ihn dort zu erwarten. Was er vor hatte, sagte er ihnen nicht. Er wollte unnöthiges Aufsehen vermeiden. Einem Fünften trug er auf, einen Wagen zum Thore zu schicken.

„So," sprach er zu dem Förster, der ihn begleitet hatte und mit ihm zum Thore zurückkehrte. „Wenn er jetzt noch nicht geflohen ist, so wird es ihm schwer werden, zu entkommen. Ich bin doch gespannt, welche Augen er machen wird, wenn er mich kommen sieht! Er wird doch ein wenig überrascht sein! Nun kommen Sie — ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich ihn hinter sicheren Riegeln weiß."

Sie schritten dem Thore zu. Die vier Polizeidiener waren bereits dort und jetzt sagte Körber ihnen offen, daß es der Verhaftung des Doktors gelte.

Ohne Zögern schritt er mit ihnen auf des Doktors Haus. Einen der Diener ließ er an der Hausthüre stehen, einen zweiten sandte er an die in den Park führende Thür mit dem strengsten Befehle, den Doktor auf jeden Fall festzunehmen, wenn er zu fliehen versuchen sollte.

Dann trat er mit den beiden andern Dienern in das Haus. Von der Wirthschafterin erfuhr er, daß der Doktor zu Hause sei, sich auf seinem Zimmer befinde.

Das Herz schlug ihm leichter bei dieser Nachricht. Nun konnte er ihm nicht mehr entgehen. Er achtete nicht auf die Bestürzung der Frau, nicht auf ihre Fragen, was er im Sinn habe. Hastig schritt er auf des Doktors Zimmer zu

Er pochte an und trat ein. Die beiden Diener folgten ihm.

Im Morgenschlafrock saß der Doktor auf dem Sopha — vor ihm stand ein Tisch mit dem Kaffee. Er sprang empor, als er Körber und dessen Begleiter eintreten sah, er schien zu erschrecken. Der letzte Rest Farbe wich von seinen ohnehin bleichen Wangen — sonst blieb sein Gesicht ruhig.

Körber wartete seine Anrede nicht ab, ohne Säumen verkündete er ihm die Verhaftung.

„Sie wollen mich verhaften?" fragte Prell scheinbar erstaunt. „Sie werden mir die Frage erlauben, weshalb?"

Er hatte sich vollkommen gefaßt, er war der ruhige, kalte Mann, wie ihn Körber kannte.

„Brauche ich Ihnen das noch zu sagen?" warf Körber ein. „Ich denke, Sie wissen es. Sie sollen nur Auskunft geben, wie Sie in den Besitz der dem gemordeten Berger geraubten Sachen gekommen sind. Ich meine in den Besitz des Portemonnaies, welches Sie in den Garten von Hellmanns Mutter geworfen, in den Besitz der dem Gemordeten gestohlenen fünfzehntausend Thaler, der goldenen Uhr und der Notizblätter aus seiner Brieftasche. Sie sollen auch erklären, weshalb Sie in dieser Nacht die letzteren Gegenstände dicht hinter dem Garten in die Erde gegraben. Und dann möchte ich Sie noch zur Rechenschaft und Strafe ziehen wegen des Mordversuches auf mich in dieser Nacht. Sie haben diesmal mit beiden Schüssen ihre Absicht nicht erreicht!"

Der Doktor hatte ihn schweigend angehört. Keine Muskel seines Gesichtes zuckte, nur seine Augen waren größer geworden, starr waren sie auf den Commissär gerichtet, als ob sie fragen wollten, woher er das Alles wisse. Ob er wirklich derjenige gewesen sei, der ihn in der letzten Nacht überrascht und beobachtet habe. Flüchtig glitt sein Auge über Körbers Arm, dessen Verband sichtbar war.

Sie sprechen in Räthseln für mich," erwiderte er mit kaltem Lächeln. „Bitte — setzen Sie sich und klären Sie mich auf!"

Es lag ein Hohn in diesen Worten.

„Das Gericht wird Sie vollständig aufklären!" gab Körber kurz zur Antwort. „Ich habe vorläufig nur Ihre Verhaftung auszuführen!"

„Und ich werde mich derselben widersetzen, bis ich den Grund derselben erfahren habe. Ich verstehe Sie nicht!" rief Prell leicht auffahrend.

„So werde ich Sie mit Gewalt fortbringen lassen", entgegnete Körber mit festem Ernste. Ich habe Ihnen den Grund mitgetheilt — und Sie kennen ihn noch besser als ich,"

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ich Sie nicht verstehe," rief der Doktor, sein Blick fuhr flüchtig zur Wand, wo mehrere Büchsen und Pistolen und Jagdmesser hingen — er war ja ein Jagdfreund. Mit einem Sprunge konnte er die Wand erreichen, eine Pistole herabreißen.

Körber entging dieser Blick nicht.

Prell schien den flüchtig in ihm aufgestiegenen Gedanken des Widerstandes aufgegeben zu haben.

„Gut — ich werde mich verhaften lassen, Herr Commissär," fügte er hinzu — „allein ich werde von Ihnen Genugthuung dafür verlangen!"

Körber antwortete nicht.

„Sie gestatten mir doch, daß ich mir einen Rock statt des Schlafrockes anziehe?" fuhr er höher fort.

„Ja — ich bitte Sie darum," erwiderte Körber. Der Doctor wollte in das an die Stube stoßende Schlafgemach treten. Körber vertrat ihm den Weg.

„Ich werde Ihnen den Rock holen — bleiben Sie hier," sprach er ruhig.

„Nun hat meine Geduld ein Ende," rief Prell heftig. „Dies ist mein Haus!"

„Ich werde Ihnen den Rock holen," wiederholte Körber mit der ihm eigenthümlichen ruhigen Entschiedenheit. „Sie sind mein Gefangener und müssen sich fügen."

Er holte aus dem Schlafgemach einen Rock.

Schweigend zog Prell denselben an. Er lächelte bitter. Der Blick, welchen er auf Körber warf, verrieth seine ganze innere Wuth und Verzweiflung.

Körber trat an's Fenster und rief die beiden untenstehenden Diener herauf.

„So — nun möchte ich noch eine Durchsuchung Ihres Hauses vornehmen," sprach er dann. „Darf ich Sie um die Schlüssel ersuchen?"

Schweigend reichte Prell ihm einen Bund Schlüssel. Dann setzte er sich auf dem Sopha nieder und zündete die Cigarre wieder an, welche er bei Körbers Eintreten auf dem Tische niedergelegt hatte.

Körber durchsuchte zuerst das Zimmer, den Schreibsecretär und das Schlafgemach. Er fand nichts, was ihm als fernerer Beweis hätte dienen können. Er hatte die im Schlafzimmer hängenden Kleider untersucht — sie waren sämmtlich trocken — sie hatte der Doctor also während des nächtlichen Ganges nicht angehabt. Sie konnten unmöglich schon getrocknet sein und mußten sich deßhalb finden.

Er schritt zur weitern Untersuchung des Hauses, indem er einen der Diener zu sich nahm, während er die drei Uebrigen zu Prells Bewachung im Zimmer ließ. Ehe er diese Untersuchung indeß vornahm, verhörte er die Wirthschafterin.

„Wann ist Ihr Herr diese Nacht zurückgekommen?" fragte er sie.

„Mein Herr — diese Nacht?" wiederholte die bestürzte Frau. „Ich weiß nichts davon. Er ist gar nicht fort gewesen."

„Er ist fort gewesen!" wiederholte Körber mit Gewißheit.

Noch einmal versicherte die Frau nichts davon zu wissen. Ihre Bestürzung und Verwirrung sprachen zu deutlich für die Wahrheit ihrer Worte.

„Wer reinigt das Zeug des Doctors?" frug Körber weiter.

„Der Kutscher," erwiderte die Frau.

„Wann?"

„In der Regel des Abends spät, wenn es geht. Der Herr Doctor liebt des Morgens früh das Pochen nicht."

„Wann hat er es heute Morgen gereinigt?"

„Heute Morgen noch gar nicht," versicherte die Frau. „Er ist noch im Stall — ist heute Morgen noch gar nicht im Hause gewesen."

Sie schien auch hierin die Wahrheit gesprochen zu haben. In des Doctors Zimmer und Kammer hatte Körber keine ungereinigte Kleidung gefunden.

„Wo ist das Zeug, welches der Doctor in dieser Nacht getragen hat?" fragte er weiter.

Wieder versicherte die Frau nichts davon zu wissen.

„Wo schlafen Sie?" forschte Körber.

Die Frau bezeichnete das Zimmer. Es war am andern Ende des Hauses.

„Und wo schläft der Kutscher?"

„Im Stalle — bei den Pferden."

„Ist der Doctor während dieser Nacht lange Zeit aufgeblieben?"

„Ich weiß es nicht — ich habe mich um zehn Uhr zu Bette gelegt."

Körber fragte die Frau nicht weiter. Sie schien in der That von nichts zu wissen. Der Doctor konnte das Haus verlassen haben und zurückgekehrt sein, ohne daß sie es bei der Abgelegenheit ihres Schlafzimmers bemerkt hatte.

Ehe er auch den Kutscher verhörte durchsuchte er das Haus — jedes Zimmer — jeden Schrank. Er hatte die Frau als Führerin mit sich genommen. Er fand nichts. — Er trat in das Gartenzimmer, dessen Thür in den Park führte. Es enthielt nur wenige Meubles, mehrere Stühle — einen Tisch und einen Divan. Sein Blick glitt über den Fußboden. Einige schwach feuchte Stellen fielen ihm auf.

„Sind Sie schon heute Morgen in diesem Zimmer gewesen?" fragte er.

„Nein," erwiderte die Frau.

„Oder der Doctor — oder der Kutscher?"

„Auch die nicht. Der Doctor hat sein Zimmer noch nicht verlassen und der Kutscher ist noch gar nicht im Hause gewesen."

„Waren Sie gestern hier?"

„Auch gestern nicht. Es kommt um diese Zeit selten Jemand in das Zimmer."

Körber beugte sich nieder, um die feuchten Stellen näher zu untersuchen. Sie rührten offenbar von Tritten — von nassen Stiefeln her — sie führten, wenn auch nur noch schwach erkennbar von der Thür bis zum Ausgange in den Park.

„Dies sind die Spuren seiner Heimkehr," sprach er. Er hat die nassen, beschmutzten Stiefel noch getragen — sie müssen sich auch finden."

Sie fanden sich aber nicht, obschon er das ganze Haus, Boden und Keller, selbst die Stallungen und einen Theil des Parkes durchsuchte. Er fand auch die Kleidung nicht, welche der Doctor getragen hatte und die durchnäßt waren.

Auch das Verhör des Kutschers führte zu keinem weiteren Resultate. Derselbe hatte die Kleidung und Stiefel des Doctors, am Abend zuvor gereinigt, war an dem Morgen noch nicht im Hause gewesen und wußte gleichfalls nichts davon, ob sein Herr während der Nacht das Haus verlassen habe. Auch seine Aussagen trugen das Gepräge der Wahrheit.

Körber hatte durch die Haussuchung mehr Beweise aufzufinden gehofft. Die Täuschung stimmte ihn unwillig. Es war ihm ein Räthsel, wo Prell die durchnäßte Kleidung gelassen haben konnte. Auch eine doppelläufige Pistole fand er nicht in seinem Besitze. Diese — wie den Spaten konnte er freilich im Walde von sich geworfen oder versteckt haben.

Oder sollte er dennoch dies Alles im Hause versteckt haben? Er hatte es so genau und aufmerksam durchsucht. Selbst die Oefen hatte er untersucht.

Es blieb ihm räthselhaft. Er kannte des Doctors kalten, scharfberechnenden Verstand, allein er hatte nicht erwartet, daß es ihm gelingen werde, so vollständig jede Spur seiner nächtlichen That zu verwischen.

Er hatte die Zimmer sämmtlich abgeschlossen und kehrte mit den Schlüsseln in die Stube des Doctors zurück.

Ohne weiter eine Frage an ihn zu richten und ohne auf Prells forschenden und zugleich höhnenden Blick zu achten, befahl er ihm, ihm zu folgen.

„Darf ich mir die Schlüssel zurückerbitten," sprach Prell, indem er sich ruhig erhob.

„Nein," erwiderte Körber kurz. „Sie werden sie wohl auch nicht wieder gebrauchen."

„Vielleicht doch und sogar hoffe ich sehr bald," warf Prell ein.

„Folgen Sie mir," entgegnete Körber.

Er behielt die Schlüssel und schritt voran.

(Fortsetzung folgt.)

Eigener Herd.

Ein eigner Herd ist Goldes werth!
Drum rasch an's Werk, ihn aufgebaut!
Ich hab' auch schon mich umgeschaut
Nach guten, treuen Dienern.

Zum Ersten! Wer soll Koch mir sein?
Der Hunger, der sich selber stellt,
Mit Wenig gute Tafel hält,
Und köstlich würzt die Speisen.

Wer aber soll der Kellner sein?
Der Durst, er hol' und bring' den Wein,
Und sollt' er aus der Quelle sein,
Der Durst wird schon kredenzen.

Wer soll die Magd im Hause sein?
Die Arbeit, die von früh bis spät
So wie das Rad der Mühle geht,
Und Brod uns bringt und Ehre.

Und nun, wer soll die Hausfrau sein?
Ihr kennt doch die Zufriedenheit?
Wem die zum Kuß die Lippe beut,
Der ist und bleibt geborgen!

Nänny.

(Oil City.) Aus der Oelstadt und dem Steinölland „Petrolia" bringen die „Times" Schilderungen, die unwillkürlich zu Vergleichungen mit den Goldfeldern Californiens auffordern. „Times" nennen Petrolia geradezu das gelobte Land, wenn es auch nicht von Milch und Honig, sondern von Oel überquillt, das aus der Tiefe, aus ante-adamitischen harzhaltigen Wäldern an die Oberfläche dringt und die Luft mit scharfen, ellen Gerüchen erfüllt. Trotz jener Gerüche wären aber durch jene Gefilde wüste Strecken bevölkert, einsame Farmen in volkreiche Städte umgewandelt worden. Enorme Reichthümer würden in kürzester Frist gewonnen, wie es nun und nimmer in gleichem Maße an den Goldfeldern Australiens oder Californiens der Fall gewesen, wie es selbst zur Zeit der Entdeckung Amerika's unter den Spaniern nicht vorgekommen, weil es sich hier eben nicht um glitzerndes Gold, sondern um Brennöl, einen Gegenstand des allgemeinsten Bedarfes handelt. Andererseits sei aber das Petroleum-Paradies einer der ekelhaftesten Orte der Welt. Vor dem unerträglichen Duft alldort könne sich Niemand retten. Er erfülle die Lüfte, und obwohl den Leuten das Rauchen verboten werde, so rauchten sie dennoch. Der den Boden bedeckende Koth und jeder Lappen am Leibe werde inficirt, und dasselbe sei der Fall mit allen Gesprächen, da eben von nichts als von „Oil" die Rede sei, dessen Geruch den Wanderer allerorten hin begleite, sogar die Geschmacksnerven afficire, sich mit dem Duft der wildwachsenden Blumen mische und endlich gar die Gewässer mit einer Art von Metallglanz überziehe. Häuser und Möbel, Menschen und Pferde, kurz Alles habe einen Oelanstrich. Man wechsle die Kleider nicht, sondern werfe die unbrauchbar gewordenen weg. Zu verbrennen wage sie Niemand, aus Furcht, Land und Stadt in Brand zu stecken. Alle Welt sei dabei nur auf Geldmachen bedacht, und an Reinlichkeit und Comfort denkt Niemand.

(Ein lebendiges Conterfey.) Die „Br. Mgztg." schreibt: Eine Berühmtheit, die jetzt Breslau in seinem Weichbilde birgt, gehört der bescheidenen Sphäre eines Dienstmanns-Instituts an und verdankt die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihr namentlich in den studentischen Kreisen reichlich entgegengetragen wird, der auffälligen Aehnlichkeit mit unserem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck. Breslau hat noch nicht das hohe Glück gehabt, den Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten in seinen Mauern zu begrüßen, wir kennen ihn blos nach Photographien und dem xylographischen Stereotyp des Kladderadatsch. Wenn aber die Sonne nicht lügt und Wilhelm Scholz nicht täuscht, so besitzen wir in der That ein lebendes Conterfey von ihm in der Person jenes betriebsamen Packträgers, das kaum ähnlicher gedacht werden kann. Diese Eigenschaft ist des Mannes Glück. Manche Menschen kommen vorwärts durch Geist und Geld, manche ringen dem widrigen Geschick ihre bescheidene Existenz durch ein sorgenvolles Mühen und eine aufreibende Thätigkeit ab; unser Packträger hält sich über dem Wasser einer unablässig tosenden Concurrenz durch die längliche Bildung seines Kopfes, durch sein napoleonisch ermüdetes Auge, durch den vornehmen Schnurrbart und die hohe Stirn, auf deren einsamer Fläche die drei historischen Haare die Vergänglichkeit alles Irdischen predigen. Wenn sich seine Collegen thatenlos in der Sonne blähen, vermittelt er zärtliche Noten zwischen Liebespärchen oder Geldgeschäfte für abgebrannte Studiosen. Hauptsächlich aber excellirt er als Ganymed bei Commersen, wo er auch mit unnachahmlicher Grazie den schäumenden Gerstensaft kredenzt, dabei freilich auch sich nicht vergessend, denn Fama sagt von ihm, er huldige dem Grundsatz, Bier zu trinken, wo er es findet.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die Erste steigt, gleich einer Säule,
Oft grauenerregend in die Höh',
Fliegt still und lautlos, gleich der Eule,
Ihr Biß verursacht zweifach Weh'.

Die Letzten, — nun, wer kennt sie nicht?
Sie nennen einen Sorgenbrecher,
Wenn er als Erste Bahn sich bricht
Bei Vielen uns'rer frohen Zecher.

Das Ganze heißt, was uns Behagen
Sowie auch Labung oft verleiht;
Dabei die Damen sich beklagen,
Verwünschen es oft meilenweit

Besonders wenn die letzten Beiden
Der Ersten werden vorgesetzt,
Dann können sie es gar nicht leiden
Und fühlen sich dadurch verletzt,

Auflösung der Charade in Nr. 48:
„Geschlecht."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe der Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 50. Sonntag, den 10. Dezember 1865.

Willst du im Leben Kraft und Muth behalten,
Schau' über dich!
Willst träumen du von irdischen Gewalten,
Schau unter dich!
Willst du am eignen Herd nicht einsam schalten,
Schau um dich!
Und soll dein Herz nicht allzufrüh erkalten,
Schau in dich!

Wilib. Wulff.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Nachdem Alle das Zimmer verlassen hatten, schloß Körber dieses ab.

Ohne Zögern folgte Prell.

Die Wirthschafterin, welche ihren Herrn fortführen sah, warf sich ihm weinend entgegen.

„Was haben Sie nur begonnen, daß Sie verhaftet werden!" rief sie schluchzend.

„Bis jetzt weiß ich es selbst noch nicht," erwiderte Prell. „Seien Sie ruhig und geben Sie auf das Haus acht — der Herr Polizeicommissär macht sich nur ein Vergnügen — eine kleine Rache — das ist Alles! — Ich werde bald zurückkommen," fügte er hinzu.

Körber erwiderte kein Wort darauf.

Ohne Weigerung stieg Prell in den vor seinem Besitzthum harrenden Wagen. Drei Polizeidiener nahmen neben ihm im Wagen Platz, der vierte auf dem Bock neben dem Kutscher.

„Sie haften mir für Alles," sprach Körber noch einmal zu ihnen. „Einer bringt mir Nachricht nach meiner Wohnung." — Der Wagen mit dem Gefangenen rollte davon.

Körber schritt seiner Wohnung zu. Er bedurfte nothwendig der Ruhe. Daß er sich auf die ihm untergebenen Beamten verlassen konnte, wußte er; allein die Erfolglosigkeit der Haussuchung bei Prell, und Prells eisige Ruhe, sein Hohn hatte ihn auf's Neue aufgeregt.

Die Schmerzen der Wunde wurden immer heftiger.

Erschöpft warf er sich auf dem Sopha nieder, als er sein Zimmer endlich erreicht hatte. Er ließ einen Wundarzt holen. Derselbe erklärte die Wunde nicht für gefährlich, weil der Knochen nicht verletzt war, dennoch empfahl er ihm die größte Ruhe und Aufmerksamkeit, damit die Entzündung, welche bereits eingetreten war, sich nicht steigere. Er mußte fortwährend kalte Umschläge machen.

Er hätte kaum nöthig gehabt, ihm Ruhe zu empfehlen, Körbers Natur forderte sie nach den heftigen Anstrengungen von selbst. Es war seine Absicht gewesen, noch zum Criminalrichter zu gehen und demselben von seinem Schritte Anzeige zu machen, er konnte es nicht mehr. Durch einen Polizeidiener ließ er Pintus von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen.

Kaum eine Stunde später kam der Richter in größter Aufregung zu ihm.

„Commissär! Was haben Sie gemacht?" rief er bestürzt, als er in das Zimmer getreten war.

Trotz des heftigsten Schmerzes mußte Körber lächeln.

„Den Mörder Bergers verhaftet," erwiederte er.

„Den Mörder Bergers — den Doctor Prell?" rief Pintus, dessen Staunen noch wuchs. „Nein — das ist nicht möglich! Sie haben eine Uebereilung begangen — haben sich durch Ihren unglücklichen Verdacht zu weit führen lassen! Ich habe Sie vergebens gewarnt! Es ist ja unmöglich! — Prell ein Mörder! Bergers Mörder! Nein — ich glaube alles Andere eher! Haben Sie denn Beweise gegen ihn?"

„Ja — einige!" gab Körber zur Antwort und bat den Richter seinen Secretär zu öffnen. Immer noch steigerten sich Pintus Ueberraschung und Schrecken, als er die Uhr — die Werthpapiere — das Portemonnaie in dem Secretär fand. Auf den ersten Blick erkannte er diese Gegenstände als diejenigen, welche Berger geraubt waren.

„Woher haben Sie dies Alles?" fragte er.

„Ich will es Ihnen erzählen," sprach Körber, „aber ich bitte Sie, unterbrechen Sie mich nicht — mir wird das Sprechen schwer."

„Sprechen Sie — sprechen Sie," drängte Pintus, indem er einen Stuhl an das Sopha rückte und sich niederließ.

Körber erzählte ihm Alles ausführlich. Wie zuerst der Verdacht gegen Prell in ihm entstanden und sich fester und fester gesetzt hatte, dann den Vorfall mit dem Portemonnaie und das Ereigniß der letzten Nacht.

„Zweifeln Sie nun noch an Prells Schuld?" schloß er fragend. „Ich denke, jetzt werden Sie mir die Unschuld des Försters eingestehen und zugleich einsehen, daß Prell in geschickter Weise den Verdacht und die Beweise gegen ihn gerichtet hat, um den Verdacht von sich fern zu halten und zugleich den zweiten Nebenbuhler auf Paula's Liebe aus dem Wege zu räumen."

Der Richter sprang auf. Er konnte gegen diese Beweise

nicht zweifeln und dennoch vermochte er auch den Gedanken der Wahrheit nicht zu fassen.

„Und Sie haben bei der Haussuchung nichts gefunden?" fragte er.

„Nichts."

„Nicht das nasse Zeug — die feuchten Stiefeln — das Doppelpistol — den Spaten?"

„Nichts," wiederholte Körber. „Er hat alle Spuren, außer einigen feuchten Fußspuren in dem Gartenzimmer, sorgfältig bei Seite geschafft. Wo er das Zeug gelassen — weiß ich nicht. Er ist schlau und ruhig berechnend."

„Und Sie haben die Haussuchung mit Sorgfalt vorgenommen?"

„Mit größter Sorgfalt. Keinen Baum habe ich untersucht gelassen. Ich habe sogar schon mehreren Polizeidienern den Auftrag gegeben, auch den Wald bis zum Försterhause genau zu durchsuchen."

„Und wie benahm sich Prell bei der Verhaftung?"

„Wie ein Mann, der den Fall schon vorher überdacht hat, der zwar trotzdem, wenn es zur Ausführung kommt, erschreckt, sich aber schnell faßt und nun die äußerste Ruhe und Besonnenheit aufbietet, weil sie vielleicht das einzige Rettungsmittel für ihn sind. Ich sage Ihnen im Voraus, er wird Alles mit einer solchen Ruhe und Kälte leugnen, daß Sie selbst bei all diesen Beweisen gegen ihn sich eines Zweifels an seiner Schuld nicht werden erwehren können."

Pintus schritt aufgeregt, nachsinnend im Zimmer auf und ab.

„Körber," sprach er endlich vor ihm stehen bleibend, „haben Sie sich nicht in der Person des Doctors geirrt — es war Nacht — man täuscht sich leicht?"

Körber schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich würde nicht beschwören, daß er es war, der das Portemonnaie in jener Nacht über die Mauer geworfen hat, obschon ich fest davon überzeugt bin — allein ich konnte mich irren — in vergangener Nacht habe ich mich nicht geirrt. Es war nicht so dunkel, um nicht einen Mann zu erkennen, der keine zwei Schritt entfernt ist. Zudem kam er aus dem Hause — ging durch den Park und ich denke auch ein Andrer als Prell würde kaum so schnell entschlossen gewesen sein, mich über den Haufen zu schießen. Wäre es ihm gelungen, dann würde seine That vielleicht nie entdeckt sein!"

„Und wenn Sie dennoch irrten," warf der Criminalrichter ein.

„Ich begreife nicht, daß Sie solchen Beweisen gegenüber so schwer an die Schuld dieses Mannes glauben wollen?" rief Körber ungeduldig.

„Ich kenne ihn seit langen Jahren — er ist so ruhig — ein unbescholtener Mann."

„Und auch der Förster war ein unbescholtener Mann, und dennoch haben sie nicht gezögert ihn zu verhaften."

„Sein leidenschaftlicher Sinn ließ die That eher erklärlich finden," bemerkte Pintus.

„Ich halte den Doctor noch für leidenschaftlicher, nur versteht er es, zu verbergen, was in ihm vorgeht! doch ich will Ihnen noch einen Beweis an die Hand geben. Dort jenes geschwärzte zerrissene Papier — es ist der Pfropfen, mit dem die Pistole geladen — der Förster fand es dort, wo er auf mich geschossen — das Papier ist aus einem medizinischen Buche — es wird uns vielleicht gelingen, das Buch aufzufinden, aus dem das Blatt gerissen ist."

„Kann nicht ein Jeder Makulatur aus einem medizinischen Buche besitzen?" warf Pintus ein.

„Gewiß — ich denke aber dennoch, daß es in diesem Falle zum Beweise mit dienen kann."

Wieder durchschritt der Richter das Zimmer.

„Sollte Prell, wenn er diese Nacht diese Sachen vergraben, nicht sofort geflohen sein?" fragte er.

„Nein," erwiderte Körber. „Er wird mich nicht erkannt haben. Durch die Flucht hätte er Alles eingestanden und wäre verloren gewesen, wenn er eingeholt wäre. Solche Männer wie er, treten lieber mit Ruhe und Kälte Allem entgegen. Er ist bemüht gewesen, jede Spur seiner That zu verwischen, er wußte ja nicht einmal ob ich ihn erkannt hatte, wußte nicht, daß ich ihn von seinem Hause an gefolgt war — seine Flucht wäre Thorheit gewesen."

„Gut, ich werde ihn in das Gefängniß führen lassen," sprach Pintus. „Ich werde in der Untersuchung doppelt aufmerksam sein und heute noch einmal die genaueste Haussuchung in Prells Hause vornehmen."

„Wollen Sie dann darauf achten, ob unter den Pistolen sich keine findet, in welche die Spitzkugeln zu Hellmanns Büchse passen?" bemerkte Körber. „Ich habe heute Morgen mir nicht Zeit dazu genommen."

„Ich werde darauf achten," versicherte der Richter.

„Und nun noch Eins, Herr Criminalrichter," sprach Körber. „Mögen Sie noch immer Zweifel hegen, ob Prell der Mörder ist, oder nicht — die Gewißheit muß sich Ihnen nun doch endlich aufgedrängt haben, daß Hellmann unschuldig ist, daß er seit Monaten unschuldig ist, daß eine Bubenhand die Beweise auf ihn hingelenkt hat!"

Es wurde dem Richter schwer, einzugestehen, daß er sich geirrt habe. Er konnte indeß nicht anders.

„Ich will Ihnen keine Vorwürfe deshalb machen," fuhr Körber fort, „es ist einmal so geschehen, die Beweise waren ja auch scheinbar gegen ihn, nun entziehen Sie ihm aber nicht länger die Freiheit — jetzt — jetzt öffnen Sie endlich sein Gefängniß!"

„Ja ich werde es thun," gab Pintus zur Antwort, „nur verlangen Sie es heute nicht, lassen Sie mich erst die Haussuchung vornehmen, des Doctors Wirthschafterin und Kutscher und auch den Förster und dessen Knecht verhören. Ich will dies heute noch thun und morgen will ich Hellmann die Freiheit zurückgeben!"

„Es ist noch ein ganzer Tag und eine ganze Nacht, die er in dem engen Raume zubringen soll!" warf Körber ein. „Doch es mag sein — dann theilen Sie ihm zum wenigsten heute noch mit, daß er morgen frei wird. Sein Herz gewinnt dann Zeit, sich darauf vorzubereiten!"

Der Richter versprach dies. Er nahm die von Körber aufgefundenen Sachen mit sich, um sich durch die Aussagen und die Besichtigung des alten Berger zu überzeugen, daß Sie dessen Sohn gehört hatten. Er zweifelte nicht an ihrer Aechtheit, allein sein Irrthum über die Schuld des Försters hatte ihn ängstlich gemacht.

So still auch die Verhaftung des Doctor Prell ausgeführt war, so war sie dennoch kein Geheimniß geblieben. Schon wenige Stunden später wußte die ganze Stadt darum und kannte sogar die Gründe der Verhaftung. Daß Prell als Mörder Bergers verhaftet war, rief noch eine größere Bestürzung hervor als damals die Nachricht von dem Tode des jungen Kaufmanns. Die Mitglieder des Philemon waren außer sich, wüthend auf den Commissär, denn er trug nach ihrer Ansicht alle Schuld.

Erst auf diesem allgemeinen Wege erhielt auch Anna die Nachricht von Prell's Verhaftung und der Verwundung ihres Verlobten. Natürlich hatte das Gerücht die letztere bedeutend vergrößert. So freudig sie auch der Gedanke durchzuckte, daß ihr Bruder nun frei werde, so drückte die Angst um ihren Geliebten die Freude bedeutend nieder. Vergebens suchte ihre Mutter sie zu beruhigen, sie ließ sich nicht zurückhalten, selbst wollte sie sich überzeugen und eilte zu ihm.

Körber erschrak, als Anna ängstlich, hastig in sein Zimmer stürzte. Er errieth sofort, was sie ängstigte und zu ihm trieb.

„Anna!" rief er ihr lächelnd entgegen, „Du hast Dich ohne Noth geängstigt — es ist nichts — eine Kleinigkeit — Prell hat zu treffen verlernt!"

Anna trat an das Sopha heran, auf dem er lag. Seine bleichen Wangen widersprachen seinen Worten.

„Du bist verwundet, Hermann!" rief sie. „Weshalb hast Du es mir geheim gehalten — hast nicht zu mir geschickt? Es ist gefährlicher, als Du mir gestehen willst!"

„Mein Kind," erwiderte Körber. „Wozu sollte ich Dich ängstigen. Ich wollte heute Nachmittag zu Dir kommen und wollte Dir zeigen, daß Du nichts zu befürchten hast!"

„Aber Du siehst bleich aus — bist angegriffen, warf Anna ein.

„Ich bin ermüdet," entgegnete Körber. „Prell hat mich tüchtig abgehetzt — aber jetzt kann ich mir ja Ruhe gönnen — ich habe erreicht, wonach ich so lange gestrebt habe. Anna, nun soll unsere Liebe auch kein Geheimniß mehr bleiben — offen will ich sie bekennen, ich bin ja stolz darauf —. Nun wirst Du bald ganz und für immer mein eigen!"

Er zog sie glücklich an sein Herz.

„Und wann wird Heinrich frei!" fragte Anna.

„Morgen — morgen!" rief Körber. „Jetzt endlich glaubt der Criminalrichter an seine Unschuld. Aber heute erfährt Heinrich schon, daß sich morgen die Thür seines Kerkers öffnet, er weiß es vielleicht schon — es ist gut so — er gewinnt Zeit, die Freude zu fassen. Ja, Anna — die Monate im Gefängnisse haben ihn arg mitgenommen — Ihr werdet erschrecken, wenn Ihr ihn wiedersehet, bekämpft Euch, laßt es ihn nicht merken. Wir wollen ihn pflegen und aufheitern — eine freudige und glückliche Zukunft soll ihn die trüben Schatten in seiner Vergangenheit vergehen machen. Ich hoffe, er wird noch sehr glücklich werden."

Anna blieb bei ihm, um ihn zu pflegen. Und es that ihm wohl, wenn ihre weiche Hand sich auf den schmerzenden Arm legte. Bis zum Abend harrte sie bei ihm aus, dann erst kehrte sie zu ihrer Mutter zurück.

Körbers zähe, gesunde Natur hatte sich schon am folgenden Morgen nach einem festen Schlafe bedeutend erholt.

Zwar hatte der Arzt Körber untersagt, das Zimmer zu verlassen und ihm geboten, jede Aufregung zu vermeiden, dennoch kleidete er sich an. Es ließ ihm keine Ruhe zu Hause. Hellmann kam an diesem Tage frei — er mußte ihn begrüßen und er hoffte frohe Botschaft für ihn mitzubringen. Das trieb ihn fort.

Nach dem Hause des alten Berger eilte er. Auf's Tiefste bewegt kam ihm der Alte entgegen.

„Endlich haben Sie den Mörder meines unglücklichen Sohnes entdeckt," sprach er, „ich weiß, mit welcher Selbstaufopferung Sie die schwachen Spuren verfolgt haben. Es hat ja Niemand außer Ihnen eine Ahnung davon gehabt, daß Prell der Mörder sei. Ich am wenigsten. Er sprach mir so ruhig seine Theilnahme aus, er war mein Hausarzt seit Jahren — ich habe ihm vertraut, habe ihm nie ein Leid zugefügt und doch hat er mir mein ganzes Lebensglück geraubt!"

„Er wird seine That jetzt büßen," entgegnete Körber.

„Es mag unedel sein von mir," fuhr der Alte fort, „dennoch gewährt es mir Trost, daß er der Strafe nicht entgeht. Und Ihnen, Herr Commissär verdanke ich dies. Aber nicht umsonst sollen Sie sich gemüht haben. Ich halte Wort, die zehntausend Thaler, welche ich für den Entdecker des Mörders meines Sohnes bestimmt habe, sollen Sie empfangen — heute noch, wenn Sie es verlangen."

„Herr Berger," unterbrach ihn Körber. „Nicht der Gedanke an die Belohnung hat mich angetrieben, nicht eher zu ruhen, bis ich den Mörder entdeckt hatte — und auch nicht deshalb komme ich heute zu Ihnen. Was mich stets von Neuem antrieb, wenn ich schon die Hoffnung verloren hatte, war das Geschick eines Mannes, von dessen Unschuld ich fest überzeugt war und der dennoch im Gefängniß saß — des Försters. Ich hatte mir gelobt, ihn zu befreien und es ist mir gelungen!"

„Ich werde, so viel in meinen Kräften steht, Sorge tragen, daß auch er vergißt, was er unschuldig erduldet hat!"

„Herr Berger," sprach Körber ernst. „Ich zweifle, daß Sie dies durch Geld erringen können. Es giebt nur ein Mittel, und deshalb komme ich zu Ihnen."

„Sprechen Sie," drängte der Alte.

„Lassen Sie mich mit Paula sprechen," gab Körber zur Antwort.

Der alte Kaufmann ahnte Körbers Absicht.

„Wollen Sie mir das Kind wieder nehmen, welches mein einziger Trost ist?" rief er.

„Nein, — nicht jetzt," erwiderte Körber. „Lassen Sie mich mit ihr sprechen."

Der Alte zögerte mit der Antwort, da trat Paula selbst in das Zimmer.

Man sah ihren bleichen Wangen und gerötheten Augen an, wie gewaltig sie die That und das Geschick ihres Vormundes erschüttert hatte.

Schweigend trat sie auf Körber zu und reichte ihm die Hand.

Körber behielt sie in der seinigen. „Die Wendung haben Sie nicht geahnt?" fragte er.

„Nein — nein," erwiderte Paula, „ich würde ja sonst keine Stunde länger in seinem Hause geblieben sein!"

„Und es ist auch nie der leiseste Verdacht in Ihnen aufgestiegen?"

„Nie!" versicherte Paula.

„Er versteht es ja, sich zu verstellen und zu beherrschen wie wenige," fuhr Körber fort. „Er hat Alles auch mit der ruhigsten und genauesten Berechnung und Ueberlegung gethan."

„Und es ist kein Zweifel mehr, daß er die That begangen hat?" fragte Paula. „Er ist doch nicht auch unschuldig verhaftet wie —!"

„Wie Hellmann, wollen Sie sagen," fügte Körber hinzu, „Er ist schuldig. Er hat die dem Todten geraubten Gegenstände gehabt — er kann sich nicht reinigen. Fräulein, weil er Sie liebte, hat er Ihren Verlobten ermordet und weil noch das Herz eines andern Ihnen gehörte, hat er auch diesen zu verderben gesucht, indem er den Verdacht seiner That auf ihn wälzte. Hellmann hat die Liebe zu Ihnen mit Monate langer Gefangenschaft gebüßt, ohne irgend ein Vergehen, ohne eine Schuld hat er im Gefängnisse geschmachtet und dennoch ist seine Liebe nicht geringer geworden. Ich bin neulich bei ihm gewesen — er gestand mir, daß diese Liebe das Einzige sei, was ihn in seinen Qualen tröste, und vor Verzweiflung bewahre."

Er blickte Paula bei diesen Worten prüfend an. Ihre Augen senkten sich, eine leichte Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Fräulein, heute öffnet sich Hellmann's Gefängniß," fuhr er langsam fort, „heute erlangt er endlich die Freiheit wieder; er ist gebrochen an Geist und Körper. Das Gericht kann ihm niemals ersetzen, was er unschuldig erduldet hat, nicht mit Geld lassen sich seine Qualen aufwiegen, nicht mit Geld die Erinnerung daran verwischen. Es giebt nur eine Macht, die dieses kann, und diese Macht liegt in Ihren Händen."

Paula schwieg. Dunkler wurde das Roth auf ihren Wangen — ihr Herz schlug schneller — lauter.

(Fortsetzung folgt.)

Am 5. Dezember*).

Dem Gedächtniß zweier Todten.

1. Mozart's letzte Stunde.

Der Meister liegt am Sterben, so trüb, so todesbang,
Der Meister, der das Requiem zum Schwanenlied sich sang.

In tausend wunde Herzen hat Trost geweht sein Ton;
Doch ihm in schwerster Stunde ist jeder Trost entfloh'n.

Im reichsten Künstlerstreben zu sinken in den Tod,
Von Weib und Kind zu scheiden in Armuth und in Noth; —

Mit reiner Hand die Saiten zu rühren nimmermehr:
Das preßt das Herz des Meisters, das macht das Sterben schwer.

Sein Weib mit Hoffnungsworten will bannen seinen Harm:
Doch er, deß Herz umfangen schon kalt von Todes Arm:

„O sprich mir nicht vom Leben, sprich von der Erde nicht!
Mein Herz braucht andrer Hoffnung, da es im Tode bricht.

Die Hymne zu Maria mit ihrem frommen Klang
Hat oft mir Trost gesungen, so ich in Kummer rang.

*) Der 5. Dez. ist Mozart's und Platen's Todestag.

Und drauf zu seinem Kinde: „Geh', setz' dich an's Cembal
Und spiel' die heil'ge Weise mir noch ein einzigmal,

Daß Himmelsfrieden ziehe in's trübe Herz mir ein,
Daß Tröstung ich empfahe in bitt'rer Todespein."

Und wie die milden Klänge in's kranke Herz ihm zieh'n,
Da fühlt er all' sein Bangen und all' sein Leiden flieh'n.

Er faltet fromm die Hände, sein Auge aufwärts schaut,
Wie Einer, der voll Glaubens dem Himmel fest vertraut.

Und wie vom Avegruße verhallt der letzte Ton, —
Da ist des Meisters Seele zur bessern Welt entfloh'n.

• • •

2. Platen's Ende.

Zu Syrakus im fernen Süd' ein Dichter ruht auf weichem Pfühl,
Das Aug' geschlossen lebensmüd', die Stirne bleich, die Lippe kühl.

Wohl fühlt' er, wie das Herz ihm schon der Tod erfaßt mit kalter Hand;
Und doch, — kein einz'ger Klageton dem Dichtermunde sich entwand.

Er war ein Mann, wohl ernst und schlicht, in Kampf und Mißgeschick erprobt;
Er stund, ein Fels, und wankte nicht, wie auch die Sturmfluth ihn umtobt.

Und wie man einsam und allein den Lebensweg ihn wandern sah,
So stand in seiner Todespein kein Freundesherz ihm liebend nah'.

Kein letzter treuer Druck der Hand, — kein Ohr, das seinem Odem lauscht,
Kein Auge, so das seine fand, kein Mund, der Trostesworte tauscht. —

Da tritt, vom Hauswirth hergesandt, ein Priester ein zu letzter Frist.
Der beut dem Sterbenden die Hand und spricht: „Gelobt sei Jesus Christ!"

Der Kranke hebt die Wimpern sacht, dann winkt er ab mit schwacher Hand.
„Habt Dank, daß meiner Ihr gedacht; doch wisset, ich bin Protestant."

Und doch, — er faßt das Christusbild; — ein Blick, — die fahle Lippe bebt! —
Schon ist sein Erdenleid gestillt, sein Geist zu lichtern Höh'n entschwebt.

Und ob vom Heimathland weitab der Dichter sank in Todesnacht:
Ihm wurde, als er ging zu Grab, ein ehrenvoll Geleit gebracht.

Denn als die Trauermähr erschallt: „Ein Dichter todt in Syrakus!" —
Da eilt herbei so Jung wie Alt, zu bieten letzten Scheidegruß.

Dem Todten flechten edle Frau'n das Lorbeerreis ums Dichterhaupt,
Und Sarg und Bahre ist zu schaun von reichem Kranzgewind umlaubt.

Und als der Zug dem Dom sich naht, da öffnet sich die Flügelthür,
D'raus tritt im glänzenden Ornat der Bischof mit dem Chor herfür.

Die Priesterschaar in ernsten Reih'n, sie wallet bis zum Friedhof mit,
Und Straße aus — und Straße ein mehrt sich der Zug mit jedem Schritt.

Aus Sängermund ein Trauersang ertönt dem deutschen Dichter werth!
So hat die Stadt im Grabesgang den Dichter und sich selbst geehrt.

G. N. Marschall.

II. **Herrieden**, Anfangs Dezember. Witterungsverhältnisse Europa's im Monat November 1865. Es dürfte nicht leicht einen Monat gegeben haben, wo die beiden Hauptluftströmungen unseren Erdtheil so constant in 2 Hälften theilten, wie der vorige. Während der Antipassat seine Stellung im Nordwesten durch fortwährend neuen Zuschuß hartnäckig behauptete, mußte sich der Passat mit dem südöstlichen Europa begnügen. Ersterer erhöhte durch seine warme Aequatorial-Strömung und in Verbindung mit dem Golfstrome die Temperatur im Nordwesten unseres Erdtheiles so sehr, daß es in Skudesnäs in Norwegen (64° n. Br.) im Durchschnitte um 2,8° wärmer war, als in Odessa am schwarzen Meere (47° n. Br.). Ebenso war es in Wien (48° n. Br.) um 3,1° kälter, als in Valentia in Irland (52° n. Br.). Aus gleicher Ursache war es im nördlichen Spanien (Bilbao) um 2,2° wärmer, als im südl. Frankreich (Marseille), und sogar um 3,2° als im mittleren Italien (Rom), ferner an der nördlichsten Spitze von Schottland (Nairn) um 0,9°, als dahier.

Die Bewölkung war im Allgemeinen sehr stark, und selbst in den Regionen des Passats herrschte nicht immer heiterer Himmel. Auch an Stürmen fehlte es nicht, der Antipassat führte häufig förmliche Orkane mit sich, welche namentlich zu Ende des Monats an den West-Küsten Europas verheerend auftraten.

Deutschland war in der Regel an der Grenze beider Luftströmungen, wie dies im Monat November öfter vorkommt, und zwar in der Art, daß meist in den oberen Regionen der leichtere Antipassat und in den unteren der schwerere Passat wehte. Nur einige Tage um die Mitte des Monats hatte die Polarströmung auch die oberen Regionen, und zu Anfang und Ende desselben die Aequatorialströmung auch die unteren Luftschichten beherrscht. Die Folge dieser übereinander ziehenden Luftströmungen war ein meist bedeckter Himmel, und eine durch gehinderte nächtliche Wärmestrahlung etwas wärmere Temperatur, sowie häufige Nebelbildung. Indessen war dieser Zustand unserer Atmosphäre der Vegetation sehr günstig und lockte die noch nicht aufgegangene Wintersaat allmählich noch heraus. Hätten wir, wie voriges Jahr, den Passat einen großen Theil des Monats vorherrschend gehabt, so würde die große Kälte der Vegetation sehr nachtheilig gewesen sein.

Der Niederschlag, welcher dahier 51,48mm und in Paris 66,28mm betrug, bestand im nordwestlichen Europa, selbst in Norwegen nur in Regenform, dagegen schneite es unter dem Einflusse des Passatwindes bis weit über Wien im Donauthale aufwärts, und selbst auf den Bergen um Rom.

Die Sternschnuppenperiode fiel gerade in die heiteren Tage des 13. und 14. November, doch waren dieselben nicht so zahlreich, als sonst; am 14. wurde an vielen Orten, südlich bis Münster ein Nordlicht beobachtet.

Auf den menschlichen Organismus scheint die bei uns herrschende Temperatur namentlich durch ihre Gleichmäßigkeit günstig gewirkt zu haben, wenigstens würde dahier der Krankenstand unter dem Mittel geblieben sein, wenn nicht die noch immer häufigen Cholerinfälle gewesen wären.

Die an den einzelnen Hauptstationen Europas um 8 Uhr Morgens beobachteten Mitteltemperaturen waren mit ihren Extremen der Reihe nach: Alikante in Südspanien 15,1, (zwischen 12,0 u. 17,2), Lesina in Dalmatien 13,4 (Diff. 6,1 u. 19,6), Palermo in Sizilien 13,1 (6,8 u. 18,0), Palma auf Mallorka, balearische Inseln im mittelländischen Meere 12,8 (8,8 u. 16,0), Lissabon in Portugal 12,3 (10,4 n. 13,5), Bilbao im nördlichen Spanien 12,1 (6,1 u. 21,0), Marseille im südlichen Frankreich 9,9 (5,0 u. 16,9), Triest am adriatischen Meerbusen 9,2 (—6,2 u. 15,3), Rom 8,9 (1,0 u. 18,0), Brüssel 8,6 (3,2 u. 14,8), Amsterdam 8,0, (— 4,8 u. 11,8) Valentia in Irland 7,7 (1,7 und 11,1), London 7,0 (0.6 u. 12,6), Madrid 6,8 (1,9 u. 10,9), Paris 6,6 (—0,2 u. 11,9, absolut – 0,5 u. 15,0), Wien 4,6 (—4,1 u. 10,5), Nairn in Schottland 4,5 (—1,7 u 12,2), Skudesnäs in Norwegen 4,4 (—4,6 u. 9,8), Herrieden 3,6 (—3,0 u. 10,4, absolut —5,1 u. 13,0), Stockholm 2,6 (—2,7 u. 8,3), Odessa am schwarzen Meere 2,1, (—4,0 u. 11,8) Bern in der Schweiz 1,9 (—4,8 u. 8,3), Petersburg 0,4 (—11,3 und 7,9), Moskau 0,1 (—14,3 u. 10,5), endlich Haparanda in Lappland —2,9 (—16,8 u. 5,2).

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 51. Sonntag, den 17. Dezember 1865.

Dein Herz ist ein Acker.

Will das Schicksal hart dich pflügen,
Nicht blos Furchen deinen Zügen,
Furchen drücken in dein Herz:
Nimm' es als Nothwendigkeiten,
Dir die Seele zu bereiten,
Denn am tiefsten furcht der Schmerz.

Lerne nur den Schmerz begreifen!
Nimmer wird die Ernte reifen,
Wenn nicht tief das Saatkorn fällt.
Himmelsthau muß es dann feuchten;
Wenn dich Thränen nie erweichten,
War dein Herz nicht wohlbestellt.

Gust. Kühne.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Fräulein," begann Körber wieder, „ich werde von hier zu meiner Braut eilen, dort werde ich Hellmann begrüßen — wollen Sie mir nicht ein Wort an ihn mitgeben, nur ein einziges Wort, das aber sein Herz mit Glück erfüllen würde?"

„Dringen Sie nicht in mich — jetzt noch nicht," erwiderte Paula verwirrt — verlegen. „Ich selbst muß nach all diesen Erschütterungen mich erst wieder zu fassen suchen!"

„Verstehen Sie mich nicht falsch," bemerkte Körber, „ich kann mich ja in ihre Lage hinein versetzen, nur das Wort möchte ich ihm als Gruß aus Ihrem Munde bringen, daß er sich aufrichten und auf die Zukunft bauen möge. Darf ich ihm das sagen? Wollen Sie ihm Hoffnung geben — nur sichere Hoffnung — so bürge ich Ihnen, daß er Ihrem Herzen volle Zeit gönnen wird, all die trüben Eindrücke zu überwinden. Darf ich ihm dies sagen?"

Paula kämpfte mit sich. Ihr Blick richtete sich auf den alten Berger, als wollte sie auf dessen Gesichte die Antwort oder die Erlaubniß zu einer Antwort suchen.

„Ich soll Dich wieder verlieren!" rief der Alte. „Du sollst mir wieder entrissen werden, nachdem ich mich kaum an den Gedanken gewöhnt habe, ein Kind in Dir wieder gefunden zu haben!"

Körber trat zu dem Alten und legte die Hand auf dessen Schulter.

„Herr Berger," sprach er. „Verlieren Sie denn Paula, wenn sie ihr und eines andern Menschen Lebensglück begründen? Gewinnen Sie nicht zwei Herzen dadurch! Hellmann ist wohl oft wild und leidenschaftlich gewesen, allein sein Herz ist gut, er ist nicht unwerth, daß auch sie ihn Sohn nennen. Sie brauchen Paula ja nie zu verlassen!"

Auch der Alte kämpfte einen Augenblick mit sich, dann rief er entschlossen:

„Gut — Paula, ich will Dich nicht hindern. Für einen alten Mann wie ich bin, wird immer noch ein Platz in Deinem Herzen übrig bleiben!"

„Drängen Sie nicht jetzt in mich!" rief Paula.

„So soll ich ohne Gruß und ohne Antwort vor Hellmann hintreten!" fragte Körber. „Ich verlange ja nur so wenig. Sie sollen ja nur Ihr Herz fragen, ob es ihm Hoffnung geben kann — Hoffnung, an der er sich wieder aufrichtet!"

„Gieb sie ihm, wenn Dein Herz es kann," redete der Alte zu.

„So sagen Sie es ihm," erwiderte Paula leise.

„Haben Sie Dank Paula für dies eine Wort!" rief Körber freudig, indem er ihre Hand erfaßte. „Nun begrüße ich den armen Freund mit Jubel. Ich sehe im Geiste, wie dies eine Wort, dieser eine Gruß von Ihnen ihn aufrichtet, wie er mich erst fragend anblickt, weil er so viel Glück nach so düsteren Tagen nicht sogleich zu fassen vermag, ich sehe, wie sich seine bleichen abgezehrten Wangen dann langsam röthen, wie sein Herz schneller schlägt und dies eine Wort schnell einen Schleier über seine trübe Vergangenheit wirft. Haben Sie Dank — Dank in seinem Namen!"

Körber eilte mit ungeduldiger Freude fort, es trieb ihn dem Freunde das Wort des Glückes zuzurufen.

Er stürmte über die Straße. Schon erblickte er Hellmann in dem Hause seiner Mutter neben Anna am Fenster. Er eilte in das Haus, in die Stube.

Auch Hellmann hatte ihn gesehen, er wußte von seiner Schwester bereits Alles — wem er seine Rettung verdankte.

Er stürzte Körber entgegen, mit offenen Armen, und preßte ihn an seine Brust.

„Körber — Dir — Ihnen — verdanke ich meine Freiheit, mein Leben!" rief er.

„Laß das Du," erwiderte Körber. „Hellmann, ich denke, wir sind Freunde und werden es bleiben! Nun Glück auf zu Deiner Freiheit!"

Ein finsterer, bitterer Zug legte sich schnell wieder auf Hellmanns Stirn.

„Den Gedanken an Glück haben mir die Monate im Gefängnisse abgewöhnt!" erwiderte er. „Ich rechne nicht mehr darauf!"

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er die trüben Erinnerungen, welche sich ihm aufdrängten, verwischen.

Einen Augenblick lang bemächtigte sich auch Körbers ein schmerzliches Gefühl, als er des Freundes bleiches Gesicht, seine abgezehrte Gestalt in vollem Lichte erblickte. Er ließ dies Gefühl indeß kaum auftauchen. Er mußte es zurückdrängen.

„Thorheit! Freund!“ rief er heiter. Du bist wieder frei und mit der Freiheit kehrt das Glück zurück!“

Hellmann schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Ich habe ein Wort für Dich, Hellmann,“ fuhr Körber fort, „das mit einem Male ein Lächeln des Glückes auf Deinem Gesichte hervorruft, was Dein Herz freudig stimmt und Dich all die trüben Stunden vergessen läßt. Hör mich an, komm! —“

Er legte die Hand auf des Försters Schulter. „Ich komme soeben von Paula!“

Unwillkürlich blickte Hellmann auf und seine Augen erhielten einen Theil ihres alten Glanzes wieder.

„Sie läßt Dich grüßen, Hellmann,“ fuhr Körber fort. „Und ihr Herz läßt Dir sagen — Du sollest hoffen auf die Zukunft!“

Wie Körber vorausgesagt hatte, richtete der Förster sich empor und seine Augen waren fragend, mit ängstlicher Spannung auf ihn gerichtet.

„Ich spreche die Wahrheit!“ sprach Körber lächelnd.

„Die Wahrheit — die Wahrheit!“ rief Hellmann innerlich aufjubelnd. „Ihr Herz giebt mir Hoffnung!“

„Sie hat es mir gesagt!“ versicherte Körber. „Nur Zeit mögest Du ihr lassen, daß sie die erschütternden Eindrücke der letzten Zeit überwinde. Ich denke, Du wirst dies thun!“

„Alles will ich thun, was sie verlangt!“ rief Hellmann. „Oh — um diesen Preis will ich gern die Zeit im Gefängnisse gesessen haben — dies — dies hatte ich ja nicht gehofft! Und Dir — Körber, — Dir, Freund, verdanke ich auch dies!“

Aufs Neue schloß er ihn in seine Arme.

„Welche Wirkung ein einziges Wort hervorzubringen vermag,“ sprach Körber lächelnd. „Anna nun lege auch Du ein solches Wort auf meinen verwundeten Arm — das eine Wort, daß ich Dich bald als mein Weib heimführen soll!“

Anna reichte ihm ihre Hand, ihr Herz hatte ja ein gleiches Verlangen.

Das Glück, welches noch vor wenigen Tagen von diesem Hause so fern zu sein schien, war nun mit einem Male und in vollem Glanze eingezogen, denn es umfaßte vier Herzen.

* * *

Prell saß im Gefängnisse.

Des Criminalrichters Untersuchung seines Hauses hatte nicht das geringste Resultat ergeben. Auch im Walde war trotz des aufmerksamsten Forschens durch die Polizeidiener nichts aufgefunden, was zu einem weiteren Beweise gegen ihn hätte dienen können. Alle Beweise gegen Prell stützten sich allein auf Körbers Zeugniß. Weder des Doctors Wirthschafterin, noch sein Kutscher hatten irgend etwas Beschwerendes gegen ihren Herrn auszusagen vermocht und des Försters und dessen Knechtes Aussagen hatten nur Körbers Mittheilung bestätigt.

Prell blieb in mehreren Verhören, welche der Criminalrichter mit ihm anstellte, bei seiner kalten, ruhigen Behauptung, daß er von Allem nichts wisse, daß der Commissär sich geirrt haben müsse, denn er habe in jener Nacht sein Haus nicht verlassen, er habe mit Bergers Tode nichts zu schaffen, habe nie die ihm geraubten Sachen in Händen gehabt.

So scharf des Criminalrichters Auge auch zu blicken vermochte, aus Prells Zügen las er nicht das Geringste, keine Furcht, keine Unruhe. Prell berief sich auch nicht darauf, daß man in seinem Hause nichts gefunden habe, was gegen ihn sprechen könne, er blieb ruhig bei seiner Behauptung, nichts von Allem zu wissen.

Seine Ruhe, seine Kaltblütigkeit weckte aufs Neue Zweifel bei Pintus. Konnte Körber sich nicht dennoch geirrt haben, so fest er auch bei seiner Aussage blieb! Eine Täuschung war ja bei der Dunkelheit der Nacht doppelt leicht möglich gewesen, zumal Körber schon durch den Verdacht gegen Prell eingenommen gewesen war.

Wenn nun aufs Neue dieser unglückseligen That wegen ein Unschuldiger verhaftet war und im Gefängnisse saß! Sein Ruf als Richter stand auf dem Spiele.

Er hatte schon mit so vielen Verbrechern zu thun gehabt, mit den schlauesten und geübtesten, mit den kaltblütigsten und besonnensten, aber noch kein Fall war ihm vorgekommen, wo es einem Verbrecher gelungen wäre, jede Spur seiner That so vollkommen zu verwischen.

Der Förster hatte in einem Baume eine der Kugeln, welche auf Körber abgeschossen waren, gefunden und sorgfältig ausgelöst — sie paßte indeß in keine der Pistolen, welche in des Doctors Zimmer hingen.

Vergebens hatte auch Körber noch einmal das Haus durchsucht, er hatte nichts gefunden. Jedes Stück Papier hatte er geprüft, jedes Buch durchblättert, um dasjenige zu finden, aus welchem jenes Blatt ausgerissen war, welches bei dem Schusse auf ihn als Pfropfen gedient hatte. All seine Bemühungen waren vergeblich geblieben. Er war fest überzeugt, daß er sich in Prells Person nicht geirrt hatte, die Zweifel, die sich mehr und mehr gegen ihn laut machten, peinigten ihn.

Vor Allen hatten die Mitglieder des Philemon dazu beigetragen, die Zweifel gegen ihn zu verbreiten und der Superintendent Feld hatte offen erklärt, Prells Verhaftung sei nur ein Racheakt und eine schlaue Berechnung von ihm, um Hellmann zu befreien. Er war ja mit dessen Schwester verlobt und hatte diese Verlobung öffentlich bekannt gemacht.

Es kam noch hinzu, daß Prells Tochter, Marie, bei der Nachricht von der Verhaftung ihres Vaters sofort aus der Residenz zurückgekehrt war. Sie konnte nicht an die Schuld ihres Vaters glauben und ihr Schmerz, ihre Thränen gingen allen zu Herzen.

Was in ihren Kräften stand, that sie, ihren Vater zu befreien. Alle, welche auf das Geschick desselben irgend einen Einfluß haben konnten, bestürmte sie mit Bitten und Thränen und des Mädchens Versicherungen, daß ihr Vater unschuldig sei, klangen so wahr, so offen.

Hatte man Anfangs bei Prells Verhaftung des Commissärs unbeugsamen Eifer, seinen Scharfblick und seine Entschlossenheit gepriesen, so blickte man jetzt mit unverhohlenem Mißfallen, selbst mit Mißtrauen auf ihn. Ja von mehreren Mitgliedern des Philemon war sogar im Geheimen an den Polizeidirector und den Criminalrichter die Bitte und Aufforderung ergangen, gegen Körber selbst eine Untersuchung einzuleiten, weil er einen ehrenhaften Mann verhaftet habe, gegen den nichts weiter spreche, als sein Zeugniß. Man erbot sich nachzuweisen und Zeugen zu stellen, daß Körber schon früher, noch ehe Berger ermordet sei, sich mißtrauend über Prells Charakter ausgesprochen habe. Ja man ging so weit, sein ganzes Verfahren gegen Prell als eine absichtliche Beleidigung und Kränkung des Philemon, dem dieser ja angehörte, zu deuten.

Körber war dies Alles nicht geheim geblieben, er lachte darüber. Nur zu bald empfand er indeß, wie unangenehm es ist, fast überall mit Unwillen betrachtet zu werden. Namentlich that ihm Anna leid. Sie klagte nicht gegen ihn, sprach nie hierüber, aber aus ihren öfter gerötheten Augen errieth er nur zu deutlich, daß sie hierüber geweint hatte.

Wieder stand er fast auf demselben Punkte wie früher. Er hatte endlich Ruhe zu finden gehofft, und auf's Neue mußte er sinnen und forschen, um Beweise gegen Prell zu finden, weil man seiner Zeugenaussage nicht volles Gewicht beilegte, weil man an der Wahrheit derselben zweifelte. Dieser unglückselige Fall, der ihm schon so außerordentlich viel Mühe gemacht hatte, war nun sogar für ihn zu einer Lebensfrage geworden. Wieder fehlte ihm jede Spur, die er hätte aufnehmen und verfolgen können.

Auch Hellmann litt unter diesen Verhältnissen. Er war in das Försterhaus und in seine Stellung zurückgekehrt, er hatte sich von den erduldeten Qualen im Gefängnisse einigermaßen erholt, allein die Hoffnung, auf welche Paula ihn hatte hinweisen lassen, war für ihn mehr und mehr gesunken.

Die peinliche Ungewißheit über die Schuld oder Unschuld ihres Vormundes machte sie zögernd, ausweichend. Auch sie wurde ja durch diese ganzen Verhältnisse berührt. — Konnte sie dem Manne die Hand reichen, gegen dessen Unschuld sich schon wieder zweifelnde Stimmen erhoben, dessen künftiger Schwager, wie man jetzt offener und offener es in der Stadt aussprach, nur aus Rache gegen ihren Vormund und durch die reiche Belohnung, die der alte Berger ausgesetzt, getrieben war, so zu handeln. Hellmann war ihrem Herzen nicht gleichgiltig, sie selbst glaubte auch fest an seine Unschuld, allein sie war nicht selbständig und entschlossen genug, um all diesen Verhältnissen zum Trotz nur ihrem Herzen zu folgen.

Oefters ging jetzt Körber zum Försterhause, um sich mit Hellmann über diese unvorhergesehene und bittere Wendung zu besprechen. Er war der einzige, mit dem er offen darüber sprach. Sein sonst so heiterer Sinn, der in den größten Beschwerden und Gefahren ausgehalten, hatte sich mehr und mehr verloren und einer bitteren Stimmung Platz gemacht.

„Gieb Acht," sprach er mit bitterem Lächeln zu Hellmann, „es kommt zuletzt noch dahin, daß man mich in Verdacht hat, den jungen Berger erschossen zu haben und daß ich schließlich noch verhaftet werde. Ich würde mich jetzt so sehr nicht mehr darüber wundern, denn ich weiß, daß der menschliche Unverstand keine Grenzen hat. Dieselben Menschen, die mir nach Prells Verhaftung die Hand gedrückt, die meinen Scharfsinn gepriesen und mir Glück gewünscht haben, weichen mir jetzt aus und sehen mich mit Mißtrauen an. Es befremdet mich sogar, daß der Criminalrichter noch nicht einen Arzt zu mir geschickt hat, um meine Augen untersuchen zu lassen, ob sie auch fähig sind, auf zwei Schritt Entfernung einen Menschen wie Prell zu erkennen, oder mich gar zu prüfen, ob mein Verstand nicht gelitten hat. Sie alle würden jubeln, wenn ich über ihre eigene Schwachköpfigkeit schließlich verrückt würde, und würden schwören, daß sie mir das schon vor Jahren angemerkt hätten. Die sauberen Mitglieder des Philemon scheuen ja kein Mittel, gegen mich zu wirken, sie werden zuletzt noch das Gerücht verbreiten, ich sei verrückt geworden und die große Menge glaubt es ihnen, die glaubt ja überhaupt Alles, was man ihr vorschwatzt, sobald es nur nicht vernünftig ist. Aber nur Geduld! Auch diese Herren, ich habe sie mir alle wohl gemerkt, werde ich einst heimzahlen! Ich werde nicht mit thörichtem Edelmuthe prahlen und es ihnen vergeben — büßen sollen sie es!"

Vergebens suchte Hellmann ihn in solchen Stimmungen zu beruhigen.

„Laß nur, Freund," warf Körber dann ein. „Meine gute Laune hat mir dies Alles verdorben, das gestehe ich ein, aber meine Ueberzeugung hat es nicht wankend gemacht, meinen Muth nicht gebeugt. Ich werde dies Geheimniß dennoch schließlich lösen — verlaß Dich darauf. Und dann werden all die Schwachköpfe wieder meinen Scharfsinn und meinen festen Muth preisen. Aber sich selbst mögen sie es dann zuschreiben, wenn ich ihnen, sobald sie sich mir wieder nähern, ins Gesicht lache und ihnen ins Gesicht sage, daß sie Schwachköpfe sind!"

Sobald erreichte er dies indeß nicht. Im Gegentheil wurde durch die Bemühungen der Philemons-Mitglieder die Stimmung in der Stadt fast mit jedem Tage mißlicher gegen ihn. Man sprach offen in den Restaurationen und Wirthshäusern davon, daß man die Freilassung Prells von dem Gerichte fordern wollte, denn es sei unerhört, einen solchen Ehrenmann nur auf das ungewisse Zeugniß seines erklärten Feindes im Gefängnisse sitzen zu lassen.

Selbst der Polizeidirektor, der bis dahin Körbers Partie genommen hatte, weil er dessen Gewissenhaftigkeit kannte und seine Fähigkeiten hoch schätzte, rief ihn eines Tages zu sich.

„Die Stimmung der ganzen Stadt ist gegen Sie, Körber," sprach er. „Sie wissen, daß ich viel auf Sie halte, daß ich Ihrem Worte fest vertraue, allein ich kann dieser Stimmung nicht Einhalt thun. Sie setzen sich zuletzt dem Aeußersten aus — ich werde auf Ihre Versetzung in eine andere Stadt — in die Residenz — ja um Ihnen nicht wehe zu thun, auf Ihre Beförderung zu einer höheren Stelle antragen."

Das Blut wich bei diesen Worten aus Körbers Wangen. Dies hatte er nicht erwartet.

„Herr Polizeidirector," sprach er und seine Stimme bebte vor innerer Erregung. „Ich habe nie Furcht gekannt und fürchte auch die Stimmung in der Stadt gegen mich nicht und wenn sie auf das Aeußerste steigt. Ich bin in meinem Rechte und ich werde — ich kann deshalb nicht einen Schritt zurückweichen. Meine Ehre verlangt, daß ich hier bleibe. Machen Sie einer solchen ungerechten, wahnsinnigen Stimmung ein Zugeständniß, zeigen Sie ihr gegenüber eine einzige Schwäche, so wird sie selbst Ihnen über den Kopf wachsen. Dann wird man auch Prells Freilassung verlangen — die Freilassung des Mörders, denn er hat Berger erschossen!"

„Zu Ihrem eigenen Besten mache ich Ihnen den Vorschlag," warf der Polizeidirector ein.

„Nein — nein," wehrte Körber entschieden zurück. „Sie würden mich zwingen, meine Entlassung zu nehmen, um hier bleiben zu können. Nicht einen Zoll breit weiche ich. Und ich werde noch die zweifellose Aufklärung schaffen, daß Prell der Mörder ist. Ich werde es! — Nur von dem Philemon geht diese ganze feindselige Stimmung gegen mich aus!"

„Ich weiß es," gab der Polizeidirector zur Antwort. „Aber auch Sie wissen, daß ich nichts dagegen thun kann, die angesehensten Männer der Stadt sind ja in diesem Vereine. Und leider scheinen ja die Frommen das Vorrecht zu haben, auf andere rechtschaffene Männer ungestraft schimpfen zu dürfen, während man gegen sie kein Wort sagen darf, ohne daß es sofort heißt, man ziehe gegen den Glauben, gegen die Dogmen, gegen die ganze christliche Religion und Kirche zu Felde. Man führt den Kampf gegen sie mit ungleichen Waffen, unter ungleichem Rechtsschutze. Deshalb ist das Klügste nachzugeben!"

„Ich gebe nicht nach!" rief Körber.

„Commissär," erwiderte der Polizeidirector, „und wohin sollen diese Zustände zuletzt führen! Sie, wir alle haben in dieser unglückseligen Angelegenheit unsern Scharfsinn, unsere Kräfte erschöpft, ohne etwas zu erreichen. Ich habe keine Hoffnung mehr, daß Licht in dies Dunkel kommt. Ich bewundere Ihren Muth, ihre Zähigkeit, mit der Sie die Nachforschungen fortsetzen — Sie strengen sich vergebens an!"

Körber schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Er blickte in Gedanken versunken starr vor sich hin. Auch er hatte sich dieselben Worte mehr als einmal gesagt, auch sein Muth und seine Hoffnungen fingen öfter an zu wanken. Er raffte sich zusammen.

„Ich werde erreichen, was ich erstrebe," sprach er fest.

„Körber," fuhr der Polizeidirector fort. „Die Sachen liegen für Sie noch anders, als Sie vielleicht selbst wissen. Prells Schwester aus der Residenz ist hier angekommen, sie setzt alle Hebel für ihren Bruder und gegen Sie in Bewegung. Sie bittet nicht mehr um des Doctors Freilassung, sie verlangt dieselbe, weil Sie gegen den Doctor feindlich gesinnt seien und Ihr Zeugniß deshalb keine Geltung habe. Der Superintendent Feld hat sich im Namen des ganzen Philemon mit derselben Forderung an das Ministerium gewandt — Sie haben hier mehr Feinde, als Sie vielleicht selbst glauben, ich kann Sie zuletzt nicht länger mehr schützen. Folgen Sie meinem Rathe — ich werde um Ihre Versetzung und Beförderung einkommen."

„Nein," erwiderte Körber fest, „dann reiche ich meine Entlassung ein — ich bleibe hier. Ich kann mich nicht beugen, wo ich im Rechte bin — lieber brechen als biegen!"

Der Polizeidirector zuckte mit den Achseln. „Sie werden brechen," gab er zur Antwort. „Sie haben meinen wohlgemeinten Rath abgelehnt, nun gehen Sie!"

Unwillig entließ er Körber.

(Fortsetzung folgt.)

Nur Wen'ge sind so rein und groß,
Den Freund nicht zu beneiden,
Wenn er dem Glücke ruht im Schoos,
Und still sich zu bescheiden.

Und doch wie feindlich ist die Kraft,
Der Mißgunst jedem Herzen.
Wer krank an diesem Gift, der schafft
Sich zweifach bitt're Schmerzen.

Er fühlt vom eignen Mißgeschick
Belastet schwer die Seele,
Und wendet er von sich den Blick,
Sieht er nur, was ihm fehle.

Jul. Hammer.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen auf dem Krankenbette.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (Vater des „alten Fritz") ließ eines Februartages 1740 Se. Ehrwürden Rolof, lutherischen Propst an der Nicolaikirche, in seine Krankenstube bescheiden und da fand in Gegenwart der Königin Sophie Dorothea („Fiehe" oder „Fiehchen" nannte sie der Herr Gemahl) — und verschiedener Mitglieder des Rauchparlaments folgendes Gespräch zwischen König und Priester statt, sicherlich ein nicht unbelehrender Beitrag zur Signatur der Zeit, wie sie im deutsch-prot. Preußen um 1740 gewesen ist . . . König: Mein lieber Rolof, hier lieg ich armer H . . . . und kann weder leben noch sterben. Ich halte aber meinen Gott stille und sterbe mit Freuden. Propst: Es ist mir von Herzen leid, Ew. Majestät so krank zu sehen; was ich aber am meisten beklage, ist, daß ich glaube, Sie seien mehr am Gemüthe als am Leibe krank. K.: Ach nein, mein Gemüthe ist ganz ruhig. P: Das ist mir lieb; es muß aber gar nicht lange her sein, denn wir kennen uns sehr lange und ich habe sie mein Tage nicht ruhig gesehen. K.: Das ist wahr, Er hat recht, ich bin allezeit ein toller Kerl gewesen, aber dabei doch ein guter Christ. P.: Ei, das wäre was recht Neues! Ein toller Kerl ist ein Mensch, der wie das Vieh in den Tag hineinlebt. So grob haben Sie es doch wohl nimmer gemacht. K.: Ja, ich hab' sehr viele, auch sehr grobe Sünden begangen, aber die Liebe Gottes hab' ich niemals dabei vergessen. P.: Ew. Majestät haltens mir zu Gnaden, die Menge der Anwesenden zwingt mich, die Wahrheit zu sagen; denn sonst würd' ich für einen Heuchler gelten und das bin ich, wie Sie am besten wissen, mein Tage nicht gewesen. Grobe Sünden und die Liebe Gottes können unmöglich neben einander bestehen. Haben Sie grobe Sünden begangen oder begehen dergleichen noch, so können Sie Gott nicht lieben, und in diesem Falle würde es schlecht aussehen. K.: Er versteht mich nicht. Ich verlasse mich auf Christum, der alle unsre Sünden getilgt hat und also die meinigen auch, und wer daran zweifelt, der ist ein H . . . .! P.: Das ist ganz gut. Dabei ist aber eine Wahrheit zu bemerken, die sie mit eben demselben Trumpfe bekräftigen müssen. Christus dient uns nicht nur zur Vergebung der Sünden, sondern auch zu einem Exempel, dem wir folgen müssen, so wir nicht leer ausgehen wollen. Nun erinnern Sie sich unter andern der Worte Christi am Kreuze: Vater vergieb ihnen! Haben Sie allen Ihren Feinden, auch denen, die vielleicht ohne Ursache Sie hassen, von von Herzen vergeben? Wäre solches nicht geschehen, so würden Sie von Christi Verdienst nicht den allergeringsten Nutzen haben. K.: Gott weiß, daß ich keinen Feind habe, dem ich nicht Alles gerne vergeben habe; ich weiß keinen als die Canaille, den König von England.*) (Zur Königin gewendet) Fiehe, schreib an Deinen Bruder, sobald ich todt bin, daß ich ihm Alles vor meinem Ende von Herzen vergeben habe. Hörest Du wohl, wenn ich recht todt sein werde . . . . Hier mischte sich der „lange" Hacke ein, dem Könige bemerkend, daß es Zeit wäre, Medicin zu nehmen, worauf der Patient den Propst verabschiedete mit den Worten: „Er läßt mir nichts durchgehen und Er hat recht. Er thut seine Pflicht als ehrlicher Mann und guter Christ." (Die Berichte über des Königs Gespräch mit Rolof finden sich bei K. Weber's Sammlung archival. Mittheilungen aus dem Dresdner Staatsarchiv, bei Pöllnitz, Memoiren zur Lebens- und Regierungs-Geschichte der 4 letzten Regenten des preuß. Staates und bei Förster „Friedr. Wilh. I" und ist dasselbe trefflich gegeben in „Blücher, seine Zeit und sein Leben von Johannes Scherr.")

*) Wie Jedermann weiß, haßten sich die beiden Schwäger Friedrich Wilhelm I. v. Preußen und Georg II. von England gründlich. „Mein Herr Bruder der Unterofficier", pflegte dieser von jenem; „mein Herr Bruder der Komödiant" jener von diesem zu sagen.

Verschiedene Deutung.

Stellt sich des Himmels Wolkenschaar
In schöner Abendröthe dar,
So nennt's der Krieger blut'ge Schlacht,
Der Gärtner helle Rosenpracht,
Der Kaufmann sammt'ne Purpurgluth,
Der Schiffer lichte Meeresfluth,
Der Thürmer wilden Flammenstreit,
Der Priester Glanz der Ewigkeit!
Kurz jeder trägt das Bild hinein,
Das steht in seines Herzens Schrein,
Und glaubt und schwört zuletzt wohl gar,
Daß seine Deutung recht und wahr.

Adolph Bube.

Unzerstörbar. Die Kaiserin Josephine war eine große Freundin von Parfüms, ganz besonders von Moschus. Ihr Ankleidezimmer in Malmaison war davon förmlich erfüllt, trotzdem daß Napoleon seine Abneigung gegen diesen Geruch oft und entschieden erklärte. Vierzig Jahre sind nun seit ihrem Tode verstrichen und der gegenwärtige Besitzer von Malmaison hat die Wände jenes Ankleidezimmers wiederholt tünchen und malen lassen. Aber weder Abkratzungen noch Anwendung von Kalk und Tünche sind im Stande gewesen, den Geruch von dem Moschus der guten Kaiserin zu entfernen, welcher jetzt sich noch eben so stark bemerkbar macht, als ob die Flasche, die ihn enthalten, erst gestern entfernt worden wäre.

(Eingesandt.)

Obgleich die Welt voll Räthsel ist,
Giebt's Räthselmacher zu jeder Frist.

* * *

Charade.

Meine Erste kannst in England hören,
In Frankreich auch, doch umgekehrt.
Gesunden? Nein. Laß dich belehren,
Daß aus zwei Zeichen sie besteht.

Die zweite mußt du rückwärts lesen
Und noch ein Zeichen fügen an.
Wenn gut, ist's wohlfeil nie gewesen,
Wenn man dem Volksmund folgen kann.

Das Ganze auch ist dem stets theuer,
Der Haus und Hof und Feld erwirbt.
Noch vor der Eh' braucht's mancher Freier,
Manch' Hagestolz, bevor er stirbt.

B.

Auflösung der Charade in Nr. 49:
„Rauchtabak."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 52. Sonntag, den 24. Dezember 1865.

Die Christbäume.

Keinen Vogel hörst Du singen, draußen auf den kalten Bäumen,
Biene nicht und Käfer summen, aus ist's mit den Sommerträumen.
Aber durch die Tannenzweige, durch die grünen Fichtenkronen
Klingt es leis als müßten Engel liebend in der Nähe wohnen.

Horch, o horch, die Engel singen: Grüne Kronen, grüne Zweige,
„Seid bereit, euch einzustellen zu der Weihnacht Himmelreiche!"
„Seid bereit, viel bunte Lichter, goldne Frucht und Glanz zu tragen!"
„Kinderherzen, Engelherzen werden euch entgegenschlagen!"

L. Würkert.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Körber verließ das Haus. Langsam schritt er durch die Straßen hin. Sein Schritt war fest, sein Auge blickte ruhig, — Niemand sollte ihm ansehen, sollte ahnen, wie gewaltig es in ihm stürmte. Er ging zum Thore hinaus in den nahen Wald. Allein mußte er sein, unbeobachtet, um die drückende Maske der Ruhe von sich abwerfen zu können.

Wo waren all seine Hoffnungen geblieben, mit denen er vor wenigen Wochen Prell verhaftet hatte.

„Sie werden brechen!" Diese Worte des Polizeidirectors hallten ihm im Ohre wieder. Sollte er wirklich unterliegen müssen! — Ein bitteres Lächeln zuckte über sein Gesicht hin. Ihm wäre es gleichgiltig gewesen, allein er dachte an Anna. Sie hoffte auf ihn, er hatte ihr ein Leben voll Glück versprochen, durfte er dies Glück zertrümmern, ehe sie es gekostet hatte?

Auf einem Steine an dem Waldwege setzte er sich nieder, den Kopf stützte er auf die Hand. Immer tiefer versenkte er sich in die Gedanken an die Vergangenheit und die Zukunft. Seine Machtlosigkeit all diesen Verhältnissen gegenüber drückte ihn nieder, er war gebunden, seine volle ganze Kraft dagegen einzusetzen und es fehlte ihm an Boden, auf den er den Fuß stellen konnte.

Zwei Männer kamen auf dem Wege daher, er sah sie nicht und hörte ihre Fußtritte nicht. Es war der Superindentent Feld und der Secretair des Philemons, der Kaufmann, den Körber einst gegen den Assessor Jung so vortrefflich geschildert hatte.

Körber bemerkte sie erst, als sie nur noch einige Schritte von ihm entfernt waren. Ruhig blieb er sitzen.

Mit stolzem verächtlichen Lächeln schritt Feld an ihm vorüber, ohne zu grüßen.

„Der erbärmliche Mensch wird bald außer Stand gesetzt sein, rechtschaffene Männer zu verfolgen," sprach er zu seinem Begleiter.

Körber hörte die Worte, er wußte, daß sie ihm galten.

Er hätte aufspringen und dem Superintendent entgegentreten, er hätte ihm ins Gesicht sagen mögen, was das Gerücht von seinem Lebenswandel erzählte und was nicht ohne Wahrheit war! Es wäre Thorheit gewesen. Er hatte in der letzten Zeit soviel ertragen — die Worte dieses Mannes konnten ihn am wenigsten beleidigen.

Er hatte Hellmann besuchen wollen, allein er gab diesen Entschluß auf. Wozu sollte er den Freund durch seine trübe, erbitterte Stimmung beschwerlich fallen. Es war besser, wenn er still in sich verschloß, was ihn drückte. Langsam kehrte er zur Stadt zurück. Auch Anna wollte er kein Wort über die Unterredung mit dem Polizeidirector mittheilen. —

Von Tage zu Tage gestalteten sich die Verhältnisse in der Stadt ungünstiger gegen Körber. Der Philemon trat mit seinen Angriffen gegen ihn immer offener hervor. Der Superintendent erwähnte sogar in einer Predigt von der Kanzel herab unter den Prüfungen des Menschenlebens, welches Unglück selbst den ehrenwerthesten Mann treffen könne, wenn er der Rache eines gewissenlosen Feindes ausgesetzt sei. Er hatte keinen Namen genannt, allein Jeder wußte, daß er Prell und Körber meinte. Er hatte hinzugefügt, daß die Prüfungen der Gerechten und Gläubigen indeß nur eine kurze Zeit währen würden, er werde dennoch zuletzt über seinen gewissenlosen Feind triumphiren und dann werde diesen das ganze Unglück treffen, welches er über Andere habe bringen wollen.

Körber hörte in einer Restauration, wie die Bürger sich über die Predigt unterhielten, wie sie dieselbe wahr und vortrefflich fanden, wie sie den Superintendent Feld priesen, der unerschrocken die Wahrheit auszusprechen wage. Er sah, wie sie zu ihm herüberblickten, hörte, wie sie absichtlich laut sprachen, damit er sie verstehe.

Früher würde er darüber gelacht haben. Jetzt trafen ihn diese Worte dennoch. Sein ganzes Leben war gleichsam vergiftet.

Eine fieberhafte Hast, um Beweise gegen Prell aufzufinden, hatte ihn erfaßt, sie ließ ihn Tag und Nacht keine Ruhe. Er fühlte, daß er sich aufrieb, daß diese Verhältnisse an seiner Kraft und seinem Leben zehrten, er war gleichgiltig dagegen geworden. — Was konnte ihm ein solches Leben nützen? Nur der eine Entschluß stand unbeugsam in ihm fest: nicht nachzugeben — zu brechen, wenn es sein mußte.

Selbst für Anna's stille Leiden hatte er kein Auge mehr. Konnte sie nur halb so viel dulden wie er selbst! Er begriff jetzt, wie es möglich ist, daß ein Mensch zuletzt auf die ganze Welt erbittert werde — er war es bereits.

In dieser Stimmung traf ihn ein Bote des Polizeidirectors, der ihn ersuchen ließ, zu ihm zu kommen.

Ohne Zögern folgte er der Aufforderung. Er traf den Polizeidirector in seinem Zimmer. Er stand auf, als er eintrat, er kam ihm entgegen.

„Körber," sprach er, „gegen Ihren Wunsch bin ich um Ihre Versetzung eingekommen. Ich sah die Nothwendigkeit derselben mit jedem Tage mehr ein. Es geht hier so nicht weiter. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, aber auch Ihr Dienst leidet unter diesen Verhältnissen — dies darf ich nicht zugeben. Ich habe in der Eingabe die Verhältnisse, welche mich zu dem Schritte nöthigten, offen auseinander gesetzt, ich habe Ihre Tüchtigkeit, Ihre Gewissenhaftigkeit und Ihren Eifer rühmend hervorgehoben und es ist nicht ohne Einfluß geblieben. Hier ist die Antwort. Sie ist ehrenvoll für Sie. Sie sind befördert — als Polizeicommissär in die Residenz versetzt. In acht Tagen schon werden Sie Ihre neue Stellung antreten — es ist so das Beste für Sie!"

Schweigend hatte Körber ihn angehört. Starrer und starrer war sein Gesicht geworden, kein Wort war ihm entgangen und jedes Wort hatte schmerzvoll in sein Inneres gegriffen.

Einen Augenblick schien er mit sich selbst zu kämpfen, als der Polizeidirector schwieg, dann erwiderte er gefaßt — ruhig:

„Ich danke Ihnen, Herr Polizeidirector, weil ich weiß, daß Sie es gut gemeint haben, allein ich kann es nicht annehmen, ich bin jetzt gezwungen, um meine Entlassung einzukommen."

„Körber, ist das Ihr Ernst!" rief der Polizeidirector. „Begehen Sie keine Thorheit! Sie dürfen es nicht thun. Diese Beförderung ist ja nur ehrenvoll für Sie — lesen Sie erst das Schreiben — es steht kein Wort von Versetzung darin — Sie sind befördert Ihrer Verdienste — Ihrer Fähigkeit wegen! Was können Sie mehr verlangen?"

Unter anderen Verhältnissen würde ich mich darüber gefreut haben," erwiderte Körber ruhig, „jetzt kann ich es nicht annehmen! Mögen Sie es als Trotz auslegen — es ist kein Trotz, gegen Sie am wenigsten, aber ich kann — ich will meinen Feinden das Feld nicht räumen, ich will Ihnen den Triumpf nicht gönnen, mich von hier verdrängt zu haben — ich bitte um meine Entlassung!"

„Ich nehme sie nicht an!" rief der Polizeidirector. „Ueberlegen Sie Alles ruhig — vernünftig! Ich meine es ja in Wahrheit gut mit Ihnen!"

„Ich weiß es," sprach Körber, „selbst in meinen Gedanken ist nie eine Klage gegen Sie aufgestiegen, ich will Ihnen auch zugeben, daß ich vielleicht thöricht handle, dennoch kann ich nicht anders. — Ich habe Ihnen ja gesagt," fügte er mit schmerzlichem Lächeln hinzu, „daß ich eher brechen würde, als mich biegen, wo ich im Rechte bin. Es war kein eitles Wort von mir — ich werde jetzt brechen!"

Noch einmal versuchte der Polizeidirector, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. — „Gut," rief er endlich ungeduldig, „so reichen Sie Ihr Entlassungsgesuch schriftlich ein. Sie wollen keinen Rath annehmen, allein Sie werden es bereuen, wenn es zu spät ist! Denken Sie an mich!"

Körber ging. Der Abend war hereingebrochen — er begab sich auf sein Zimmer. Er glaubte ruhig zu sein, und war es durchaus nicht. Er setzte sich an den Schreibtisch, um das Entlassungsgesuch zu schreiben, allein schon nach wenigen Augenblicken sprang er wieder auf. Es war ein Schritt, der über sein ganzes künftiges Leben entschied. Wohl hatte er an diese Möglichkeit gedacht, allein nicht ernst genug, um sich zu fragen, wie er sich ein sicheres und genügendes Einkommen verschaffen wollte. Er hatte ja nicht für sich allein zu sorgen, Anna hoffte auf ihn — er hatte ihr sein Wort gegeben; durfte er sie mit sich hineinziehen in eine unsichere Lebenslage? Durfte er ohne ihr Wissen diesen Schritt thun?

Als er vor dem Polizeidirector gestanden, hatte er ganz fest in seinem Entschlusse zu sein geglaubt und doch war er es nicht. Wieder klangen ihm die Worte desselben: „Sie werden es bereuen, wenn es zu spät ist," ihm im Ohre wieder. Er preßte die Hand auf die Stirn, fest, lange. In die Zukunft wollte er schauen — nur mit einem einzigen Blicke sein künftiges Geschick überfliegen — sie verschloß sich ihm.

In unentschiedener, verzweiflungsvoller Stimmung warf er sich auf das Sopha. Seine Feinde triumphirten so oder so. Er glaubte schon ihr Lachen zu hören, ihre spöttischen Blicke zu sehen. Er hörte den Superintendent sich seines Einflusses und der Macht seines Wortes rühmen; die halbe Stadt betete es nach! — Wieder sprang er vom Sopha auf. Sie sollten ihm zum wenigsten nicht nachsagen können, daß er das Feld geräumt habe. Entschlossen setzte er sich an den Schreibtisch und doch entsank die Feder wieder seiner Hand, als er sie kaum eingetaucht hatte.

Es war ein bitterer und schwerer Kampf für ihn, dennoch siegte zuletzt sein Stolz und sein zäher Sinn. Mit fester Hand schrieb er sein Entlassungsgesuch.

Es war Nacht geworden, als er es beendet hatte. Ihm fehlte die Ruhe zum Schlafe. Er ging in dem Zimmer auf und ab.

Da drang ein Feuersignal des Nachtwächters in sein Ohr. Es folgten mehrere Signale. Der Ruf: Feuer — Feuer! hallte auf den still gewordenen Straßen laut wieder. Schon rief die Sturmglocke die Schläfer wach und zur Hilfe herbei

Er eilte ans Fenster. Niemand hörte unten auf seinen Ruf und seine Frage. Hastig eilten alle weiter.

Er selbst warf einen Mantel um und eilte hinab auf die Straße. Die Feuerwehr war schon zum Theil auf den Beinen und eilte mit der ersten Spritze die Straße entlang dem Thore zu. Vergebens fragte er Mehrere, wo das Feuer sei, er erhielt nur ungewisse und sich widersprechende Auskunft. Ein Polizeidiener theilte ihm endlich mit, daß das Haus des Doctor Prell brenne.

Mit doppelter Eile stürzte er dem Thore zu. Schon von fern leuchtete das Feuer. Es standen die an das Wohnhaus grenzenden Stallungen in hellen Flammen — schon leckten sie an das Haus selbst hinüber.

Noch waren wenig Hände zur Rettung da, um so leichter gelang es ihm, mit Hilfe einiger Polizeidiener Ordnung in dieselben zu bringen. Die Stallgebäude waren verloren — vielleicht gelang es noch, das alte große Haus zu retten.

Menschen und Spritzen kamen endlich hinlänglich zur Hilfe.

In dem einen Theile des untern Stockwerks wohnten Prells Tochter Marie, deren Tante und die Haushälterin; fast ohnmächtig wurden sie aus dem Hause getragen. Die Ordnung unter den Rettenden war nicht länger aufrecht zu erhalten. Männer drängten sich in das Haus um hinauszubringen, was irgend fortzubringen war. Eine Anzahl Zimmer, namentlich diejenigen, welche Prell selbst bewohnt hatte, waren noch immer durch das Gericht verschlossen. Der Criminalrichter eilte selbst mit den Schlüsseln herbei, allein er kam zu spät. Die Thüren waren bereits eingeschlagen, der größte Theil der in ihnen enthaltenen Sachen war bereits in den Park gebracht, wo es gegen das Feuer gesichert war. Einige Polizeidiener standen wachend daneben.

Das große Haus war in kurzer Frist ausgeräumt. Das Feuer selbst wurde durch die Anstrengungen und treffliche Leitung der Feuerwehr mehr und mehr beherrscht. Es war sogar schon mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß der größte Theil des Hauses erhalten bleiben würde.

Körber stand in dem Park. Seine Hilfe war kaum noch nöthig, er blieb indeß noch da, um seiner Pflicht vollkommen zu genügen. In seinem Mantel gehüllt, stand er da. Er sann über die Entstehung des Feuers nach; da trat ein Polizeidiener zu ihm heran und rief ihn in das Haus.

Körber fragte ihn, was er dort solle.

„Kommen Sie — kommen Sie!" rief der Polizeidiener,

und eilte ihm schnell voran. Es befanden sich jetzt nur noch wenige Menschen in dem Hause. Der Diener führte ihn in eines der Zimmer, welche an den brennenden Theil des Hauses grenzten. „Hier — hier!" sprach er, als sie in dem Zimmer angelangt waren, und deutete auf eine Oeffnung in der Wand.

Einen Augenblick lang stand Körber bestürzt davor. Seine Augen starrten auf den schrankartigen Raum, auf die darin befindlichen Gegenstände. Mit lautem Ausrufe stürzte er darauf zu und riß mehrere der Sachen heraus.

„Ruft den Criminalrichter und den Polizeidirektor — sie stehen unten im Garten — im Park! Schnell!" rief er einem der Polizeidiener zu und wandte sich dann wieder den Sachen zu, keine Hand durfte sich daran legen.

Erst jetzt erfuhr er, wie dieser geheime und geräumige Wandschrank durch einen Zimmermann der Feuerwehr, der die Wand hatte einschlagen wollen um in das Zimmer nebenan zu gelangen, entdeckt worden war. Er hatte die Thüre eingeschlagen. Noch stand der Mann daneben und erzählte es ihm selbst.

„Dies soll eine gute Nacht für Euch werden!" rief ihm Körber zu, indem er dem Manne in feuriger Aufregung die Hand drückte.

Der Criminalrichter und Polizeidirektor traten in das Zimmer. Sie wußten noch nicht, um was es sich handelte — sie hatten noch keine Ahnung davon.

„Hier — hier, Herr Criminalrichter!" rief Körber mit der Hast der Aufregung, indem er den Arm desselben erfaßte und ihn an den Wandschrank zog. „Hier! hier haben Sie die Beweise gegen Prell! hier der Spaten mit dem er das Loch gegraben, — sein Mantel, seine Mütze, die er in jener Nacht getragen — hier die beschmutzten Stiefel — das Beinkleid — die Doppelpistole, mit der er auf mich geschossen — ha — hier eine andere Pistole mit der er Berger ermordet. Ha! Sehen Sie — sehen Sie — hier die rothe Ballschleife — ein Notizblatt aus Bergers Brieftasche, hier ein Brief an Hugo Berger — und hier — hier!" Er hatte ein kleines Paquet erfaßt, das mehrere Papiere enthielt. Er versuchte es zu öffnen, darin zu lesen — die Hand zitterte ihm vor freudiger Aufregung, es hüpfte und tanzte Alles vor seinen Augen.

„Zweifeln Sie nun noch, ob ich in jener Nacht recht gesehen, ob ich Prell erkannt habe oder nicht?" fuhr er fort, da der Criminalrichter erschreckt, sprachlos dastand. Gilt nun mein Zeugniß?" Sehen Sie jetzt endlich — endlich ein, daß Prell der Mörder ist, daß er Berger erschossen hat?"

Bestürzt blickte Pintus dem Polizeidirektor an. All diese Beweise sprachen ja zu deutlich. „Jetzt zweifle ich nicht mehr!" rief er endlich. Prell ist der Mörder! Ich — wir Alle haben Ihnen Unrecht gethan, Körber. Sie haben Recht gehabt. Prell ist der Mörder! Ich konnte es nicht glauben, und nun ist es doch wahr!"

Körber hörte diese Worte kaum. Er befand sich in einem Rausche der Freude „Herr Direktor!" wandte er sich an den Polizeidirektor, „ich habe mein Entlassungsgesuch geschrieben, es liegt fertig auf meiner Stube — allein jetzt reiche ich es nicht ein Jetzt habe ich die Genugthuung, nach der ich verlangte! Mein guter Stern hat mich dennoch nicht verlassen — endlich — endlich habe ich mein Ziel erreicht!"

Der Polizeidirektor begriff Körbers Freude. Er erfaßte seine Hand und drückte sie. „Ich gönne Ihnen diese Genugthung," sprach er, sie haben sie schwer genug verdient."

„Pintus stellte mit dem Feuerwehrzimmermann ein kurzes Verhör an, wie er den Schrank gefunden. Derselbe war nicht allein gewesen. Ein zweiter Zimmermann und zwei Polizeidiener waren als Zeugen dabei gewesen.

Auf das Sorgfamste ließ Pintus all die Sachen durch einen Polizeidiener einpacken und durchsuchte selbst noch einmal den Schrank. Die Wände des Zimmers waren in alterthümlicher Weise getäfelt, die Thüre des Schrankes war, wie die zerschlagenen Reste derselben noch zeigten, durch eine geheime Feder verschlossen gewesen.

Er bat die Feuerwehrmänner, das Zimmer zu verlassen, um es, wenn es möglich war, genau in dem jetzigen Zustande zu erhalten. Er verschloß die Thüre und ein Polizeidiener mußte vor derselben als Wache bleiben, damit sie nicht aufs Neue geöffnet werde.

Das Feuer, welches bereits dem Erlöschen nahe war, machte es nicht mehr nöthig, die Wand dieses Zimmers zu durchbrechen.

Als Körber an der Seite des Criminalrichters und Polizeidirektors endlich aus dem Hause trat, erglänzte das erste Roth des heranbrechenden Tages die Gipfel der Bäume in dem Parke. Es war ein schöner Anblick und griff bewegend in Körbers übervolle Brust. — „Das Roth bringt mir mein Glück zurück!" rief er unwillkürlich aus. „Ich habe so oft verzweifelt, jetzt habe ich meinen alten Muth wieder! Man soll nie den Kopf hängen lassen! — ha! Jetzt wird der Philemon schäumen vor Wuth! Der Superintendent hat ja von der Kanzel herabgerufen, daß der Gerechte zuletzt doch über seine gewissenlosen Feinde triumphiren werde! Der Mann hat Recht gehabt, er ist ein Prophet — seine Worte haben sich jetzt schon erfüllt und ich werde ihm die Hand drücken, wenn ich ihm begegne!"

Mit dem Richter und Polizeidirekor kehrte er in die Stadt zurück. Pintus war still, schweigend. Der Weg führte an seiner Wohnung vorbei. Als sie dort ankamen, stand er still. „Körber," sprach er, „ich habe Ihnen Unrecht gethan, ich gestehe es ein, allein ich habe es nicht mit Absicht gethan. Lassen Sie uns deshalb keine Feinde werden!"

Er streckte ihm die Hand entgegen.

Mit voller Kraft schlug Körber darin ein.

„Hier!" rief er. „Bei Ihnen vergebe und vergesse ich — denn Sie haben sich nur durch Andere irre führen lassen und mir kein Unrecht thun wollen — das weiß ich!"

Auch von dem Polizeidirektor trennte Körber sich jetzt. Leid und Schmerz hatte er so lange Zeit in sich verschlossen — die Freude drohte ihm jetzt die Brust zu zersprengen. Zum Hause seiner Braut eilte er. Er fand die Thüre verschlossen, allein heftig, ungestüm pochte er an.

Die Thür wurde geöffnet. Er stürmte hinauf zu der Geliebten. Anna hatte das Feuer wach gerufen. sie hatte sich nicht wieder zum Schlaf niedergelegt. Schrecken ergriff sie, als sie ihn so hastig in das Zimmer stürzen sah, allein schon ein einziger Blick auf sein Gesicht genügte, sie zu überzeugen, daß er eine gute Botschaft bringe.

„Gefunden! Gefunden!" rief Körber, der Geliebten entgegeneilend und sie in seine Arme schließend. „Gefunden, Anna! Alle Beweise gegen Prell gefunden — in dem brennenden Hause — in einem geheimen Wandschranke! — Gepriesen sei die Hand, die mit oder ohne Absicht das Feuer entzündet hat — denn sie, Anna — sie hat uns unser Glück zurückgegeben!"

(Schluß folgt — endlich.)

Mit dem neuen Jahre beginnen wir eine interessante und anziehende Original-Erzählung von Leonh. Wolff in Rothenburg unter dem Titel „Die Nordenberger"

(Die Nähmaschine.) Drei Viertel aller in Newyork angefertigten Näharbeit wird gegenseitig mit Nähmaschinen besorgt. In welch' großartiger Weise sich der Nutzen der Nähmaschine manifestirt, beweist folgende Berechnung. In England sind ungefähr 25,000 Nähmaschinen in Thätigkeit; — macht man nun die ungefähre Schätzung, daß eine Nähmaschine, von einer Arbeiterin geleitet, fünfmal soviel zu leisten im Stande ist, als die Arbeiterin ohne Maschine fertig bringen kann, daß also die Einführung der Nähmaschine die Leistungsfähigkeit von 25,000 Näherinnen verfünffacht, d. h. daß das Nationalvermögen um den vierfachen Werth der Näharbeit von 25,000 Arbeiterinnen sich jährlich vermehrt hat, so ergibt sich, wenn man den Tagelohn einer Näherin auf 8 Silbergroschen pro Tag berechnet, während der sieben Jahre (vom 1. Jan. 1856 bis 31. Dez. 1862) eine Vermehrung des Nationalvermögens um 60 Millionen Thaler in runder Summe gerechnet.

Das Daheim enthält in seiner Weihnachtsnummer folgendes schöne Gedicht, das wir mit Bewilligung der Redaktion auch unsern Lesern vorführen.

Des armen Knaben Christbaum.

Was für ein fröhlich Thun und Treiben
Am Weihnachtsmarkt bis in die Nacht,
Wie funkelt durch erhellte Scheiben
Der schönen Waaren bunte Pracht!
Wer kaufen will, muß heut noch laufen,
Daß er den Christbaum schmücken mag,
Wer feil hat, will noch heut verkaufen,
Denn morgen ist Bescherungstag.

Doch sieh, wie mit betrübten Mienen
Dort an der Ecke froststarrt,
Vom nahen Gaslicht hell beschienen
Ein Knabe noch des Käufers harrt.
Er hat den Christbaum selbst geschnitten,
Mit saurer Müh im Tannenwald,
Sein schüchtern Auge scheint zu bitten:
„O kauft mir ab, die Nacht ist kalt:

„Kauft ab, ihr könnt so lustig lachen,
Ihr habt das Glück und ich die Noth.
Was soll ich mit dem Christbaum machen?
Die Mutter krank, der Vater todt!“
Doch niemand, der des bleichen Kleinen
Und seines Baums gewahren mag,
Vorbei rennt jeder mit dem Seinen –
Und heut ist schon der letzte Tag!

Doch schau, da kommt mit muntrem Schritte
In Sammetpelz und Federhut —
Die schöne Mutter in der Mitte —
Ein Kinderpärchen wohlgemuth;
Den Korb gefüllt mit Weihnachtsgaben,
Trabt hinterher des Hauses Knecht: —
„O Mutter, sieh den Baum des Knaben
Der ist für uns noch eben recht!“

Die schöne Mutter zahlt in Eile
Dem Knaben sein Viergroschenstück,
Er dankt — und schaut noch eine Weile
Den Frohen nach mit trübem Blick:
Wie wird sein Christbaum morgen funkeln
Im fremden Haus, im Kerzenschein,
Und ach! im Kämmerlein, im dunkeln,
Wie still wird seine Weihnacht sein!

Drum Kinder, wenn bekränzt mit Gaben
Euch euer Christbaum fröhlich brennt,
Denkt, ob ihr nicht den bleichen Knaben
Und seine kranke Mutter kennt?
Und geht und trocknet ihm die Wangen
Und lernet von dem heilgen Christ,
Daß zwar vergnüglich das Empfangen,
Doch seliger das Geben ist!

Karl Gerock.

(**Die größte Stadt der Welt.**) Nicht London ist die größte Stadt, schreibt ein spanisches Journal, sondern Yeddo, die Hauptstadt von Japan. Sie enthält 1,500,000 bewohnte Häuser, in denen 5 Mill. Seelen leben. Mehrere Straßen haben eine Länge von 22 engl. Meilen.

(**Sprichwörter der afrikanischen Neger.**) Dasjenige, was wirklich Weisheit ist, gilt überall dafür, selbst am Aequator! Wir könnten kaum einen schlagenderen Beweis dieser Behauptung anführen, als die von dem berühmten Afrika-Reisenden Kapitän Burton kürzlich veröffentlichte Sprichwörtersammlung der Neger. Es würde uns nicht schwer fallen, zu den folgenden Sprüchen deutsche Paralellen zu finden, welche fast bis auf den Wortlaut ähnlich sind:

Wenn die Katze stirbt, so freuen sich die Mäuse. — Vertraulichkeit nährt Mißachtung, Entfernung den Respect. — Wer allein reist, bringt Lügen mit nach Hause. — Das Kind sagt nichts, was es nicht zu Hause gehört hat. — Das Kind liebt den nicht am meisten, der ihm immer seinen Willen thut. — Nichts wissen ist schlimm; nichts lernen wollen, schlimmer. — Aerger mit dem Munde straucheln, als mit dem Fuße. — Wer im Streite nachgibt, gewinnt den Sieg. — Hoffnung ist die Säule der Welt. — Wenn dein Verwandter stirbt, so stirbst nicht du; wenn aber seine Ehre leidet, so leidet auch die deine.

Zweisylbige Charade.

1.

Die erste nennen Viele sich mit Freuden,
Ja Millionen auf dem Erdenrund.
Den Namen spricht so oft, so gern der Mund,
Nur weiß das Herz den Namen nicht zu deuten.
Doch glücklich wenn der Sinn das Herz bewegt,
Er hat der Güter höchste sich gewonnen,
Denn Nacht und Furcht und Zweifel sind zerronnen,
Er weiß von Oben sich geschützt, gehegt,
Und Alle sind mit ihm der Kette Glieder,
Er fühlt ihr Wohl, ihr Weh in seiner Brust,
Der Brüder Glück ist seine reinste Lust,
Und ruht er — einst erwacht er selig wieder.

2.

Was klein und winzig dir erscheint zur Stunde,
Das steht nach Jahren groß vor dir und hoch,
Und was dein Geist mit Fleiß und Ernst erwog,
Das gibt von ihm dem spätern Enkel Kunde.
Drum gründe früh schon, fleißig, unverzagt,
Und laß dich Müh und Pflege nicht verdrießen,
Du wirst mit deinen Lieben einst genießen,
Was deine Jugend kaum zu hoffen wagt.
Die Erde weiß dem Fleiße reich zu lohnen,
Sie birgt im Schoße wundervolle Kraft,
Und hab ich erst der Hülle mich entrafft —
Mit Wonne wirst du unter mir noch wohnen.

1 und 2.

Die erste muß der zweiten Werth verleihen,
Die bleibt sich selber ewig unbewußt
Wie heil'ge Freude, kindlich reine Lust
Sich an den heh'ren Glanz des Ganzen reihen.
Wie pocht das Herz, wie schleichen träg' Minuten,
Bis erst des Glückes frohe Stunde schlägt!
Zu lange schon im Busen eingehegt
Ergießt die Freude sich in mächt'gen Fluten.
Als rief der Herr vom Himmel nun: „Es werde!“
Steht eine Schöpfung da voll Glanz und Glück,
Und wer empfängt gibt frohen Dank zurück,
Und so vereinen Himmel sich und Erde.

Auflösung der Charade in Nr. 51:

„Notar.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 53. Sonntag, den 31. Dezember 1865.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Treulich durch die Zeiten,
Schwere Stürme, wilde Weste,
Saure Wochen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Wolken steigen auf und nieder,
Wolken geh'n und kommen wieder
Und kein Wunsch wird's wenden!

Hebel.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Schluß.)

Ausführlich hatte Körber Anna erzählt, wie Alles gekommen war. Jetzt hatte er ihr auch mitgetheilt, wie unendlich viel er in der letzten Zeit gelitten hatte, wie er schon am Abend zuvor sein Entlassungsgesuch nach schwerem Kampfe geschrieben habe, wie er entschlossen gewesen sei, lieber zu brechen, als das Feld zu räumen.

„Und Du hast an mich nicht gedacht?" warf Anna vorwurfsvoll ein.

„Doch — doch Anna, ich habe viel an Dich gedacht!" erwiderte Körber. „Es ist mir nicht leicht geworden, einen solchen Entschluß zu fassen, aber sieh, ich war abgehetzt und geistesmüde, mein Muth sank oft, auf das ganze Leben, auf alle Menschen war ich erbittert — ich hatte die Lust zum Leben selbst verloren, weil ich auf kein Glück mehr hoffte. Aber jetzt beginnt ein neues Leben für uns — ein neues Glück!"

Auch bei Anna hatte er nur wenig Ruhe. Als er sie verlassen hatte, eilte er zu Pintus, um sich noch einmal zu überzeugen, daß auch keiner der Beweise gegen Prell fehle.

Er traf den Richter zu Hause. Er kam ihm entgegen, sobald er eingetreten war. Pintus hatte sich offenbar mit den aufgefundenen Sachen beschäftigt, denn sie lagen auf dem Tische vor ihm. Sein Gesicht verrieth Verstimmung, innere Bewegung.

„Wie sehr man sich in einem Menschen täuschen kann," sprach er, Körber die Hand reichend. „Prell ist noch schuldiger, als selbst Sie glauben und ahnen."

Körber blickte ihn überrascht, fragend an.

„Sehen Sie hier," fuhr Pintus fort, „er hat nicht allein den jungen Berger ermordet und beraubt, er hat nicht allein den Verdacht auf den Förster gelenkt, um auch diesen zu verderben — nein — nein — und das hätte ich für unmöglich gehalten bei ihm — er hat selbst Paula eines Theils ihres Vermögens beraubt — des größten Theiles!"

„Paula — Paula!" rief Körber erstaunt.

Der Criminalrichter nickte zustimmend.

„Als der Steuerrath gestorben war, war ich erstaunt, daß er nicht mehr Vermögen hinterlassen hatte — hieran hat Niemand gedacht — Niemand. Ich begreife nicht, was Prell zu dieser That bewogen hat, denn er hat das Geld nicht benützt. Hier in diesem Packete sind die Werthpapiere enthalten — hier liegt auch ein Nachweis des Steuerraths über sein Vermögen bei. Es ist mir unbegreiflich, daß Prell nicht einmal diesen Beweis vernichtet hat. Er muß den geheimen Wandschrank für außerordentlich sicher gehalten haben! Was glauben Sie, weshalb er den Steuerrath, seinen Freund, beraubt und das Geld doch nicht benützt hat?"

Körber sann nach.

„Ich weiß es nicht," erwiderte er. „Vielleicht hat er nur erst eine längere Zeit darüber hingehen lassen wollen."

„Das wird es nicht sein", bemerkte Pintus. Es dachte ja Niemand an einen solchen Fall!"

„Glauben Sie nun, daß die Beweise gegen Prell ausreichen werden?" warf Körber ein.

„Die Hälfte würde genügen", erwiderte der Richter. „Hier in diese gezogene Pistole paßt die Kugel zu Hellmanns Büchse — er muß die Kugel sich früher verschafft haben!"

„Er hat ja öfter auf der Jagd mit dieser Büchse Hellmanns geschossen", warf Körber ein.

„Diese Kugel, welche der Förster in dem Baume gefunden," fuhr Pintus fort, „paßt in dies Doppelpistol — in der Tasche der Hose steckte dies Papier, es gehört zu demselben Blatte, aus dem er den Pfropfen zur Pistole gemacht, mit der er auf Sie geschossen. Jetzt gibt es keinen Ausweg, keine Rettung mehr für ihn!"

„Ich bin gespannt, welches Benehmen er nun diesen Beweisen gegenüber inne halten wird", bemerkte Körber. „Seine bisher behauptete Ruhe wird doch wohl endlich erschüttert sein."

„Noch heute — heute Nachmittag werde ich ihn verhören", entgegnete der Richter. „Ich werde die ganze Angelegenheit jetzt beschleunigen, es ist ja kein Zweifel, keine Ungewißheit mehr möglich und Prell kann nicht länger leugnen."

Es war bereits kein Geheimniß mehr in der Stadt, daß bei dem Brande in Prell's Hause ein geheimer Wandschrank und in demselben die unzweifelhaftesten Beweise, daß Prell der Mörder Berger's sei, aufgefunden seien. Anfangs hatten sich die Menschen erstaunt angesehen, dann fingen sie an zu begreifen, daß Körber doch Recht gehabt habe und daß alle Mißstimmung gegen ihn nur durch die Mitglieder des Philemon verbreitet sei.

Als Körber über die Straße seiner Wohnung zueilte, bemerkte er bereits an mehreren ihm begegnenden Bekannten, wie schnell sich die Stimmung in der Stadt zu seinen Gunsten umgewandelt hatte. Gleichgiltig wandte er ihnen den Rücken. In

seinem Zimmer angekommen, zerriß er das Entlassungsgesuch und warf sich dann auf das Sopha, um endlich, endlich einmal ohne Störung, ohne peinigende Zweifel und Besorgniß sich der Ruhe hingeben zu können.

Prell saß am Nachmittage dieses Tages in seiner Zelle auf der einfachen, harten Bank. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und blickte starr, in Gedanken versunken vor sich hin. Sein Gesicht war ruhig, kalt. Kein Zug verrieth, was in seinem Innern vorging. Das Gefängniß hatte wenig Veränderung in seinen Zügen hervorgerufen.

Er hatte den Feuerlärm während der Nacht bemerkt, hatte den Schein der Feurgluth am Himmel bemerkt, wo das Feuer stattgefunden, wußte er nicht. Es kümmerte ihn auch nicht und wenn die halbe Stadt zerstört wäre. Ganz andere Gedanken und Sorgen erfüllten ihn.

Durch den Gefängnißwärter wurde er in seinen Gedanken gestört. Unwillig blickte er auf, als derselbe die Thür öffnete und eintrat.

Der Gefängnißwärter theilte ihm mit, daß er ihn in das Verhörzimmer führen solle. Prell erhob sich schweigend, ruhig. Nur mit der Hand strich er über die Stirn, als könne er damit seine ganzen Kräfte und all seine Fassung zusammenrufen. Ohne Zögern folgte er ihm in das Verhörzimmer.

Der Criminalrichter und ein Actuar, der das Protokoll führte, befanden sich in demselben.

Ruhig trat Prell ein. Nur um seinen Mund zuckte ein leises, spöttisches Lächeln.

Scharf blickte Pintus ihn an. Das war dasselbe Gesicht, welches der Doktor vom ersten Tage seiner Verhaftung an gezeigt hatte.

„Ich muß Sie noch einmal verhören, Herr Doktor, „sprach Pintus.

„Wie es Ihnen beliebt", warf Prell ein. „Ich muß ja vor der Hand Alles ertragen — und Sie sehen, ich ertrage es auch."

Der Criminalrichter antwortete hierauf nicht.

„Es ist diese Nacht ein Feuer gewesen," fuhr der Richter fort. „Sie haben es vielleicht bemerkt!"

Prell nickte bejahend nur mit dem Kopfe, indeß entging es dem Richter nicht, daß sein Auge ihn aufmerksamer und erwartungsvoller anblickte.

„Ihr Haus ist zum Theil abgebrannt," fuhr der Richter fort.

Prell zuckte zusammen — er faßte sich indeß in demselben Augenblicke wieder.

„Mein Haus?" rief er. „Wodurch ist das Feuer entstanden?"

„Das ist noch nicht ermittelt. Mich interessiren hier auch nicht die Entstehungsgeschichten, sondern die Folgen dieses Feuers. Es ist in Ihrem Hause, in dem Zimmer mit den getäfelten Wänden ein geheimer Schrank entdeckt — kennen Sie denselben, Herr Doktor?"

„Nein," erwiderte Prell bestimmt, ruhig, völlig gefaßt. Ich habe keine Ahnung davon gehabt."

„Nicht?" warf Pintus ein, „und dennoch haben Sie verschiedene Sachen in ihm geborgen, versteckt!"

„Das ist wohl nicht möglich, weil ich den Schrank nicht kenne", erwiderte Prell mit derselben unveränderlichen, kalten Ruhe.

Diese Ruhe brachte jetzt selbst den Criminalrichter in Aufregung.

„Ihr Leugnen ist unnütz!" rief er aufstehend. „Es hat sich die Pistole darin gefunden, mit der Sie Berger ermordet, die Doppelpistole, mit der Sie auf den Kommissär Körber geschossen — die Kleidung, welche Sie in jener Nacht angehabt haben, der Spaten, mit dem Sie das Loch gegraben, die rothe Schleife und ein Brief aus Bergers Brieftasche und — die Werthpapiere, welche Sie dem verstorbenen Steuerrath entwendet."

„Herr Criminalrichter!" rief Prell auffahrend. „Ich bin weder ein Mörder, noch ein Dieb!"

„Sie sind es!" erwiderte Pintus bestimmt. „Wie kommen alle jene Sachen in den Schrank?"

„Ich weiß nichts davon."

„Es ist, wie ihre Wirthschafterin ausgesagt hat, wie auch Paula Braun bestätigt, Niemand außer Ihnen in dies unbenützte Zimmer gekommen."

„Bitte, lassen Sie meine Aussage zu Protokoll nehmen, daß mir der Schrank unbekannt ist, daß ich von den darin gefundenen Sachen nichts weiß," warf Prell mit höhnender Kälte ein.

„Sie wissen selbst, daß Ihnen dies Leugnen diesen Beweisen gegenüber, nicht das Geringste hilft!"

„Ich kann nur das aussagen, was die Wahrheit erfordert!" erwiderte Prell.

„Sprechen Sie das Wort Wahrheit nicht aus!" rief Pintus aufgebracht.

„Ich werde so sprechen, wie es meine Ueberzeugung vorschreibt", entgegnete Prell.

Pintus ließ den Doktor nach diesem kurzen Verhör wieder in seine Zelle zurückbringen.

Er sah ein, daß er kein Geständniß von ihm erzwingen werde, und er bedurfte desselben auch nicht einmal bei der Fülle der Beweise gegen ihn. Ein Zweifel war ja um so weniger möglich, als sowohl Prells Wirthschafterin wie auch sein Kutscher bestätigt hatten, daß die in dem Wandschranke aufgefundenen Kleidungsstücke ihrem Herrn gehörten.

Am folgenden Morgen trat der Gefängnißwärter bestürzt zu Pintus in das Zimmer.

„Was haben Sie?" fragte der Richter, der dem Mann den Schrecken ansah.

„Herr Richter," erwiderte der Mann — „der Doctor Prell — heute Morgen, als ich in seine Zelle kam — er war todt!"

„Todt!" rief Pintus aufspringend. „Wie ist dies möglich?"

„Er scheint sich vergiftet zu haben — dieses Fläschchen lag neben ihm."

„Zeigen Sie," erwiderte Pintus, indem er das Fläschchen an sich nahm. Es war nur ein ganz kleines breites Fläschchen.

„Wie hat er das erhalten?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Wärter.

„Er ist doch genau untersucht worden, als er in das Gefängniß kam?"

„Ja, und dennoch muß er es versteckt bei sich getragen haben, denn Niemand, außer mir, ist zu ihm gekommen."

Dies hatte der Richter nicht erwartet. Für einen Augenblick schien es ihn außer Fassung zu bringen.

„Er hat mich gestern Abend dringend, ihm Papier, Tinte und Feder zu bringen", fuhr der Gefängnißwärter fort.

„Sie haben es ihm gegeben?" warf Pintus ein.

„Nein — ich wagte es nicht — es ist mir ja strenge untersagt. Er wollte sogar in meiner Gegenwart schreiben, an Paula Braun, dennoch wagte ich es nicht."

„An Paula", wiederholte Pintus für sich selbst, „die unglückselige Liebe zu dem Mädchen scheint ihn zu einem doppelten und dreifachen Verbrecher gemacht zu machen. — War er unruhig — aufgeregt gestern Abend?"

„Nein. Es schien mir fast, als ob er traurig wäre. Ich habe nur wenig mit ihm gesprochen, ich hatte ja keine Ahnung von dem, was er im Sinn hatte."

„Vielleicht hätte der Brief uns über die Motive seiner Verbrechen aufgeklärt", sprach Pintus, — allein Sie hatten Recht, Sie durften seinem Verlangen nicht nachkommen, und wer weiß", fügte er hinzu, „ob er auch in jenen letzten Zeilen wahr gewesen wäre, ob er nicht am Ende gar Paula seine Unschuld versichert hätte. Es ist gut so. Ich werde nachher mit einem Arzte kommen und den Todten untersuchen. Lassen Sie Niemand in die Zelle — Niemand!"

„Ich hätte es fast denken können, daß er dem Urtheile des Gerichts zuvorkommen würde", sprach Pintus zu sich selbst, als der Gefängnißwärter ihn verlassen hatte. „Was hätte das Leben ihm auch genützt — die Freiheit würde er doch nie wieder gekostet haben, und er war kein Charakter darnach, um das Alles

über sich ergehen zu lassen. Die Liebe hat ihn zu dem Allen verleitet!“

Die Vergiftung Prell's wurde durch die Untersuchung zweifellos herausgestellt. Sein Selbstmord sprach in den Augen der großen Menge am Deutlichsten für seine Schuld. Die Mitglieder des Philemon vermieden, so viel als möglich war, darüber zu sprechen. Es war ein schwerer Schlag für sie. Am Schwersten hatten sie sich indeß selbst durch ihre Verleumdungen Körber's, und durch die Versicherungen, daß Prell unschuldig sei, geschlagen. Viele, die bis dahin vor ihrer Frömmigkeit Respekt gehabt hatten, fingen an, dieselbe stark zu bezweifeln und gering zu schätzen, weil sie kennen gelernt hatten, daß die Wahrheitsliebe mit der Frömmigkeit nicht mehr Hand in Hand gegangen war.

Am Unangenehmsten fühlte sich der Superintendent Feld berührt. Hätte er nur jene unglückseligen Worte nicht in der Predigt angebracht, sie waren jetzt auf sein eigenes Haupt zurückgefallen. Körber wurde jetzt von Allen als der Gerechte angesehen, der über seine gewissenlosen Feinde triumphirte.

Und er triumphirte in der That. Auf sein von dem Polizeidirektor unterstütztes Gesuch wurde, da er in der Stadt zu bleiben wünschte, seine Beförderung und Versetzung nach der Residenz zurückgenommen. Dafür erhielt er schon kurze Zeit darauf, als der Polizeidirektor versetzt wurde, dessen Stellung, und nun führte er Anna als sein Weib heim.

Jetzt versuchten die Mitglieder des Philemon und auch der Superintendent, sich ihm in freundlichster Weise wieder zu nähern, allein er wies sie entschieden zurück. Er hatte sie zu gut kennen gelernt, um sie zu verachten.

Der alte Berger hatte ihm nicht allein die dem Entdecker des Mörders verheißenen zehntausend Thaler ausgezahlt, sondern noch die Hälfte der Summe, welche seinem Sohne geraubt war.

Hellmann hatte sich in der Stille mit Paula verlobt. Sie selbst zögerte indeß noch, ihm ihre Hand zu reichen, weil die für sie so schnell auf einander folgenden Erschütterungen sie zu heftig angegriffen hatten, und außerdem der alte Berger sich nicht von ihr trennen konnte. Fast ein Jahr war nach Prells Tode vergangen, ehe Hellmann mit Paula verbunden wurde, und dann auch nur unter der Bedingung, daß er seine Försterstelle aufgeben und mit Paula auf das Gut Alldorf ziehen mußte, welches Berger für Paula gekauft hatte.

Dort lebte auch der Alte, der Paula immer mehr in sein Herz geschlossen hatte. Prell hatte kein großes Vermögen hinterlassen, indeß reichte es, namentlich, nachdem seine Besitzung verkauft war, vollkommen aus, um die Zukunft seiner unglücklichen Tochter sicher zu stellen.

Marie war nach seinem Tode mit ihrer Tante nach der Residenz zurückgekehrt. Sie konnte nicht in der Stadt leben, die so traurige Erinnerungen stets in ihr wieder wach rufen mußte.

Prells Haus und Park war von einem Kaufmann erstanden. Das alte, halbniedergebrannte Wohngebäude wurde gänzlich niedergerissen und die alten Bäume in dem Parke wurden zum größten Theile umgehauen. Große Fabrikgebäude wurden an der Stelle errichtet.

Die That Prells ist unter den Bewohnern der Stadt längst in Vergessenheit gerathen, denn auch der alte Berger ist seitdem gestorben. Nur dann und wann kommt noch die Rede darauf. Die Motive, welche Prell zu der That veranlaßt hatten, sind nicht völlig aufgeklärt, obschon man mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, daß nur seine leidenschaftliche Liebe zu Paula ihn dazu getrieben hatte.

Der Philemon hat sich aufgelöst. Der Superintendent Feld hofft indeß noch, den Verein einst in einer bessern Welt, wo es keine Polizeikommissäre gibt, aufs Neue wieder gründen zu können.

(**Der Vatican.**) Die aus einer Aneinanderreihung verschiedener Paläste bestehende Residenz des heil. Vaters in Rom enthält 4422 Zimmer, also noch viermal mehr, als die neuen Parlamentshäuser in London.

Neujahrsmorgen.

Ich liege wieder in der Wiege,
Die Mutterliebe wacht daran,
Und Alles ist noch ungeschehen,
Was mir im Leben weh' gethan.

Noch keiner Täuschung trüber Schatten
Ging ob des Knaben Auge hin,
Die Hoffnung und der Glaube weben
Mit ihrer Seligkeit um ihn.

Es quillt der Wünsche warmes Regen
Durch seinen Morgendämmer sacht,
Wie Samenkörner keimen wollen,
Daraus die Sonne Frühling macht.

Und goldig steht vor ihm in Träumen
Das Bild der Menschheit aufgebaut,
Wie er's der Kraftgestalt des Vaters,
Der Mutter Treue abgeschaut.

Er lauscht, wie duftig Mähr' und Sage
Vom Morgenland herüberweht —
Bis daß vor seinem hellern Auge
Die Kraft des eignen Volkes steht.

Wie mächtig zieht's in Heldenschöne
Dahin vor ihm die Siegesbahn!
So prächtig rauscht's in keiner Mähre,
Von Stambul und aus Hindostan.

Der Völker Schlachten sind geschlagen,
Und unser Volk behielt das Feld;
Von unsrer Herrlichkeit und Größe,
Von unsrem Glanz erzählt die Welt;

Von deutscher Kraft, die dem Verfolger
Die Waffe aus den Händen ringt,
Und Fuß um Fuß vom Feindeslande
In ihr Gebiet herüberzwingt.

Und tausend Schiffe ziehn zum Meere,
Und frei sind deutsches Meer und Land,
Es gehen alle seine Gauen
Nach einem Ziele Hand in Hand! — —

So schweifen ihm die Traumgedanken,
Schon läutet's hell den Morgen an —
Es ist noch Alles ungeschehen,
Was ihm im Leben weh' gethan.

So träumt, zum Manne längst geworden,
Er alle Herrlichkeit herbei,
Womit der Jugend goldnen Becher
Erfüllt die kühne Phantasei.

O halt es fest, dies schöne Träumen,
Womit das junge Jahr dich grüßt,
Denn elend ist, wer diesen Glauben
Im Strom der Zeiten eingebüßt.

(**Der Schalttag.**) Der Schalttag hat als Zeittheil in der Ordnung der Natur von allen andern Tagen nichts voraus; er ist ein Tag wie alle anderen, aber in Absicht auf die Zeitrechnung, auf die bürgerliche Zeiteintheilung gehört er unter die außerordentlichen, denn er macht jedes vierte Jahr um einen Tag länger. Bei der Gründung des römischen Reiches rechnete man

das Jahr nur zu 304, und späterhin nur zu 355 Tagen. Dies verursachte im Kalenderwesen große Verwirrungen. — Es ist mit dem Kalender wie mit einer Uhr; wenn sie zu geschwind oder zu langsam geht, so zeigt sie auch die wahre Mittagszeit nicht an. Julius Cäsar setzte das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden fest, und gab dem jedesmaligen vierten Jahre 366 Tage, also einen Schalttag. Aber der alte Julianische Kalender war noch nicht ganz richtig; denn genau berechnet dauert das Jahr 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 43 Secunden; dieses macht in 1000 Jahren schon 7 Tage 19 Stunden 21 ¹/₃ Minuten aus. Im Jahre 1582 verbesserte Papst Gregor VIII. diesen Fehler und brachte Alles in Ordnung. Aber die Protestanten nahmen den Gregorianischen Kalender nicht an. Erst 1700 wurde er von ihnen anerkannt, und erst seit 1778 feiern auch Protestanten und Katholiken zugleich das Osterfest.

Ein komisches Zwischenspiel.

In einer der Nächte, welche der Sieger Napoleon nach der für die Preußen so unglücklichen Katastrophe von Auerstädt und Jena (Okt. 1806) in dem Palaste der Königin Louise zu Charlottenburg zubrachte, wurde ihm sein Schlaf auf eine eigenthümliche Weise verdorben. Es stand da nämlich im Speisezimmer Friedrich Wilhelms, hart neben dem Gemach, wo sein Besieger schlief, eine große Spieluhr, welche in vollem Chor geblasene Trompeterstücke täuschend nachahmte. Um Mitternacht geht der Spektakel los, Trompeten ertönen durch das Schloß, die Dienerschaft, die Adjutanten, Napoleon selbst fahren aus den Betten und glauben an einen Ueberfall. Aber Alles ist wieder still und Niemand kann begreifen, wo alle die Trompeter geblieben sind. Es werden Posten ausgestellt, ein Theil der Diener und Adjutanten bleibt auf den Beinen und siehe, um 1 Uhr wieder derselbe Lärm und zwar in einem der Zimmer. Man stürzt hin und so wird die unschuldige Uhr überrascht, ehe noch der Schabernack zu Ende war. — Fürwahr die göttliche Comödie der Weltgeschichte ermangelt zu keiner Zeit der komischen Zwischenspiele

---

Beim Jahreswechsel.

(Eingesandt.)

Wie der Vogel durch die Lüfte
Ueber Berge, über Klüfte —
Eilt mit leichtem, leisem Flügel
Durch das leere Reich der Träume
In die endlos stillen Räume,
Raschen Lauf's der Zeiten Strom!

Laßt uns eilen, laßt uns jagen,
Vorwärts dringen ohne Zagen,
Folgen ihr im raschen Schritt!
Daß die Flücht'ge wir erfassen,
Nimmer sie von dannen lassen,
Bis wir treulich sie genützt.

M.

Wie das Modejourn. „La Vie Parisienne" vor längerer Zeit schon verkündete, ist jetzt der Charakter der Damentoiletten für den Winter endgiltig festgesetzt. Er ist durchaus antik. Die Mode verneigt sich huldigend vor dem kaiserlichen Biographen Cäsars. Man wird in dieser Saison nur Roben sehen, welche mit geschnittenen Steinen, Cameen, Gemmen und Hieroglyphen geschmückt sind, weite antike Roben mit ganz kurzer Taille. In den Museen wählt man nach Mustern aus den entferntesten Zeitaltern der Geschichte — römisch muß es sein, karthaginiensisch kann es sein, mythisch-ägyptisch aber hat den Vorrang. Antike Gegenstände in Miniaturen und Email werden sehr gesucht, und die Edelsteine müssen à jour gefaßt in durchbrochenem Goldschmuck funkeln. Im Haar wird man viel Binden, Glöckchen, Tropfen, Kleeblätter und Goldschmuck tragen, die Locken, versteht sich falsche, werden in gesuchter Unordnung auf dem blanken Nacken tanzen, auf den Hüten aber trägt man den prächtigsten Federschmuck, der mit einer Camee oder einer mit Edelsteinen besetzten goldenen Filigrannadel befestigt wird. Wie man sieht, bezeichnet diese Mode wieder eine Steigerung in der luxuriösen Kostbarkeit des Damenputzes.

(Mystische Spielereien aus Paris.) Im Jahre 1830 stieg Ludwig Philipp auf den Thron. Er war im Jahre 1773 geboren; 1 + 7 + 7 + 3 = 18; 18 zu 1830 macht 1848. Seine Frau, die Königin Amalie, ist im Jahre 1782 geboren; 1 + 7 + 8 + 2 = 18; auch hier macht 18 zu 1830 1848. Das königliche Paar heirathete 1809; 1 + 8 + 9 = 18; also wieder zu 1830 macht 1848. Jeder weiß, daß 1848 der Julithron umgeworfen wurde. — Nun zum jetzigen Kaiserhaus: Im Jahre 1852 stieg Louis Napoleon auf den Thron. Er war 1808 geboren; 1 + 8 + 8 = 17; 17 und 1852 machen 1869. Seine Frau, die Kaiserin Eugenie, ist 1826 geboren; 1 + 8 + 2 + 6 = 17; 17 und 1852 machen 1869. Sie verheiratheten sich im Jahre 1853; 1 + 8 + 5 + 3 = 17; 17 und 1852 = 1869. Das Jahr 1869 ist auch das hundertjährige Geburtsjahr Napoleons des Ersten, so daß es sein Jahrhundert schließt.

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, noch Größe,
Sie hängt an dem, was einmal sie geliebet,
Und liebt es fort in seiner nackten Blöße.

W. v. Humboldt.

Charade.

(Dreisilbig.)

Wenn nach langer, finst'rer Nacht
Du vom Schlummer bist erwacht,
Glänzt im Ersten hell ein Strahl,
Leuchtend über Flur und Thal;

Und der letzten Silben beide
Hast auch Du, wie Jedermann;
Selbst der Schmerz hat's und die Freude,
Mancher denkt mit Schrecken dran;

Gleich bedeutend mit dem Tod
Wünscht man's sehnlichst in der Noth.
Mancher ist vor tausend Jahren
Nach dem ersten stets gefahren,

Und er hielt es für so leicht,
Dort die letzten aufzusuchen.
Doch es täuschten sich die Klugen;
Nirgends waren sie zu finden,
Und sie konnten's nicht ergründen,
Bis es selber sie erreicht.

Wenn Du nun für Deine Leiden
Sehnlichst suchst die letzten beiden,
Wirst Du es vielleicht erlangen,
Wenn zum Ganzen Du gegangen.

(Aus dem Bayr. Tgbl.)

Auflösung der Charade in Nr. 52:

„Christbaum."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.